Sammlung gemeinverständlicher wissenschaftlicher Vorträge

Franz von Holtzendorff, Rudolf Ludwig Karl Virchow

Digitized by Google

LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY OF CALIFORNIA.

Class

GENERAL

LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY OF CALIFORNIA.

Class

GENERAL

Sammlung gemeinverständlicher wissenschaftlicher Vorträge

begründet von

Rud. Virchow und Fr. v. Holtzendorff,

herausgegeben von

Rud. Virchow.

Neue Folge. XIV. Serie.

Heft 313—336.

LIBRARY OF THE UNIVERSITY OF CALIFORNIA

Hamburg.
Verlagsanstalt und Druckerei Actien-Gesellschaft (vorm. J. F. Richter),
Königl. Schwed.-Norw. Hofbuchhandlung.
1899.

AC30
Sa9
ser.2
v.14

Druck der Verlagsanstalt und Druckerei Actien-Gesellschaft
(vormals J. F. Richter) in Hamburg.

Inhalts-Verzeichniß.

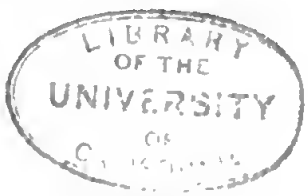
Heft		Seite
313.	Wittstock, Dr. A., Erziehungs-Aufgaben in unserer Zeit...	1— 32
314.	Höck, Dr. F., Der verändernde Einfluß des Menschen auf die Pflanzenwelt Norddeutschlands.....	33— 50
315.	Ißleib, Dr. S., Die Gefangennahme des Landgrafen Philipp von Hessen (1547)	51— 76
316.	Thilo, Dr. med. Otto, Die Augen der Thiere.....	77—100
317.	Beltz, Dr. Robert, Machiavelli	101—150
318.	Hoffmann, L., Die Sprache und Litteratur der Wenden ...	151—190
319.	Knortz, Professor Karl, Ein amerikanischer Diogenes (Henry D. Thoreau).....	191—222
320.	Otto, Dr. Eduard, Kirchenzucht und Polizei im alten Isenburger Lande	223—276
321.	Sintenis, Staatsrath F., Nikolaus Lenau	277—304
322.	Steinschneider, Moritz, Ueber Sprachkenntniß und Sprachkunde	305—332
323.	von Samson-Himmelstjerna, H., Ueber Wasserwirthschaft ..	333—386
324.	Rasch, Oberingenieur E., Zum Wesen der Erfindung. Mit vier Abbildungen	387—430
325/26.	Hönes, Dekan Chr., Dante.....	431—534
327.	Völker, Dr. F., Berühmte Schauspieler im griechischen Alterthum	535—568
328.	Goldschmidt, Professor Dr. Paul, Präsident Lette.....	569—596
329/30.	Diederich, Dr. Benno, Zola und die Rougon-Macquart. Das Milieu bei Zola	597—650
331/32.	Finsch, Dr. Otto, Carolinen und Marianen	651—710
333.	Achelis, Professor Dr. Th., Moritz Lazarus.....	711—750
334.	Anton, Dr. G. K., Der Mittellandkanal (Rhein-Elbekanal).	751—790
335.	Hannecke, Professor Dr., Das Bourbonenthum in Spanien .	791—818
336.	Spelter, Oberlehrer P., Die Pflanzenwelt im Glauben und Leben unserer Vorfahren	819—858

110132

Erziehungsaufgaben in unserer Zeit.

Von

Dr. Albert Wittstock,
Schuldirektor a. D. in Leipzig.



Hamburg.
Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vormals J. F. Richter),
Königliche Hofverlagsbuchhandlung.
1899.

Das Recht der Ueberſetzung in fremde Sprachen wird vorbehalten.

Druck der Verlagsanſtalt und Druckerei Actien-Geſellſchaft
(vormals J. F. Richter) in Hamburg, Königliche Hofbuchdruckerei.

LIBRARY OF THE UNIVERSITY OF CALIFORNIA

Was in unſerer Zeit als charakteriſtiſch hervortritt, iſt unverkennbar das allgemeine Streben nach Bildung. Allenthalben, in allen Ständen und Volksklaſſen iſt ein wachſender Drang nach Kenntniſſen und Wiſſen, ein zunehmender Trieb nach höherer Bildung bemerkbar. Das beweiſen ſchon die vielen Bildungsvereine, die faſt in allen Städten Deutſchlands beſtehen. Da giebt es allgemeine Volksbildungsvereine, Arbeiterbildungsvereine, Handwerker- und andere Bildungsvereine, Frauenbildungsvereine u. ſ. w. Der Ruf nach Bildung ertönt von allen Seiten. Bildung! iſt gleichſam das Feldgeſchrei in den Kämpfen dieſer Zeit. Und dieſem allgemeinen Bildungsbedürfniß entſprechen auch die vielen Bildungsgelegenheiten, wie ſie heutzutage in ſo reichem Maße dargeboten werden, z. B. durch Volksbibliotheken u. dergl., namentlich aber durch öffentliche Vorträge, die heute bereits zur ſog. Univerſitätsausdehnung, zu Volkshochſchulvorträgen erweitert ſind. Während es früher manche Univerſitätsprofeſſoren für eine Entweihung hielten, die Wiſſenſchaft zu populariſiren, ſehen wir heute Gelehrte aller Fächer unter das Volk treten als Verkünder und Verbreiter der Wiſſenſchaft und der Bildung; es wird für Pflicht gehalten, für Mehrung und Ausbreitung der Bildung in immer weitere Kreiſe Sorge zu tragen. Natürlich erſtreckt ſich dieſer allgemeine Bildungseifer beſonders auch auf die Jugenderziehung, überall ſind Regierungen, Magiſtrate und Gemeinden auf die Hebung

des Schulweſens bedacht, Fortbildungsſchulen und höhere Lehranſtalten aller Art werden gegründet, es iſt eine anerkannte Thatſache, daß in unſerer Zeit außerordentlich viel für Erziehung und Unterricht geſchieht und daß die Pädagogik überhaupt große Fortſchritte gemacht hat. Bei dieſem großen Bildungsdrange, wo das ganze Volk in allen Kreiſen von dem Gedanken ergriffen iſt, daß es kein koſtbareres Gut giebt, als Bildung, möchte man wohl ſagen: Nun iſt das goldene Zeitalter der Bildung und Geſittung, der Aufklärung und Civiliſation herbeigekommen, nun erfreuen uns alle die ſchönen Folgen und Früchte, die aus der erhöhten Bildung hervorgehen.

Aber welch ein ſonderbarer Kontraſt! Während wir uns des Fortſchrittes der Bildung rühmen, iſt es zur landläufigen Redensart geworden: Die Welt wird immer ſchlechter! Und es werden Klagen laut über Erſcheinungen, die keineswegs auf Bildung ſchließen laſſen, ſondern auf das gerade Gegentheil, Klagen über zunehmende Unſittlichkeit, Rohheit, Gottloſigkeit, über die tiefer ſinkende Moralität und den im Steigen begriffenen Materialismus, über Genußſucht und Verweichlichung und beſonders über zügelloſe Selbſtſucht, die ſich heute ſtärker denn je geltend macht; niedrige, rohe Selbſtſucht, ſagt man, die rückſichtslos nur den eigenen Vortheil ſucht, macht ſich heute ſtärker denn je geltend und bedroht die ſittliche Ordnung mit ſchweren Gefahren. Dazu kommen die Klagen, daß die Sucht, reich zu werden, zu unerlaubten Mitteln verleitet, zu Betrügereien, Warenfälſchungen, Schwindelgeſchäften, unehrlichen Bankerotten, Kaſſendiebſtählen u. ſ. w. Und während auf der einen Seite brutaler Materialismus, Luxus, Genußſucht, Verkehrtheit, Charakterloſigkeit, ſittliche Lauheit und Schlaffheit als Grundgebrechen der Zeit bezeichnet werden, ſtreben auf der anderen Seite unter den ſchroffen Gegenſätzen des ſozialen Lebens rohe, geſetzloſe Triebe nach Auflöſung der bürgerlichen Ordnung, die

menſchliche Geſellſchaft wankt unter den Vorboten ſozialer Stürme, großer, tiefgehender Erſchütterungen der heutigen Welt, und das Jahrhundert geht zu Ende unter vulkaniſchen Zuckungen, trüben Gärungen und Umſturzideen. Es würde zu weit führen, die ganze Reihe von Anklagen zu beleuchten, die gegen unſere Zeit und ihre Krankheitserſcheinungen erhoben werden. Wenn wir von einem allgemeinen Geſichtspunkt ausgehen, ſo lautet die Diagnoſe des pathologiſchen Zuſtandes unſerer Tage auf Materialismus acutus. Und ein gewichtig Theil der Schuld wird auf Rechnung des großen Fortſchrittes der Naturwiſſenſchaften geſetzt. Die Naturwiſſenſchaften ſollen die Religion gefährden und zum Atheismus führen. Dem Materialismus wird Schuld gegeben, er leugne den Glauben an das Walten eines perſönlichen Gottes, der liebend und weisheitsvoll das Weltall durchdringt und erhält, denn der Materialismus lehre, daß die Welt der Dinge ſich von ſelbſt erhält und ſich nach eigenen innewohnenden Kräften und Geſetzen bewegt. Wenn wir die Hauptanklagen des Zeitalters zuſammenfaſſen, ſo gehen ſie dahin, daß mit den materiellen Fortſchritten die ſittlichen nicht korreſpondiren; daß die Menſchen in allem fortgeſchritten ſind, nur nicht in der Moral, ja die zunehmende Zahl der Vergehungen Jugendlicher eher auf einen Rückſchritt auf ſittlichem Gebiete ſchließen laſſen kann; daß es an Reſpekt vor Wahrheit, Recht und Geſetz gebricht, die intellektuelle Kultur keinen Einfluß auf die Geſinnungen zeigt, im Gegentheil mit der Aufklärung die Laſter und Verbrechen zuzunehmen ſcheinen und trotz aller großen Fortſchritte, die unſere Zeit in Erfindungen, Entdeckungen, wiſſenſchaftlichen und Kunſtleiſtungen zu verzeichnen hat, doch eine Barbarei im Menſchengeſchlechte um ſich greift.

Dieſen Anklagen gegenüber iſt nun nicht mit Unrecht geltend gemacht worden, daß wohl zu allen Zeiten über die Schwächen, Fehler und Unvollkommenheiten der Menſchen geklagt worden

iſt. Die Sittengeſchichte der Völker zeigt, daß ähnliche Erſcheinungen immer wiederkehren, nur unter veränderten Verhältniſſen und Formen, ja ſelbſt die ſog. gute alte Zeit wird auch wohl nicht ohne Mängel geweſen ſein. Und darum giebt es nicht Wenige, die ſich mit der Frage ſchnell abfinden, indem ſie ſagen: „Wir leben nun einmal in einer unvollkommenen Welt. Die Menſchen ſind Menſchen und bleiben, wie ſie ſind, das iſt nicht zu ändern.“ Freilich iſt mit derartigen Einwendungen und der bloßen Redensart, die Welt werde doch bleiben, wie ſie iſt, nichts geholfen. Wozu nützt dann die ganze Bildung, wozu alle Bildungsbeſtrebungen und Bildungsanſtalten, wenn es dadurch nicht beſſer werden ſoll? Die menſchliche Unvollkommenheit iſt kein Grund, darum Entartungen und Mißbräuchen nicht zu ſteuern. Der Gärtner weiß, daß es immer Unkraut geben wird, aber darum läßt er das Unkraut nicht überwuchern, ſondern ſucht es auszurotten. Jedenfalls darf man die Stimmen nicht überhören, die da ſagen, es muß Auswüchſen entgegengearbeitet werden; wenn auch das Ziel der Vollkommenheit nicht zu erreichen wäre, ſo müßte man doch wenigſtens ſtreben, ihm näher zu kommen. Was ſollte daraus werden, wenn der Menſch von der Meinung beherrſcht würde, daß er in ſeiner nicht abzuändernden Natur dahin zu leben habe, daß es unmöglich ſei, zu größerer Vervollkommnung zu gelangen. Dann müßte der Menſch an ſich ſelber verzagen. Wären wir nur da, um uns zu nähren und zu kleiden, ſo würden wir die Thiere des Waldes beneiden müſſen, die der himmliſche Vater ernährt und kleidet, ohne daß ſie die ſchwere Arbeit des Lebens zu tragen haben. Nein, ohne die große ſittliche Veredelung würde das Bewußtſein der wahren Menſchenwürde verloren gehen. Da die menſchlichen Anlagen unendlich entwickelungsfähig ſind und durch Ausbildung zu einer Fertigkeit erhoben werden können, deren letzte Stufe nicht abzuſehen iſt,

ſollten da, wo die Gebiete der materiellen Welt unermeßlich erweitert worden ſind und ſo viele allgemeine und beſondere Fortſchritte und Vervollkommnungen der Gewerbe, Künſte und Wiſſenſchaften ſtattgefunden haben, nicht auch Fortſchritte in der Sittlichkeit und im ethiſchen Gebiete möglich ſein? Wohin ſollte es führen, wenn der Menſch immer nur als das unſelige Mittelding zwiſchen Thier und Engel erſcheint, wenn kein Intereſſe mehr für Hohes und Edles vorhanden? Wenn der ſittliche Idealismus wie altmodiſches Vorurtheil betrachtet wird, wenn der Menſch ſeinen Geiſt in das Irdiſche und Sinnliche verſenkt und dieſe Richtung zu dem Niederen die herrſchende wird, da ordnet ſich das Große und Hohe im öffentlichen und privaten Leben beſchränkten Zwecken unter, dann gilt nur der äußere Vortheil, die kraſſe Selbſtſucht. In ſolchen Zeiten erſtirbt das Bewußtſein der wahren Menſchenwürde, die geiſtig-ſittliche Veredelung wird aus dem Auge verloren; man hat nicht einmal mehr Verſtändniß dafür.

Zu ſolchen Zeiten müßte man fragen, ob denn der Menſch ſich nicht bedenklich verirrt hat. Es iſt wahrlich der auffallendſte Widerſpruch, wenn man unſere Zeit wegen ihrer fortgeſchrittenen Bildung rühmt und dabei Klagen erhebt über ſo viele Schattenſeiten unſerer vielgeprieſenen Kultur. Es iſt daher auch kein Wunder, daß bereits die zweifelnde Frage aufgetaucht iſt, ob denn unſere Zeit überhaupt Bildung hat. Man ſollte meinen, ſagen die Ankläger der Zeit, wenn ſich die Bildung wirklich gehoben hat, ſo müßte man doch die Folgen davon wahrnehmen. Und nun ſehe man ſich um, wie viel Elend, wie viel Thorheiten und Unverſtand, wie viel Aberglauben, Vorurtheile und Unnatur giebt es noch in der Welt! Und wie oft wird die Freude am Leben verbittert durch Unvernunft, Liebloſigkeit und Mißgunſt, durch Neid und Lüge! Die Ankläger gehen noch weiter, ſie finden in der Gegenwart nicht Bildung, ſondern Verbildung und Ueberbildung, ſie ſehen manches Verſchrobene und Verzerrte,

nur ſeichtes Vielwiſſen und Oberflächlichkeit, Hohlheit der Köpfe und leeren Schein, und behaupten, daß es an innerer Gediegenheit fehle.

Bei ſolchen ſchwerwiegenden Anklagen in einer Zeit, wo Bildung zum Loſungswort geworden iſt, drängt ſich die Frage auf: Was iſt denn eigentlich Bildung? Worin beſteht das Weſen der wahren Bildung? Wer iſt in Wirklichkeit ein gebildeter Menſch zu nennen? Laſſen Sie uns einmal unterſuchen, was denn der Begriff „Bildung und gebildet ſein“ zu bedeuten hat und welcher Sinn mit dieſem Worte verknüpft iſt. Man kann häufig den Ausdruck hören: den „gebildeten Ständen“ angehörend. Was ſind denn das für Stände, die „gebildeten Stände“? Verſteht man darunter vielleicht die ſog. höheren Stände? Kann man ſagen: je höher geſtellt Jemand iſt, deſto höher gebildet iſt er auch? Im Mittelalter konnten die meiſten Ritter, Grafen und Fürſten, die ſich doch gewiß zu den gebildeten Ständen rechnen, nicht leſen und ſchreiben. Die ritterliche Bildung beſtand in gymnaſtiſch-kriegeriſchen Uebungen und im Waffenhandwerk. Die hohen Herren betrachteten die Beſchäftigung mit den Wiſſenſchaften als etwas für ſie nicht Paſſendes. Als nach dem Tode des Königs der Oſtgothen ſeine Gemahlin dem Prinzen Athalrich wiſſenſchaftlichen Unterricht geben laſſen wollte, proteſtirten die Großen des Reiches dagegen, indem ſie ſagten: Das wäre keine ſtandesgemäße Erziehung, ein König habe nicht die Feder, ſondern das Schwert zu führen. Wenn heute ein Fürſt nicht leſen und ſchreiben könnte, würde man ihn gewiß nicht zu den Gebildeten rechnen. Nach einer Urkunde vom Jahre 1358 konnten im Stifte Meißen der Propſt und vier Domherren nicht ſchreiben. Das kam alſo ſelbſt im geiſtlichen Stande vor, der doch in der Bildung obenan ſtand. Wir ſehen, daß der Begriff der Bildung kein abſolut feſtſtehender für alle Zeiten, ſondern ein fließender iſt, abhängig von dem

erreichten Grade der Kultur. Wer im Mittelalter gebildet war, würde dem Begriff der Bildung des neunzehnten Jahrhunderts nicht entsprechen. Heute steht fest, daß, wenn Jemand zu den Gebildeten gezählt sein will, er Kenntnisse haben muß. Zur Bildung gehört Wissen. Demnach könnte man vielleicht sagen: Je mehr Jemand lernt, je mehr Kenntnisse und Wissen er hat, desto gebildeter ist er; es müssen also die Gelehrten, diejenigen, die wissenschaftliche Studien gemacht haben und gelehrt sind, die Allergebildetsten sein, denn sie besitzen ja die meisten Kenntnisse und das größte Wissen. Daß das aber in Wirklichkeit nicht immer zutrifft, zeigen viele Beispiele. Es sei hier nur an Baco von Verulam erinnert, bekanntlich ein bahnbrechender Geist im Gebiete der Wissenschaften, Urheber einer neuen Richtung in der Philosophie; seine große und dauernde Bedeutung in der Geschichte der Wissenschaften ist unbestritten. Aber diesem Mann von so überlegener Geisteskraft gebrach es gänzlich an moralischer Gesinnung, er mißbrauchte sein Amt zu egoistischen Zwecken, in seiner Eigenschaft als Richter war er bestechlich und beugte das Recht durch Annahme von Geschenken, ja er machte sich kein Gewissen daraus, gegen einen Mann, dem er Wohlthaten und Freundschaftsdienste zu verdanken hatte, öffentlich als Ankläger aufzutreten. Einen solchen Mann kann man trotz seines hervorragenden Wissens doch nicht als Muster der Bildung hinstellen, ja er ist trotz seiner vielen Kenntnisse nicht einmal aufgeklärt zu nennen, denn er wandelte in Rücksicht der heiligsten Angelegenheiten der Menschheit, in Rücksicht der Tugend und Gerechtigkeit nicht im Lichte, sondern in finsterer Nacht. Thatsächlich war auch Baco von Verulam ganz in dem Aberglauben seines Zeitalters befangen, er glaubte an die Goldmacherkunst, an das Lebenselixir, an Sympathiemittel u. dergl. Ein Mensch aber, der nicht wahrhaft aufgeklärt ist, ist auch nicht gebildet, denn die wahre Bildung schließt die Aufklärung

ein. Es giebt Menſchen, die das Daſein der Geſpenſter leugnen, aber ſich nichtsdeſtoweniger davor ängſtigen, ſie ſind nicht aufgeklärt und nicht gebildet. Wir ſehen, wie das Beiſpiel von Baco zeigt, es kann ſelbſt Gelehrte geben, die doch nicht echt gebildet ſind. Wiſſen und Bildung ſind nicht identiſch, das bloße Wiſſen macht es noch nicht, das Beſitzthum der Gelehrſamkeit gewährt keine Garantie gegen ſittliche Verſunkenheit und Beſchränktheit. Die bloße Gelahrtheit macht ſo wenig den Kern der eigentlichen Bildung aus, daß gar mancher Grundgelehrte nicht zu den Gebildeten gerechnet werden könnte, wenn ſein Wiſſen bloß ein todtes wäre, ein äußerliches Gedächtniß- und Verſtandeswerk, das zur Veredelung der ganzen Perſönlichkeit nichts beiträgt. Es darf ſomit das Studium allein noch nicht als ausreichendes Merkmal der Bildung erachtet werden, es gehört noch mehr dazu. Wäre Jemand auch noch ſo kenntnißreich und durch ſein Wiſſen hervorragend, wäre er ſelbſt frei von allen gewöhnlichen Vorurtheilen ſeiner Zeitgenoſſen, dabei aber gewiſſenlos und laſterhaft, ſo könnte man ihn wahrlich nicht einen gebildeten Mann nennen. Hiernach können wir nun ſchon das Weſen der Bildung erkennen. Die Bildung offenbart ſich in ihrer Wirkung auf die Geſinnung und den Geſamtcharakter des Menſchen, darin liegt das weſentlichſte Moment wahrer Bildung. Das gilt ganz beſonders, wenn man von Berufsbildung ſpricht, die nur eine Halbbildung wäre ohne den höheren Geſichtspunkt der Charakterbildung. Wenn man ſagt: ein Mann von kaufmänniſcher Bildung, von techniſcher Bildung, von wiſſenſchaftlicher Bildung, von Weltbildung u. ſ. w., ſo ſind alle dieſe darum noch keine gebildeten Männer, weil ſie umfaſſende Kenntniß ihres Faches beſitzen. Tüchtige Berufskenntniſſe ſind natürlich unentbehrlich für alles Fortkommen im Leben, aber es muß damit die Sittigung verbunden ſein. Jeder Anſpruch auf Bildung, der durch irgendwelche andere Eigen-

ſchaften erworben iſt, würde weſentlich beſchränkt werden durch ſittliche Gebrechen, Charakterloſigkeit, Mangel an Wahrhaftigkeit, Herzloſigkeit, Niedertracht jeder Art. Niemand wird da von Bildung ſprechen, wo man Rohheit der Sitte und Manieren oder eine Handlung findet, die auf Niedrigkeit des Sinnes deutet. Ohne den ethiſchen Geſichtspunkt könnte z. B. die Weltbildung nichts weiter ſein, als verderbliche Oberflächlichkeit, äußere Politur, täuſchende Scheinbildung. Mit dem ſittlichen Fond aber kann ſelbſt ein ſchlichter Landmann, der über die Aufgabe ſeines Lebensberufes klare Einſichten und Erkenntniſſe hat, ja ſelbſt der Arbeiter, der geſchickt, intelligent und fleißig iſt, verſtändig und einſichtsvoll im Geſpräch, anſtändig und geſittet im Verkehr, gebildet genannt werden. Der wahrhaft Gebildete braucht nicht nothwendig ein Menſch von ausgebreitetem Wiſſen zu ſein. Es giebt ſehr gebildete Männer in den verſchiedenſten Lebenskreiſen, ohne wiſſenſchaftliche Studien gemacht zu haben. Und wie viele Frauen von edler Bildung giebt es, die von Gelehrſamkeit weit entfernt ſind. Wir ſehen hier, wie der Begriff der Bildung ein relativer iſt und verſchiedene Modifikationen hat. Eine gebildete Frau iſt etwas anderes, als ein gebildeter Mann. Die echte Bildung zeigt ſich immer im Charakter; wenn wir von Jemand ausſagen, daß er ein gebildeter Menſch ſei, ſo iſt damit nicht bloß ein kenntnißreicher, ſondern ein auf einer höheren Stufe der Charakterveredelung ſtehender Menſch gemeint, und auch der Aermſte kann ein wahrhaft Gebildeter ſein durch einen ſittlich-guten Charakter. Bei aller Bereicherung des Wiſſens muß man ſtets den Zielpunkt ins Auge faſſen: nicht nur immer klüger und unterrichteter zu werden, ſondern das Wiſſen als ein Mittel zu betrachten, den Charakter zu veredeln. In dieſer Veredelung des Charakters und der Erweiterung des geiſtigen und ſittlichen Geſichtskreiſes liegt das wahre Ziel der Bildung. In unſerer Zeit giebt es Viele, die

nach Bildung ſtreben, um dadurch ihrem Fortkommen zu nützen oder Macht und Anſehen zu gewinnen. Aber wenn das Streben nach Wiſſen nicht hervorgeht aus dem Trieb nach innerer Vervollkommnung, wenn ſchnöder Ehrgeiz, niedere Gewinnſucht und andere böſe Leidenſchaften als Triebfeder zur Ausbildung des Verſtandes dienen, dann leidet das ſittliche Bewußtſein. Die Bildung iſt zu höheren Zwecken da, als nur Thaler und Genüſſe gewinnen zu helfen; es wäre betrübend, wenn wir die Bildung nur nach dem Nutzen, den ſie für uns hat, ſchätzen könnten. Alle Fürſorge für ihre Hebung um ihrer ſelbſt willen wäre ſonſt grundlos. Es iſt ja erklärlich, daß Jeder an der Hebung ſeiner materiellen Lage arbeitet, und es iſt richtig, je eifriger Jemand für ſeine Bildung ſorgt, je mehr Kenntniſſe ſich Jemand anſchafft, je unabläſſiger er an ſeiner Ausbildung arbeitet, deſto beſſer ſorgt er für ſein Fortkommen, ſeinen Unterhalt. Nützliche Kenntniſſe ſind immer anwendbar und können daher niemals zuviel erworben werden. Aber die bloße Aufſtapelung von Kenntniſſen iſt noch nicht Bildung. Wohl iſt es ein altes Sprichwort: Der Menſch kann nicht genug lernen und lernt niemals aus; aber man muß ſich davor hüten, plan- und zwecklos ein buntes Durcheinander von willkürlich zuſammengerafften, bruchſtückartigen Kenntniſſen in der Seele oder vielmehr im Gedächtniſſe aufzuſpeichern. Nicht die Menge des Gelernten, noch die Zahl der geleſenen Bücher machen einen klugen und tüchtigen Menſchen, ſondern Gründlichkeit im Lernen, im Leſen, im Arbeiten. Wenig, aber gründlich wiſſen iſt unendlich beſſer, als viel und ungründlich wiſſen. Zerſtreutes, oberflächliches Wiſſen führt nur zu Flachheit und Einſeitigkeit und geiſtiger Zerſplitterung. Leider iſt die Zahl Derjenigen, die ein Weniges von allem, aber nichts gründlich wiſſen, in raſcher Zunahme begriffen. So außerordentlich bildend auch das Leſen guter Bücher iſt, ſo kann doch die bloße Benutzung der Bibliotheken

noch keinen klugen und gebildeten Menſchen machen. Alles kommt darauf an, welchen Gebrauch wir von Büchern machen, d. h. wie und welche Bücher wir leſen. Die oft ins Unglaubliche gehende Menge von Büchern, welche moderne Leſer durchlaufen, wirkt häufiger verwirrend, als wahrhaft bildend, denn dieſes flughafte Leſen läßt natürlich tiefgehende und dauernde Eindrücke nicht in der Seele zurück. Vielfach iſt das Leſen nur ein paſſives Aufnehmen fremder Gedanken, wobei der Geiſt des Leſenden ſelbſt wenig oder gar nicht denkthätig iſt. So ſchmeicheln ſich Viele mit dem Wahn, daß ſie ihre Bildung vermehren, aber ſie tödten durch das Leſen bloß ihre Zeit und haben nichts davon.

Wenn wir nun verſucht haben, die Hauptzüge und Momente im Begriffe der Bildung zuſammenzufaſſen und zu ſehen, worin der wahre Kern und die wahre Blüthe der Bildung liegt, ſo ſind wir nun auch gerüſtet, zu erkennen, warum in unſerer Zeit, trotzdem ſo viel für Hebung der Volksbildung geſchieht, dennoch geklagt wird über ſittlichen Rückgang, Materialismus, Selbſtſucht, Verwilderung und dergl. Sicher iſt nicht zu leugnen, daß Bildung, Kultur und Aufklärung, dieſe drei Begriffe ſind ja ſynonym, in unſerem Zeitalter mit mächtiger Gewalt auf die Entwickelung und Geſtaltung des Volkslebens eingewirkt haben. Freilich giebt es auch eine Scheu vor der Aufklärung. Sogar Männer, die ſelbſt an der Bildung des Volkes redlich mitwirkten, haben ſehr nachdrücklich vor Aufklärung gewarnt und es als ſchädlich bezeichnet, im Volke Lehren verbreiten zu wollen, die über die Faſſungskraft desſelben hinausgehen. Leſſing ſoll einmal geſagt haben, ſolche Aufklärerei, womit Mißbrauch getrieben wird, ſei ihm ein wahrer Greuel und ein ebenſo ehrlicher Kämpfer für Licht und Wahrheit, Moſes Mendelsſohn, warnt ausdrücklich vor den Nachtheilen, die durch Verbreitung der Aufklärung könnten herbeigeführt werden, und mahnt die Aufklärer, doch ja mit Vorſicht

und Behutſamkeit zu verfahren. — Um eingewurzelte Irrthümer, Aberglauben, Vorurtheile im Volke zu beſeitigen, muß der Förderer der Aufklärung natürlich mit weiſer Beſonnenheit zu Werke gehen. Thomaſius muß gegen das Hexenunweſen mit anderen Waffen kämpfen als der Jeſuit Spee. Immer iſt Vorſicht nöthig, damit man der guten Sache nicht Schaden zufüge. Mißbräuche ſind ja allerdings mit der Aufklärung vorgekommen. Es hat Menſchen gegeben, die ſich Aufgeklärte nannten, indem ſie die erhabenſten Wahrheiten der Religion für abergläubiſche Meinungen, die Lehren der Weisheit für Sophiſterei und Tugend und Sittlichkeit für bloße Hirngeſpinnſte erklärten. Aber die Aufklärung ſelbſt iſt an ſolchen Verirrungen nicht ſchuld und man kann darum der Sache der wahren Aufklärung keine Feſſeln anlegen. Es iſt gar nicht zu denken, daß ein Menſch, der ſelbſt Einſicht, Geiſtesfreiheit, Erkenntniß der Wahrheit beſitzt, dieſes jemals bedauern und wünſchen könnte, ſich noch in dem Zuſtande der Unwiſſenheit, der Beſchränktheit und des Irrthums zu befinden. Der Menſch iſt zum Licht geboren und das Licht dringt mit der Zeit doch durch. Die Bildung im Volke iſt in einem beſtändigen Fortſchritt begriffen, dieſes Fortſchreiten iſt eine Naturnothwendigkeit, eine Bedingung des organiſchen Volkslebens. Gewiß, unſer Zeitalter iſt aufgeklärt, woran liegt es denn nun, daß, trotzdem die erwünſchten Früchte für Sitte, Tugend und Wohlfahrt ſich nicht zeigen? Dies kann nicht anders erklärt werden, als daß die ganze Aufklärung und Bildung, deren wir uns nicht mit Unrecht rühmen, leider keinen veredelnden Einfluß auf die Geſinnungen zeigt. Veredelung des Charakters, des ganzen inneren Menſchen, iſt der einzige Weg für eine Verbeſſerung der Geſellſchaft. Die Aufklärung allein iſt noch kein ſoziales Heilmittel, dadurch werden wir wohl klüger, aber noch nicht beſſer. Alle Aufklärung des Verſtandes hat nur inſofern Werth, als ſie

auf den Charakter zurückfließt. Der Weg zu dem Kopf muß durch das Herz geöffnet werden. Ausbildung des Gefühlsvermögens ist das dringende Bedürfniß der Zeit. Und jetzt sind wir an den Punkt angelangt, von dem aus der Widerspruch sich erklärt, warum unsere Zeit trotz der gehobenen Volksbildung auf Abwege gerathen ist und zu Verirrungen geführt hat. Es herrscht eine tiefe Kluft zwischen der Ausbildung des Verstandes und der des Gemüthes; den bewundernswerthen Fortschritten unseres Jahrhunderts in der Erweiterung der Weltkenntniß und in der Vervollkommnung der äußeren Daseinsbedingungen steht ein betrübender Stillstand oder vielleicht gar Rückgang in der Kultur des Herzens gegenüber. Das Gemüth droht unter dem unruhevollen Hasten und Vorwärtsdrängen zu verkümmern, die Gefühlsbildung ist unverhältnißmäßig vernachlässigt, ungleich mehr wird die intellektuelle Ausbildung gepflegt. Es ist allgemein erkannt, daß bei der Mehrzahl der Zeitgenossen die kalte berechnende Verstandesthätigkeit vorherrscht, wobei das edlere Geistes- und Gemüthsleben zu kurz kommt, das Herz ist zurückgedrängt durch den einseitigen Verstand. Daher ist Gefühlsbildung das dringende Bedürfniß der Zeit. Es war unser großer Nationaldichter Schiller, der in seinen Briefen über die ästhetische Erziehung des Menschen gegen die Unterdrückung des Gefühlsvermögen seine Stimme erhob und die Abstumpfung der Gefühle als Hinderniß der Charakterbildung beklagte. Schiller dringt deshalb auf ästhetische Erziehung, d. h. eine Erziehung, die auf das Gefühl wirkt, um die innere Harmonie des menschlichen Wesens, worin die Totalität des Charakters besteht, zu ermöglichen. Er betont immer, daß die menschliche Natur ein eng verbundenes Ganzes ist und sein soll, als dessen eigentliches Centrum das Gefühl angesehen werden muß. Die wahre Kultur soll durch harmonische Einigung von Empfinden und Denken, von Sinnlichkeit und Vernunft der Idee der

Menſchheit näher führen. Es genügt nicht, ſagt Schiller, bloß den Kopf zu erhellen, man muß auch das Herz erwärmen; er will nicht das Vorherrſchen des ſcheidenden Verſtandes, ſondern des harmoniſchen Gefühls. Schillers große und erhabene Ideen über die äſthetiſche Erziehung zu leſen, iſt ſelbſt ein äſthetiſcher Genuß. Vieles hat er nur angedeutet, die Ueberſetzung ſeiner Theorie in die Praxis und die weitere Ausführung der Nachwelt überlaſſend. (Ich habe verſucht, nach Schillers pädagogiſchen Prinzipien die Löſung des Erziehungsproblems weiter zu verfolgen in meinem kürzlich erſchienenen Buche: „Das äſthetiſche Erziehungsſyſtem", Leipzig, Verlag von Haacke, und ich möchte mir erlauben, diejenigen geehrten Zuhörer, die ſich vielleicht für dieſe Zeitfrage intereſſiren und überhaupt über die auf das Erziehungsweſen bezüglichen Fragen der Gegenwart noch mehr ins Einzelne gehenden Aufſchluß begehren, als es in dieſer kurzen Stunde geſchehen kann, auf das Buch aufmerkſam zu machen, worin die äſthetiſche Pädagogik ihrer ganzen umfaſſenden Bedeutung nach dargeſtellt iſt.) Die äſthetiſch-pädagogiſche Aufgabe bleibt immer noch zu löſen. Der äſthetiſchen Erziehung in ihrer ganzen umfaſſenden Bedeutung muß ohne Zweifel ein weit höherer Werth beigelegt werden als dies bisher geſchehen iſt; denn die Gefühlsbildung iſt in unſerer Zeit hintangeſetzt durch das Uebergewicht der Verſtandesbildung, es fehlt an harmoniſcher Ausbildung der Geiſteskräfte, und das Gefühl bewirkt die Wiederherſtellung der Harmonie der menſchlichen Anlagen und Kräfte, welche eine glückliche und befriedigende Bildung erfordert. Wenn die glückliche Vollendung der Erziehung auf der harmoniſchen Bildung beruht, ſo iſt dieſe nur möglich auf der ſicheren Grundlage des Gefühls, welches das Reſultat der im Menſchen vereinten Kräfte, die Harmonie ſelbſt iſt und die erziehende Thätigkeit mit dem Lebenshauche kräftigt, der alles Einzelne zum rechten Ganzen vereinigt. Die Verſtandesthätigkeit allein reicht nicht aus, um

die für den Menſchen nothwendigen Aufgaben zu erfüllen. Ein bloßer heller und aufgeklärter Verſtand ohne Wärme der Gefühle und Güte des Herzens iſt oft ein warnender Beweis, wie eine Geiſtesanlage durch Uebermaß und unzweckmäßige Behandlung ausarten und in ihrer Uebertreibung ſchädlich werden kann. Und es tritt Disharmonie zu Tage, wenn der Geiſteskraft eine einſeitige Richtung gegeben wird, es wird nicht der ganze Menſch gebildet. Der Menſch iſt nur ein Halber, wenn er bloß Verſtand hat, aber kein Gefühl. Man darf aber kein Halber ſein, ſondern ſoll immer mehr ſtreben, ein Ganzer zu werden, es iſt ſittliche Pflicht, ein ganzer Menſch zu ſein. In unſerer Zeit haben wir Beiſpiele genug von ſolchen halben Menſchen, puren Verſtandesmenſchen, die aus Eigennutz den Gefühlen keinen Einfluß auf ihr Handeln geſtatten. Das glückliche Gleichgewicht in ihnen iſt zerſtört, es fehlt die Seelenharmonie. Aber Disharmonie in ſich ſelbſt iſt der unglücklichſte Zuſtand des Menſchen. Iſt jedoch Harmonie im Individuum, ſo kommt auch Harmonie in die Geſellſchaft. Darum kein Vorherrſchen einer einzelnen Kraft, was nur zu einſeitiger und oberflächlicher Ausbildung führt; alle individuellen Anlagen, nicht bloß einzelne, ſollen entwickelt werden. Wahre Bildung heißt Harmonie aller Kräfte des ganzen Menſchen, der lebendigen Empfindung neben der denkenden Vernunft. Die Erziehung ſoll die Kraft im Gleichgewichte ſtärken in der Dreieinigkeit des Fühlens, Denkens und Wollens, ſie hat alle innig zu einem Ganzen vereinigten Seiten der menſchlichen Natur zugleich ins Auge zu faſſen. Der Menſch ſoll ſich ganz als Menſch fühlen in völliger Uebereinſtimmung mit ſich ſelbſt in einer wohlthuenden glücklichen Harmonie aller Kräfte, was Grundbedingung zur Erreichung des wahren Lebensglückes iſt. Und es iſt das Gefühl, das als Einheit und Mittelpunkt des geiſtigen Lebens alles harmoniſch vereinigt und harmoniſche Bildung,

die Wiederherſtellung der Harmonie, der Totalität der Kräfte, iſt alſo nur auf äſthetiſchem Wege möglich, d. h. durch Pflege des Gefühlslebens, denn Aeſthetik bedeutet im weiteren Sinne die Wiſſenſchaft von den Gefühlen; die Grundſätze der Entwickelung des Gefühlsvermögens machen den Inbegriff der äſthetiſchen Erziehung aus. Die äſthetiſche Bildung erſtreckt ſich auf die unſere Gedanken und unſere Geſinnungen, auf die das Wort und die That begleitenden Gefühle, ſo daß Gefühl, Erkenntniß und Wille ſich in Einheit und Harmonie entwickeln, und dieſe äſthetiſche d. h. Gefühlsentwickelung iſt die einzig naturgemäße, nur dadurch iſt die Erziehung des Menſchen zum Menſchen, zum wahren Menſchen möglich. — Naturgemäße Erziehung, das kann man oft hören, das iſt ſchon eine alte Forderung und es iſt auch thatſächlich der Weg gebahnt, dieſer Forderung gerecht zu werden, ſeit die Pſychologie der Pädagogik dienſtbar gemacht worden iſt. Nur Hand in Hand mit der Seelenkunde iſt die Erziehungsaufgabe richtig zu verſtehen und durch die Kenntniß der Seelengeſetze wird die Erziehung immer mehr zum naturgemäßen Ziele führen, d. h. den Menſchen zu dem machen, was er, den Abſichten der Natur nach, werden ſoll. Um das Kind naturgemäß zu bilden und zu erziehen, muß man auf den Wink der Natur achten. Die Natur zeigt nun, daß das Gefühl die Wurzel und den Grundboden des geiſtigen Lebens bildet. Neugeborene Kinder fangen ihre Entwickelung bekanntlich nicht mit dem Denken an. Wenn wir ein neugeborenes Kind vor uns haben, ſo können wir nicht ſagen, daß es ſchon denkt, erkennt, urtheilt u. ſ. w. Eine nähere pſychologiſche Unterſuchung ergiebt, daß das Empfindungsvermögen im Menſchen ſich zuerſt regt und ſich weit lebhafter äußert, als das Erkenntnißvermögen. Die Grundlage und der Anfang der ganzen Seelenthätigkeit ſind Empfindungen, der lebendige Pulsſchlag im Menſchen. Die Empfindung iſt die

erſte Manifeſtation des Lebens und die erſte aller Thätigkeiten, in denen ſich die Kraft der Seele zeigt. Kleine Kinder können noch nichts als empfinden, ſie haben noch keinen Verſtand, keine deutlichen Vorſtellungen, keine Denk- und Urtheilskraft, aber durch ihr Geſchrei, Lachen, ihre Thränen und Geberden erkennt man, mit welcher Lebhaftigkeit ſie ſchon empfinden. Das Gefühlsvermögen iſt das erſte im Menſchen, es iſt die unmittelbare Ankündigung unſeres Daſeins überhaupt und der tiefſte Lebensquell des menſchlichen Organismus. Das ganze Daſein des Menſchen iſt nur Empfindung, von dieſem primären Element geht alle weitere Entwickelung aus. Die Seele empfindet erſt und dann erkennt ſie, erſt kommt das Gefühl und dann der Begriff und ohne Gefühl iſt kein Begehren, kein Trieb, kein Wille möglich. Es giebt kein Streben in der menſchlichen Seele, das nicht aus Gefühlen hervorginge. Der Menſch denkt wie er fühlt und er will wie er fühlt und denkt. Das Gefühlsvermögen iſt alſo von erſter Bedeutung für das menſchliche Geiſtesleben, weil es dem Denken und Wollen ihre individuelle Geſtaltung giebt und ſie zur Verwirklichung, zur Bethätigung im Leben bringt. Das Gefühl bildet die Baſis der menſchlichen Seele, die Grundkraft und Einheit derſelben, ſowohl die Intelligenz als der Wille iſt im Grunde Gefühl. Hier liegt das Fundament für alle Entwickelungsſtufen des Geiſtes, die ohne Gefühl nicht möglich ſind und auf ihm beruhen; es iſt im Grunde nur eine Kraft in verſchiedenen Modifikationen und in innigſter Wechſelwirkung. Im Herzen, dem Sitz der Gefühle, haben alle Funktionen ihren Urſprung, von dieſem Grundquell aller Lebensbewegung, als dem Centrum der Geiſtesthätigkeit, geht alles menſchliche Thun aus.

Die Natur hat alſo gezeigt, daß der Weg der menſchlichen Entwickelung durch die Gefühle geht. Der Pädagogik muß daher das Gefühl zur naturgemäßen Grundlage angewieſen

werden. Nur dann kann die Erziehung eine naturgemäße ſein, wenn das Hauptgewicht auf die Entwickelung des Gefühlsvermögens gelegt wird, auf dieſe urſprüngliche Anlage muß alles bezogen werden. Vorzugsweiſe und am meiſten an das Gefühlsleben ſoll ſich die Erziehung wenden, das Empfindungsvermögen, das ſich am erſten im Kinde entwickelt, iſt das erſte Mittel, dem Menſchen beizukommen. Gerade in den Jugendjahren iſt die Empfänglichkeit des Gefühls am größten; das Kind, das noch keine deutlichen Vorſtellungen hat, wird nur durch Gefühle geleitet. Die Jugend lebt in der Unmittelbarkeit des Gefühls, in ihr iſt dieſe Himmelsgabe noch unverfälſcht. Die Erziehung muß ſich daher der Empfindungen des Zöglings bemächtigen und frühzeitig die Entwickelung und Thätigkeit des Gefühlsvermögens zu befördern und weiſe zu leiten bedacht ſein. Nur durch das Gefühlsvermögen kann man nachhaltig erziehend wirken. Was von Herzen kommt, geht wieder zu Herzen. Was keine Demonſtration hervorbringen kann, bewirkt das Gefühl. Je reiner, ſtärker und beſtimmter unſer Gefühlsvermögen wirkt, deſto feſter wird auch die Ueberzeugung von den höchſten Ideen in uns begründet. Es giebt Wahrheiten, die bloß durch das Gefühl erkannt werden, namentlich bei den höchſten Wahrheiten, Gottes-Daſein, Unſterblichkeit, Ewigkeit, da giebt es kein Wiſſen, ſondern nur Glauben, d. h. innere Empfindung. Die Religion iſt Empfindung, nicht ein Wiſſen, eine Theorie des Verſtandes, ſondern Gefühl, lebendige Kraft. Gott und Unſterblichkeit liegen über alles menſchliche Wiſſen hinaus, wir können hienieden nur ein Glauben und Ahnen von ihnen gewinnen. Wer Gemüth hat, ſucht und findet Tröſtung und Beruhigung in dieſem Glauben, den der Verſtand mit ſeinen unzureichenden Schlüſſen nie geben kann; wie viel entbehrt alſo der, der gemüthsarm iſt! Wie glücklich iſt der arme Mann mit reichem Herzen gegen den reichen Mann mit armem Herzen! Oder

giebt es ein Menſchenleben, das nie von Schickſalsſchlägen heimgeſucht worden wäre? An wen auf Erden ſoll ſich der ſchwache Menſch halten, wenn der Unbeſtand alles Irdiſchen ihn ergreift und ihn zuletzt alles verläßt? Nicht der Verſtand, ſondern vorzugsweiſe das Gefühl führt zu dem Troſt, der in Gott einen zwar unerforſchlichen, aber dennoch weiſen und gütigen Lenker aller Dinge erblickt. Ebenſo können Geſinnung und Charakter nicht durch bloßen Verſtand gewonnen werden. Es ſind immer die Gefühle, worauf es ankommt. Ohne die Stärke und Innigkeit des Gefühls kann der Menſch dem idealen Ziele ſeiner Vollkommenheit ſich nicht nähern. Bei ſolcher allſeitigen, beſtändigen Beziehung des ganzen Lebens auf das Gefühl iſt ſicher, daß das Gefühlsvermögen der ſorgfältigſten Entwickelung und Veredelung bedarf, wenn nicht die Vernachläſſigung desſelben die ganze individuelle Kultur aufhalten ſoll. Gerade in Bezug auf die Gefühlsbildung kann das, was in der Jugend, wo das Kind allen Bildungen und Verbildungen ausgeſetzt iſt, verſäumt worden iſt, ſpäter nur ſchwer erſetzt werden.

Wenn die Zeitkrankheit Vernachläſſigung und Verkümmerung des Gefühlslebens iſt, ſo war die Erziehung keine naturgemäße und mußte nothwendig zur Unnatur führen. Es iſt etwas Wahres daran, wenn man die einſeitige Verſtandesrichtung für die Uebel der geſellſchaftlichen Zuſtände verantwortlich macht und bei den Klagen über Gefühlsverhärtung, Dickhäutigkeit, Roheiten und Auswüchſe auf jene Urſache hinweiſt; die Vernachläſſigung des Gemüthslebens führt leicht zu ſelbſtſüchtiger Reflexion und weltkluger Berechnung und zu einem rohen egoiſtiſchen Materialismus. Es gehört alſo zu den hauptſächlichſten Erziehungsaufgaben der Gegenwart, die Pflege des Gemüths mehr zur Geltung zu bringen, die ethiſchen und idealen Intereſſen mehr zu begünſtigen, Gemüths- und Herzensbildung muß in erhöhtem Maße zur pädagogiſchen Aufgabe

werden. Gemüthsbildung ist keine neue Forderung, sondern schon ein altes Thema in der Pädagogik, die Wichtigkeit der Gemüthsbildung ist schon oft und mit gebührendem Nachdruck betont worden. Dabei hat es auch nicht an gegnerischen Stimmen gefehlt, indem man mit der Gemüthsbildung eine verkehrte Auffassung verband. Natürlich soll das Erregen und Bewegen der Gefühle nicht ausarten in eine regellose Empfindelei, eine exaltirte Empfindsamkeit. Schwache Weichherzigkeit darf nicht mit dem gesunden Gefühle verwechselt werden, ein reines, lebendiges und kräftiges Gefühl soll in dem Zögling ausgebildet werden, frei von aller Schwärmerei und schwächlicher Sentimentalität. Auf Klarheit und Bestimmtheit, Frische und Festigkeit der Gefühle geht der Zweck der Gemüthsbildung. Der Mann von gesundem Gefühl ist gleich frei von aller Schwärmerei, wie von egoistischer Kälte, er verbindet mit der Begeisterung auch die vernünftige Ueberlegung; weder Phantast noch Menschenfeind, befördert er mit sicherem Schritte wo und wie er kann die höher steigende Vervollkommnung des menschlichen Geschlechts durch den Einfluß seines fühlenden Herzens auf die Bildung und Beglückung seiner Menschenbrüder. Die hohe Bedeutung des Gemüths liegt hinlänglich zu Tage, das Gemüth des Menschen darf nicht leer ausgehen, die Mahnungen zu einer tieferen Gemüths- und Charakterbildung behalten ihr Recht. Denn was ist Gemüthsbildung anders als eine tüchtige Charakterbildung? Was sich in der Energie und Konsequenz des Charakters bewährt, das ist eben das Leben des Gemüths. Einen festen Charakter haben, mit einem für das Gute und Wahre warm schlagenden Herzen, das ist gemüthvoll und gemüthbildend. Häufig sagt man für Gemüthsbildung auch Herzensbildung, Herz und Gemüth bedeuten oft dasselbe. Der Sprachgebrauch hat die Sphäre der Empfindungen und Gefühle Herz genannt, worunter die tiefste Innerlichkeit der geistigen Menschennatur zu

verſtehen iſt, die Geſamtheit der Empfindungen und Gefühle, kurz der inneren Stimmungen, die zuſammen das ausmachen, was man Gemüth und Herz nennt. Wie man es nennen möge, Gemüths-, Charakter-, Herzensbildung oder nach Schiller äſthetiſche Bildung, es iſt immer derſelbe zielbewußte Ausgangspunkt, daß nur in der Gemüthstiefe des Zöglings die echte Bildung lebt. Die Pädagogik muß den Hauptaccent auf Gefühl und Empfindung legen, als nothwendiges und vernünftiges Fundament aller Erziehung; der ganze Menſch ſoll nach ſeiner Natur und Beſtimmung gebildet und vervollkommnet werden, ausgehend von der Entwickelung des Gefühls, des wichtigſten Faktors des Seelenlebens, das alle Kräfte des Menſchen weckt und in Bewegung ſetzt, die Wurzelkraft bildet für alle Entwickelungsſtufen des Geiſtes. Denn alles Denken und Thun wird vom Gefühl beeinflußt. In der Bibel heißt es: Die Gedanken kommen aus dem Herzen, alſo aus dem Gefühle, und der Dichter ſagt: Gefühl iſt alles. Wenn ihr's nicht fühlt, ihr werdet's nicht erreichen. Die Natur hat das Gefühl zur Hauptpotenz im Menſchen erhoben. Der Beſtimmungsgrund alles menſchlichen Handelns iſt im Gefühl zu ſuchen. Die äſthetiſche Pädagogik will naturgemäße Menſchenbildung. Alles Erziehen, wodurch die Gefühlsthätigkeit geſchwächt wird, iſt nicht naturgemäß. Sollen die Kinder den natürlichen Anlagen gemäß gebildet werden, ſo muß der Schwerpunkt der Erziehung in der Einwirkung auf das Gefühl liegen, was um ſo nothwendiger iſt in einer Zeit, wo geklagt wird, daß das Herz dem kalten berechnenden Verſtande geopfert wird, die Zeit an theils roher, theils blaſirter Unempfindlichkeit, innerer Haltloſigkeit und Zerfahrenheit krankt. — Aber Mangel an Gefühl macht ſelbſtſüchtig und zu aller Gemeinnützigkeit untüchtig. Durch die einſeitigen klugen Köpfe, die bloßen Verſtandesmenſchen gelangt die materielle Gewalt zur Uebermacht und die geiſtige Kraft des Rechts und der Wahrheit geht unter; um im Volksleben

das Gleichgewicht zu erhalten, bedarf das Gemüth der Pflege, daß aus der Bruſt lebendige Gefühle, aus dem Kopf erfriſchende Gedanken hervorſpringen, die zu Thaten werden. Das Gefühl muß in Staat, Leben und Wiſſenſchaft zu Kraft und Energie werden. Der Weg zur Humanität geht nicht durch die Kenntniſſe, ſondern durch die Gefühle. Unſerer Zeit thut noth, den humanen und ſozialen Gefühlen Raum zu ſchaffen, in der neuen Weltlage, die Unendlichkeit der Kultur iſt, in der raſtlos fortſchreitenden Bewegung nicht zu verſäumen, daß das Höchſte in der Menſchheit realiſirt werde, daß das geſchehe, was die fortſchreitende Zeit fordert, Herzensbildung. Je mehr in einem Zeitalter alles zunächſt auf bloßen ſinnlichen Genuß berechnet wird; je mehr der Menſch bloß auf ſich und ſeinen Vortheil und nicht auf die großen Angelegenheiten des Geſamtwohls Rückſicht nimmt; je größer die Kolliſionen ganzer Stände in den Verhältniſſen des bürgerlichen Lebens, deſto höher ſteigt die Verpflichtung der Erziehung, die Gefühle in ihrer natürlichen Lauterkeit und Reinheit zu entwickeln, und die Thätigkeit des Gefühlsvermögens ſo zu ſtärken und zu leiten, daß dasſelbe ſeine Rechte ſelbſt gegen den Zwang der konventionellen Sitten und gegen den kalten Egoismus der Zeit geltend macht. Wenn es wahr iſt, daß in den großen Bewegungen unſerer Zeit ſchließlich doch nur in der rechten Erziehung die volle Garantie für eine beſſere Zukunft liegt, ſo leuchtet ein, daß die Gemüthsbildung oder äſthetiſche Erziehung das nächſte und dringendſte Bedürfniß iſt, nur durch eine geſunde Gefühlserziehung wird aus der großen Uebergangs- und Entwickelungsperiode, in der wir leben, eine geſunde Zukunft hervorgehen. Um einer neuen beſſeren Zeit Bahn zu machen, muß man die Hoheit und Wichtigkeit der äſthetiſchen Pädagogik vor Augen haben, die allein zum Ziel der Menſchheit führt. Die Wichtigkeit der äſthetiſchen Erziehung erhellt ſchon aus dem großen Einfluß, den die Gefühle

auf das ganze menſchliche Leben haben. Man kann ſagen, daß die Welt von Gefühlen regiert werde; alle, die in der Welt etwas Hervorragendes leiſteten, waren Menſchen von feinem, geläutertem Gefühl, die vollendetſten Menſchen waren diejenigen, die am tiefſten empfanden. Unter allen Triebfedern ſind die Gefühle die mächtigſten, jeder Menſch ſteht unter der Herrſchaft des Gefühls, und nur durch die Ausbildung des Gefühlsvermögens kann der Menſch befähigt werden, ſeiner ganzen Beſtimmung mit Erfolg nachzuſtreben. Darum müſſen die Gemüths- und Gefühlskräfte, die in den Jugendjahren am bildſamſten ſind, frühzeitig geweckt und belebt und auf die höhere Beſtimmung des Menſchen bezogen werden, die Jugend muß eine tiefere Gemüths- und feſtere Charakterbildung erhalten.

Zu dieſer Bildung unſere Jugend heranzuziehen, muß als pädagogiſche Hauptaufgabe der Gegenwart bezeichnet werden und es iſt dazu beſonders die Familie berufen, nicht bloß die Schule. Die Schule iſt zunächſt Unterrichtsanſtalt und hat es als ſolche mit Kenntniſſen und Fertigkeiten zu thun. Allerdings vermag auch die Schule auf die Bildung des Gemüths einen ſehr fördernden Einfluß auszuüben und der Lehrer wird dieſer wichtigen Aufgabe ſchon von ſelbſt gerecht, da einem jeden Lehrgegenſtand eine gemüthbildende Kraft innewohnt, es kommt nur auf die Methode an. Ja es giebt unter den verſchiedenen Lehrgegenſtänden der Schule einige, die in ganz unmittelbarer Beziehung zu dem Gemüthsleben ſtehen, wie z. B. die Religion, der naturkundliche und weltgeſchichtliche Unterricht, der Unterricht in der Mutterſprache, im Zeichnen, Singen u. ſ. w. Aber die Schule vermag doch nie die tiefgreifende und weitreichende Wirkung auszuüben, wie ſie einzig und allein dem Hauſe, der Familie zuſteht. Die hauptſächlichſte Stätte für das Gemüth iſt der häusliche Herd. Die Familie, wo Freud und Leid gemeinſchaftlich empfunden und getheilt werden, iſt die eigent-

liche Bildungsſtätte des Gemüths, an dem traulichen Herde des Familienlebens wird die Flamme immer wieder angeſchürt, die die Herzen erwärmt. Das Herz kann am meiſten bei einer guten häuslichen Erziehung gewinnen, die Gemüths- und Gefühlskräfte, die in der Jugend am bildſamſten ſind, müſſen ſchon frühzeitig geweckt und genährt werden in der Familie, wo der naturgemäße Boden für die unmittelbare Anregung des Gefühlslebens, für die Vertiefung und Kräftigung des jugendlichen Empfindens iſt. Wo die Liebe waltet, wird das Gefühl nicht verhärten. Leider aber werden die Pflichten der häuslichen Erziehung oft ſehr vernachläſſigt, man kann es oft genug hören, daß die häusliche Erziehung vielfach im Argen liegt und daß in unſeren Tagen nicht wenig für die Verbeſſerung des Familienlebens nöthig wäre. Bei dem großen Einfluß der Umgebung auf das Kind, in deſſen Seele ſich alles ſpiegelt, alles was es umgiebt, den größten Antheil auf ſeine Entwickelung hat, ſollte namentlich die Jugend immer nur mit den beſten Beiſpielen umgeben werden. Gute Lehren vermögen viel, unendlich mehr aber gute Vorbilder. Das Kind handelt nicht nach Gründen der Ueberlegung, es ahmt nach, was es ſieht, es ſpricht nach, was es hört, es gewöhnt ſich unbewußt eine gewiſſe Art zu fühlen, zu denken, zu ſprechen, zu handeln an, die ſeine Eigenart, ſein Charakter wird. Das Kindergemüth iſt der empfänglichſte Boden für die Ausſaat guter Gewohnheiten, jung gewohnt, alt gethan. Die Bildung des Charakters hängt nicht wenig von dem Einfluſſe ab, den andere Charaktere auf uns ausüben. Leider gehört es zu den berechtigten Klagen der Zeit, daß die Familie oft kein gutes Beiſpiel bietet, daß die Familienpietät im Abnehmen begriffen, daß die oft belobten deutſchen Tugenden ſtiller Häuslichkeit, arbeitſamer Mäßigkeit und frommer Sitte geſchwunden, da alles locker und loſe geworden, auch die Familienbande an Heiligkeit verloren haben. Die Glückſeligkeit des

Lebens wird nicht mehr im traulichen Familienzirkel geſucht, das Haus wird zur Einöde unter der Genußſucht, unter rauſchenden Vergnügungen und äußerem Glanz, und die häusliche Erziehung leidet unter all' den widerſtrebenden Verhältniſſen. Darum und weil noch täglich große Fehler in der Erziehung begangen werden, muß die Pädagogik immer mehr in das Leben und in die Häuſer eindringen. Leider wird die Pädagogik gewöhnlich für ein trockenes Gebiet gehalten, woher es kommen mag, daß man ſich weniger mit pädagogiſcher Lektüre beſchäftigt und Schriften über Erziehung und Unterricht gewöhnlich nur bei Fachmännern Beachtung finden. Und doch giebt es keinen Gegenſtand, der eine größere Wichtigkeit repräſentirt für Völker wie für Familien, Väter und Mütter ſind die natürlichen Pädagogen. Die Erziehungskunſt iſt eine allgemeine Lebenskunſt, die Jedermann kennen und üben ſoll. Wer Vater und Mutter ſein will, muß auch die Fähigkeit beſitzen, ſeine Kinder richtig zu erziehen. Ganz beſonders die häusliche Erziehung iſt zur Förderung der Gemüthsbildung berufen.

Es wäre traurig, wenn die Gemüthspflege in unſerem Volke vernachläſſigt würde, um ſo beklagenswerther, als ja ſonſt gerade der größte Vorzug des deutſchen Volkes in der Innigkeit und Tiefe ſeines Gemüthes lag. Daß wir Deutſchen im allgemeinen das meiſte Gemüth beſitzen, kann man ſchon daraus abnehmen, daß in keiner anderen Sprache ſich ein Ausdruck findet, der dem Worte Gemüth vollkommen entſpräche. Soll der Franzoſe das Wort Gemüth in ſeine Sprache überſetzen, ſo kommt er in Verlegenheit, denn er hat keinen Ausdruck dafür, er hilft ſich mit Wörtern wie cœur, âme, caractère, naturel, esprit, humeur, aber das iſt alles nicht das deutſche Gemüth. Ebenſo iſt's im Engliſchen, wo man Gemüth durch mind, soul, heart ausdrückt. Das nur uns Deutſchen eigene Wort Gemüth und gemüthlich, was ſich bei keinem anderen Volke findet, wie oft brauchen wir

es in den alltäglichen Lagen und Verhältniſſen des Lebens, bei jeder Gelegenheit. Wie oft ſagen wir bei unſern Vergnügungen: es war recht gemüthlich, ja wir machen uns ſogar den Vorrang in der Gemüthlichkeit ſtreitig, man ſagt z. B. die Süddeutſchen ſind gemüthlicher als die Norddeutſchen. Manchmal verbindet man mit dem Begriff des Gemüthlichen auch ein gemüthliches Sich-gehen-laſſen, was zu dem ironiſchen Wort geführt hat: Es lebe die Gemüthlichkeit! Die deutſche Eigenheit, die im Gemüthsleben beſteht, iſt auch ſchon als Schwäche bezeichnet worden; den Deutſchen wurde vorgeworfen, daß ſie unpraktiſch wären und ſich bloß in Theorien bewegten. Man hat die Deutſchen die Großhändler der Gelehrſamkeit genannt, denen aber dabei der praktiſche Sinn fehle. Dagegen rühmt man von den Engländern, daß ſie eine praktiſche Nation wären, von Thatkraft und geſchäftlicher Tüchtigkeit. Iſt der Vorwurf, daß uns Deutſchen das praktiſche Talent fehlt, begründet? Einſt war Deutſchland in Unternehmungsgeiſt, in Gewerbe, Handel ꝛc. weit voraus und blühte lange vor den übrigen europäiſchen Reichen; im Mittelalter verſorgte es durch Tuch- und Leinenwebereien, Metallarbeiten ꝛc. faſt alle Länder. In der Blüthezeit des deutſchen Gewerbelebens vom dreizehnten bis ſechzehnten Jahrhundert, als die deutſche Hanſa die wichtigſte Seemacht in Europa war, hatte der deutſche Handel eine unglaubliche Ausdehnung erlangt, wozu ſchon die äußerſt günſtige Lage Deutſchlands an drei Meeren, ſowie die großen ſchiffbaren Ströme beitrugen. Dadurch fiel ihm die natürliche Vermittelung zwiſchen den romaniſchen Abendgegenden und dem ſlaviſchen Norden und Oſten, zwiſchen Italien nebſt allen Südländern und Skandinavien nebſt England zu. Aber der deutſche Handel beſchäftigte ſich nicht bloß mit dem Zwiſchenvertrieb der Waren, ſondern gründete ſich auch auf den produktiven Gewerbefleiß der eigenen Städte und die Kraft ihrer Bürger. Die Deutſchen übertrafen

damals an gewerblichem Scharfſinn, Erfindungsgeiſt und vor allem an Tüchtigkeit der Arbeit alle anderen Nationen. Und in der gegenwärtigen Zeit, in der ſich ein großer Umſchwung durch das Maſchinenweſen, durch Entdeckungen und Erfindungen aller Art in den Gewerbs- und Handelsverhältniſſen und den ihnen dienenden Kommunikationsmitteln vollzogen, iſt Gewerbsthätigkeit und Handel von den Deutſchen auf eine immer höhere Stufe gebracht worden. Die Geſetzgebung muß nur ſorgen, daß die ausländiſchen Erzeugniſſe nicht die inländiſchen verdrängen und dem Abſatz unſerer Produktion nicht geſchadet wird. Wir ſehen alſo, daß der ſogenannte unpraktiſche Deutſche neben ſeinem Gemüth auch viel Verſtand beſitzt, daß ſich im deutſchen Volke mit ſeinem Gefühl ein energiſcher, tapferer, thatkräftiger Sinn verbindet. Der Gemüthsmenſch wird allerdings vom Gefühl bewegt, allein dieſe unmittelbare Erregung ſucht er ſich auch zum Bewußtſein zu bringen, und dadurch entſteht nun eben die Innigkeit des Deutſchen, in welcher alle ſeine Vorzüge vor den andern Völkern wurzeln. Das deutſche Volk, ausgezeichnet durch Fülle der Empfindungen und Schätze des Gemüths, genießt mit Recht den Ruhm vor allen Völkern, das entwickeltſte Gemüth zu beſitzen, wie ſchon daraus hervorgeht, daß Deutſchland das klaſſiſche Land der Muſik, dieſer Sprache des Gefühls, iſt. Die Geſchichte zeigt in den hervorragendſten Epochen, was deutſche Gemüthstiefe alles vollbracht hat. Die Deutſchen haben nicht bloß das Pulver erfunden, ſondern auch noch eine andere Kriegsmacht, die ſchwarzen Huſaren vom Regiment Gutenberg, die Deutſchen haben auch die Buchdruckerkunſt erfunden und dadurch die Civiliſation mit der mächtigſten geiſtigen und der wirkſamſten materiellen Waffe ausgerüſtet. Ja, was noch mehr iſt, das deutſche Gemüth hat die große Reformation des ſechzehnten Jahrhunderts geboren, die muthige That der deutſchen Geiſtesbefreiung. Gemüth hängt zuſammen mit Muth, und das ſind eben die Eigenſchaften, die

dem deutſchen Muthe entſprießen und im deutſchen Gemüthe ihre Wurzel haben, jene weithin geprieſene deutſche Gewiſſenhaftigkeit, Gradheit und Redlichkeit. Der echte deutſche Mann iſt ehrlich, bieder, gradſinnig, er verſchmäht Verſtellung, Ränke und Winkelzüge. In der deutſchen Reformation zeigt ſich die deutſche Charakterfeſtigkeit in der Ueberzeugungstreue, in dem Muth, die Wahrheit frei und offen zu bekennen und in der heiligſten Angelegenheit des Menſchen, in der Religion, keine Heuchelei zu treiben. Luther war der Mann voll deutſchen Muthes, deutſcher Kraft, der das große Werk mit deutſcher Gemüthstiefe vollbracht hat. Mögen uns die ſogenannten praktiſchen Völker immerhin ſpottweiſe Idealiſten und Metaphyſiker nennen, wir wiſſen, daß die Wahrheit allein uns frei macht. Und die neueſte Großthat in der deutſchen Geſchichte, die Wiederaufrichtung von Kaiſer und Reich iſt auch ein Werk der deutſchen Gemüthskraft. Lange vorher, ehe durch die großartigen Waffentriumphe das Reich neu geſchmiedet wurde, hat es mit Begeiſterung im deutſchen Herzen gelebt, was unſere Väter gleich einem ſchönen Jugendtraum in der Seele trugen, die nationale Sehnſucht des deutſchen Volkes, die Sehnſucht nach Einheit und Einigung aller Stämme des Vaterlandes. Auf Sänger-, Schützen- und Turnerfeſten und überall, wo deutſche Männer verſammelt waren, ertönte das Lied: „Das ganze Deutſchland ſoll es ſein", und was ſo lange im deutſchen Gefühl lebendig geweſen, wurde dann endlich zur That und Wahrheit, die deutſche Nationaleinheit, die unſerem Volke nie wieder verloren gehen kann, alle inneren und äußeren Feinde werden dagegen nichts ausrichten. Als Columbus von den Meuterern ſeines Schiffes angegangen ward, daß er umkehren ſollte, fragte er: Wie weit meint ihr, daß wir ſind? Wie viel Knoten haben wir ſeit unſerer Abfahrt zurückgelegt? Und als ſie eine bedeutende Zahl angaben, verſetzte Columbus: Ihr irrt euch, wir ſind zehnmal weiter, kehrt um, *wenn ihr*

könnt. — Auch wir können nicht mehr umkehren, wir sind schon zu weit vor, wir können nicht umlenken von der Bahn des nationalen Fortschreitens, wohin uns die Geschichte gedrängt hat. Man kann nicht veraltete und überwundene Spaltungen und Trennungen wieder zurückrufen, ebensowenig wie man das deutsche Volk in seiner Entwickelung aufhalten oder in die Zeiten ehemaliger Zersplitterung und Beschränktheit zurückführen kann. In dem Drange der Weltverhältnisse, die gar keinen Stillstand zulassen, können wir nicht zurückbleiben. Wir stehen in der Periode einer großen Entwickelung und wir müssen vorwärts auf der Bahn nationaler Bildung und Gesittung. Und wir brauchen um unsere Nation nicht bange zu sein. Kräftig und elastisch, hat sich unser Volk immer wieder emporgerichtet und wir werden auch die gegenwärtige Krisis überwinden, wenn wir in dieser Zeit der großen Bewegungen auf allen Gebieten des öffentlichen Lebens die Erziehungsaufgabe nicht versäumen. Ist unter dem Drucke der Zeit das deutsche Volksgemüth abgestumpfter und flacher geworden, so bedarf es allseitiger Erweckung und Bereicherung, und der gefühlsbildende Zweck wird sicher erreicht werden, denn eine Erziehung, die auf Gemüths- und Herzensbildung geht, ist ganz dem deutschen Charakter entsprechend. In der germanischen Mythologie erscheint der Donnergott Donar mit dem wuchtigen Hammer Miölnir, der ausgeworfen immer wieder in seine Hand zurückkehrt: ein Symbol der deutschen Gemüthsstärke; thatkräftiges Gefühl ist der mächtige Thorshammer, in die Hand unserer Nation gegeben, damit sie immer wieder mit Muth und Kraft gerüstet sei, der deutsche Geist immer wieder in seine Tiefe zurückgehe, sich ermanne und stähle gegen die feindlichen Gewalten. Mögen deutscher Sinn, deutsches Herz und deutsches Gemüth immerdar ihren alten guten Klang bewahren zum Segen unseres Vaterlandes!

Der verändernde Einfluß des Menschen

auf die

Pflanzenwelt Norddeutschlands.

Von

Dr. F. Höck,
Oberlehrer in Luckenwalde.

Hamburg.
Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vormals J. F. Richter),
Königliche Hofverlagsbuchhandlung.
1899.

Das Recht der Ueberſetzung in fremde Sprachen wird vorbehalten.

Druck der Verlagsanſtalt und Druckerei Actien-Geſellſchaft
(vormals J. F. Richter) in Hamburg, Königliche Hofbuchdruckerei

Wenn wir ſehen, wie jahraus jahrein gleichartige Pflanzen immer wieder an gleichen Orten erſcheinen, die Pflanzen, welche im Herbſt abſterben, im nächſten Frühling oder Sommer wieder in gleicher Weiſe unſere Fluren ſchmücken, erhalten wir leicht den Eindruck, das Bild, das unſere Pflanzenwelt an einem Orte bietet, ſei unveränderlich. Zwar wiſſen wir, daß unſere älteſten Bäume einmal ihr Ende finden; längſt bevor dies eintritt aber ſehen wir um ſie herum eine Reihe jüngerer Glieder der gleichen Art entſtehen und in deren Schatten wiederum Stauden und Kräuter, die im weſentlichen denen unter dem alten Baume gleichen. Thatſächlich wird denn auch von denen, welche der Pflanzenwelt eine mehr als oberflächliche Betrachtung gönnen, welche die Pflanzenbeobachtung mehr oder minder zur Hauptaufgabe ihres Lebens gemacht haben, den Botanikern, bis zu gewiſſem Grade dieſe Beobachtung beſtätigt. Deshalb werden von ihnen die Fundorte namentlich ſeltener Pflanzenarten genau aufgeſchrieben, damit nachfolgende Geſchlechter ſie wiederzufinden vermögen. Auch ſie rechnen alſo mit dem Umſtand, daß Pflanzen einer Art da wieder zu erſcheinen pflegen, wo ſie einmal waren, obwohl ſie wiſſen, daß dieſe nicht immer ſämtlich alljährlich erſcheinen. So iſt z. B. die (von Garcke) als Widerbart bezeichnete Orchidee (Epipogon aphyllus) wegen ihres oft jahrzehntelangen Ausbleibens und dann plötzlichen Wiedererſcheinens an gleichen oder benachbarten Orten berühmt. Doch wiſſen die

Botaniker ſehr wohl, daß bei einigen Arten, namentlich vielen Bewohnern von Schutthaufen, überhaupt nicht auf ein ſolches Wiedererſcheinen zu rechnen iſt, oft deshalb, weil ſie bei uns im freien Lande überhaupt keine reifen Samen bringen, ſondern nur immer wieder ihre Samen uns zugeführt werden. Abgeſehen von dieſen verhältnißmäßig wenigen Ausnahmen, die man wohl als herumſchweifende oder vagabondirende Pflanzen bezeichnet hat, da ihnen ein feſter Wohnort fehlt, betrachten aber auch die Pflanzenkundigen unſere Pflanzenwelt im ganzen als unveränderlich; ſo ſehr, daß eine Flora, wenn ſie nur einmal wirklich zuverläſſig bearbeitet wird, auch nach Jahrzehnten im allgemeinen richtig iſt.[1]

Wollte man nun aber hieraus ſchließen, daß die gleichen Pflanzengenoſſenſchaften wie heute auch ſchon vor Jahrhunderten und Jahrtauſenden unſere Heimath in gleicher Weiſe bedeckten wie jetzt, ſo wäre dies falſch. Zunächſt iſt allgemein bekannt, daß in früheren Jahrtauſenden in Deutſchland Pflanzen vorkamen, die nirgends auf der Erde mehr ihres Gleichen finden, deren Reſte man nur aus den Steinkohlen kennt. Auf dieſe folgten Pflanzen, die denen der heutigen Tropen am ähnlichſten waren, und erſt allmählich wurde die Pflanzenwelt Mitteleuropas immer ähnlicher der, welche heute in der nördlichen gemäßigten Zone faſt allgemein verbreitet iſt. Aber hiervon können wir abſehen, denn in dieſen fernen Zeiten erhoben ſich nur einzelne Theile unſers heutigen Flachlandes aus dem umgebenden Meere, ebenſo wie noch heute die Felſeninſel Helgoland als Merkſtein aus alten Zeiten einſam aus der brauſenden See hervorragt. Erſt zu der Zeit, als die Pflanzenwelt in unſeren Breiten eine im ganzen ähnliche wie heute war, erhob ſich unſer norddeutſches Tiefland in ähnlicher Weiſe wie jetzt als zuſammenhängende Maſſe über den Meeresſpiegel. Die Unterſuchungen der Pflanzenreſte unſerer Moore, in denen der Verkohlungsprozeß noch weniger

weit vorgeschritten ist, als in den eigentlichen Kohlenlagern, hat gezeigt, daß auch seit dieser Zeit mehrfach wesentliche Wechsel in unserer Pflanzenwelt stattgehabt haben,[2] die durch Wechsel im Klima bedingt waren; man hat von einer oder mehreren Eiszeiten gesprochen. Aber in den letzten Jahrtausenden scheinen derartige klimatische Aenderungen, wenn sie überhaupt nachweisbar sind, wenigstens sehr geringfügig gewesen zu sein. Wäre es das Klima allein, das die Pflanzenwelt bedingt, so müßten noch heute die gleichen Pflanzenarten und Pflanzenvereine unsere Heimath bewohnen, wie zu den Zeiten, als Cäsar und Tacitus die erste Kunde über unser Heimathland aufschrieben. Obwohl die Angaben, welche diese Römer über unsere Pflanzenwelt machen, nur sehr dürftige sind, ja unser Flachland vielleicht überhaupt kaum berühren, läßt sich doch leicht nachweisen, daß in den seit jenen Zeiten verflossenen Jahrtausenden unsere Pflanzenwelt viele Veränderungen erlitten hat; die wesentlichsten aber von diesen haben wir selbst, d. h. die Menschen, und vorwiegend unsere Vorfahren erzeugt.

Allgemein bekannt ist, daß eine große Zahl von Pflanzen absichtlich bei uns aus fremden Ländern eingeführt ist, um sie zu unserem Nutzen oder zu unserer Freude zu züchten. Die Zahl der Arten allein, die wir pflanzen, um sie zur Bereitung unserer Nahrung zu verwerthen, ist gegen hundert.[3] Wenn nun auch etwa der dritte Theil von diesen vielleicht vor der Einführung in unsere Zucht an einzelnen Stellen unserer Heimath vorgekommen sein mag, so wuchs er da doch nicht so wie heute, wo wir zahlreiche Pflanzen dieser Arten in mehr oder minder regelmäßigen Reihen nebeneinander wachsen sehen, in Gärten oder auf Feldern; nein, in buntem Durcheinander mit anderen gänzlich unverwerthbaren Pflanzen kamen im Urzustande einige unserer jetzigen Nährpflanzen an einigen Orten unserer Heimath vor, wie zum Theil noch heute. Nun sind aber die Nähr-

pflanzen nur ein geringer Theil aller angebauten Gewächsarten.[4] Wenn auch die Zahl der heute noch zu arzneilichen oder gewerblichen Zwecken gebauten Pflanzenarten, namentlich die Zahl der Färbepflanzen, sehr in Abnahme begriffen ist, so wird doch ganz sicher von jeder dieser Gruppen mindestens ein Dutzend Arten hin und wieder in unserer Heimath gebaut, wirklich häufig nur einige Oel- und gespinnstfaserliefernde Pflanzen; viele der früher gebauten Arten haben sich aber im verwilderten Zustande erhalten und sehen jetzt oft wie wild aus. Weit größer aber ist die Zahl der Arten, die wir als Zierpflanzen in unsere Gärten eingeführt haben; ja diese wächst von Jahr zu Jahr immer mehr, und immer weiter werden die bei uns heimischen Arten, wie Vergißmeinnicht und Maßlieb (Bellis perennis), durch fremde Arten zurückgedrängt, oder auch sie müssen, wie das vielgestaltige, namentlich in seinen Blüten sehr wechselnde Stiefmütterchen, sich die Auslese durch den Gärtner gefallen lassen.

Wie schnell aber vollkommen fremde Pflanzen bei uns sich ein weites Anbaugebiet zu gewinnen vermögen, beweist keine Art besser als die Kartoffel. Erst seit 1—1½ Jahrhunderten ist ihr Anbau bei uns allgemein geworden, und jetzt ist sie für manche, namentlich der östlichen Provinzen von solcher Bedeutung geworden, daß an Werth für den Menschen höchstens eine Getreideart wie der Roggen sich mit ihr zu messen vermag. Gleich ihr sind aber von allgemein bekannten und nicht selten bei uns gebauten Pflanzen noch die Gartenbohne (Phaseolus), der Kürbis und der Tabak aus der Neuen Welt uns zugeführt, während die gleichfalls dorther stammende Getreideart, der Mais, in Norddeutschland nicht regelmäßig zur Reife gelangt, daher meist nur als Grünfutter gebaut wird. Aber auch von den bei uns allgemein gebauten Getreidearten sind vielleicht alle, sicher der größte Theil bei uns nicht heimisch, sondern aus Südeuropa, dem nahen Nordafrika oder Vorderasien uns zugeführt. Ob

vielleicht hierin der Hafer eine Ausnahme macht, dieſer eine wirklich urſprünglich mitteleuropäiſche Getreideart ſei,[5] vermögen wir nicht ſicher zu entſcheiden, in Norddeutſchland iſt er unbedingt nicht heimiſch;[6] jedenfalls hat auch dieſe Art durch Einführung in den Dienſt des Menſchen eine Veränderung erlitten, die nicht geringfügiger iſt als die, welche wir beim Vergleich zwiſchen der allgemein bekannten wilden und gebauten Möhre beobachten. Nur nebenbei mag im Anſchluß hieran erwähnt werden, daß ein früher als Getreide bisweilen benutztes, hier wild lebendes Gras, der Schwaden oder das Mannagras (Glyceria fluitans) den anſpruchsvolleren Menſchen unſerer Zeit kaum mehr als einſammelnswerth erſcheint,[7] ſeitdem ſo viel werthvolleres Fremdes bei uns allgemein gebaut wird. Während wir alſo nicht gleich unſeren Vorfahren uns mit der Ernte wild lebender Pflanzen begnügen, wenn dieſe auch, z. B. bei den Beerenpflanzen, noch durchaus nicht ganz aufgegeben iſt, ſondern die nutzbringenden Pflanzen an beſtimmten Orten anbauen, ſchaffen wir dadurch Pflanzengemeinſchaften in unſeren Gärten und Feldern, welche früher gar nicht beſtanden; wir verändern alſo nicht nur den Pflanzenbeſtand durch Einführung einzelner Arten, ſondern erzeugen ſelbſtändig neue Beſtände. Durch den Menſchen aber ſind nicht nur Felder und Gärten an Orten geſchaffen, wo vielleicht früher Moore und Wälder waren; dem Menſchen verdanken wir auch allein jene ſchönen Anpflanzungen, die als Anlagen jetzt wohl kaum einer Stadt unſerer Heimath noch fehlen, die ſelbſt zur Verſchönerung mancher Dörfer nicht unweſentlich beitragen. Bedenken wir aber, welch' große Räume durch alle derartigen Anpflanzungen heute eingenommen werden, ſo werden wir gewiß ſchon deshalb den verändernden Einfluß des Menſchen als keinen geringen bezeichnen. Kein anderer Einfluß hat ſo verändernd auf das Pflanzenkleid unſeres Heimathlandes eingewirkt als unſer eigener und der unſerer Vorfahren; wir ver-

ändern beſtändig das Ausſehen unſeres Landes durch Anpflanzung nützlicher Arten, haben zugleich aber auch die Aufgabe, hierdurch für die Verſchönerung unſerer Heimath zu ſorgen. Sicher würde eine plötzliche Erhöhung oder Herabminderung der durchſchnittlichen Jahreswärme um einige Grade, obwohl ſie ſich ganz gewiß in der Pflanzenwelt bemerkbar machen würde, bei weitem nicht ſo verändernd wirken, wie das plötzliche Aufhören des Menſchen mit ſeinen Eingriffen in die Vertheilung der Gewächſe. Würde eine Seuche alle Bewohner unſeres Landes fortraffen, ſo würde ein etwa vorher ausgewanderter, nach Jahrzehnten hierher zurückkehrender Menſch ſicherlich kaum mehr ſeine Heimath wieder zu erkennen vermögen, weil der verändernde Einfluß des Menſchen auf die Pflanzenwelt aufgehört hätte zu wirken. Denn dieſer ſchafft nicht nur neue Beſtände, er vernichtet auch ſolche, oft nur in der Entſtehung begriffene, an Orten, wo ſie ihm nicht lieb ſind, wie auf Straßen und an Wegen.

Nun aber weiß Jeder, daß die durch den Menſchen erzeugten Pflanzenbeſtände, alſo vor allem die Felder und Gärten, nicht allein ſolche Pflanzen beherbergen, welche der Landmann oder Gärtner dort angebaut hat. Nur zu ſehr macht ſich oft das Unkraut in dieſen bemerkbar, wie der Menſch verächtlich die Pflanzen zu bezeichnen pflegt, die in ſeinen Züchtungen gegen ſeinen Wunſch und Willen aufkommen. Wir könnten nun glauben, daß die Unkräuter, d. h. die Pflanzen, welche ohne die Abſicht des Menſchen in den von ihm geſchaffenen Beſtänden erſcheinen, die Gewächſe darſtellen, welche vor dem Eingriff des Menſchen in die Pflanzenwelt an jenen Orten wuchſen, daß es die alten Bürger des Landes wären, welche immer wieder von neuem ihre Rechte gegenüber den meiſt ſchwächer veranlagten, nur durch den Menſchen künſtlich genährten, geſchützten und oft auch geſtützten Eindringlingen geltend zu machen ſuchen. Bis zu gewiſſem Grade mag dies auch der Fall ſein. Wenn

wir z. B. die Ackerſcabioſe oder den weißen Bienenſaug, die große Brenneſſel oder den kleinen Ampfer ſich ſtellenweiſe auf unſeren Anpflanzungen breit machen ſehen, ſo haben wir es wahrſcheinlich mit alten Bürgern unſerer Heimath zu thun. Sicher iſt dies der Fall, wenn die Karthäuſernelke, der ährige Ehrenpreis oder das Sandruhrkraut auf unſeren mageren Sandäckern erſcheinen, genau ſo wie wir ſie in einem benachbarten Kiefernwald beobachten; aber dieſe gehören auch nicht zu den gefürchtetſten Unkräutern; einige tüchtige Spatenſtiche, ein gehöriges Umpflügen vermag ſie für längere Zeit zu verſcheuchen. Alle dieſe treten nicht ſelten an ſolchen Orten auf, an denen der Menſch gar nicht oder nur wenig verändernd auf die Pflanzendecke eingewirkt hat. Ganz anders ſteht es mit einer großen Zahl anderer Unkräuter und darunter einigen der allerbekannteſten; ich erwähne nur die Kornblume, die Kornrade, die Mohnarten und den Ackergauchheil (Anagallis arvensis). Alle dieſe ſind bei uns ganz auf Aecker und ähnliche Gelände beſchränkt. Sie ſind auch in unſerer urſprünglichen Pflanzenwelt ganz ohne nahe Verwandte.[8] Ihre nächſten Verwandten aber ſind da zu ſuchen, woher unſere Getreidearten größtentheils ſtammen, in den Ländern am Mittelmeer und in Vorderaſien. Wir können daher faſt als ſicher annehmen, daß auch dieſe Begleiter unſerer Getreidearten von dorther mit dem Getreide allmählich zu uns wanderten, ja daß auch ſie wieder bei uns ausſterben würden, wenn ein Anbau dieſer oder ähnlicher Pflanzen aufhörte. Nun haben aber nicht nur unſere Getreidegräſer, ſondern auch andere unſerer Nutzpflanzen, z. B. Lein und Luzerne, ſolche Begleiter, die ohne den Willen des Menſchen, aber dennoch durch deſſen Vermittelung bei uns eingewandert ſind. Andere, die bei uns nicht dauernd ſich zu halten vermögen, pflegen ſo in der Nähe von Mühlen oder Lagerplätzen von pflanzlichen Stoffen hin und wieder aufzutreten; ſie liefern uns Beiſpiele für die vorhin er-

wähnten vagabondirenden Pflanzen, die immer wieder in unſerer Flora erſcheinen, nicht aber ihre Standorte bewahren, ſondern ſtets von neuem einer Einfuhr von auswärts bedürfen. In ganz beſonders großer Zahl aber finden wir dieſe an Schuttplätzen; beſonders da, wo Schutt aus großen Gärtnereien abgelagert wird, treffen wir zahlreiche Gartenpflanzen in halbwildem Zuſtande. Ebenſo ſind die Ablagerungsplätze von Ballaſt berühmt als Orte, an denen man Pflanzen fremder Erdtheile vorübergehend beobachtet. In Fabrikorten, in welchen Wolle verarbeitet wird, findet man an den Stellen, wo von auswärts eingeführte Wolle oder die Reſte der verarbeiteten Wolle abgelagert ſind, eine Reihe von Pflanzen vorübergehend, deren Samen in der Wolle hafteten, ſo daß einige beſonders für dieſes Verbreitungsmittel geeignete Pflanzen, wie Spitzkletten- (Xanthium) und Schotenklee- (Medicago) Arten, auf dieſe Weiſe ſich mehr oder minder feſt in Ländern ſämtlicher Erdtheile eingebürgert haben.[9] Mehr als ein Vierteltauſend ſolcher Ankömmlinge[10] iſt auf dieſe verſchiedenen Weiſen in dem letzten halben Jahrhundert unſerer norddeutſchen Pflanzenwelt zugeführt und mehr oder minder häufig beobachtet worden; nur wenige aber von ihnen haben ſich einigermaßen feſt angeſiedelt; die größte Mehrzahl verſchwindet ſofort, wenn das Verbreitungsmittel aufhört zu wirken, das ſie an den Ort brachte; ſie bilden alſo einen noch weit mehr ſchwankenden Theil unſerer Pflanzenwelt, als die angebauten Nutzpflanzen und deren ſtändige Begleiter, die Unkräuter. Dennoch iſt im Laufe der Jahrhunderte ſicher manche Art ſo auf die eine oder andere Weiſe zu uns gekommen, um ſich mehr oder minder dauernd einzubürgern.[8] Am bekannteſten ſind in der Beziehung die aus Amerika ſtammenden Nachtkerzen, das kanadiſche Berufskraut und die kanadiſche Waſſerpeſt, von denen letztere, wie der Name ſagt, den Menſchen hier oft ſehr hinderlich wurde. Ja es iſt nicht unwahrſcheinlich, daß

weitaus die größte Zahl der eigentlichen Kräuter, d. h. der nach erfolgter Fruchtreife vollkommen abſterbenden Pflanzenarten, erſt auf die eine oder andere der bezeichneten Weiſen, aber immer durch Vermittelung des Menſchen in Norddeutſchland eingeführt iſt. Dennoch gehört mehr als der vierte Theil der gewöhnlich als eingebürgert betrachteten Pflanzenarten Deutſchlands dieſer Wachsthumsform heute an.[9] Jedenfalls würde ein großer Theil unſerer Kräuter aus unſerer Flora wieder verſchwinden, wenn die Thätigkeit des Menſchen aufhörte, während die ausdauernden Pflanzen zum großen Theil, wenn ſie ſich einmal eingebürgert haben, weniger der Unterſtützung des Menſchen bedürfen, daher auch entſchieden vor dem Eingreifen des Menſchen weit mehr in unſerer Flora vorherrſchten, als heute. So iſt alſo nicht nur der Pflanzenbeſtand an einzelnen Orten durch den Menſchen geändert, ganze Pflanzengenoſſenſchaften ſind durch unſere Vorfahren bei uns zuerſt geſchaffen, auch das Verhältniß der Wachsthumsformen iſt durch den menſchlichen Einfluß ein anderes geworden.

Bisher aber haben wir faſt nur ſolche Verhältniſſe berückſichtigt, in denen der Menſch gewiſſermaßen ergänzend auf die Pflanzenwelt unſerer Heimath eingewirkt hat, ſie bereicherte, ihre Mannigfaltigkeit vergrößerte. Wenn nun auch die Zahl der Arten, welche durch den Menſchen bei uns ausgeſtorben ſind, ſoweit wir nachweiſen können, eine weſentlich geringere zu ſein ſcheint, als die Zahl der uns zugeführten Arten, da viele wahrſcheinlich ausſtarben, ehe auf ſolche Verhältniſſe geachtet wurde; ſo fehlt es doch auch nicht ganz an ſolchen Beiſpielen, wo Pflanzen nachweislich durch den Menſchen bei uns vernichtet ſind. Einen der bedeutendſten Belege hierfür liefert uns die Eibe. Wenn uns Tacitus mittheilt, daß in Deutſchland eine große Menge von Eiben vorhanden war, ſo ſtimmt das heute nicht mehr; heute iſt die Eibe als wilde Pflanze eine

Seltenheit bei uns; Entwaldungen und Entſumpfungen haben ſie dazu gemacht.[11] Aehnlich wie die Eibe ſcheinen auch andere Holzpflanzen, wie die Elsbeere (Pirus torminalis), durch den Einfluß des Menſchen ſeltener geworden zu ſein.[12] Wahrſcheinlich gilt Gleiches für eine ſehr große Zahl ſeltener Pflanzen. Statt durch zahlreiche Beiſpiele zu langweilen, mag nur eins erwähnt werden, bei dem wir vielleicht das Ausſterben einer Pflanze als Bürgerin unſerer Heimath in wenigen Jahren mit erleben. Ein Verwandter des auch hier nicht ſeltenen Teufelsabbiſſes, einer der Scabioſe nicht fernſtehenden Pflanze, Succisa inflexa kommt im ganzen Gebiet des deutſchen Reichs nur unweit Liegnitz vor. Hier bewohnte dieſe Art bis vor kurzem ein Gebiet von 30—40 qm Größe.[13] Seit vier Jahren etwa iſt dies durch Kultur ſo verändert, daß das weitere Beſtehen der Art höchſt zweifelhaft iſt; nur am unteren Theile eines Dammes haben ſich im Schatten einer Ulme einige Vertreter davon gehalten; ſollte dieſer Baum gefällt werden, ſo würde jene Staude wohl aufhören, zu den Bürgern unſerer Heimath zu zählen. Aehnlich wie hier läßt ſich der vernichtende Einfluß des Menſchen aber noch an zahlreichen anderen Arten nachweiſen.

Umgeſtaltend für ſeine Zwecke hat unſer Geſchlecht aber wohl auf alle Pflanzenbeſtände unſerer Heimath gewirkt. Faſt allgemein bekannt iſt, daß es eigentliche Urwälder, d. h. Wälder, auf deren Beſtand der Menſch nicht verändernd eingewirkt hätte, in Deutſchland überhaupt nicht giebt. Auch der ſog. Urwald bei Neuenburg im äußerſten Nordweſten unſeres Vaterlandes, der noch als Beiſpiel eines ſolchen in einer Pflanzengeographie von Deutſchland neuerdings genannt wurde,[14] iſt, wie ich aus zuverläſſigſter Quelle[15] weiß, durchaus kein Urwald.

Es hat der Menſch derartig verändernd auf die Waldbeſtände unſerer Heimath eingewirkt, daß es oft ſchwer iſt, den urſprünglichen Beſtand eines Waldes mit einiger Sicherheit

feſtzuſtellen. Nur der Umſtand, daß auf dem im größten Theil des inneren oſtelbiſchen Norddeutſchlands vorherrſchenden Sandboden, von der Birke abgeſehen, kaum ein anderer Baum als die Kiefer beſtandbildend auftritt, läßt es wahrſcheinlich erſcheinen, daß hier auch vor dem Eingriffe des Menſchen in die Forſtkultur die Kiefer der wichtigſte beſtandbildende Baum war. Ebenſo macht der Umſtand, daß die Buche, welche heute bei uns im Tieflande, von der Umgebung der Gebirge abgeſehen, hauptſächlich in der Nähe der Oſtſee waldbildend auftritt,[16] wenig andere Bäume neben ſich aufkommen läßt, es wahrſcheinlich, daß auch ſie früher den Hauptbeſtand jener Wälder gebildet hat. Ueberhaupt hat ſich als Regel für die Forſtwirthſchaft ergeben, daß meiſt an einem Orte die Bäume am beſten gedeihen, die dort ihr natürliches Vorkommniß haben.[17] Dieſe Regel im Verein mit der Kenntniß aus Urkunden,[18] Ablagerungen und anderen für die Vorzeit Aufſchluß über den Waldbeſtand liefernden Thatſachen ſetzen uns einigermaßen in den Stand, uns vorzuſtellen, wie früher unſere Wälder zuſammengeſetzt waren, zumal da wir bei manchen Baumarten beſtimmt wiſſen, daß ſie erſt durch den Menſchen hier eingeführt ſind, ſo bei den Amerika entſtammenden, z. B. der unechten Akazie, die jetzt auch ſtellenweiſe in Wäldern wie wild vorkommt. Sind derartige Bäume ſelbſtverſtändlich früher in unſeren Wäldern nicht zu finden geweſen, ſo iſt wahrſcheinlich, daß dafür andere um ſo häufiger waren. Von beſtändebildenden Bäumen ſcheint namentlich die Eiche heute ſeltener als einſt in unſern Wäldern aufzutreten; die Habgier der Menſchen hat beſonders viele der rieſigſten Bäume aus dieſer Gattung vor der Zeit gefällt.

Ebenſo wie die Wälder ſind auch die nächſt ihnen nach Tacitus für Deutſchland am meiſten bezeichnenden Beſtände, die Sümpfe und Moore, jetzt zum großen Theil durch den Menſchen

entfernt oder mindeſtens verkleinert. Durch Entwäſſerung ſind ſie vielfach in Wieſen umgewandelt, während andererſeits auch durch Abholzung aus Wäldern Wieſen erzeugt ſind;[19] in beiden Fällen iſt das Aufkommen von Bäumen in dieſen neugeſchaffenen Beſtänden durch regelmäßige Mahd oder durch beſtändige Waide verhindert. Doch iſt auch wohl denkbar, daß Wieſen ohne Eingreifen des Menſchen entſtehen; es iſt daher nicht jede Wieſe durch den Menſchen erſt erzeugt; es finden ſich ſolche da, wo alljährlich der Boden mehrmals von fließendem Waſſer überfluthet wird, die Gewalt des Waſſers aber nicht ſo groß iſt, daß die angeſiedelten Stauden herausgeriſſen würden.[20] Iſt das Gefälle des Waſſers noch geringer und tritt vor allem kein Eisgang ein, ſo können ſogar Holzgewächſe ſich anſiedeln, und es kommt zur Bildung der ein Zwiſchenglied zwiſchen Wäldern einerſeits, Wieſen und Sümpfen andererſeits bildenden Erlenbrüchen. Daß auch dieſe urſprünglich in Nordoſt-Deutſchland an Waſſerläufen ſehr ausgedehnten Beſtände durch den Menſchen theilweiſe in fruchtbares Ackerland umgewandelt ſind, iſt allgemein bekannt; durch dieſe That gewann bekanntlich Friedrich der Große an der Oder, Warthe und Netze ſeinem Volke eine neue Provinz.

Aehnlich wie die Wieſen theils von Natur vorhanden waren, theils durch den Menſchen erzeugt ſind, mögen auch die Heiden zum Theil natürliche, zum Theil künſtlich bedingte Beſtände ſein.[21] Natürliche Heide ſehen wir da entſtehen, wo der Ortſtein, ein humusreicher, feſter Sand den tiefer gehenden Wurzeln der Bäume das Eindringen in den Boden verwehrt; künſtlich wird ſolche Heide bisweilen durch vollſtändigen Abhieb von Wäldern erzeugt; auch dieſer Beſtand iſt alſo theilweiſe durch die Thätigkeit des Menſchen hervorgerufen. Daß umgekehrt aber auch durch unſer Geſchlecht für Verminderung der Heidebeſtände geſorgt wird, weiß Jeder, der längere Zeit in weſtlichen Theilen unſeres Vaterlandes, wo dieſe größere Aus-

dehnung haben, lebte; die Thätigkeit der Heidekultur-Vereine geht dahin, das durch dieſe Beſtände eingenommene Land nach und nach in Gärten und Aecker umzuwandeln.

Daß in ähnlicher Weiſe wie offene Heiden auch öde Sandfelder und kahle Hügel durch Einwirkung des Menſchen hervorgerufen werden können, welche dann unter Umſtänden eine ſteppenähnliche Pflanzenwelt beherbergen, die ſonſt bei uns zu den Seltenheiten gehört, können wir oft genug beobachten. So ſehen wir alle Arten von Beſtänden des Binnenlandes durch den Menſchen beeinflußt. Daß dies aber für die Küſtenbeſtände ebenſowohl gilt, geht ſchon aus den vorhererwähnten Thatſachen über Pflanzen auf Ballaſtplätzen hervor. Daß geradezu die Ausdehnung des von dieſen Beſtänden ſtellenweiſe eingenommenen Raumes theils durch Eindeichung oder Aufſchüttung vergrößert, theils durch Hafenanlagen verkleinert wird, iſt allgemein bekannt. Doch gehört die Küſtenregulirung ebenſo wie die Aenderung der Flußläufe durch den Menſchen kaum in den Rahmen dieſes Vortrages hinein, denn hier iſt es mehr das Geſamtgepräge des Landes im allgemeinen, als das der Pflanzenwelt im beſonderen, das durch den Menſchen verändert wird.

Erwähnt werden mag aber noch, daß ſelbſt die Pflanzenwelt der Binnengewäſſer durch den Menſchen in ihrem Gepräge beeinflußt wird. Dies zeigt ſich nicht nur in der Einſchleppung neuer Pflanzen, wie der ſchon erwähnten Waſſerpeſt oder der gleichfalls Amerika entſtammenden Azolla, eines kleinen Waſſerfarns.[22] Nein, weit mehr wird durch Anlage von Kanälen und Benutzung dieſer zur Schifffahrt ein Ausgleich der Pflanzen verſchiedener Gewäſſer herbeigeführt, der ſich oft allerdings mehr in der Uferflora als in der Pflanzenwelt der Gewäſſer ſelbſt bemerkbar macht; denn ſtark fließende Gewäſſer, die theilweiſe für die Schifffahrt, namentlich für das Floßen geeignet ſind, entbehren vielfach auf weite Strecken Pflanzen, wenigſtens ſolche

LIBRARY OF THE UNIVERSITY

höherer Gruppen. Andererſeits aber hat der Menſch derartige Pflanzen oft durch Einfuhr von Abzugskanälen gänzlich zerſtört, während umgekehrt die niedere Pflanzenwelt, namentlich kleine Spaltpflanzen (Beggiatoa) zur Vernichtung der durch Menſchen in die Gewäſſer eingeführten unreinen Stoffe beitragen[23].

Da unbedingt in ähnlicher Weiſe, wenn vielleicht auch in geringerem Maße durch Seefahrt und Kanaliſation die Pflanzenwelt der Meere ſtellenweiſe verändert iſt, werden wir gewiß nicht zuviel ſagen, wenn wir behaupten, daß jede Art von Pflanzenbeſtänden, die wir in unſerer Heimath zu beobachten Gelegenheit haben, durch den Menſchen einen Wandel erfuhr.

Es mögen auch andere Kräfte, vor allen das Klima und die in den Pflanzen ſelbſt wirkſamen Kräfte (Baſtardirung, Anpaſſung an den Standort ꝛc.), ja ſicher auch die Thierwelt verändernd auf unſere Gewächſe eingewirkt haben. Keiner der in Betracht kommenden verändernden Einflüſſe war aber auch nur annähernd ein ſo großer wie der des Menſchen.

Nicht nur einzelne Pflanzenarten führte er aus fremden Ländern ein, urſprünglich heimiſche ſuchte er ſeinen Zwecken entſprechend zu ändern; jenen folgten andere gegen ſeinen Willen nach, wodurch das Verhältniß der Wachsthumsformen ein anderes wurde; er verurſachte ſtellenweiſe das Ausſterben urſprünglich hier heimiſcher Gewächſe, er ſchuf vorher hier ganz unbekannte Beſtände und wirkte verändernd auf ſämtliche früher in unſerem Flachlande vorhandenen Pflanzengeſellſchaften ein. Wir ſehen auch hier alſo wieder: „Vieles iſt gewaltig in der Natur, nichts aber iſt gewaltiger als der Menſch ſelbſt.“

Anmerkungen.

[1] So giebt für manche Arten an meinem jetzigen Wohnort Luckenwalde die 1864 erschienene Flora der Provinz Brandenburg von Aſcherſon noch den genauen Standort an, obwohl der Beobachter, dem wir die Angaben verdanken, Lehrer Ritter, längſt geſtorben iſt.

[2] Vergl. beſonders R. von Fiſcher-Benzon, Die Moore der Provinz Schleswig-Holſtein. Hamburg 1891. 80 S. 8°. — Nehring, Eine diluviale Flora der Provinz Brandenburg. (Naturwiſſ. Rundſchau VII 1892, S. 31—33; cfr. auch ebd. S. 234—237, 245—247 und 451—457.)

[3] Höck, Nährpflanzen Mitteleuropas, ihre Heimath, Einführung in das Gebiet und Verbreitung innerhalb desſelben. Stuttgart, Engelhorn, 1890. 67 S. 8°.

[4] F. v. Müller, Select Extra-Tropical Plants readily eligible for industrial culture or naturalisation. Melbourne 1888. 517 S. 8°.

[5] Haußknecht. Ueber die Abſtammung des Hafers (Avena sativa). (Mittheil. d. geogr. Geſellſch. in Jena III, 2/3, 1894.)

[6] Krauſe, Floriſtiſche Notizen. (Bot. Centralbl. LXXIII, 1898, S. 337 ff., 379 ff.)

[7] Aſcherſon, Eine verſchollene Getreideart. Brandenburgia 1895. S. 37—60.

[8] Hellwig, Ueber den Urſprung der Ackerunkräuter und der Ruderalflora Deutſchlands. (Englers bot. Jahrbücher VII, 1886, S. 343—434.)

[9] Höck, Kräuter Norddeutſchlands. (Englers bot. Jahrbücher XXI, 1896, S. 53—104.)

[10] Nach einer Zählung von mir für eine Arbeit „Pflanzen der Kulturbeſtände Norddeutſchlands als Zeugen für die Kulturgeſchichte unſerer Heimath“, die vorausſichtlich demnächſt in den Forſchungen zur deutſchen Landes- und Volkeskunde erſcheinen wird, ſchon faſt druckfertig vorliegt.

[11] Conwentz, Die Eibe in Weſtpreußen, ein ausſterbender Waldbaum. Danzig 1892. 67 S. 4°.

[12] Conwentz, Beobachtungen über ſeltene Waldbäume in Weſtpreußen mit Berückſichtigung ihres Vorkommens im allgemeinen. Danzig 1895. 163 S. 4°.

[13] Figert, Metamorphoſen der Liegnitzer Flora. (Deutſche bot. Monatsſchr. XVI, 1898. S. 1—4.)

[14] Drude, Deutſchlands Pflanzengeographie. Stuttgart 1896. 502 S. 8°.

[15] Briefliche Mittheilung von Profeſſor Buchenau in Bremen, dem beſten Kenner der nordweſtdeutſchen Flora.

[16] Höck, Laubwaldflora Norddeutſchlands. Stuttgart 1896. 68 S. 8°.

[17] Mayr, Die fremdländiſchen Holzarten im mitteleuropäiſchen Walde. (Centralbl. f. d. geſamte Waldweſen XX, 1894, S. 337—444.)

[18] Krauſe in Englers bot. Jahrb. XI und XIII, Kieler Zeitung vom 15. März 1891 und Verhandlungen des botaniſchen Vereins der Provinz Brandenburg XXXIII.

[19] Krauſe, Beitrag zur Geſchichte der Wieſenflora Norddeutſchlands. (Englers bot. Jahrb. XV, 1893, S. 387—400.)

[20] Graebner, Gliederung der weſtpreußiſchen Vegetationsformationen. (Schriften der naturforſch. Geſellſch. in Danzig IX, 1898, S. 43—74.)

[21] Graebner, Studien über die norddeutſche Heide. (Englers bot. Jahrb. XX, 1895, S. 500—654.)

[22] Aſcherſon-Graebner, Synopſis der mitteleuropäiſchen Flora. Leipzig 1896—99.)

[23] Schorler, Gutachten über die Vegetation der Elbe und ihre Bedeutung für die Selbſtreinigung derſelben. Dresden 1897. 57 S. 8°.

Die Gefangennahme des Landgrafen Philipp von Heſſen

(1547).

Vortrag,

gehalten im „Hiſtoriſchen Abend“ zu Leipzig am 27. Februar 1895.

Von

Dr. H. Iſſleib,

Profeſſor am Königl. Gymnaſium in Leipzig.

Hamburg.

Verlagsanſtalt und Druckerei A.-G. (vormals J. F. Richter),

Königliche Hofverlagshandlung.

1899.

Das Recht der Ueberſetzung in fremde Sprachen wird vorbehalten

Druck der Verlagsanſtalt und Druckerei A.-G. (vorm. J. F. Richter) in Hamburg.
Königliche Hofbuchdruckerei.

Die Gefangennahme des Landgrafen Philipp von Heſſen bildete das Ende des ſchmalkaldiſchen Krieges.[1] Wenn man bedenkt, daß der Landgraf im Zeitalter der Reformation eine ſehr bedeutende Rolle geſpielt hat, daß dieſer begabte und hervorragende, feurige und thatkräftige Fürſt zugleich ein gewandter und verſchlagener Politiker geweſen iſt, ſo begreift man die Begierde des Kaiſers, ſich des Gegners zu bemächtigen und ihn als Gefangenen davonzuführen.

Obgleich der ſchmalkaldiſche Krieg in der Hauptſache allgemein bekannt iſt, ſo will ich doch etliche Einzelheiten jener verhängnißvollen Zeit hervorheben.

Als der Kaiſer den vernichtenden Schlag gegen die Schmalkaldener vorbereitete, um die Häupter des Bundes, Kurfürſt Johann Friedrich von Sachſen und Landgraf Philipp von Heſſen, zu treffen, ſuchte er die evangeliſchen Fürſten, die dem ſchmalkaldiſchen Bunde nicht angehörten, die Markgrafen von Brandenburg, Herzog Moritz von Sachſen, Herzog Erich II von Lüneburg u. A., in ſein Vorhaben zu verwickeln. Wohlberechnet hielt er Religion und weltliche Angelegenheiten auseinander. In weltlichen Dingen ſollten ſich die evangeliſchen Fürſten wie treue und gehorſame Reichsfürſten gegen ihn verhalten; in religiöſer Beziehung ſollte alles ſo bleiben, wie es war bis zur Entſcheidung eines allgemeinen, freien und chriſtlichen Konziles. Sein Vorhaben ſollte nicht als Religionskrieg

erſcheinen; vielmehr wollte er die Häupter des ſchmalkaldiſchen Bundes als ungehorſame und rebelliſche Fürſten hauptſächlich deshalb beſtrafen, weil ſie einen Fürſten des Reiches — Herzog Heinrich von Braunſchweig — nicht nur 1542 aus ſeinem Lande vertrieben, ſondern auch 1545 gefangen genommen hatten und noch in ſtrenger Haft hielten.

Herzog Moritz von Sachſen verſuchte den Kampf des Kaiſers gegen Johann Friedrich von Sachſen und Philipp von Heſſen zu verhüten; allein ſeine Bemühung wurde zurückgewieſen. Infolge wichtiger weltlicher und religiöſer Zugeſtändniſſe gelang es dem Kaiſer vielmehr, den jungen Fürſten auf ſeine Seite zu ziehen. Moritz ſollte mit dem Bruder des Kaiſers, dem römiſchen König Ferdinand, gegen ſeinen Vetter Johann Friedrich vorgehen und tapfer zugreifen, wenn dieſer der Acht verfiele.

Im Juni 1546 erklärte der Kaiſer die beiden Hauptleute des ſchmalkaldiſchen Bundes in die Acht, und der Krieg begann in Ober-Deutſchland. Gedrängt vom Kaiſer, verſtändigte ſich Herzog Moritz mit König Ferdinand über die Beſetzung der kurſächſiſchen Gebiete; der König ſollte alle böhmiſchen Lehen und Moritz alle Reichslehen einnehmen. Später wurde dem Herzog auch die Kurwürde in ſichere Ausſicht geſtellt. Der gemeinſame Angriff des Königs und des Herzogs auf Kurſachſen bildete einen nicht unweſentlichen Grund dazu, daß Johann Friedrich in die Heimath zurückkehrte, um ſein Land zu retten. Wie er nach Sachſen ſo kehrte der Landgraf zum Schutze ſeines Landes nach Heſſen zurück.

Der Abzug der beiden Fürſten befreite den Kaiſer aus ziemlich ſchwieriger Lage und ließ ihn in vier Monaten Herr und Meiſter Süd-Deutſchlands werden.

Verſchieden geſtaltete ſich das Schickſal der beiden ſchmalkaldiſchen Bundesgenoſſen. Johann Friedrich kämpfte tapfer und glücklich gegen ſeinen Vetter Moritz und gegen König

Ferdinand, bis ihn des Kaiſers niederſchmettender Schlag bei Mühlberg traf, der über ſeine Freiheit und Würde, über ſein Haus und Land entſchied. Der Landgraf dagegen gerieth in eine unglückſelige Lage. Der früher ſo muthige und entſchloſſene Fürſt wurde ein bedauernswerther Zauderer. Die Verhandlungen, die er nach allen Seiten hin betrieb, brachten ihn in einen Zuſtand abwartender Unthätigkeit und erlahmender Rathloſigkeit. Johann Friedrich wurde auf dem Schlachtfelde gefangen genommen, Philipp dagegen fiel dem Kaiſer in beklagenswerther Weiſe in die Hände.

Wir wiſſen beſtimmt, daß ſich die Uebereinkunft des Kaiſers mit Moritz von Sachſen nur gegen Johann Friedrich und nicht gegen Philipp von Heſſen richtete. Wenn der Herzog einerſeits ſich dazu verleiten ließ, den Vetter mit zum Falle zu bringen, ſo ſuchte er andererſeits den Schwiegervater vom Bundesgenoſſen abzutrennen und vor jedem Unheile zu bewahren.

Anfangs war der Landgraf wenig zugänglich; erſt nach der Rückkehr in die Heimath bat er den Schwiegerſohn, ſich mit Johann Friedrich auszuſöhnen und mit dem Kaiſer zu Gunſten der ſchmalkaldiſchen Bundesgenoſſen insgeſamt zu verhandeln. Allein Herzog Moritz wies die Verſtändigung mit Johann Friedrich zurück und zeigte an, daß der Kaiſer von einer gemeinſamen Verhandlung und von einem Geſamtvertrage mit den Gegnern nichts wiſſen wolle. Falls der Landgraf ſeine Verſöhnung mit dem Kaiſer abgeſondert von den Bundesgenoſſen betreiben wolle, ſo ſei er bereit, wie ein williger und getreuer Sohn ſich für ihn zu verwenden. Zwar müſſe man nach einer Mittheilung König Ferdinands beſorgen, daß der Kaiſer jede Verhandlung zurückweiſen und einfach bedingungsloſe Ergebung auf Gnade und Ungnade fordern werde; doch ſolle alles verſucht werden, milde Sühne zu erlangen.

Die harte Zumuthung, ſeine Sache von der kurfürſtlichen

zu trennen, verſetzte den Landgrafen in heftige Gemüthsbewegung. Wiederholt bat er den Schwiegerſohn um Ausſöhnung mit Johann Friedrich und um Fürbitte für alle ſchmalkaldiſchen Bundesgenoſſen. Allein Herzog Moritz blieb für ſolche Vorſtellungen taub; nur für den Schwiegervater wollte er ſich verwenden, nicht für Johann Friedrich und ſeine Genoſſen. Indem Moritz von Chemnitz aus einen Vertragsentwurf nach Heſſen ſchickte, ermahnte er den Schwiegervater inſtändig, ſich um die Gnade des Kaiſers zu bemühen, ehe er aus Ober-Deutſchland daherziehe, ſonſt heiße es, ſein Geſuch geſchehe nicht aus freiwilliger Demuth, ſondern aus Furcht vor dem drohenden Kriege. Er ſolle nicht nur ſeine Kriegsleute von Johann Friedrich abfordern, ſondern äußerſten Falles auch gegen ihn Hilfe leiſten, da der ſchmalkaldiſche Bund am 27. Februar 1547 ſein Ende erreiche.

In Außig entwarf dann Herzog Moritz mit König Ferdinand einen Vertrag, den der Kaiſer billigen und der Landgraf annehmen ſollte. Dabei legte man den Vertrag zu Grunde, den der Kaiſer dem Herzog von Württemberg eben bewilligt hatte. Darnach ſollte der Landgraf vor dem Kaiſer einen Fußfall thun und Abbitte leiſten, ſeine Feſtungen ſchleifen, den gefangenen Herzog Heinrich von Braunſchweig ſamt ſeinem Sohn freilaſſen. Der fünfte Artikel gebot völlige Trennung von Johann Friedrich und forderte Hilfstruppen für König Ferdinand und für Moritz; man verlangte acht Fähnlein Knechte und fünfhundert Reiter ſechs Monate lang oder dafür nach herkömmlicher Berechnung 138000 fl. König Ferdinand ſchickte den Vertragsentwurf nach Ulm an den Kaiſer und betonte den großen Vortheil, den man hätte, wenn der Landgraf zufolge des Vertrages Hilfe gegen den geächteten Kurfürſten gewähre. Herzog Moritz bat um Gnade für Philipp, damit der Kaiſer deſto ſchnelleren und willigeren Gehorſam im ganzen Reiche finde.

In jener Zeit aber hielt der Kaiſer an dem Plane feſt, den Landgrafen ebenſo wie den Kurfürſten zu treffen. Die von Moritz betriebene Verhandlung gedachte er nur dazu zu benutzen, um ſich günſtigenfalls der Perſon des Geächteten zu bemächtigen. Wie Herzog Moritz einſt dem Landgrafen die Möglichkeit geboten hatte, Herzog Heinrich von Braunſchweig einzufangen, ſo wollte der Kaiſer den Herzog ſo verwenden, daß er den Landgrafen verhaften könnte. Statt die Außiger Artikel zu billigen, beauftragte Karl V. ſeinen Bruder Ferdinand, alle Verſöhnungsbemühungen Herzogs Moritz hinzuhalten und die Bedingungen des Vertrages Schritt vor Schritt zu ſteigern.

Gedrängt und getrieben, nahm der Landgraf am 6. März 1547 die meiſten Außiger Artikel an; doch wollte er weder die Feſtungen ſchleifen, noch ſich gegen Johann Friedrich gebrauchen laſſen. Die 138000 fl. gedachte er äußerſten Falles in drei Zielen ſo zu entrichten, daß die Zahlung nicht als Hülfe gegen den Kurfürſten gedeutet werden könnte.

Herzog Moritz aber wies alle Abänderungen und Abſchwächungen des Vertrages kurz zurück und ſagte: er wolle ſeinen Hals verwetten, man möge ihn hängen oder ihm den Kopf abſchlagen, wenn man die Artikel ſo erlange, wie es der Landgraf begehre und wünſche. Niemand wiſſe, ob der Kaiſer die Außiger Artikel überhaupt annähme; es wäre ernſtlich zu befürchten, daß er die meiſten Bedingungen verſchärfe. Der Landgraf möge Gott danken, wenn der Kaiſer die Artikel wirklich unverändert laſſe. Vor allem müſſe er ſich gegen Johann Friedrich erklären. Habe er ſich früher gegen ſeine rechtmäßige Obrigkeit verpflichtet, ſo möge er jetzt für ſie eintreten. Mit Gottes Hilfe würden ſie beide im Dienſte des Kaiſers künftig noch große Dinge verrichten.

Ganz außer Stande, dem Landgrafen mildere Artikel zu gewähren oder zu verheißen, ſah ſich Herzog Moritz fort und

fort genöthigt, willige Fügſamkeit zu fordern. Trotz der denkbar größten Bemühungen und Anſtrengungen nach der einen und der anderen Seite hin rückte ſeine Verhandlung keinen Schritt vorwärts.

Erſt nach der Schlacht bei Mühlberg und nach der Gefangennahme Johann Friedrichs, während der Verhandlungen vor Wittenberg ließ ſich der Kaiſer des Landgrafen halber vernehmen. Vor allem forderte er bedingungsloſe Ergebung auf Gnade und Ungnade. Wie den geächteten Wettiner, ſo wollte er auch den Heſſen in ſeiner Gewalt haben. Jedenfalls wurde ſeinerſeits die über Johann Friedrich erkannte Todesſtrafe zunächſt in ewiges oder lebenslängliches Gefängniß gemildert und ſchließlich in eine ſolche Haft verwandelt, daß der Gefangene am kaiſerlichen Hofe oder an dem des kaiſerlichen Sohnes Philipp nach freier kaiſerlicher Wahl, ſo lange es gefalle und bis es anders verordnet werde, unter beſtändiger Bewachung bleiben ſollte, eine Haft, die Hoffnung auf baldige Befreiung zu bieten ſchien, um den Landgrafen nicht zu einem Verzweiflungskampfe von unberechenbarem Ausgange zu treiben, ſondern ihn heranzulocken.

Da Herzog Moritz hoffte, daß er mit Hilfe des Kurfürſten Joachim von Brandenburg den Landgrafen zur Ergebung auf Gnade und Ungnade bringen könnte, ſo ging er den Kaiſer um Bewilligung einer Zuſammenkunft mit dem Landgrafen an. Dann bat er König Ferdinand als den vorgeſetzten Befehlshaber um ein ſicheres Geleit für den Landgrafen, falls man ihn bewege, gleich mit in das kaiſerliche Kriegslager zu ziehen. König Ferdinand aber hatte wegen ſeiner bevorſtehenden Abreiſe nach Böhmen Bedenken, das Geleit ſelbſt auszuſtellen; doch redete er darüber mit dem Kaiſer und geſtattete dann den Fürſten, ihrerſeits den Landgrafen zu geleiten. Darauf luden ſie ihn zu einer Unterredung nach Quedlinburg ein und überſchickten ihm „mit beſonderer Bewilligung kaiſerlicher und königlicher Majeſtät

ein frei, ſicher, ungefährlich Geleit ab und zu.“ Elf Tage ſpäter luden ſie ihn nach Leipzig ein und erneuerten ihr Geleit.

Mittlerweile gelangte der Wittenberger Vertrag zum Abſchluſſe, und die Stadt Wittenberg öffnete dem Kaiſer die Thore.

Die Begegnung des Landgrafen mit dem Schwager Joachim und dem Schwiegerſohne Moritz fand am 27. und 28. Mai 1547 in Leipzig ſtatt. Beide Unterhändler gaben zu erkennen, daß der Kaiſer hauptſächlich an der Ergebung auf Gnade und Ungnade und an der Uebergabe der Feſtungen mit Geſchütz und Munition feſthalte. Dann fragten ſie den Landgrafen, ob er ſich ergeben, einen Fußfall thun und Abbitte leiſten, ſeine Feſtungen ſchleifen und die anderen Punkte bewilligen wolle.

Höchſt verwundert über die große Ungnade des Kaiſers erklärte Philipp, daß er die ihm vorgelegten Bedingungen nicht anzunehmen vermöge. Die Ergebung auf Gnade und Ungnade könne er nur dann bewilligen, wenn ſie ſo verſtanden werde, daß er nur einen Fußfall thun und Abbitte leiſten ſolle. Die Uebergabe ſeiner Feſtungen und ſeines Geſchützes müſſe er verweigern; denn wenn er ſeine Feſtungen ſchleife, ſo ſäße er da, wie ein Bauer auf dem Dorfe und wäre weder ſeines Leibes noch Lebens ſicher. Straßburg habe dasſelbe gethan wie er, und doch ſeien der Stadt viel mildere Bedingungen gewährt worden.

Die beiden Fürſten entgegneten: Der Kaiſer ſei feſt entſchloſſen, dem Landgrafen mit aller Macht zuzuſetzen, falls er ſich nicht füge. Die Ergebung auf Gnade und Ungnade ſei allerdings höchſt beſchwerlich, wenn man ihre Folgen nicht vorauswiſſe. Erhielten ſie nun aber vom Kaiſer darüber Aufklärung, daß ſie „weder zum Schaden des Leibes, noch zu Gefängniß, noch zu Verluſt von Land und Leuten“ gedeutet werden ſolle, dann möchte er ſich ergeben, die Feſtungen ſchleifen und ſein Geſchütz ausliefern. Der Kaiſer ſei und bleibe die ordentliche hohe

Obrigkeit und werde den Krieg wohl aushalten. Die evangeliſche Lehre werde nicht unterdrückt; nicht einmal der gefangene Herzog Johann Friedrich habe beſondere religiöſe Verpflichtungen übernehmen müſſen.

Schließlich war der Landgraf bereit, die Ergebung auf Gnade und Ungnade zu vollziehen, wenn ihm die Fürſten durch Brief und Siegel garantirten, daß die Ergebung weder Leib, noch Ehre oder Land gefährden, ſondern Gnade, Befreiung von der Acht und Wiedereinſetzung in den ererbten Fürſtenſtand zur Folge haben ſolle. Dann wollte er eine fußfällige Abbitte thun, zwei Feſtungen mit Geſchütz übergeben, Herzog Heinrich von Braunſchweig und ſeinen Sohn freilaſſen u. ſ. w. Die evangeliſche Lehre ſollte bis zum allgemeinen freien chriſtlichen Konzile unangefochten bleiben. Nach dem Abſchluſſe aller Verhandlungen wollte er auch mit den Fürſten zum Kaiſer reiten und einen oder zwei Tage im Hoflager verweilen, um den Vertrag zum Abſchluſſe zu bringen.

Als Landgraf Philipp am andern Tage die kaiſerlichen Artikel in veränderter Form vorlegte, baten ihn die Unterhändler dringend, davon abzulaſſen, ſonſt werde er alles verderben. Auf alle Fälle müſſe an dem Ausdrucke Ergebung auf Gnade und Ungnade feſtgehalten werden; auch habe er mindeſtens mehrere Feſtungen zu ſchleifen.

Sofort tadelte der Landgraf faſt ungeſtüm, daß man ihm mehr wie dem Herzog von Württemberg zumuthen wolle. Das Wort Ungnade habe er ausgeſtrichen, weil er es für bedenklich und unnöthig halte; doch wolle er es nicht allzuhoch anfechten, wenn es ſo verſtanden werden ſolle, wie man es Tags vorher beſprochen habe.

Die Fürſten erwiderten: Ein Vertrag wie der württembergiſche werde nicht mehr bewilligt. Das Wort Ungnade müſſe hauptſächlich des herkömmlichen Gebrauchs halber bleiben und

enthalte an ſich keine beſondere Gefahr. Kläre man ſie kaiſerlicherſeits über die Deutung des Ausdrucks Gnade und Ungnade nicht genügend auf, dann ſei es nicht ihre Abſicht, ihn als Freund zu verführen. Könnten ſie ihm aber aufrichtig ſagen, ziehe mit zum Kaiſer auf Treu und Glauben, dann bedürfe es keiner Sorge.

Als der Landgraf mehrfach ermahnte, ſich wegen der Worte Gnade und Ungnade wohl vorzuſehen, verſicherten beide Fürſten, daß ſie alles aufbieten wollten, den Kaiſer und ſeine Räthe zur Gnade und Milde zu bewegen. Der Landgraf ſollte etliche Tage in Leipzig bleiben, damit er das Ergebniß ihrer Bemühungen ſchnell erfahren könne.

Kurz vor der Abreiſe ſprach der Landgraf mit Moritz über eine „Verehrung" von 10000 Kronen, die dem kaiſerlichen Rath, dem jüngeren Granvelle, für erfolgreiche Verwendung beim Kaiſer angeboten werden ſollte.

Kaum waren die Fürſten davongeritten, ſo ſchickte der Landgraf nach Kaſſel und befahl, alle Feſtungen in beſte Kriegsbereitſchaft zu ſetzen, die vornehmſten Landſtände zu berufen, die geſamte wehrpflichtige Mannſchaft aufzubieten und die niederdeutſchen Streitkräfte zur gemeinſamen Vertheidigung aufzumuntern.

Im Feldlager vor Wittenberg überreichten unterdeſſen Moritz und Joachim dem Kaiſer die dem Landgrafen abgenöthigten Zugeſtändniſſe. Allein der Kaiſer lehnte ſie ab und begehrte bedingungsloſe Ergebung auf Gnade und Ungnade, ſowie die Uebergabe der Feſtungen mit dem Geſchütze. Zwar gab er zu verſtehen, daß die Ergebung weder Todesſtrafe noch ewiges Gefängniß zur Folge haben ſolle, doch wünſchte er den Landgrafen, dem er nicht traute, wenigſtens bis zur Vollziehung des Vertrages in ſeiner Gewalt zu haben. Nichts half; der Kaiſer blieb bei ſeinen Forderungen.

Darauf eilte Herzog Moritz nach Leipzig, um nochmals persönlich auf den Schwiegervater einzuwirken und einen Kriegszug gegen Hessen zu verhüten. Allein die schwierigen Erörterungen zerschlugen sich; keinesfalls wollte sich der Landgraf bedingungslos auf Gnade und Ungnade ergeben und einer freiwilligen Gefangenschaft unterziehen.

Sobald er vom Siege des norddeutschen Kriegsvolkes gegen Herzog Erich II. von Braunschweig gehört hatte, schien seine alte Entschlossenheit zurückzukehren; er ritt davon.

Nachdem er in Weißenfels übernachtet und frühmorgens den Schwager Joachim von Brandenburg gebeten hatte, nicht mit dem Kaiser gegen Hessen zu ziehen, setzte er die Heimreise fort.

Im freien Felde redete er dann mit Moritz' Rath und Amtmann Christof von Ebeleben, der ihm das Geleit gab, über die schwere Zeit, die ihm bevorstünde. Ernst und bekümmert sagte er, wenn man ihm fest versichere, daß er bei der evangelischen Lehre bleiben, auch sein Land und mindestens eine Festung, Kassel oder Ziegenhain, behalten solle, dann wolle er die andern Festungen schleifen lassen und das Geschütz bis auf etliche Stücke herausgeben. Auch sei er bereit, sich auf Gnade und Ungnade zu ergeben, wenn die Fürsten ihm durch Brief und Siegel zusagten, daß die Ergebung ihm weder zum Schaden an Leib und Land, noch zu Gefängniß gereichen solle. Als sich Ebeleben dazu erbot, in das kaiserliche Lager zu reiten und zu versuchen, ob er Gutes ausrichten könne, war der Landgraf damit einverstanden; doch wollte er vorläufig unverpflichtet bleiben. Ebeleben sollte den Schritt gleichsam auf eigene Faust wagen und in etlichen Tagen nach Kassel schreiben, ob Hoffnung auf Vertrag vorhanden sei.

In Kassel angekommen, setzte der Landgraf die Grafen von Oldenburg und Mansfeld, Hans von Heideck u. A. von den

erfolglosen Verhandlungen in Leipzig in Kenntniß und forderte sie auf, sich mit ihm über einen gemeinsamen Kriegsplan gegen den Kaiser zu einigen. Kaum aber war dies geschehen, so nahte ein Eilbote aus dem Feldlager vor Wittenberg mit einem Briefe, worin Moritz und Joachim den Landgrafen inständig baten, sich vor der Ankunft Ebelebens mit Niemandem irgendwie einzulassen.

Der Bericht Ebelebens hatte die beiden Fürsten bestimmt, die Wiederaufnahme der vom Kaiser abgebrochenen Verhandlungen zu beantragen.

Anfangs sträubte sich der kaiserliche Rath Granvelle in fast erregter Weise gegen diese Zumuthung und wollte die Sache nicht für 200000 Gulden an den Kaiser bringen. Als ihm aber Herzog Moritz eine stattliche Verehrung in Aussicht stellte, gab er nach. Eben hatte man im kaiserlichen Lager die Nachricht von der Niederlage Herzog Erichs erhalten und begann zu erwägen, ob die kaiserlichen Streitkräfte dem Landgrafen und den siegreichen Norddeutschen gewachsen wären

Leider konnten sich die Fürsten dem Kaiser nicht nähern, weil er ihnen keine Audienz gewährte. Ueberaus fühlbar war für sie auch die Abwesenheit König Ferdinands, mit dem sie über alle Dinge stets offene Rücksprache genommen hatten.

Ihre neue Verhandlung vom 2. bis 4. Juni fand durchweg mit dem jüngeren Granvelle statt, der seinerseits Dr. Seld, den Vizekanzler für die deutschen Reichsangelegenheiten, hinzuzog.

Vor allem verlangten die Fürsten eine bindende Erklärung über die Ergebung auf Gnade und Ungnade, die weder zur Leibesstrafe, noch auch zu Gefängniß, noch zum Verluste von Land und Leuten gereichen, sondern nur Fußfall und Abbitte bedeuten solle. Das hieß allerdings nichts anderes als die Vernichtung des kaiserlichen Planes, den Landgrafen wenigstens bis zur Vollziehung des Vertrages in seine Gewalt zu bringen.

Während der „geheimen Verhandlung" hat man etliche Artikel abgefaßt und ſich dabei der franzöſiſchen, lateiniſchen und deutſchen Sprache bedient. Bedauerlicherweiſe kennen wir nur den franzöſiſchen Text, den Granvelle für den Kaiſer niederſchrieb; der deutſche Text, den die Fürſten vorlegten, hat ſich bis jetzt weder in Wien noch in Dresden, weder in Berlin noch in Marburg finden laſſen; ſpätere deutſche Ueberſetzungen des franzöſiſchen Textes dürfen nicht damit verwechſelt werden.

Nun lautete die Hauptſtelle der franzöſiſchen Niederſchrift Granvelles für den Kaiſer, daß dem Landgrafen die Ergebung weder zur Leibesſtrafe noch zu ewigem Gefängniß gereichen ſolle, woraus man dann kaiſerlicherſeits folgerte, daß einige Haft erlaubt ſei. Die Fürſten dagegen haben nach ihren ſpäteren Ausſagen die Wendung niedergeſchrieben, weder Leibesſtrafe noch Gefängniß, oder weder Leibesſtrafe noch auch einiges Gefängniß. Der Kaiſer theilte am 15. Juni ſeinem Bruder Ferdinand mit, die Fürſten hätten ſich des Ausdrucks „ewiges Gefängniß" bedient und demzufolge auch eingewilligt, daß der Ausdruck im Zettel zur Berichterſtattung an ihn Aufnahme fände. Dem widerſpricht aber die ſpätere Behauptung der Fürſten. Nach ihrer Anſicht hat Granvelle eigenmächtig gehandelt und ſie hintergangen oder irregeleitet. Geſetzt, die Fürſten hätten des Kaiſers wegen die Wendung in den franzöſiſchen Text aufnehmen laſſen, ſo deuteten ſie die Worte „weder Leibesſtrafe noch ewiges Gefängniß" nicht anders, als daß irgend welche Haft ebenſowenig wie die Todesſtrafe zuläſſig ſei, alſo weder das eine noch das andere, noch ein drittes. Wenn nach der Anſicht des Kaiſers und ſeines Rathes nur ewige Haft ausgeſchloſſen war, ſo verneinte die Anſicht der Fürſten auch einige Haft. Stets haben ſie daran feſtgehalten, daß während der geheimen Verhandlung es ihnen nicht angedeutet worden ſei, daß man den Landgrafen nach dem Fußfalle

und der Abbitte gefänglich einziehen wolle. Sie haben beſtimmt erwartet, daß der Kaiſer den Landgrafen nicht verhaften werde.

Ferner ſollten nach dem vorhandenen franzöſiſchen Texte nur die beiden Fürſten von der kaiſerlichen Erklärung über die Ergebung auf Gnade und Ungnade Kenntniß haben, damit ſie den Landgrafen deſto unbefangener zum Kaiſer bringen könnten. Der Landgraf ſelbſt ſollte von der geheimen Erklärung nichts wiſſen, ſondern ſich laut des erſten Vertragsartikels ſchlecht und frei ohne jede Bedingung ergeben. Niemand darf dieſen allerdings verfänglichen Punkt bezweifeln, denn die Fürſten haben zugegeben, daß die kaiſerliche Erklärung für den Landgrafen ein Geheimniß bleiben ſollte. Auf ſolche Weiſe hielt der Kaiſer die Fürſten und den Landgrafen auseinander, obgleich er ſie benutzte, um ihn herbeizuſchaffen. Da der Kaiſer die Erklärung nur ihnen und nicht dem Landgrafen gab, ſo war der Landgraf nur durch ſie gedeckt; allein das ſollte er nicht wiſſen. Daraus folgte, daß ſich die beiden Vermittler erſt dann auf die vertrauliche Erklärung, die keine Haft erwarten ließ, berufen konnten, wenn dem Landgrafen nach der Ergebung auf Gnade oder Ungnade etwas Unſtatthaftes widerfuhr; dann aber war es, wie ſich zeigte, zu ſpät.

Genug! Der Kaiſer glaubte zufolge des franzöſiſchen Textes ſeines Rathes ein Recht zu haben, den Landgrafen, wenn er käme, feſtzuhalten und gefangen zu nehmen; die Fürſten dagegen meinten gemäß ihrer deutſchen Niederſchrift und der erhaltenen Erklärung, den Landgrafen vor Leibesſtrafe und Gefängniß, ſowie vor Verluſt von Land und Leuten geſichert zu haben.

Weiter hat Granvelle in Gegenwart der beiden Unterhändler den eigentlichen Vertrag gemäß der durch Ebeleben angezeigten Zugeſtändniſſe des Landgrafen an den einzelnen Stellen abgeändert; doch lautete der erſte Artikel wie früher, daß der Landgraf ſich auf Gnade und Ungnade ſchlecht und frei ohne

jede Bedingung ergeben, einen Fußfall thun und Abbitte leiſten ſolle. Er ſollte auch eine Straſſumme von 150000 Gulden erlegen, alle Feſtungen außer Kaſſel oder Ziegenhain ſchleifen und die Geſchütze mit der Munition bis auf wenige Feldſtücke ausliefern; Herzog Heinrich und ſein Sohn waren freizulaſſen und mit zum Kaiſer zu bringen.

Für die beiden Kurfürſten — Moritz erhielt am 4. Juni die Kurwürde — beſtand nun die ſchwierige Aufgabe darin, den Landgrafen zur Annahme des Vertrages zu bewegen und vor den Kaiſer zu bringen, ohne ihm eine Anzeige von der geheimen Erklärung zu erſtatten. Um ihr Ziel zu erreichen, riethen ſie dem Landgrafen in einem gemeinſamen Briefe die Annahme des Vertrages und die Ergebung auf Gnade und Ungnade. Dann ſagten ſie ihm zu, daß er nach der Einſtellung über die Artikel des Vertrages weder an Leib noch Gut mit Gefängniß, Beſtrickung oder Schmälerung des Landes beſchwert werden ſollte. Sie verſprachen ihm auch feierlichſt, daß ſie ſich, falls ihm eine unerwartete Beſchwerde begegnen würde, auf Erfordern ſeiner Kinder in Kaſſel perſönlich einſtellen und das Gleiche erdulden wollten, was man ihm, dem Vertrage zuwider, auferlegte. In der Hoffnung, daß der Landgraf durch ſeine Ergebung des Kaiſers Gnade erlangen werde, baten und ermahnten ſie ihn, auf Treue und Glauben zu kommen und Herzog Heinrich nebſt Sohn mitzubringen. Der Kaiſer, verſicherten ſie, beſtehe ſtracks auf dem Kommen und auf der Ergebung. Wiederum ſtellten ſie mit beſonderer Bewilligung des Kaiſers ein frei, ehrlich, ſicher und ungefährlich Geleit aus.

Die Fürſten hätten in der That verwegen und höchſt tadelnswerth gehandelt, wenn ſie die Wendung, weder Leibesſtrafe noch ewiges Gefängniß zugeſtanden und die geheime Abſicht des Kaiſers gekannt und gebilligt hätten. Dieſe Annahme muß einfach zurückgewieſen werden. Wer möchte es ihnen

aber verargen, daß ſie auf Grund ihrer geheimen Unterredungen mit Granvelle die Begnadigung des Landgrafen zuverſichtlich erwarteten! Ohne Zweifel hat ſie Granvelle über des Kaiſers Abſicht nicht aufgeklärt; man darf behaupten, wie es die Kurfürſten ſpäter thaten, daß er ſie getäuſcht habe.

Noch am 4. Juni trat Ebeleben mit dem kaiſerlichen Vertrage, dem kurfürſtlichen Briefe und dem Geleite die Reiſe nach Kaſſel an.

Zwei Tage ſpäter zog der Kaiſer von Wittenberg über Bitterfeld in der Richtung Halle vorwärts; Kurfürſt Joachim eilte in die Mark und Moritz nach Leipzig, um dringende Geſchäfte zu erledigen.

Nach ſchwerer Entſcheidung bewilligte der Landgraf am 7. Juni den Vertrag im großen und ganzen. Nur die zuverſichtliche Hoffnung, daß ſich der Kaiſer nach der Ergebung gnädig erzeigen werde, brachte ihn über viele quälende Bedenken hinweg. Etliche Wünſche, die er zuſammenſtellte, berührten minder wichtige Punkte. Auf einem Zettel bat er die beiden Kurfürſten, ihm eine oder zwei Tagereiſen entgegenzukommen und ihm genau zu ſagen, was der Kaiſer endgültig begehre; denn es ſei bedenklich, vor dem völligen Abſchluſſe des Vertrages zu ihm zu reiten. Im kaiſerlichen Hoflager ſollte man ihn auch nicht länger als zwei oder drei Tage zurückhalten.

Am 10. Juni hielt der Kaiſer feierlichen Einzug in Halle und ſtieg in der erzbiſchöflichen Reſidenz an der Saale ab. Herzog Alba nahm Quartier auf der Moritzburg; der gefangene Herzog Johann Friedrich blieb im Lager vor der Stadt. Kurfürſt Moritz nahte mit Chriſtof von Ebeleben von Leipzig aus; mehrere Tage ſpäter erſchien Kurfürſt Joachim und nahm Wohnung im goldenen Ring am Markte.

Ungeſäumt begann Kurfürſt Moritz mit Granvelle über die beſonderen Wünſche des Landgrafen zu verhandeln. Dabei zeigte

der kaiſerliche Rath großes Entgegenkommen, ſo daß Ebeleben Sonntag, den 12. Juni, nach Heſſen eilte, um durchzuſetzen, daß der Landgraf am 17. Juni in Naumburg eintreffe und die Herzöge von Braunſchweig nach Sulza geleiten laſſe.

Der Kaiſer war entſchloſſen, bis zur Ankunft des Landgrafen in Halle zu bleiben. Zweifellos war es klug berechnet, daß an jenem 12. Juni der gefangene Herzog Johann Friedrich als Gaſt des Herzogs von Alba auf der Moritzburg weilte und daß tags darauf der in der Schlacht bei Mühlberg verhaftete Herzog Ernſt von Braunſchweig Fußfall und Abbitte that, worauf ihm der Kaiſer die Hand zur Verſöhnung reichte. Wie konnte dann der Landgraf, der von dieſen Vorgängen erfuhr, noch zaudern, ſich der kaiſerlichen Milde und Güte anzuvertrauen!

Ueberaus beachtenswerth iſt nun des Kaiſers Brief vom 15. Juni an ſeinen Bruder Ferdinand, worin er ihm anzeigte, daß er den Landgrafen erwarte. Ausdrücklich ſei man übereingekommen, ſchrieb er, daß der Landgraf ſich ohne jede Bedingung auf Gnade und Ungnade ergeben ſolle; doch hätten die Kurfürſten um die Erklärung gebeten, daß er weder an ſeiner Perſon, noch an ſeinem Beſitze, noch mit ewigem Gefängniß beſtraft werde. Sie hätten ſich des Ausdrucks „ewiges Gefängniß“ bedient und auch eingewilligt, daß die Wendung im Zettel zur Berichterſtattung an ihn Aufnahme fände. Er (der Kaiſer) habe ſich zur Annahme der geheimen Artikel herbeigelaſſen mit der dem Könige bekannten Abſicht, den Landgrafen, wenn irgend möglich, wenigſtens einige Zeit in ſeine Gewalt zu bringen. Obgleich er ſelbſt ſein Vorhaben erwäge, ob er den Landgrafen nach der Ergebung gefangen nehmen laſſen ſolle — worüber ſich die Kurfürſten nicht beklagen könnten, weil ſeine Erklärung nur ewige Haft ausſchließe —, ſo wünſche er doch des Königs Meinung über dieſen Punkt, auch über die Dauer und über die Art und Weiſe der Gefangenſchaft zu kennen. Lange Haft und

ſtrenge Ueberwachung halte er für ſchwierig und gefährlich; denn dann könnten die Kurfürſten mit Recht grollen, und der Landgraf möchte in Verzweiflung gerathen.

Unſtreitig iſt es auffällig, daß der Kaiſer die Meinung ſeines Bruders wiſſen wollte, wenn für ihn das Recht der Gefangennahme feſtſtand. Wie konnte er irgend welche Beſchwerden der Kurfürſten beſorgen, wenn ſie „einige Haft" wirklich zugeſtanden hatten!

In der vorſichtigen Antwort bezweifelte König Ferdinand, daß der Landgraf den Artikel der Ergebung bedingungslos annehmen und ſich in freiwillige Haft begeben werde. Dann rieth er ernſtlich von jedem Gewaltſchritte ab. Wenn der Landgraf, ſchrieb er, die Haft auf kurze Zeit nicht freiwillig zugeſtehe, dann möge der Kaiſer ſie ihm ſchenken und einen neuen Bruch mit ihm verhüten. Gute und ſichere Gewähr des Vertrages genüge. Dann treibe man ihn nicht zur Verzweiflung und gebe den beiden Kurfürſten, auf deren Ergebenheit man künftig angewieſen ſei, keinen Grund zum Unwillen.

Obgleich des Königs abmahnender Brief rechtzeitig in Halle eintraf, ſo wollte doch der Kaiſer den Landgrafen in ſeine Gewalt bringen, und ſollte er die Kurfürſten dadurch gründlich beleidigen. Welche Genugthuung für ihn, wenn er den Landgrafen ebenſo wie Johann Friedrich gefangen davon führte!

Als man am Morgen des 18. Juni die Annäherung des Landgrafen gemeldet hatte, baten die beiden Kurfürſten den Kaiſer, zu geruhen, daß der Landgraf, der auf Treu und Glauben komme, nicht weiter, als man es beſprochen habe, beſchwert werde. Der Monarch erklärte, es ſei nicht ſeine Sitte, Jemanden wider die Abrede zu belaſten.

Darauf ritten die beiden Kurfürſten mit dem begnadigten Herzog Ernſt von Braunſchweig nach Naumburg und bewogen den Landgrafen, mit nach Halle zu ziehen.

Sonntag, den 19. Juni 1547, verhandelte man nach der Predigt über den in die Reinschrift gebrachten Vertrag, bis er angenommen, unterzeichnet und besiegelt worden war. Hinsichtlich der Religion verpflichtete sich der Landgraf in derselben Weise, wie es die Kurfürsten dem Kaiser gegenüber gethan hatten. Indem der Landgraf seine Angelegenheiten beherzt verfocht, schien er fast zu vergessen, daß er im kaiserlichen Hoflager war, um sich auf Gnade und Ungnade zu ergeben.

Als die Kurfürsten mit dem Landgrafen mittags nach ihrer Herberge zur Tafel gingen, beauftragten sie unterwegs den sächsischen Rath Dr. Fachs, mit einem brandenburgischen Rathe zu Granvelle zu gehen und zu fragen, ob der Kaiser dem Landgrafen nach der Abbitte, wie er es bei anderen Fürsten gethan hatte, die Hand geben werde. Da Dr. Fachs keinen Brandenburger sah, richtete er den Auftrag allein aus und erhielt von Granvelle die Antwort, daß er nicht wissen könne, ob der Kaiser die Hand reichen wolle. In der Herberge angelangt, fand Dr. Fachs die drei Fürsten bereits an der Tafel, und da er glaubte, daß er den Bescheid in Gegenwart fremder Gäste nicht laut sagen dürfte, so schrieb er ihn auf einen Zettel und überreichte ihn einem der drei Herren.

Um 6 Uhr nachmittags sollte der Fußfall und die Abbitte im großen Saale der erzbischöflichen Residenz stattfinden.

Pünktlich nahte der Kaiser und setzte sich unter dem aufgerichteten Baldachin auf den Thron, vor dem ein großer Teppich ausgebreitet lag. Zu beiden Seiten nahmen die anwesenden Fürsten, die höchsten Würdenträger, alle Gesandtschaften und viele Standesherren Aufstellung; fast war der Saal überfüllt.

Etwas verspätet erschien der Landgraf zwischen den beiden Kurfürsten. Dann kniete er auf dem Estriche vor dem Teppiche nieder. Neben ihm kniend verlas sein Kanzler die Abbitte:

Der Landgraf ergab ſich auf Gnade und Ungnade und erſuchte den Kaiſer demüthig, zu verzeihen und zu vergeben, die Acht aufzuheben, die Wiedereinſetzung in den früheren fürſtlichen Stand zu vollziehen und allen Unterthanen Gnade zu gewähren.

Als der Vizekanzler Dr. Seld die kaiſerliche Antwort verlas, hörte man die Worte: Der Kaiſer ſei zufrieden, daß die Acht aufgehoben, die wohlverdiente Leibesſtrafe erlaſſen, auch der Landgraf weder mit ewigem Gefängniß, noch mit Konfiskation von Gütern, mehr als der bewilligte Vertrag zulaſſe, beſchwert werde.[2]

Da der Kaiſer zögerte, dem Knienden das Zeichen zu geben, ſich zu erheben, ſtand Philipp ungeheißen auf und erwartete die übliche Handreichung und die gnädige Anrede. Beides unterblieb; vielmehr ſchritt Herzog Alba auf ihn zu, ergriff ſeine Rechte und lud ihn ſamt den beiden Kurfürſten und anderen Herren zum Abendeſſen ein. Sobald ſich der Kaiſer entfernt hatte, verließ man den Saal, beſtieg die Roſſe und ritt auf die nahe Moritzburg.

Kurz nach der ergötzlichen Mahlzeit, als man ſich in den Zimmern zerſtreut hatte, zeigte Alba den beiden Kurfürſten an, daß der Landgraf auf Befehl des Kaiſers auf dem Schloſſe bleiben ſolle. Erſtaunt und betroffen baten ſie, den geladenen Gaſt unangefochten mit in die Herberge ziehen zu laſſen. Schon war er aber ſpaniſcher Wache übergeben und ließ die Kurfürſten um Beiſtand anrufen. Empört über die verübte liſtige Gewaltthat, forderten Beide, die Befreiung des Verhafteten beim Kaiſer unverzüglich zu beantragen, da das ungebührliche Verfahren der geheimen Erklärung zuwiderlaufe. Die kaiſerlichen Räthe erwiderten, es ſei zu ſpät, ſich an den Kaiſer zu wenden, und die Verhaftung ſei mit Fug und Recht geſchehen; keinesfalls habe man die Grenzen des Vertrages und die geheimen Artikel überſchritten. Die Kurfürſten beſtritten das ernſtlich. Als man

ſich auf den franzöſiſchen Wortlaut der geheimen kaiſerlichen Erklärung berief, die nur ewiges Gefängniß ausſchließe, aber einige Haft erlaube, verſetzten die Kurfürſten unwillig: ſie wären keine Gelehrten und könnten nicht wie dieſe über den Buchſtaben ſtreiten und ihre Sache beweiſen, allein ſie hätten es anders verſtanden und kein Gefängniß befürchtet; man ſolle ihre Ehre bedenken; als deutſche Fürſten würden ſie den Landgrafen nicht gefährdet haben.

Bis nach 2 Uhr nachts dauerte der erregte Streit; aber kein Eifer, keine Bitte, kein Erbieten half. Kurfürſt Moritz war äußerſt heftig und wollte den Schwiegervater ehrenhalber nicht im Stiche laſſen. Während Kurfürſt Joachim ſich bewegen ließ, ſeine Herberge aufzuſuchen, mußte man Moritz geſtatten, die Nacht auf dem Schloſſe zu verbringen.

In aller Frühe des 20. Juni ließ der Landgraf die beiden Kurfürſten ſo eindringlich als möglich erſuchen, ſeine Befreiung eiligſt durchzuſetzen, ſonſt müßten ſie ſich gemäß ihrer Verpflichtung in Kaſſel einſtellen. Beide ließen den unerwarteten ſchlimmen Ausgang aufs tiefſte bedauern und verſprachen dem Landgrafen, ihn zu befreien oder ihrer Verpflichtung nachzukommen.

Unterdeſſen hatte der Kaiſer ſeine Räthe über die Vorgänge auf dem Schloſſe gehört, und er beſchloß, ſtandzuhalten. Da man nun einmal ſo weit gegangen ſei, ſagte er, und da die Sache ſo großes Aufſehen errege, könne man unmöglich zurückweichen, ohne der Welt zu beweiſen, daß man Unrecht gethan hätte. Er gab Befehl, den Kurfürſten gegenüber das Recht der Verhaftung geltend zu machen und die Behauptung zu widerlegen, daß man gleichſam wortbrüchig gehandelt habe.

Darauf zeigten Alba, Granvelle und Dr. Seld den auf dem Schloſſe wartenden Kurfürſten an, daß der Kaiſer über die in der Nacht geführten Erörterungen höchſt ungehalten ſei; denn er faſſe alles ſo auf, als wolle man ſeine Ehre in Frage ſtellen

und ihm vorwerfen, daß er etwas Ungebührliches gethan habe; beſonders halte er das Zurückbleiben des Kurfürſten von Sachſen auf dem Schloſſe für gewiſſen Trotz. Und da er weder in Verdacht, noch in Argwohn zu gerathen wünſche, ſo ſolle vor allem klargeſtellt werden, ob der Kaiſer zufolge des Vertrages und der geheimen Erklärung mit Fug und Recht gehandelt habe oder nicht. Vorher werde er die Fürſten weder vor ſich laſſen, noch irgend eine Bitte anhören; der Kaiſer ſei auch kein Gelehrter, und ſie hätten ſeine Abſicht wohl gekannt.

Die Kurfürſten erwiderten, daß Moritz nicht aus Trotz, ſondern dem Schwiegervater zum Troſte auf dem Schloſſe geblieben ſei, man möge ihn deshalb entſchuldigen. Mit dem Kaiſer wollten ſie weder rechten, noch ſtreiten; denn er ſei ihr Herr und ihre hohe Obrigkeit. Während der letzten geheimen Verhandlung aber hätten ſie nicht verſtanden, daß der Landgraf mit Gefängniß beſchwert werden ſolle. Wäre es anders, dann hätten ſie, die der fremden Sprache nicht kundig ſeien, geirrt. Als geborene deutſche Fürſten aber hätten ſie den Landgrafen nicht zur Ergebung verleitet, wenn ſie gemerkt hätten, er ſolle gefangengenommen werden. Man möge berückſichtigen, daß ſie ſich durch eine Verſchreibung weit und tief eingelaſſen und verpflichtet hätten.

Die Räthe antworteten: Der Kaiſer gründe ſein Recht ſowohl auf den Wortlaut des Vertrages, als auch auf die geheime Erklärung, die „einige Haft“ zulaſſe. Vor allem wolle er der Vollziehnug des Vertrages ſicher ſein, wofür die Perſon des Landgrafen die beſte Gewähr biete. Wenn ſich die Kurfürſten zur Einſtellung in Kaſſel verpflichtet hätten, ſo könne der Kaiſer, ohne deſſen Einwilligung es gar nicht hätte geſchehen dürfen, die übereilte Verbindlichkeit wieder aufheben.

Um nicht alles nutzlos zu verderben, erklärten die Kurfürſten zuletzt in verzweiflungsvoller Lage: ſie hielten es dafür, daß der

Kaiſer mit Fug und Recht gehandelt hätte; werde anders geredet, dann wollten ſie ihn entſchuldigen und verantworten helfen. Liege ein Verſehen oder ein Mißverſtändniß vor, dann ſollte es ihrerſeits verſchuldet worden ſein; dafür möge man aber den Landgrafen der Haft entlaſſen.

Anderen Tages baten ſie den Kaiſer flehentlich, ihre Ehre mehr als den Landgrafen zu bedenken. Habe er je daran gedacht, ſagten ſie, ihnen wegen ihrer treuen und gehorſamen Dienſte irgend eine beſondere Gnade zu gewähren, dann möge er ſie nicht im ſchändlichen Schimpfe ſtecken laſſen, ſondern den Gefangenen freigeben. Der Kaiſer entgegnete: er wolle ſehen, wie ſich der Landgraf in den Vertrag ſchicke, dann werde er ihnen eine Antwort geben, womit ſie zufrieden ſein ſollten. Unter keinen Umſtänden ließ er ſich dazu bewegen, eine beſtimmte Zeit der Haft anzugeben.

Am 23. Juni verließ der Kaiſer Halle, um mit den gefangenen Häuptern des ſchmalkaldiſchen Bundes nach Süddeutſchland zu ziehen; denn die Berufung eines Reichstages erſchien ihm wichtiger zu ſein als der Kampf gegen die noch trotzigen norddeutſchen Städte ſamt ihren Anhängern.

Sobald die beiden Kurfürſten einen ausführlichen Bericht über die Vorgänge in Halle mit einem inſtändigen Geſuche um gnädige Verwendung für den gefangenen Landgrafen an König Ferdinand abgeſandt hatten, folgten ſie dem Kaiſer nach Naumburg und ließen nichts unverſucht, um wenigſtens zu erfahren, wie lange der Gefangene verhaftet bleiben ſollte. Als man zuletzt andeutete, daß er in vier bis ſechs Wochen wieder frei ſein werde, beeilten ſie ſich, dem Unglücklichen und Ungeduldigen, der bereits in der Richtung Jena-Saalfeld weiter befördert worden war, etliche Räthe nachzuſenden, die ihn bitten und ermahnen ſollten, die kurze Zeit mit Geduld zu ertragen.

Schon zeigte man den Kurfürſten vertraulich an, daß der

Kaiſer es ungern ſähe, wenn ſie noch weiter mitzögen und anhielten. Dann gab man offener zu verſtehen, daß ihre Anweſenheit und ihr großer Eifer Mißfallen errege und mehr ſchade als nütze. Zuletzt rieth man ihnen, heimzukehren, dem kaiſerlichen Hoflager einſtweilen fernzubleiben und ſich keinesfalls in Kaſſel einzuſtellen. Dafür wolle man von Zeit zu Zeit Fürbitte für den Landgrafen einlegen.

Am 25. Juni durften die Kurfürſten den Kaiſer im freien Felde nochmals begrüßen und anreden, dann mußten ſie ihn verlaſſen und heimreiten.

Der Landgraf aber blieb in Gefangenſchaft bis zur Befreiung 1552. Die beiden Kurfürſten haben ſtets daran feſtgehalten, daß Landgraf Philipp „durch ſpaniſchen Mißverſtand auf falſche, betrügeriſche Weiſe in Haft gekommen ſei".

Anmerkungen.

[1] Vergl. meine Abhandlung über die Gefangennahme des Landgrafen Philipp von Heſſen 1547 im Neuen Archiv für ſächſiſche Geſchichte, Bd. 11, S. 177 f. (1890). Guſtav Turba. Zur Verhaftung des Landgrafen Philipp von Heſſen 1547, Wien 1894. Derſelbe, Verhaftung und Gefangenſchaft des Landgrafen Philipp von Heſſen 1547—1550, Wien 1896. Turbas abweichende Anſichten ſind leicht zu widerlegen. E. Brandenburg, Moritz von Sachſen (Leipzig 1898), S. 544 f.; auch ſeine Darſtellung iſt an manchen Stellen anzufechten.

[2] Man beachte, daß die Wendung „weder Leibesſtrafe, noch ewiges Gefängniß" nicht beibehalten worden iſt, wodurch ſich der Sinn auffällig änderte.

Die Augen der Thiere.

Von

Dr. med. Otto Thilo
in Riga.

Mit 2 Tafeln.

Hamburg.
Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vormals J. F. Richter),
Königliche Hofbuchdruckerei.
1899.

Das Recht der Ueberſetzung in fremde Sprachen wird vorbehalten.

Druck der Verlagsanſtalt und Druckerei Actien-Geſellſchaft
(vormals J. F. Richter) in Hamburg, Königliche Hofbuchdruckerei.

Wenn wir vom Auge ſprechen, ſo denken wir unwillkürlich an jenes „Bild auf zartem Grunde, welches, in den kleinſten Rahmen gefaßt, uns doch das Unermeßliche zeigt," und gewiß entſpricht dieſes ſchöne Bild Schillers vollſtändig dem Auge des Menſchen, ja auch noch dem Auge vieler Thiere. Ueberblicken wir jedoch das geſamte Thierreich, ſo bemerken wir gar bald, daß die lichtempfindenden Organe vieler Thierarten ganz anders beſchaffen ſind, ja viele von ihnen ſcheinen uns nicht die geringſte Aehnlichkeit mit dem Auge des Menſchen zu haben. —

Zunächſt fällt es uns im höchſten Grade auf, daß eine große Anzahl vollſtändig augenloſer Thiere ſehr lichtempfindlich iſt.

Hierher gehört z. B. der bekannte Olm der Adelsberger Grotte. Dieſes Thier lebt in völlig dunklen Höhlengewäſſern, ſeine Augen ſind gänzlich verkümmert und mit Haut überwachſen, trotzdem iſt er ſo lichtempfindlich, daß, wenn ein Lichtſtrahl auf ihn fällt, ſeine Beine zucken.

Ebenſo lichtempfindlich iſt auch der bekannte Lanzettfiſch (Amphioxus lanzeolatus) der eine Zeit lang viele Gemüther dadurch beunruhigte, daß er in einigen Forſcherkreiſen als Ahnherr des Menſchen galt. Jetzt iſt er allerdings vollſtändig abgeſetzt; noch vor Kurzem erklärte Garbowski:[1] „— der Amphioxus iſt kein Wirbelthier," und die Gemüther haben nach dieſer Richtung hin ſich beruhigt, leider machen aber die Augen dieſes

Thieres noch immer viele Forſcher unglücklich, obgleich doch ſchon von mehreren Seiten darauf aufmerkſam gemacht wurde, daß der Amphioxus eigentlich gar keine Augen hat, und daß die dunklen Punkte an ſeinem Kopftheile nicht mehr lichtempfindlich ſeien, als andere Theile ſeines Körpers, denn wenn man einen Amphioxus durchſchneidet, ſo iſt der Schwanztheil faſt ebenſo lichtempfindlich, wie der Kopftheil[2], [3].

Auch unſer Regenwurm iſt lichtempfindlich, obgleich an ſeinem ganzen Körper ſich kein einziges Auge nachweiſen läßt. Wenn er im Halbdunkel mit einem Theile ſeines Körpers hervorgekrochen iſt, ſo zieht er ſich ſofort zurück, ſobald man Lichtſtrahlen auf ihn fallen läßt. Dieſe Thatſache wurde ſchon vor vielen Jahren vom Deutſchen Hoffmeiſter, ſpäter von Darwin feſtgeſtellt, neuerdings von Heſſe.[3]

Gegen alle dieſe Angaben könnte man vielleicht einwenden, daß die ſoeben erwähnten Thiere nicht das Licht, ſondern die Wärme der Strahlen empfinden. Um dieſem Einwande zu begegnen, läßt man bei den Verſuchen das Licht durch einen Glasbecher fallen, der mit Alaunlöſung gefüllt iſt, da man durch ſehr empfindliche Wärmemeſſungen feſtgeſtellt hat, daß derartige Löſungen den Strahlen vollſtändig die Wärme entziehen und nur das Licht hindurchlaſſen. Man kann es daher als nachgewieſen anſehen, daß der Olm, Lanzettfiſch und der Regenwurm wirklich durch Lichtſtrahlen erregt werden, obgleich ſie keine Augen beſitzen.

Faſt noch auffallender als dieſe Lichtempfindlichkeit iſt wohl die Thatſache, daß viele Thiere eine große Empfindlichkeit gegen den Schatten zeigen. Dieſes kann man z. B. an Auſtern bemerken, wenn ſie mit geöffneten Schalen in einem Waſſerbehälter ſo daliegen, daß ſie von einem Fenſter her belichtet werden. Schiebt man zwiſchen Auſtern und Fenſter einen Bogen Pappe, ſo klappen alle Auſtern, auf welche der

Schatten fällt, ihre Schalen zu, während die nicht beſchatteten Auſtern ihre Schalen offen erhalten.

Nach einigen Minuten öffnen übrigens die Auſtern ihre Schalen, und jetzt kann man ſie beſchatten, wie viel man will, ſie halten ihre Schalen ruhig offen. Sie haben offenbar die Erfahrung gemacht, daß der Schatten keinen gefahrbringenden Feind ankündigte.

Faſt ebenſo ſchattenempfindlich wie die Auſter iſt die Malermuſchel (Unio), welche auch in unſeren Landſeen in großen Mengen vorkommt.

Dieſe Licht- und Schattenempfindlichkeit augenloſer Thiere haben einige Forſcher mit dem Ausdrucke: „Sehen ohne Augen“ bezeichnet, während andere Gelehrte wohl nicht mit Unrecht meinen, daß „Sehen ohne Augen“ ein ganz unmöglicher Ausdruck ſei. Unter Sehen verſteht man doch wohl die Wahrnehmung eines beſtimmten Bildes. Hiervon kann doch gewiß bei fehlenden Augen nicht die Rede ſein. Alle dieſe, Molche, Muſcheln und Regenwürmer, können wohl nur ganz unbeſtimmte Empfindungen haben, ſo ungefähr wie Heine ſie im Chor der Maulwürfe ſchildert:

„Was die Menſchen doch für Unſinn ſchwatzen,
Von Regenſchauern und Sonnenblicken,
Wir fühlen nur ein leiſes Jücken
Und pflegen uns zu kratzen.“

Gewiß iſt man berechtigt zu fragen: Wenn der ganze Körper der Lanzettfiſche und Regenwürmer eine ſo große Lichtempfindlichkeit zeigt, ſo muß doch die Haut oder das Gewebe unter derſelben bei dieſen Thieren anders beſchaffen ſein, als bei anderen Thieren!

Dieſes iſt allerdings der Fall, beſonders nach den neueren Forſchungen von Heſſe.[3] Dieſe Forſchungen zeigen

mit den Befunden an anderen Thierarten eine gewiſſe Uebereinſtimmung. Schon vor längerer Zeit gelang es nämlich nachzuweiſen, daß bei verſchiedenen Würmern, Schnecken und Muſcheln ſich an lichtempfindlichen Körpertheilen in der Haut kleine Knötchen finden, die von Farbſtoff umgeben werden. Dieſe Knötchen ſind bei einigen Thieren ſehr zahlreich und ſitzen dann an den verſchiedenſten Körpertheilen (Kennel). Bei genauerer Unterſuchung mit dem Mikroſkope entdeckt man, daß dieſe Knötchen die Endigungen von Nerven bilden und in ihrer ganzen Beſchaffenheit an jene Nervenendigungen erinnern, welche bei höheren Thierarten die Lichtempfindlichkeit der Augen bedingen. Dieſe ſogenannten Sehſtäbchen der Augen höherer Thierarten übertragen ja bekanntlich die Lichtempfindungen auf den Sehnerven, welcher wiederum dieſe Empfindungen zum Gehirn leitet. Die erwähnten Nervenknötchen ſind bei einigen Würmern und Schnecken nach außen hin offen (Schemat Figur 1, Tafel I) und von Farbſtoff umgeben. Sie zeigen eine Art Becherform und führen daher den Namen „Pigmentbecher“ (Pigment = Farbſtoff). Die Becher ſind bei einigen Thieren mit einer gallertigen Maſſe gefüllt (Figur 1, Muſchel Lima), bei anderen, z. B. bei der Schnecke Patella, fehlt dieſe Gallertmaſſe (Glaskörper), und der Becher iſt vollſtändig leer. Der Bechergrund wird von einer Fortſetzung der Körperhaut gebildet, in welcher die Sehſtäbchen nebeneinander liegen (Figur 1). Dieſer „Pigmentbecher“ der Schnecke Patella verdient gewiß noch lange nicht den Namen Auge. Die Empfindungen desſelben können nur gemiſchte ſein, denn die Endigungen der Nerven, die „Sehſtäbchen“, liegen doch recht ungeſchützt da, und alle Reize, die von außen her kommen, müſſen unmittelbar auf dieſelben einwirken. Aetzende Stoffe, Wärme, Kälte, Druck, Licht u. ſ. w. müſſen recht gemiſchte Empfindungen im Nervenſyſtem des Thieres hervorrufen. Die Einwirkung eines Theiles all

dieſer Reize finden wir daher an den lichtempfindenden Organen höherer Thierarten durch beſondere Schutzvorrichtungen ausgeſchloſſen.

Schon die gallertige Maſſe, der ſogenannte „Glaskörper", welcher den Becher vieler Würmer und Schnecken erfüllt, entzieht den eindringenden Sonnenſtrahlen ihre Wärme, in ähnlicher Weiſe, wie es bei den obenerwähnten Belichtungsverſuchen der augenloſen Thiere durch eine Alaunlöſung bewirkt wurde. (Seite 4.) Infolgedeſſen können durch den „Glaskörper" nur Lichtſtrahlen zu den Sehſtäbchen gelangen, keine Wärmeſtrahlen.

Bei noch höher entwickelten lichtempfindlichen Organen findet man die Oeffnung des Bechers bedeutend verengt und von der Körperhaut verſchloſſen (Wurm Nereis, Figur 2, Schnecke Aporrhais, Figur 3). Wenn die Oeffnung zu einem kleinen Loche verengt iſt, ſo können Lichtſtrahlen, welche durch dieſes Loch dringen, auf dem Hintergrunde des Loches ein umgekehrtes Bild entwerfen. Von dieſer Möglichkeit überzeugt man ſich leicht, wenn man ein Zimmer verdunkelt, indem man die Laden ſchließt und durch ein kleines Loch in der Lade Lichtſtrahlen auf einen Schirm fallen läßt; man ſieht dann auf dieſem Schirme die Fenſter und Thüren der gegenüberliegenden Häuſer in umgekehrter Stellung.

Eingehender ſind dieſe Verhältniſſe am Sehorgane des Tintenfiſches (Nautilus) unterſucht. Dieſes bildet gleichfalls eine nach außenhin offene Blaſe, welche vom Seewaſſer erfüllt iſt. Der Ausgang der Blaſe kann bis zum kleinen Loche (1 mm Durchmeſſer) verengt werden. Dieſe Verhältniſſe konnte man am Tintenfiſch Nautilus ziemlich bequem erforſchen, da ſeine Sehorgane die Größe eines Rinderauges erreichen. Gewiß kann man derartige Organe als Augen bezeichnen, denn auf ihrem Hintergrunde wird ein beſtimmtes Bild entworfen, aber dieſes Bild wird wohl recht lichtſchwach ausfallen, gewiß iſt der

Geſichtskreis des Tintenfiſches Nautilus ſehr beſchränkt. Dieſen Uebelſtänden wird abgeholfen bei vielen Würmern und Schnecken dadurch, daß im Vordergrunde des Auges eine Linſe entſteht. (Figur 3, Schnecke Aporrhais.)

Dieſe Linſe entwickelt ſich nach Schreiner[5] bei den Würmern und Schnecken aus dem vorderen Theile des Glaskörpers; ſie iſt zunächſt nichts anderes, als eine Stelle des Glaskörpers, die allmählich immer härter wird. Ich halte es für ſehr wahrſcheinlich, daß dieſe Verhärtung nach Art einer Schwiele durch äußere Einflüſſe ſich bildet, um das Innere des Auges vor Verletzungen zu ſchützen. Erſt allmählich ſehen wir die Linſe bei den niederen Thieren ihre große Bedeutung für das Sehvermögen des Auges erlangen.

Die Wirkung einer Linſe iſt wohl einem jeden Leſer von der Laterna magica oder von den photographiſchen Apparaten her bekannt. Die Linſe entwirft ein umgekehrtes Bild auf dem Augenhintergrunde, zugleich aber dient ſie als „Sammellinſe" d. h. ſie ſammelt die Lichtſtrahlen, ſo daß ſie auf einen beſtimmten Punkt (Brennpunkt) vereinigt werden. Hierdurch wird das Bild „lichtſtark". Dieſe Eigenſchaft der Linſe hat wohl ein Jeder am „Brennglaſe" kennen gelernt. Die Linſe des Auges kann natürlich nicht wie ein Brennglas wirken, da die Augenflüſſigkeit den Sonnenſtrahlen die Wärme entzieht. Uebrigens genügte hierzu wohl auch ſchon der Glaskörper und die Haut, welche das Auge bedeckt, die ſogenannte Hornhaut.

Höher entwickelt, als das ſoeben beſchriebene Auge der Schnecke Aporrhais und des Nautilus iſt das Auge des Tintenfiſches Sepia (Figur 4 und 6). Es iſt durch eine „Hornhaut" nach außen geſchloſſen. Vor der Linſe liegt eine derbe Haut, in deren Mitte ſich das „Sehloch" befindet. Dieſe derbe Haut erinnert an die „Blenden" der photographiſchen Apparate, die in der Mitte mit Oeffnungen von verſchiedenem Durchmeſſer ver-

ſehen ſind, damit die Lichtſtärke geſteigert oder abgeſchwächt werden kann.

Auch das Sehloch oer Sepia kann verengt oder erweitert werden. Hierzu dienen kräftige Muskelfaſern in der Haut, welche das Sehloch umſchließen; dieſe Haut führt den Namen Regenbogenhaut, da ſie reichlich mit Farbſtoff verſehen iſt. Bei den Tintenfiſchen dient ſie wohl auch zugleich als Schutz gegen den Druck von außen her; denn feſte Knorpel ſind in dieſelbe eingelagert.

Auch die Linſe der Sepia ſoll nach Leuckart zum Theil als Schutzorgan des Auges dienen. Uebrigens kann die Sepia ihre Linſe durch Muskeln hin und her ſchieben, alſo verſtellen, wie ein Fernrohr, wenn man es für verſchiedene Entfernungen einſtellt.

Leuckart meint ſogar, dieſe Verſtellbarkeit (Akkomodation) müſſe recht bedeutend ſein.

Aus allem dieſen geht hervor, daß die Sepia ein ſehr hochentwickeltes Auge beſitzt. In gewiſſem Sinne erinnert das Sepiaauge an die Augen der höheren Wirbelthiere, und doch ſagt ſchon Leuckart:[6] „Freilich geht dieſe Aehnlichkeit nicht ſo weit, daß wir im ſtande wären, das Auge der Tintenfiſche direkt auf das der Wirbelthiere zurückzuführen. Beide zeigen vielmehr ſo zahlreiche und tiefgreifende Unterſchiede, daß wir wohl mit Recht auf eine vielfach abweichende Entwickelungsweiſe ſchließen dürfen."

Auch Schreiner hat neuerdings ſcharf betont, daß die Linſe der Wirbelthiere und überhaupt ihr ganzes Auge ſich anders entwickelt, als bei den Würmern und Schnecken und anderen Weichthieren. Während nämlich bei den wirbelloſen Thieren die Linſe aus einem Theile des Glaskörpers ſich entwickelt, indem dieſer Theil ſich erhärtet, wird die Linſe der Wirbelthiere außerhalb des Glaskörpers von der Oberhaut des Körpers ab-

geſondert und dann in eine vordere Einbuchtung der geſchloſſenen Augenblaſe hineingeſtülpt. Sie verwächſt dann mit dieſer Einbuchtung und es bildet ſich vor der Linſe die Regenbogenhaut mit dem Sehloch (Figur 5, Menſchenauge). Es wird wohl einem jeden Beſchauer auffallen, daß am Menſchenauge die Schichten, aus denen es beſteht, weniger zahlreich und viel dünner ſind als am Auge der Sepia. Es fehlen u. a. die Knorpeleinlagen. Die Netzhaut iſt einfach, nicht doppelt u. ſ. w. Mit einem Worte, das Menſchenauge ſieht weniger plump und einfacher aus als das Sepiaauge (Figur 4, Figur 5).

Auch beim Vergleiche des Menſchenauges mit dem Auge eines Fiſches (Figur 8) oder Reptils (Chamäleon, Figur 6) oder Vogels (Figur 7, Uhu, Figur 9) erſcheint das Menſchenauge am wenigſten zuſammengeſetzt. Es fehlt z. B. dem Menſchenauge im erwachſenen Zuſtande der „Fächer" der Vögel (Figur 7 und 9) oder der „Schwertfortſatz" der Fiſche (Figur 8).

Der Fächer ſowohl als der Schwertfortſatz beſtehen im weſentlichen aus Blutgefäßen. Sie haben den Zweck, während der Entwickelung des Auges den Blutkreislauf zu beſchleunigen, um ſo den ungeheuren Anſprüchen zu genügen, welche ein wachſendes Organ an den Stoffwechſel ſtellt. Nach beendeter Entwickelung ſchwindet im Menſchenauge dieſes Geflecht von Blutgefäßen, während es im Auge der Vögel als „Fächer" fortbeſteht und auch bei den Fiſchen wahrnehmbar iſt. Wie erwähnt, führt es bei den Fiſchen den Namen „Schwertfortſatz". Wir ſehen alſo, man kann nicht ſagen, weil das Auge des Menſchen in ſeinen Leiſtungen am höchſten ſteht, ſo iſt infolgedeſſen auch ſein Bau mehr zuſammengeſetzt als bei den Thieren; wir ſehen vielmehr, daß bei vollendeter Entwickelung gewiſſe Vereinfachungen am Menſchenauge eingetreten ſind, und finden ſo die alte Erfahrung beſtätigt, daß Vereinfachungen eine Grundbedingung jeder höheren Entwickelung ſind.

Früher neigte man zu der Anſicht, der „Fächer" der Vögel habe eine beſtimmte Bedeutung für ihr Sehen, jedoch haben vergleichende Unterſuchungen feſtgeſtellt, daß er wohl nur für die Entwickelung und Erhaltung des Auges erforderlich iſt.

Ueberhaupt wird man ſich wohl davor hüten müſſen, alles, was man an dem Körpertheile eines Thieres findet, aus dem Zwecke zu erklären, welchem dieſer Körpertheil dient. So wird man denn auch dieſe große Verſchiedenheit, welche wir in der Form und im Bau der auf Tafel I dargeſtellten Augen finden, nicht ausſchließlich auf ihr verſchiedenes Sehvermögen zurückführen können.

Schon oben haben wir geſehen, daß die Entwickelung des Auges, ſozuſagen die Herſtellung des Auges, oft Spuren (Fächer) hinterläßt, welche nicht im Zuſammenhange mit ſeinem Gebrauche im ſpäteren Leben ſtehen. Außerdem beeinfluſſen gewiſſe Schutzhüllen aus Sehnengewebe und Knochen in hohem Grade die Form und den ganzen Bau eines Auges. Dieſe Schutzhüllen aber werden durch die ganze Lebensweiſe, die Umgebung eines Thieres bedingt. Raubvögel, welche mit großer Kraft auf ihre Beute ſtoßen oder hacken, tragen ihre Augen in einem wohlgepolſterten, knöchernen Futterale, wahrſcheinlich um es vor allzu ſtarken Erſchütterungen zu ſchützen. Der Specht oder Holzhacker verſetzt wohl unaufhörlich beim Hacken an Baumſtämmen ſein Auge in Erſchütterungen und vielleicht dient daher eine Knochenplatte, welche ſeine Augennerven umgiebt, dazu, dieſe Augennerven vor allzu ſtarken Zerrungen oder gar Zerreißungen zu ſchützen.

Wie verderblich dem Innern des Auges allzu heftige Erſchütterungen werden können, weiß wohl jeder Augenarzt. Er hat es nur zu oft erfahren, daß infolge eines Stoßes gegen das Auge, ja oft nur durch eine allgemeine Erſchütterung des Kopfes Blutungen im Innern des Auges eintreten können,

welche die Sehkraft vollständig zerstören, ja es kann sogar die Linse aus ihrer natürlichen Lage gerissen und in den Glaskörper versenkt werden (Verrenkung der Linse).

Bei diesen Verrenkungen ist gewiß die Schwere der Linse und die Widerstandsfähigkeit des Glaskörpers von der größten Bedeutung. Eine leichte sehr umfangreiche Linse ruht sicher auf dem Glaskörper, gleichsam auf ihm schwimmend, während eine kleine Linse in einen allzu flüssigen Glaskörper leicht versenkt werden kann und nur durch starke Befestigungsmittel (Bänder) ihre natürliche Lage behält.

Ich glaube, daß diese Verhältnisse für die Form und stoffliche Zusammensetzung der ganzen Linse gewiß ebenso wichtig sind, als die Bestimmung der Linse, Bilder auf dem Augenhintergrunde zu entwerfen. Die Größe und Form der Linse ist ja bekanntlich für optische Zwecke nicht sehr wesentlich. Man findet in den Fernrohren oft nur Teile von Linsen in Verwendung, da für das Entwerfen klarer Bilder nur die Krümmungsflächen und die stoffliche Zusammensetzung der Linsen in Betracht kommt.

Im Thierkörper ist aber für die stoffliche Zusammensetzung der Linse ein weiter Spielraum gelassen.

Schon mehrfach wurde in der vorliegenden Abhandlung darauf hingewiesen, daß die bisher besprochenen Augen eine große Aehnlichkeit von unseren künstlichen, optischen Apparaten zeigen.

Infolge dieser Aehnlichkeit ist es wohl auch dem Leser nicht schwer gefallen, sich vorzustellen, wie auf dem Hintergrunde der erwähnten Augen ein Bild entworfen wird. Viel größere Schwierigkeiten bereitet es, zu verstehen, wie auf dem Hintergrunde der Insekten- und Krebsaugen ein Bild entsteht; denn diese Augen gleichen nicht im geringsten unseren optischen Apparaten. Während nämlich, wie erwähnt, auf dem Hintergrunde des Menschenauges ein umgekehrtes Bild von

einer Linſe entworfen wird, entſteht auf dem Hintergrunde der Krebs- und Inſektenaugen ein „aufrechtes Bild“, und Hunderte von Linſen entwerfen das Bild.

Dieſe Linſen kann man nur mit Hülfe eines Mikroſkopes wahrnehmen.

Sie ſind zu Linſenſyſtemen[7] aneinander gefügt und jedes dieſer Syſteme befindet ſich in einem durchſichtigen Rohre, dem ſogenannten Kryſtallkegel.

Dieſe Kryſtallkegel haben meiſt eine ſechseckige Form, ſind alſo, genau genommen, meiſt ſechskantige Pyramiden.

Die Spitzen dieſer „Kryſtallkegel“ liegen im Innern des Auges (Tafel II, Figur 11 und 12). Die ſechseckigen Grundflächen der „Kryſtallkegel“ bilden die vordere Fläche des Auges, die ſogenannte „Hornhaut“. Daher beſteht auch die Hornhaut aus kleinen ſechseckigen Feldern, welche man „Facetten“ nennt. Die „Hornhautfacetten“ ſind mit bloßem Auge wahrnehmbar und geben der Hornhaut ein netzförmiges Ausſehen.

Lichtſtrahlen, welche auf eine „Hornhautfacette“ fallen, werden durch das Linſenſyſtem im Kryſtallkegel zu einem Lichtpunkte auf dem Augenhintergrunde vereinigt. Alle ſo entſtandenen Lichtpunkte bilden ein aufrechtes moſaikförmiges Bild auf dem Hintergrunde. Dieſes aufrechte Bild dem Menſchenauge ſichtbar zu machen, gelang dem berühmten Wiener Phyſiologen Exner.

Er durchſchnitt das Auge des Krebſes Limulus, klebte das abgeſchnittene vordere Stück des Auges mit einem Waſſertropfen auf ein Glasplättchen und legte das Glasplättchen unter ein Mikroſkop. Stellte er nun das Rohr des Mikroſkopes wagerecht, ſo konnte er durch das Fenſter ſeines Arbeitszimmers eine fernliegende Kirche ſehen oder richtiger, er ſah mit dem Mikroſkop das Bild einer Kirche, welches von den Kryſtallkegeln des Krebsauges entworfen wurde; denn mit einem Mikroſkope kann man

Digitized by Google

ja bekanntlich keine Häuſer ſehen. Das Mikroſkop zeigt nur kleine in der Nähe befindliche Gegenſtände.

Exner gelang es ſogar, dieſes Bild mit Hülfe des Mikroſkopes zu photographiren und ſo Allen ſichtbar zu machen.

Er hat es gewiß ſehr paſſend als Titelblatt ſeinem berühmten Werke über Facettaugen vorgeſetzt.

Es zeigt uns im Vordergrunde das Bogenfenſter ſeines Arbeitszimmers, auf deſſen Glasſcheibe eine Zahl aus ſchwarzem Papier geklebt iſt. Im Hintergrunde ſieht man die fernliegende Kirche.

Exner hat auch das Leuchten der Inſektenaugen erklärt. Er hat nachgewieſen, daß dieſes Leuchten von Strahlen herrührt, welche von außen her auf das Auge fallen und zurückgeworfen werden. Das Auge der Leuchtkäfer iſt ebenſowenig „ſelbſtleuchtend" wie die Augen der Katzen oder Eulen, die man ja früher ganz allgemein als Lichtquellen betrachtete, obgleich doch ſchon Ariſtoteles darauf hingewieſen hat, daß ſie kein Licht erzeugen, ſondern nur auffallendes Licht zurückwerfen. Dieſe Anſicht des Ariſtoteles fand übrigens bei den Griechen keine allgemeine Anerkennung, im Gegentheil, die Anhänger der platoniſchen Schule nahmen an, daß die Augen nicht bloß Licht ausſtrahlen, ſondern daß ſogar „Fühlfäden" von ihnen ausgehen, welche den erblickten Gegenſtand betaſten und hierdurch die Form und Farbe des Gegenſtandes dem Sehenden fühlbar machen.

Die Begründung dieſer Annahme iſt ſehr bezeichnend für die Art der Beweisführung vieler griechiſcher Gelehrten. Sie ſagten: Das Auge iſt gewölbt, alſo nngeeignet zur Aufnahme von Strahlen; zweitens: einige Thiere und Menſchen (z. B. der Kaiſer Domitian) ſehen im Dunkeln. Im Dunkeln aber kann von Lichtſtrahlen nicht die Rede ſein, welche auf dem Augenhintergrunde ein Bild erzeugen könnten; im Dunkeln kann man nur taſtend fühlen.

Dieſer platoniſchen Anſchauung ſchloſſen ſich die größten Gelehrten Griechenlands an, z. B. Euklid, der hochverdiente Mathematiker, Ptolomäus, der eine neue Weltanſchauung ſchuf, u. A. Erſt arabiſche Gelehrte[3] knüpften wieder an die Anſchauung des Ariſtoteles an und fanden das Richtige; trotzdem hat ſich ſogar bis auf unſere Tage in einigen Kreiſen die Anſicht erhalten, daß die Augen einzelner Thiere ſelbſtleuchtend ſeien.

Ich erinnere nur hier an die Augen der Eulen, welche im Freiſchütz die Wolfſchlucht erhellen. Auch Schiller dachte ſich das Menſchenauge als ſelbſtleuchtend. Er läßt die Prinzeſſin Turandot vom Auge ſagen:

„Es giebt ſich ſelber Licht und Glanz,
Es leuchtet, ohne je zu brennen."

So ſchön die Verſe ſind, ſie entſprechen doch nicht den natürlichen Verhältniſſen; denn zahlreiche Verſuche haben nachgewieſen, daß die Augen des Menſchen, ſowie auch der Katzen und Eulen in einer vollſtändigen Dunkelheit nicht leuchten. Trotzdem giebt es aber doch Thiere, von deren Augen man ſagen kann:

„Es giebt ſich ſelber Licht und Glanz."

Dieſe Thiere ſind kleine Krebſe, welche in Meerestiefen leben, die nie von Lichtſtrahlen erhellt werden. Genauer bekannt wurden ſie durch die Tiefſeeforſchungen der engliſchen Challengerexpedition, welche ſie mit verſchließbaren Netzen aus ſehr großen Tiefen zog. Figur 10 auf Tafel II wurde dem Werke dieſer Expedition entlehnt.

Die Leuchtkrebſe ſind durchſichtig und daher bequem mit dem Mikroſkop zu unterſuchen. Sie haben etwa 1—2 cm Länge und erinnern ihrer Form nach an unſere Flußkrebſe. Die Gattung Nematoscelis hat acht Leuchtorgane, zwei ſitzen jederzeit am Bruſtkorbe und vier ſitzen am Bauche in der Mittel-

linie des Körpers zwiſchen den Beinen. Auf der Figur 10 der Tafel II ſind die Leuchtorgane mit ſchwarzen Punkten angedeutet. Auch an den unteren Flächen der Augen befinden ſich Leuchtorgane. Bewegt der Krebs ſeine Augen hin und her, ſo leuchten ſie blitzartig auf und wohl kann man von dieſen Augen daher ſagen, daß ſie ſich ſelber Licht und Glanz geben. Das blitzartige Aufleuchten hat der Breslauer Zoologe Carl Chun an lebend gefangenen Krebſen beobachtet und ſo die Leuchtorgane der Augen entdeckt.

Die Leuchtorgane, welche am Rumpfe ſitzen, beſtehen aus einem Leuchtkörper, einem Scheinwerfer und einer Linſe. (Fig. 13.) In den Leuchtkörper verlaufen die Leuchtnerven. Die Leuchtorgane der Augen beſitzen keine Linſe. (Figuren 11 und 12.) Sie beſtehen alſo nur aus einem Scheinwerfer und einem Leuchtkörper, in welchen ſich die Leuchtnerven vertheilen, ſo daß ſolche Leuchtorgane an unſere elektriſchen Lampen mit ihren Leitdrähten erinnern. Die Linſe der Leuchtorgane des Rumpfes verleiteten einige Forſcher, ſie für Augen zu halten und noch neuerdings hat Patten dieſe Anſicht wieder vertreten. Doch ſind wohl Krebſe mit acht Augen etwas höchſt Ungewöhnliches, auch haben Chun und Andere jetzt wohl ganz ſicher feſtgeſtellt, daß die angeblichen Augen Leuchtorgane ſind.

Beſonders auffallend ſind wohl die Augen der Leuchtkrebſe. Schon durch ihre Größe fallen ſie auf. Bei einigen Thieren ſind ſie kugelig, bei anderen eiförmig, ja, in Figur 10 finden wir ſogar ſanduhrförmige Augen, ſo daß bei flüchtiger Betrachtung jedes Auge aus zwei Augen zuſammengeſetzt erſcheint. Chun hat nachgewieſen, daß allerdings zwei verſchiedene Augenformen ſich in einem Auge hier vereinigt finden.

Der obere Theil des ſanduhrförmigen Auges hat den Bau eines Auges, welches für die Dunkelheit beſtimmt iſt. (Dunkelauge, Nachtauge.) Der untere Theil dagegen iſt ein „Tagauge".

Es müſſen alſo Krebſe mit ſanduhrförmigen Augen in Gewäſſern leben, die zur Oberfläche hin dunkel, zum Grunde hin erleuchtet ſind. Auf den erſten Blick erſcheint es, als wenn ſolche Gewäſſer gar nicht vorhanden ſind; denn wir ſind gewöhnt, die Oberfläche des Waſſers hell und den Grund dunkel zu finden. Chun hat nun nachgewieſen, daß für viele Leuchtkrebſe die Verhältniſſe umgekehrt liegen. Die Gattung Stylocheiron mit den ſanduhrförmigen Augen wurde nur aus ſehr großen Tiefen mit geſchloſſenen Netzen gewunden (600—1000 m). In dieſe Tiefe dringt kein Lichtſtrahl. Fol und Saraſin haben photographiſche Platten bei Villafranca 400 m tief ins Meer verſenkt in Hüllen, welche Licht abſchloſſen. In der Tiefe wurden die Hüllen durch einen beſonderen Mechanismus entfernt und die Platten längere Zeit hindurch ohne Hülle gelaſſen. Hierauf zog man die wieder umhüllten Platten empor und fand, daß keine Einwirkung von Licht an ihnen bemerkbar war.

In Neapel, bei Capri, hat man bei 550 m Tiefe die Platten noch belichtet gefunden.[9] Man kann daher ſagen, daß ein großer Theil der Leuchtkrebſe in vollſtändiger Dunkelheit lebt (600—1000 m), ein anderer Theil Tiefen bewohnt, in denen ohne beſondere Beleuchtung kaum etwas ſichtbar iſt. Solch eine Beleuchtung ſchaffen ſie ſich, indem ſie mit ihren Leuchtorganen gleichſam wie mit „Blendlaternen" ihre Umgebung erhellen. Dieſe Blendlaternen ſind zwiſchen den Beinen angebracht (Figur 10), die ja auch als Greifwerkzeuge dienen. Die Thätigkeit dieſer Greifwerkzeuge können die Leuchtkrebſe bequem mit dem unteren Theile ihrer Augen beobachten, daher iſt denn auch dieſer untere Theil für grelles Licht eingerichtet, alſo ein „Lichtauge". Der obere Theil des Lichtauges iſt hingegen, wie Chun ſagt, das vollkommenſte „Dunkelauge", von dem wir bisher Kenntniß haben. Bei der geringen Zahl ſeiner dreißig bis ſechzig Facettglieder und bei den weiten Zwiſchen-

räumen derſelben, können ſie wohl ſchwerlich ein deutliches Bild entwerfen. Solch ein Auge kann jedenfalls nur phosphorescirende Gegenſtände wahrnehmen, d. h. Organismen, welche gleichfalls leuchten.

Derartige Weſen giebt es aber maſſenhaft in den Meerestiefen. Ich erinnere hier nur an die verſchiedenen niederen Organismen und an die leuchtenden Tiefſeefiſche, welche ſie als Schmarotzer aufſuchen oder als Feinde fliehen können.

Beim Leuchtkrebs Nematoscelis liegen die Verhältniſſe anders. Sein oberes Auge enthält etwa dreihundert Facettglieder, hat alſo eine weit größere Sehſchärfe als bei Stylocheiron. Dieſe Krebsart wird aber auch ſchon häufiger in höheren Waſſerſchichten gefangen, die beſſer erleuchtet ſind.

Vollſtändige Tag-Augen ſind die kugelrunden Augen von Euphauſia, die nicht ſelten an der Oberfläche vorkommt.

Wir finden alſo bei den Leuchtkrebſen, je nach der Tiefe des Waſſers, in dem ſie leben, verſchiedene Arten von Augen. Euphauſia hat Lichtaugen, Nematoscelis und Stylocheiron Lichtaugen und Dunkelaugen zugleich, ſo daß man von ihnen ſagen kann, jedes Auge derſelben iſt auf der oberen Hälfte „tagblind", auf der unteren „nachtblind". Bei Stylocheiron, welches weniger Leuchtorgane als andere Krebsarten hat, iſt wohl überhaupt die Sehſchärfe nicht ſehr bedeutend. Als Erſatz hierfür verfügt dieſes Thier über gewaltige Fühler, welche es ihm geſtatten, taſtend im Nebel ſeinen Weg zu ſuchen.

Wir ſehen alſo, die Augen der Leuchtkrebſe ſind ſtreng ihren Lebensverhältniſſen angepaßt. Dasſelbe finden wir auch bei anderen Thieren. Schon oben wurde erwähnt, daß der Olm, welcher in finſteren Höhlen lebend, keine Sehorgane braucht, vollſtändig verkümmerte Augen hat. Dasſelbe gilt vom blinden Fiſche Amblyopis spelaeus der Mammuthöhle in Kentucky: „Er beſitzt keine äußeren Augen und ſein Körper iſt

farblos; obgleich die Augen ſamt den Sehnerven ganz ſpurenhaft ſind, findet man doch bei ihm das Sehcentrum im Gehirn (die Sehhügel) ebenſo ſtark entwickelt, wie bei Fiſchen mit vollkommenen Augen. Der Verluſt des Sehvermögens wird durch die Schärfe ſeines Gehörſinnes, ſowie auch durch eine große Anzahl von Taſtwärzchen ausgeglichen, welche in Querwülſten auf dem Kopfe ſtehen und durch zahlreiche Nervenfäden mit dem Gehirn zuſammenhängen" (Günthers Fiſchkunde). Auch der Fiſch Lucifuga, welcher unterirdiſche Gewäſſer in Cuba bewohnt, iſt vollſtändig augenlos, dafür ſind aber ſeine „Bartfäden" mit zahlreichen Wimpern beſetzt, welche ſeinen Taſtſinn wohl in hohem Grade ſteigern. Einige Tiefſeefiſche ſind vollſtändig blind, andere beſitzen wiederum große eulenartige Augen. Dieſe Gegenſätze wären unerklärlich, wenn nicht die Tiefſeefiſche mit Eulenaugen über Leuchtorgane verfügen würden; denn offenbar können ſie nur dann ihren Weg durchs Leben finden, wenn ſie gehörig ihr eigenes Licht leuchten laſſen.

Ueberblicken wir zum Schluß die Augen der Thiere, ſo erkennen wir, daß ſie in zwei Hauptgruppen zerfallen. Die eine Gruppe umfaßt die Augen einiger Würmer, Schnecken und der Wirbelthiere. Sie entwerfen umgekehrte Bilder. Die andere Gruppe enthält die Augen der Inſekten, Spinnen und Krebſe, auf deren Augenhintergrunde aufrechte Bilder zu ſtande kommen. Dieſe Augen ſind erſt ſeit dem Anfang dieſes Jahrhunderts genauer erforſcht. Erſt Johannes Müller ſtellte es feſt, daß es überhaupt Thieraugen mit aufrechten Bildern giebt, und erſt Exner gelang es, dieſe Bilder dem Menſchenauge ſichtbar zu machen. Daher iſt auch die allmähliche Entſtehung dieſer Augen im Thierreich noch nicht ausreichend erforſcht. Wir haben noch keine Stufenleiter feſtgeſtellt, welche von den niedrigſten Formen dieſer Augen zu den höchſten führt. Viel beſſer erforſcht iſt die Entſtehung der Wirbelthieraugen.

Vor allen Dingen müſſen wir ſagen, daß man ſie bisher noch nicht von den Augen der Krebſe und Inſekten herleiten kann. Eher zeigen ſchon die früheſten Jugendformen der Wirbelthieraugen eine gewiſſe Aehnlichkeit mit den Augen der Tintenfiſche, doch iſt wohl auch dieſe Aehnlichkeit, wie oben erwähnt, nicht ausreichend, um eine Abſtammung zu beweiſen.

Wir werden uns wohl damit begnügen müſſen zu ſagen, daß wir vorläufig uns nur eine Vorſtellung machen können von den Augen der niedrigſten Vorfahren unſerer jetzigen Wirbelthiere. Jedenfalls muß dieſes Auge ähnlich beſchaffen geweſen ſein, wie das Auge der jetzigen Wirbelthiere in ihrem embryonalen Leben. Es hatte zunächſt viel Aehnlichkeit vom „Becher" der Würmer und Schnecken (Tafel I, Figur 1, 2, 3), dann vom Auge des Nautilus und der Sepia, hierauf vom Fiſch-, Amphibien- und Vogelauge. Ganz zuletzt erſt erhob es ſich zu jenen Leiſtungen und Formen, welche wir am Auge des Menſchen bewundern. Die Annahme derartiger Verhältniſſe iſt vollſtändig berechtigt; denn wir wiſſen es ja, daß auch der Menſch in ſeiner früheſten Jugend Metamorphoſen durchmacht und daß dieſe Metamorphoſen alſo nicht bloß auf Fröſche u. dergl. beſchränkt ſind. — Vergleichen wir die Leiſtungen aller dieſer Augen untereinander, ſo bemerken wir, daß die Augen der Würmer und Schnecken die größte Vielſeitigkeit beſitzen müſſen, jede dieſer vielen Leiſtungen iſt jedoch recht unvollkommen. Der lichtempfindende „Becher" der Muſchel Lima (Figur 1 Tafel I) muß wohl ſehr verſchiedenartiger Empfindungen fähig ſein. Vollſtändig offen daliegend iſt er den verſchiedenartigſten Reizen ausgeſetzt, er muß daher eine gewiſſe Widerſtandsfähigkeit beſitzen gegen Wärme, Kälte, Druck, ätzende Stoffe und grelles Licht. Dieſe Widerſtandsfähigkeit ſchließt eine ſehr hohe Reizbarkeit aus und überhaupt können wohl nur ſehr gemiſchte Empfindungen bei einer ſo vielſeitigen Reizbarkeit zur Wahrnehmung

gelangen. Je mehr ſich jedoch die lichtempfindenden Organe entwickeln, deſto klarer wird ihre Lichtempfindung. Sie ſchließen ſich immer mehr von ihrer Umgebung ab, ſie werden von der Oberfläche des Körpers in die Tiefe verſenkt und von ſchützenden Hüllen (Häuten, Knochenkapſeln) umgeben, welche ſie vor den Einflüſſen ätzender Stoffe, der Wärme, des Druckes ſchützen. Infolgedeſſen bedürfen die inneren Theile dieſer lichtempfindenden Organe einer geringeren Widerſtandsfähigkeit gegen die Einwirkungen der Außenwelt, ihre Reizbarkeit gegen Licht kann erhöht werden. Zugleich wird ihre Empfindlichkeit immer einſeitiger, d. h. ſie wird ſchließlich nur auf die Lichtwahrnehmung beſchränkt. Alle äußeren Eindrücke werden daher nur noch als Licht empfunden. Ein Schlag auf das Auge erzeugt z. B. Funkenſehen.

So finden wir denn auch am Auge die alte Erfahrung beſtätigt, daß jedes Organ bei höherer Entwickelung die Vielſeitigkeit ſeiner Leiſtung verliert, dieſen Verluſt der Vielſeitigkeit jedoch durch die Vollkommenheit der einſeitigen Leiſtung erſetzt, und unwillkürlich gelangen wir zu dem Satze: Vereinfachungen und Einſchränkungen ſind die Grundbedingungen einer jeden höheren Entwickelung.

Anmerkungen.

[1] Tad. Garbowski, Amphioxus als Grundlage der Meſodermtheorie. Anat. Anz. 1898, Nr. 19, S. 495.

[2] Wilibald Nagel, Der Lichtſinn augenloſer Thiere. Jena, G. Fiſcher, 1896. Ref. Biolog. Centralbl., Okt. 1896, Nr. 20, S. 752.

[3] Heſſe, Zeitſchr. f. wiſſenſchaftl. Zool. 1898, Bd. 63, Heft 3, S. 456.

[4] Heſſe, Tübinger zoolog. Arbeiten 1896, 97, 98.

[5] K. E. Schreiner, Hiſtologiſche Studien über die Augen der freilebenden marinen Borſtenwürmer. Bergens Muſeum. Aarbog 1897. Nr. VIII, deutſch.

Digitized by Google

[8] Leuckart, Rud., Organologie des Auges. Handbuch der gesamten Augenheilkunde von Graefe und Saemisch, Bd. II. Leipzig, Engelmann.

[7] Vortreffliche Abbildungen dieser Linsensysteme siehe in Bronns Klassen und Ordnung des Thierreichs, Bd. V, II. Abth. Gliederfüßler, Taf. LXXXVIII, Beschreibung S. 930.

[8] Vergl. Virchow und v. Holtzendorff, Gemeinverständliche Vorträge, Heft 97: Wiedemann, Ueber die Naturwissenschaften bei den Arabern. Hamburg 1891.

[9] Chun, Die pelagische Thierwelt in größeren Meerestiefen, S. 59. Bibliotheca zoologica, Heft I, 1888.

Litteratur.

1. Leuckart, Prof. Rud., Organologie des Auges. Im Handbuch der gesamten Augenheilkunde von Prof. A. Graefe und Prof. Th. Saemisch. Leipzig, Engelmann. Bd. II.
2. Wiedersheim, R., Lehrbuch der vergleichenden Anatomie. Jena, Gustav Fischer.
3. Müller, Johannes, Memoire sur la structure des yeux chez les Mollusques gastéropodes et quelques Annélides. Annales des sciences naturelles, T. 22. Paris 1831.
4. Ehlers, Ernst, Die Borstenwürmer, Bd. I—II. Leipzig 1864, 1868.
5. Graber, V., Morphologische Untersuchungen über die Augen der freilebenden marinen Borstenwürmer. Arch. f. mikr. Anat., Bd. 17, 1880.
6. Graber, V., Nachtrag betr. die Konvergenz zwischen den Tracheaten und Annelidenstemma. Arch. f. mikr. Anat., Bd. 17, 1880.
7. Carrière, Justus, Die Sehorgane der Thiere. München und Leipzig 1885.
8. Kennel, J. v., Die Ableitung der einfachen Augen der Anthropoden ꝛc. von Augen der Anneliden. Sitzungsber. d. Naturforsch.-Gesellsch. b. d. Universität Dorpat, Bd. 8, drittes Heft, 1888.
9. Kennel, J. v., Die Ableitung der Vertebratenaugen von den Anneliden. Dorpat 1891.
10. Greeff, R., Ueber das Auge der Alciopiden. Sitzungsber. d. Gesellschaft z. Beförder. d. gesamt. Naturwissenschaft zu Marburg. Sitzung vom 15. Dezember 1875.
11. Greeff, R., Untersuchungen über die Alciopiden Nova. acta acad. nat. carios, Vol. 39, No. 2, 1876.
12. Exner, S., Die Physiologie der facettirten Augen von Krebsen und Insekten. Gr. 8°. Seite 198. 7 lith. Taf., 1 Lichtdr., 23 Holzschn. Leipzig und Wien, Franz Deutlicke, 18 91. Referirt im Biolog. Centralbl., Bd. XI, 1891.

Digitized by Google

13. Bronn, Klaſſ. und Ordn. des Thierreiches. Gerſtäcker 1893.
14. Chun, Carl, Leuchtorgane und Facettenaugen. Biolog. Centralbl. Bd. XIII, Nr. 17 und 18. 15. Sept. 1893. Leipzig, Ed. Berold.
15. Chun, Carl, Die pelagiſche Thierwelt in größeren Meerestiefen. Bibliotheca Zoologica, Heft 1, 1888.
16. The voyage of H. M. S. Challenger, Vol. XIII. Report on the Schizopoda 1885, J. Murray und G. O. Sars.
17. Nagel, Dr. A. Wilibald, Der Lichtſinn augenloſer Thiere. Jena, Guſtav Fiſcher, 1896.
18. Günther, Alb., Handbuch der Ichthyologie, überſetzt von Dr. Guſtav Hayek, Wien, Geroldſohn, 1886.
19. Schreiner, K. E., Hiſtologiſche Studien über die Augen der freilebenden marinen Borſtenwürmer (deutſch geſchrieben) in Bergens Muſeum. Aarborg 1897. Nr. VIII.

Erklärung der Tafeln.

Sämtliche Figuren ſind ſchematiſch gehalten.

Tafel I.

Figur 1, 2, 3 nach Schreiner. (Vergl. Litteraturverzeichniß 19.)

Figur 1. Lichtempfindliches Organ der Muſchel Lima Die dunklen, farbſtoffhaltigen Zellen laufen in Nervenfäden aus, welche ſich zu gemeinſamen Stämmen vereinigen und an die Augennerven der höheren Thierarten erinnern.

Figur 2. Lichtempfindendes Organ des Wurmes Nereis.

Figur 3. Lichtempfindendes Organ der Schnecke Aporrhais. Eine härtere Partie des Glaskörpers iſt ſtark lichtbrechend und wird daher von Schreiner als Linſe bezeichnet. Sie dient wohl hauptſächlich zum Schutze des Auges.

Figur 4. Auge des Tintenfiſches Sepia nach Leuckart. Vergl. Seite 9.) Annähernd natürliche Größe. Die Linſe ſoll bei der Sepia mehr die Bedeutung eines Schutzorganes, als die Beſtimmung eines lichtbrechenden Organes haben (nach Leuckart).

Figur 5. Schema eines Menſchenauges nach Wiedersheim.

Figur 6. Auge des Chamäleon nach Leuckart. (Vergl. Seite 10.) Beſonders auffallend iſt der „Fächer“, welcher aus Blutgefäßen beſteht, und die Knorpeleinlagen.

Figur 7. Auge des Uhu nach Leuckart. Beſonders zu beachten der „Fächer“ und die Knocheneinlagen.

Figur 8. Schema eines Fiſchauges nach Wiedersheim. An Stelle des Fächers der Vögel und Amphibien iſt der Schwertfortſatz vorhanden, welcher aus Blutgefäßen beſteht.

Figur 9. Auge des Schwanes nach Leuckart. Der „Fächer“ iſt beſonders ſtark entwickelt.

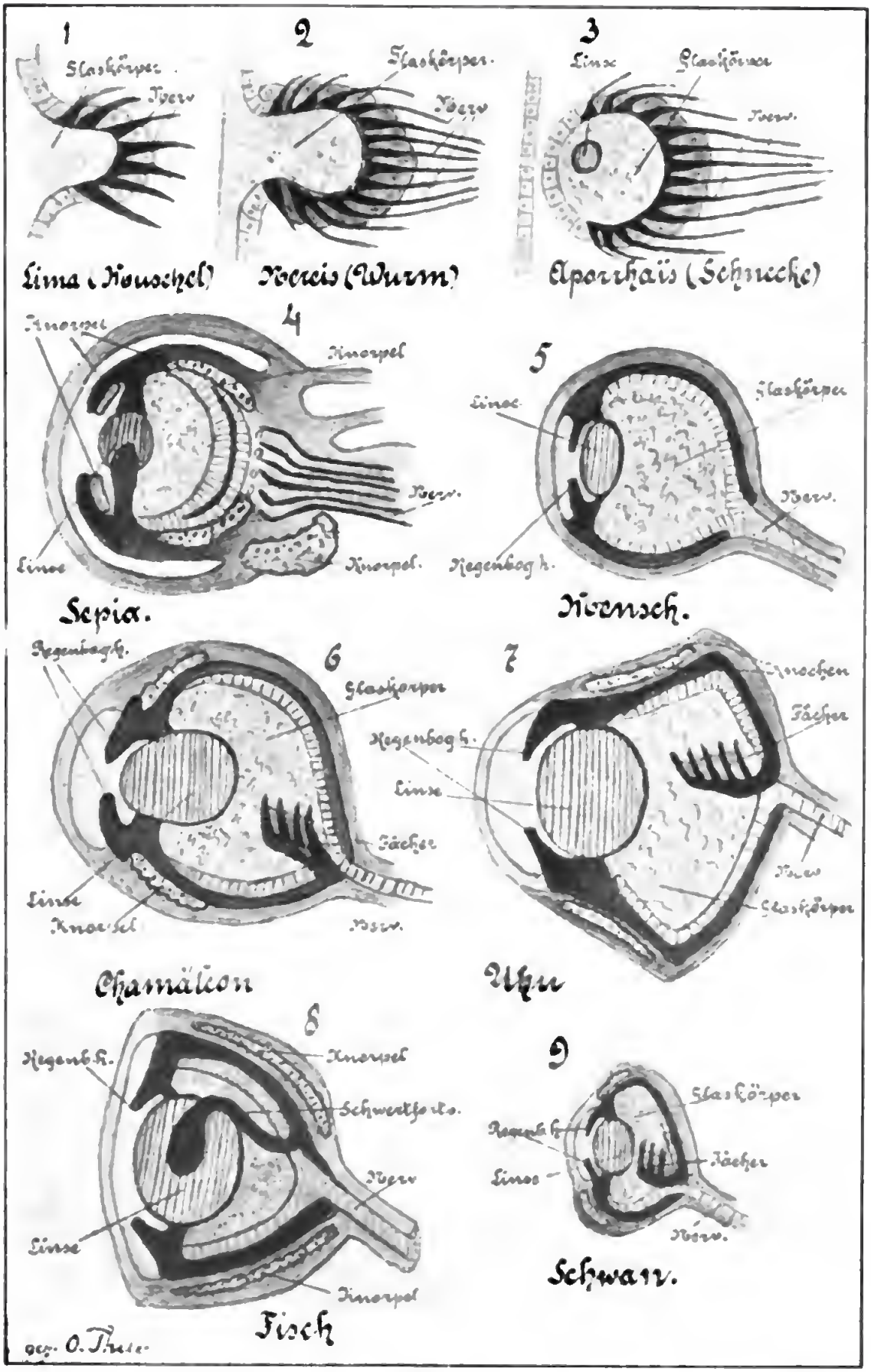
Tafel II.

Figur 10. Leuchtkrebs Nematoscelis (Schizopoden), Größe 2,5 cm, gezeichnet nach dem Werke der Challenger-Expedition. (Vergl. Seite 15.) Am Bruſtkorbe ſind jederſeits zwei Leuchtorgane vorhanden. Am Bauche vier unpaarige Leuchtorgane. An jedem der beiden Augen findet ſich ein Leuchtorgan. Summa zehn Leuchtorgane. Lebt bis 400 m unter dem Meeresſpiegel.

Figur 11. Auge des Leuchtkrebſes Nematoscelis nach Carl Chun. Der obere Theil iſt Dunkelauge, der untere Lichtauge. (Vergl. Figur 10.) Lebt bis 400 m unter dem Meeresſpiegel.

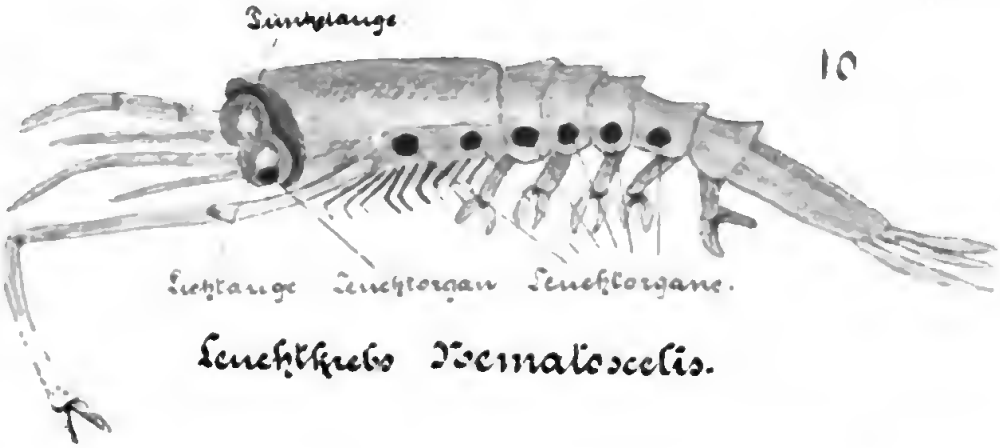
Figur 12. Auge des Leuchtkrebſes Stylocheiron nach Carl Chun. Der obere Theil des Auges (Dunkelauge) iſt beſonders ſtark entwickelt, da dieſer Krebs in einer vollſtändigen Dunkelheit lebt, 400—1000 m unter dem Meeresſpiegel.

Figur 13. Leuchtorgan des Bruſtkorbes von Nematoscelis nach Carl Chun. Dieſes Leuchtorgan enthält eine „Linſe“, während das Leuchtorgan der Augen keine Linſe enthält. (Vergl. Figur 11 und 12.)

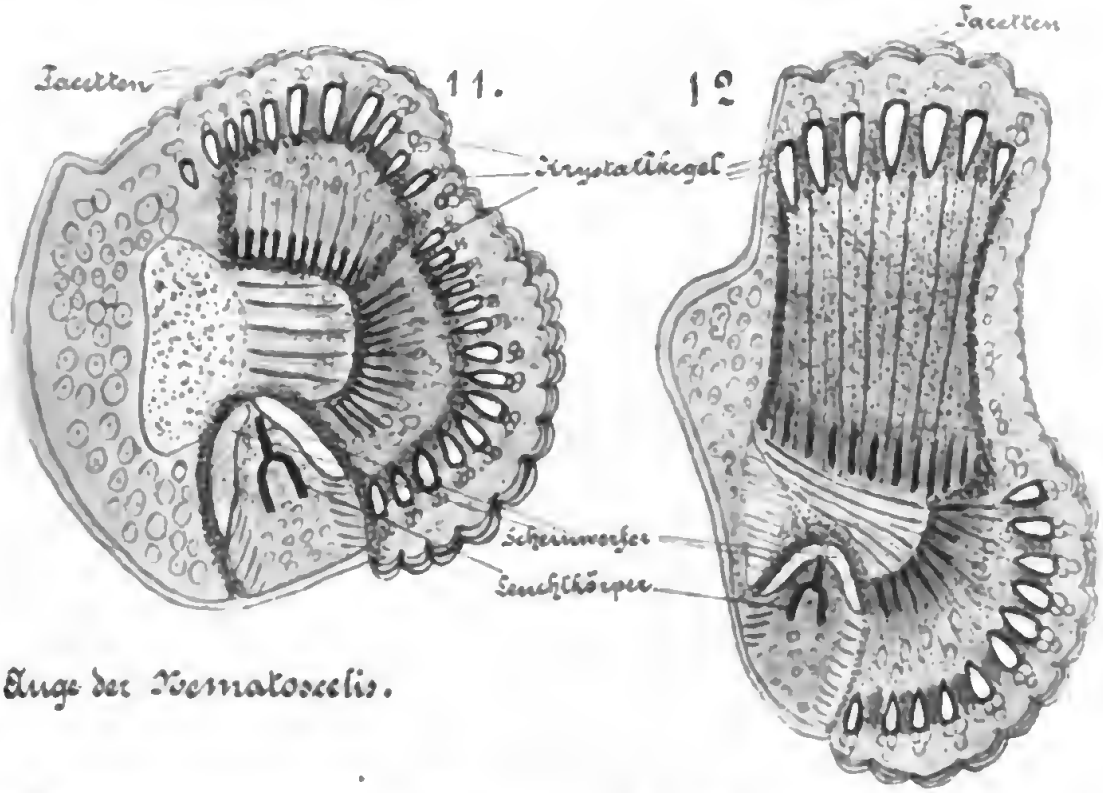


Tafel I.

Beilage zu Sammlung. N. F. H. 316.

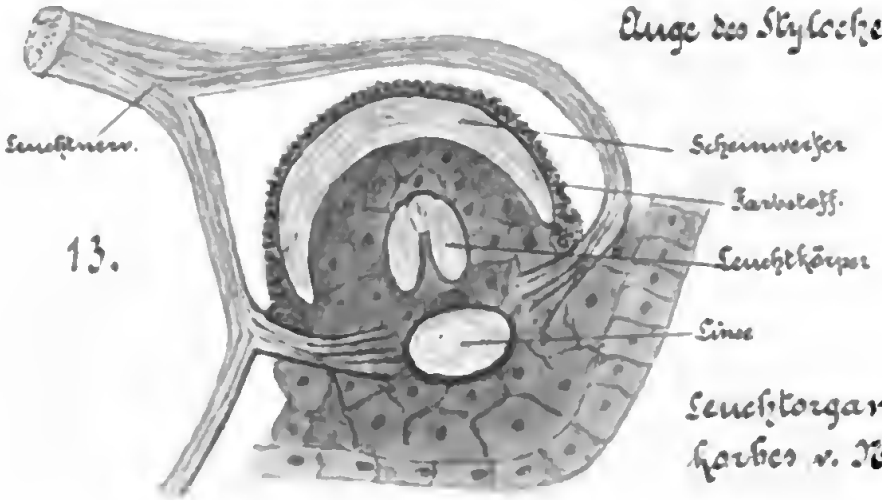


Leuchtkrebs Nematoscelis.



Auge der Nematoscelis.

Auge des Stylocheiron.



Leuchtorgan des Brust-
horbes v. Nematoscelis.

Tafel II.

Beilage zu Sammlung. N. F. H 316.

Digitized by Google

Machiavelli.

Von

Dr. Robert Beltz
in Schwerin i. M.

Hamburg.
Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vormals J. F. Richter),
Königliche Hofverlagsbuchhandlung.
1899.

Das Recht der Ueberſetzung in fremde Sprachen wird vorbehalten.

Druck der Verlagsanſtalt und Druckerei A.-G. (vorm. J. F. Richter) in Hamburg.
Königliche Hofbuchdruckerei.

Als Adolf Menzel um das Jahr 1840 die Werke Friedrichs des Großen illuſtrirte, gab er dem Antimachiavell eine eigenartige Vignette: an einen Schandpfahl wird der Name Machiavellis geheftet, darunter ſteht 1740; der Pfahl aber gipfelt in einer Büſte Machiavellis, welche die Hände eines unſichtbaren Genius mit dem Lorbeerkranze krönen; darunter die Zahl 1840. Die Wandlungen, welche ein Jahrhundert in den Anſchauungen über eine der eigenartigſten und bedeutendſten Erſcheinungen der Weltlitteratur hervorgebracht hat, glaubte der geiſtvolle Künſtler in dieſer Weiſe darſtellen zu ſollen. In Wahrheit iſt Machiavelli noch weit von ſeinem Lorbeerkranze entfernt; noch verbindet man allgemein mit ſeinem Namen die Vorſtellung einer Politik der Immoralität; er gilt als der Begründer eines Syſtems von Tücke und Gewalt, das beſtimmt iſt, einer ſelbſtiſchen Despotie zur Stütze zu dienen, Lehren, zu deren Erfindung nur eine grundverdorbene Seele mit diaboliſchem Scharfſinn fähig zu ſein ſchien. Wie dieſes Zerrbild entſtehen konnte, iſt geſchichtlich unſchwer zu erklären; ſchwerer die Zähigkeit, mit der es ſich erhalten hat.

Machiavellis Werke liegen ſeit langem gedruckt vor, ebenſo faſt ſeine geſammte amtliche und private Correſpondenz; und aus der letzteren entnehmen wir mindeſtens, daß er ein guter Freund und vortrefflicher College geweſen iſt (die Adreſſaten ſeiner Briefe ſind überwiegend ſeine Amtsgenoſſen); wir finden

aber auch dieſelben Gedanken, die ſeine Werke ausdrücken und ſeine ſubjective Ehrlichkeit über allen Zweifel feſtſtellen; ja, auch da, wo uns bei der Lektüre wohl ein Kopfſchütteln ankommt, wird es durch eine Seite veranlaßt, die man bei dem traditionellen Bilde des kalten Dialektikers nicht erwarten ſollte, nämlich die cyniſche Offenheit, mit der er die Leichtfertigkeiten ſeines Lebens beſpricht, ein Ton übrigens, der faſt der geſammten Correſpondenz des Humanismus und der Renaiſſance eigen iſt. Wir lernen ferner Machiavelli kennen als einen Beamten von der hingebendſten Pflichttreue und ſelbſtloſem Patriotismus, der vierzehn Jahre lang in einer Zeit, wo die Würfel über das Schickſal ſeines Vaterlandes fielen, entſcheidenden Antheil an der Staatsleitung genommen und beſonders einem Gedanken Geltung zu verſchaffen geſucht hat, von dem ſelbſt Macaulay ſagte, daß er allein genügen müßte, Machiavelli vor allen Verunglimpfungen zu ſchützen, dem, durch eine militäriſche Organiſation des Volkes dem ſchwachen Staate die nöthige Widerſtandsfähigkeit zu geben. Wir dürfen in Machiavelli den erſten theoretiſchen Begründer der allgemeinen Wehrpflicht ſehen. Aus dieſer Thätigkeit iſt Machiavelli als armer und verlaſſener Mann ausgeſchieden und hat nach dem Zuſammenſturz der republikaniſchen Verfaſſung Kerker, Folter und eine lange, peinigende Verbannung ertragen. Als er wieder in die Thätigkeit eintrat, ſtand er am Abend ſeines Lebens, und ſein Schickſal verflocht ſich mit der furchtbaren Kataſtrophe des Sacco di Roma, durch die im Unglücksjahre 1527 die Renaiſſanceherrlichkeit Italiens erdrückt wurde. An der körperlichen und ſeeliſchen Ueberanſtrengung jener Zeit iſt Machiavelli geſtorben. Jene Theilnahme, deren die thätigen Patrioten, welche auch in der letzten Noth an dem Schickſal ihres Vaterlandes nicht verzweifelten, ſonſt ſicher ſind, gebührt in vollſtem Maaße auch Machiavelli.

Wie iſt dem gegenüber das Zerrbild entſtanden? Nicht

bei seinen Landsleuten. Dort ist man Machiavelli, nachdem die ersten Mißverständnisse verflogen waren, welche ihm bei Lebzeiten sein stets bereiter Sarkasmus und bald nach seinem Tode seine vermeintliche Dienstfertigkeit gegen das damals tief verhaßte Geschlecht der Medici zugezogen hatte, stets dankbar gewesen, nicht nur als dem vollendeten Meister der Rede, der die biegsame Kraft seiner Muttersprache zur höchsten Ausdrucksfähigkeit gebracht hat, sondern auch als Propheten, welcher auf Jahrhunderte voraus der nationalen Sehnsucht Ziele und Mittel angab. Schon 1787 wurde ihm in S. Croce ein Denkmal mit der sinnreich einfachen Grabschrift errichtet: Nullum par tanto nomini elogium. Auch in den Kreisen, für welche Machiavellis Hauptwerk, der Principe, bestimmt war, hat man keinen Anstoß an seinen Lehren genommen: Papst Clemens VII. ließ das Büchlein drucken, Karl V. zählte es zu seinen Lieblingsbüchern, Katharina Medici brachte es mit nach Frankreich, und ihr Sohn Heinrich III. soll es bei seiner Ermordung bei sich getragen haben. Die ersten Angriffe kamen von kirchlicher Seite, sehr bezeichnend zuerst von einem Engländer. Die Gegenreformation, zu den sittlichen Grundlagen der Kirche zurückkehrend, nahm Anstoß an der vermeintlichen Immoralität, mit der Machtfragen einfach als solche behandelt waren; dieser Gesinnung gab Reginald Pole Ausdruck, der gleich auch zusammen mit den Lehren ihren Urheber verdammte. Ihm folgten consequent und zäh die Jesuiten, die in Machiavelli den Erfinder der „Staatsraison" und den Feind der weltlichen Macht des Papstes hassen mußten; schon 1559 wurde Machiavellis Bild in Ingolstadt verbrannt. Aber auch aus dem gegnerischen Lager kamen dieselben Angriffe: die französischen Protestanten, bei denen sich früh die Forderung der Gewissensfreiheit und politischer Liberalismus verbanden, bekämpften Machiavelli als Vertreter der Despotie. Und in den

Kreiſen der Despotie ſelbſt wandte man ſich entrüſtet ab von dem Bilde des Herrſchers, das Machiavelli entwarf: ſo iſt Friedrichs des Großen Antimachiavell entſtanden, als hiſtoriſch-kritiſche Schrift verfehlt, als Document der perſönlichen Geſinnung des Königs unſchätzbar. Alle dieſe Polemik hat denſelben Fehler: ſie geht nur von dem einen Werke aus und ſieht in dieſem eine allgemeingültige Darſtellung des typiſchen Fürſten, während Machiavelli nur eine durch Zeit und Verhältniſſe bedingte Erſcheinung beſchreibt. Der Erſte, der dieſes erkannte, war Bacon von Verulam, welcher Machiavelli als Begründer einer neuen Erfahrungswiſſenſchaft, der Politik, ſympathiſch begrüßte. Auf deutſchem Boden iſt wohl der erſte Vertheidiger Machiavellis Herder. Dieſer hat, hier wie in ſo vielen anderen Dingen ſeiner Zeit weit vorausſehend, in den „Briefen zur Beförderung der Humanität" (fünfte Sammlung, Riga 1795, Brief 58) eine Charakteriſtik Machiavellis gegeben, die ſo treffend iſt, daß die ſpäteren Reſultate der Hiſtoriker im Weſentlichen von ihr vorausgenommen werden. Wir ſetzen Herders Worte hierher, weil wir mit denſelben uns ſpäter weitere Erörterungen erſparen können. „Mich dünkt, das ganze Mißverſtändniß rührt daher, daß man den Punkt nicht bemerkt, auf welchem damals das Verhältniß der Politik und Moral ſtand. Beide hatten ſich ſichtbar und völlig getrennt ...., jenſeits der Alpen wollte Niemand als Regent Politiker und Moraliſt ſein .... Hier ſchrieb Machiavelli ſeinen Principe, ganz in den Begriffen ſeiner Zeit, ganz nach Vorfällen, die damals Jedermann im Andenken waren. Wenn dieſes euer Handwerk iſt, ſagt er gleichſam, ſo lernt es recht, damit ihr nicht ſo unſelige Pfuſcher bleibt, als ich euch zeige, daß ihr ſeid und waret. Ihr habt keinen Begriff als von Macht und Anſehen; wohl, ſo braucht wenigſtens die Klugheit, die euch zur ſicheren Macht und Italien endlich einmal zur Ruhe leitet.

Ich habe euch euer Werk nicht angewieſen; treibt ihr es aber, ſo treibet es recht. Damit wird das Buch nun weder Satire noch ein moraliſches Lehrbuch noch ein Mittelding beider; es iſt ein rein politiſches Meiſterwerk für italieniſche Fürſten damaliger Zeit, in ihrem Geſchmack, nach ihren Grundſätzen, zu dem Zwecke geſchrieben, den Machiavelli im letzten Capitel angiebt, Italien von den Barbaren zu befreien. Dies thut er ohne Liebe und Haß, ohne Anpreiſung und Tadel. Wie er die ganze Geſchichte als eine Erzählung von Naturbegebenheiten der Menſchheit anſah, ſo ſchildert er hier auch den Fürſten als ein Geſchöpf ſeiner Gattung, nach den Neigungen, Trieben und dem geſammten Habitus, der ihm beiwohnt."

Mit Leopold Ranke beginnt dann die Reihe der hiſtoriſchen „Rettungen", das Beſtreben, Machiavellis Perſönlichkeit und Schriften aus den Zeitverhältniſſen heraus zu verſtehen. Ranke ſchrieb 1824 ſeinen berühmten Aufſatz „Zur Kritik neuerer Geſchichtsſchreiber", in dem auch Machiavelli anhangsweiſe behandelt iſt. Ranke ſah im Principe eine Gelegenheitsſchrift, gerichtet an beſtimmte Perſonen zu beſtimmten Zwecken, und ſchließt mit den viel citirten Worten: „Machiavelli ſuchte die Heilung Italiens, doch der Zuſtand deſſelben ſchien ihm ſo verzweifelt, daß er kühn genug war, ihm Gift zu verſchreiben." Wir werden ſehen, wie Rankes Erklärung nicht ganz das Richtige trifft, aber den Weg für die richtige Auffaſſung Machiavellis hat er ein- für allemal gewieſen. Schon 1826 folgte Leo mit der Herausgabe und Erläuterung von Machiavellis Briefen, durch die auch die völlige Gleichartigkeit zwiſchen deſſen Lehre und Leben feſtgeſtellt wurde und Machiavelli als Menſch zum erſten Male in das gebührende Licht trat. 1827 ſchrieb Macaulay ſeinen höchſt geiſtvollen Eſſai, bei dem allerdings die Perſon Machiavellis zurücktritt hinter dem Beſtreben, die Gegenſätze, welche uns ſein Verſtändniß erſchweren, als Gegen-

Digitized by Google

ſätze im Charakter der italieniſchen Geſchichte und Moral verſtändlich zu machen. Dieſe Reihe ſchloß dann 1833 Gervinus in ſeiner „Geſchichte der florentiniſchen Hiſtoriographie“, mit dem richtigen Nachweiſe, daß dieſelben Grundgedanken alle Schriften Machiavellis beherrſchen und von einer Verſchiedenheit der Tendenz z. B. zwiſchen den Discorsi und Principe nicht die Rede ſein könnte. Seitdem ſteht in fachmänniſchen Kreiſen Machiavellis Bild feſt, und ſelbſt ein Moraliſt, wie Schloſſer es war, kann nicht umhin, Machiavelli alle Gerechtigkeit widerfahren zu laſſen. Seit 1877 beſitzen wir auch aus der Feder von Georg Villari eine würdige, mit allen Hülfsmitteln moderner Hiſtoriographie abgefaßte und geſchmackvolle Biographie (in drei Bänden), ſo daß heute die breiteſte Baſis für eine Würdigung des großen Mannes geſchaffen iſt.

Unſere folgende Darſtellung wird ſich mit „Rettungen“ nicht aufhalten. Der Satz, den Jahrhunderte Machiavelli nicht verziehen haben, iſt einfach der: Staatsmoral iſt nicht Privatmoral; der Staat iſt Macht und ſeine Aufgabe die Selbſterhaltung. Das ſind Lehren, die unſerem Jahrhundert, welches das Schlagwort vom Kampfe ums Daſein gezeitigt und ſeine Uebertragung auf alle Gebiete des Menſchenlebens und nicht zuletzt des Staatslebens durchgemacht hat, ſo ſelbſtverſtändlich geworden ſind, daß ihre Betrachtung für uns nur noch ein geſchichtliches Intereſſe hat; ein ſolches aber höchſten Ranges.

Machiavelli iſt nicht in erſter Linie theoretiſcher, ſondern zunächſt praktiſcher Staatsmann geweſen. Schon darum vernothwendigt ſich ein Eingehen auf die politiſche Lage ſeiner Zeit; es ſoll aus der verwirrenden Fülle der geſchichtlichen Begebenheiten der Renaiſſancezeit nur ſo viel hervorgehoben werden, wie direct in Machiavellis Leben eingegriffen hat. Es iſt bekannt, wie entſprechend jener hochgeſpannten, in der Welt-

geſchichte einzigartigen geiſtigen Bewegung der Renaiſſance, die eine kaum überſehbare Zahl geiſtig bedeutender Männer auf allen Gebieten der Kunſt und Wiſſenſchaft hervorgebracht hat, auch das ſtaatliche Leben einen unendlichen Reichthum an Erſcheinungen zeigt; wie aber der Erfolg der Bewegung auf den beiden Seiten, der geiſtigen und der ſtaatlichen, ein ſo ganz entgegengeſetzter iſt, indem das Italien der Renaiſſance ſeinen Ruhm als erſtes Kunſtland der Welt mit ſeinem politiſchen Ruin bezahlen mußte. Zu den Wenigen, die damals ſchon den Zuſammenhang zwiſchen beiden Erſcheinungen geahnt, gehört Machiavelli. Einer ſeiner Lieblingsgedanken iſt der vom Kreislauf der geſchichtlichen Erſcheinungen: ein Fürſt macht ſein Volk groß und giebt ihm Frieden; in der Muße des Friedens gedeihen Künſte und Wiſſenſchaften, aber die Muße erſchlafft, die Bürgerkraft ſchwindet, leicht wird das Volk eine Beute der Eroberer, dann muß von Neuem ein Fürſt die Volkskraft ſammeln und organiſiren u. ſ. w.

Das Leben Machiavellis wird von den Jahren 1469 und 1527 begrenzt, die beide Epochenjahre für die Geſchichte Italiens ſind. 1527, wie ſchon oben erwähnt, durch die Plünderung Roms, 1469 durch den Regierungsantritt, wenn man ſo ſagen will, des jungen Lorenzo il magnifico, der, erſt zwanzig Jahre alt, an Stelle ſeines verſtorbenen Vaters Piero die Leitung der Staatsgeſchäfte in Florenz übernahm. Lorenzo hat, wie die meiſten klugen Tyrannen, die Verfaſſungsformen nicht angetaſtet, und die große Maſſe der Florentiner hat ſicherlich geglaubt, in einer wohlgeordneten Republik zu leben. In Wirklichkeit war die Herrſchaft der Mediceer ſeit 1434 eine faſt abſolute. Seit der Gründung der Volksherrſchaft in Florenz zerfiel das Volk in die oberen Zünfte und die niederen, die erſten waren die herrſchenden. Die Medici, ſelbſt dem popolo grasso angehörend, ſchützten das niedere Volk und ſtützten ſich auf daſſelbe. Mit echt demokratiſchem Mißtrauen

wechſelte die florentiniſche Republik ihren Präſidenten, den Gonfaloniere, alle zwei Monate, ebenſo den Rath, die signoria. In außerordentlichen Fällen, wo eine Stetigkeit der Regierung nöthig ſchien, durfte eine Dictatur ernannt merden, die ſogenannte balia, auch dieſes eine collegiale Behörde. Seit Coſimo wurde dieſe balia mit wechſelnden, aber ſtets länger bemeſſenen Befriſtungen immer wieder erneuert; und ihre Hauptbefugniß war die Wahl der Beamten. So hatte Coſimo und hatten ſeine Nachfolger die Beſetzung der Aemter mit ihnen genehmen Perſonen in der Hand. Machiavelli, der auch eine florentiniſche Geſchichte geſchrieben hat, ſpricht bewundernd von der weiſen Mäßigung, mit der Coſimo ſeine Macht gebraucht, und nennt ihn den größten Staatsleiter „in Civil", den je eine Stadt gehabt. Auch nach außen hin iſt die Politik der Mediceer eine traditionelle. Durch Giovanni, Coſimos Vater, war Florenz zur erſten Geldſtadt der Welt geworden; ihr dieſe Stellung zu erhalten, war Coſimos und Lorenzos Ziel, und dazu gehörte Friede. So iſt die Mediceerpolitik eine eminent friedliche und ihre Künſte hauptſächlich diplomatiſcher Art. Ein complicirtes Syſtem von Bündniſſen, oft mit zwei einander verfeindeten Staaten, Rückverſicherungen u. ſ. w. hat zu der Ausbildung einer Diplomatie geführt, die wir als die erſte moderne bezeichnen können und in der die Italiener, beſonders die Florentiner und Venetianer, Meiſter waren, bis ihre Schüler, hauptſächlich die Franzoſen, über ſie hinwegwuchſen. Nach außen iſt die Lage Italiens in der erſten Hälfte des fünfzehnten Jahrhunderts eine recht günſtige: das alte Deutſche Reich in Verfall, die neuen Staaten Frankreich und Spanien erſt im Begriff ſich zu bilden, von Oſten her die Türkengefahr, die zwiſchen den europäiſchen Mächten eine defenſive Intereſſengemeinſchaft herſtellt, wobei der Papſt und die Venetianer als die gegebenen Vorkämpfer erſcheinen; ſo droht hier von den europäiſchen Nach-

barn kein Angriff. Italien auch fernerhin vor jeder fremden Intervention zu bewahren, dafür hat beſonders Lorenzo ſeine eminente Kraft eingeſetzt, und mit Erfolg.

Schwieriger war es, die Staaten Italiens ſelbſt in ihrem labilen Gleichgewichte zu erhalten. Vier größere Mächte, in ihrer ſtaatlichen Ordnung und ihren politiſchen Anſprüchen ſehr verſchieden, ſtreiten um den Vorrang: außer Florenz Mailand, ſeit 1450 unter der Militärdictatur der Sforzas; Venedig, ſeit der Bedrohung ſeiner levantiniſchen Beſitzungen bemüht, auf dem Feſtlande ſeine Eroberungen auszudehnen und als Friedensſtörer ein allſeitig gefürchteter Feind; ſodann Neapel, das einzige legitime Königreich, aber von Thronſtreitigkeiten zerriſſen, aus denen das jüngere Haus Aragon zeitweilig den Sieg davonträgt. Dazu kommen die vielen kleinen Herrſchaften, die Republiken Siena und Lucca, die Gonzagas in Mantua, Bagliones in Perugia, Bentivogli in Bologna, Eſte in Ferrara u. ſ. w., mit denen allen gerechnet werden muß. Und dazu treten zwei Mächte, die, ſelbſt ſtets unſicher und wechſelnd, die Herſtellung dauernder Verhältniſſe immer wieder hingehalten haben und die Machiavelli in ſeiner Geſchichte daher mit Recht in einem Athem als die Hauptfeinde eines freien Italiens nennt: das Papſtthum und die Söldnerheere. Beſonders ſeit dem unheimlichen Franziscaner Sixtus IV. (1471—1484) beginnen die Päpſte auf Ausdehnung ihrer weltlichen Macht und Schaffung von Fürſtenthümern für ihre Nepoten bedacht zu ſein und bilden ſo eine Quelle fortwährender Beunruhigungen. Noch gefährlicher aber war der Einfluß der Condottieri. Seit der Vernichtung des Feudaladels und dem Siege des Bürgerthums in Italien haben die Communen ſich gewöhnt, ihre Kriege führen zu laſſen. Söldnerführer organiſiren ſich Heere und treten mit dieſen in den Dienſt des ihrer bedürfenden Staates. Treue wurde nicht gehalten, auch gar nicht beanſprucht; ohne Bedenken ging der

Führer von der einen Stadt zu der anderen über. Dem erfolgreichen Capitano winkte das höchste Ziel: Francesco Sforza wurde Herzog von Mailand, Andere eiferten ihm nach und ſuchten ſich eigene Herrſchaften zu ſchaffen. So bildeten die Condottieri eine völlig losgelöſte, ſelbſtſtändige Macht, launenhaft und unberechenbar.

Lorenzo Medici gelang es, auch im Innern Italiens zwiſchen dieſen Mächten einen modus vivendi herzuſtellen; zwei Jahre nach ſeinem Tode brach das Verhängniß herein. Mit dem Jahre 1494 beginnt ein neuer Abſchnitt der Geſchichte, die Zeit der fremden Invaſionen. Der Herzog von Mailand, Lodovico Sforza il moro, ein Mann, in dem fürſtlicher Stolz mit einer ſteten Neigung zur Intrigue ſich ſeltſam verband, rief Karl VIII. von Frankreich gegen Neapel zu Hülfe. Die Folgen übertrafen alles vorauszuſehende: Neapel wurde franzöſiſch, in Florenz wurden die Medici geſtürzt, Lorenzos Söhne Piero, Giovanni (der ſpätere Leo X.), Giuliano mußten fliehen und die theokratiſche Republik Savonarolas wurde errichtet. Ferdinand von Aragonien greift in die italieniſchen Verhältniſſe ein, um das Anrecht ſeines Hauſes an Neapel zu retten, Lodovico Sforza fällt von den Franzoſen ab, Karl VIII. ſtirbt, ſein Nachfolger Ludwig XII. greift Mailand an, Lodovico Sforza wird in einen franzöſiſchen Kerker gebracht, und nach wenigen Jahren iſt Mailand franzöſiſch, Neapel ſpaniſch; der deutſche Kaiſer Maximilian rückt gegen Venedig; kurz, an Stelle eines Gleichgewichts einheimiſcher Staaten haben die fremden Mächte den überwiegenden Einfluß auf die Geſchicke des Landes gewonnen, den ſie bis in unſer Jahrhundert behauptet haben.

In dieſe Zeit fällt Machiavellis Eintreten in die politiſche Laufbahn.

Machiavelli gehört einer Familie aus florentiniſchem Landadel an. Früh iſt, wie ſchon oben geſagt, die Macht des Feudal-

adels in Toscana gebrochen und außer einigen wenigen werthloſen Herrenrechten (Kirchenpatronaten u. dergl.) iſt ihnen nichts davon geblieben. Die Familie der Machiavelli lebt, mäßig begütert, in Florenz, und eine Reihe von Mitgliedern hat höhere Aemter bekleidet. Niccolo Machiavelli iſt als zweiter Sohn eines Rechtsgelehrten am 3. Mai 1469 geboren. Ueber ſeine Jugendbildung iſt nichts bekannt; neunundzwanzig Jahre alt wird er zum Staatskanzler des zweiten Rathes erwählt. Das Amt war nicht ſehr angeſehen, auch mäßig beſoldet, aber von großer Bedeutung. Es iſt erwähnt, daß die Signoria, der erſte Rath, alle zwei Monate wechſelte; neben ihr ſtand, auf ſechs Monate gewählt, eine nicht regelmäßige Behörde, der Rath der Zehn, deſſen Aufgabe beſonders der Krieg und außergewöhnliche Verwaltungsſachen waren. Unter der Herrſchaft Savonarolas hatten dieſe Behörden geruht, jetzt, 1498, wurden ſie neu gewählt und der erſte Staatskanzler wurde Machiavelli. Dieſes Amt hat er bis 1512 (auch wenn die Behörde ſelbſt ſiſtirt wurde, mußten ihre Geſchäfte natürlich verwaltet werden, und die Kanzlei blieb beſtehen) innegehabt. Es iſt die glücklichſte Zeit ſeines Lebens, beſonders ſeit in dem Jahre 1503 eine Verfaſſungsänderung eintrat und Piero Soderini zum Gonfaloniere auf Lebenszeit gewählt wurde. Soderini, ein hochachtbarer Mann, gemäßigt und von geringer eigener Initiative, hat dem Machiavelli das vollſte Vertrauen geſchenkt, und dieſer iſt Jahre lang das eigentlich treibende Moment der florentiniſchen Politik geweſen, wenn er auch nach außen wenig hervortrat. Aeußere Repräſentation war nicht Machiavellis Art: ſeine Perſönlichkeit war unſcheinbar; er war mittelgroß, hager, voll Lebhaftigkeit, ſtets zu Sarkasmen geneigt und ſehr abgeneigt, ſich irgend einen Zwang in ſeiner Lebensführung oder ſeinen Aeußerungen aufzulegen.

Die erſten Aeußerungen des Machiavelliſchen Geiſtes haben wir in ſeinen Geſandtſchaftsberichten. 1499 ging er als Ge-

ſandter zu der Fürſtin von Forli, Catharina geb. Sforza, einem ſeltſamen Weibe mit mehr als männlicher Energie, um ſie von einem Bündniſſe mit Mailand abzuziehen; 1500 war er Commiſſar bei der Belagerung von Piſa und ging in demſelben Jahre nach Frankreich, um den allmächtigen Miniſter Ludwig XII., George d'Amboiſe, den Erzbiſchof von Rouen, für Florenz zu gewinnen. Schon dieſe Berichte zeigen die Hauptvorzüge des Machiavelliſchen Stils, eine wunderbare Anſchaulichkeit und ſchlagende Kürze; die leitenden Perſonen werden ganz kurz charakteriſirt und die Folgerungen über die allgemeine Lage und die Stellung von Florenz ohne Scheu gezogen. Die Lage von Florenz war ſchwierig. Das blutige Geſtirn Cäſar Borgias ging drohend auf. Ludwig brauchte den Papſt, beſonders zu ſeiner Eheſcheidung, dieſer aber, Alexander VI., wurde von ſeinem Sohne Cäſar Borgia beherrſcht. Cäſar, von Ludwig mit dem Herzogthum Valentinois belehnt, daher von den Italienern gewöhnlich il Valentino genannt, erhielt freie Hand für ſeine Pläne in Italien und war im Begriff, ſich in der Romagna eine Herrſchaft zu gründen; Stadt für Stadt war ſchon in ſeine Hand gefallen, zuerſt Forli mit Imola, die wilde Catharina wurde ſein erſtes Opfer, dann Peſaro, Faenza, ſpäter Piombino und Camerino; die Herren von Urbino, Perugia, Città di Caſtello, Fermo, auch Siena traten in ſeine Dienſte, Cäſar nahm den Titel Herzog von Romagna an und ſtreckte nun ſeine Hände gegen Florenz und Bologna aus. Seine Vaterſtadt aus der drohenden Umarmung der gifthauchenden Hydra, wie Machiavelli ſagt (Decennale I), zu befreien, war der Zweck ſeiner Geſandtſchaft. Er gelang vollkommen. Machiavelli überzeugte Ludwig und ſeinen ſparſamen Kanzler, wie werthvoll ihnen das Bündniß einer Stadt werden konnte, deren reiche Mittel ihnen im Falle eines Krieges in Italien zur Verfügung ſtanden; die Florentiner mußten be-

deutende Opfer bringen, aber Ludwigs Machtgebot ſchützte ſie vor Cäſars Plänen. Allerdings nicht lange. Ludwig unternahm einen Zug zur Eroberung von Neapel (1501) im Bunde mit Ferdinand von Spanien; über die Beute entzweiten ſich die Sieger, in dieſen Kämpfen ſchuf der große Conſalvo von Cordova das eigenartige aus ſpaniſchen, deutſchen und italieniſchen Elementen zuſammengeſetzte Heer, das anderthalb Jahrhunderte das Kriegsweſen Europas beherrſcht hat und deſſen Ueberlegenheit über das franzöſiſche Heer ſchon damals hervortrat. Cäſar, noch im Bunde mit Ludwig, wußte ſehr gut, ein wie ſchätzbarer Bundesgenoſſe er jetzt dem Könige ſein mußte, und erneuerte ſeine Pläne; ſeine Condottiere griffen Florentiner Gebiet an; bei ihnen befand ſich der vertriebene und gehaßte Piero Medici, Rache ſuchend. Im Juni des Jahres 1502 ging Machiavelli zum erſten Male als Geſandter zum Herzog, den er in Urbino traf; in dieſer Zeit ſtand auch Lionardo da Vinci als Kriegsingenieur in Cäſars Dienſten; ob Machiavelli mit ſeinem großen Landsmann dort zuſammengekommen iſt, iſt nicht bekannt. Seine Aufgabe war die undankbarſte der Welt: Der Herzog drängte zu einem Bündniß mit Florenz, das ihm die Feſtungen öffnen ſollte; Machiavelli hatte den Auftrag, dieſes nicht abzulehnen, um Gewaltthaten zu vermeiden, aber den Herzog hinzuhalten, bis die erhoffte franzöſiſche Hülfe da ſei. Zum Glück der Florentiner hielten die Franzoſen Wort, und Machiavelli konnte ſchon nach drei Tagen wieder abreiſen, erfüllt von einem gewaltigen Eindruck, der ihn zeitlebens nicht wieder verlaſſen hat. Er ſchließt einen amtlichen Brief mit der Charakteriſtik Valentinos: „Dieſer Herr iſt ſo beherzt, daß ihm jede noch ſo große Sache klein erſcheint; und in ſeiner Begierde nach Ruhm oder nach einem Staat raſtet er nimmer, noch kennt er Mühe oder Gefahr ....“ Er ſollte ihn bald näher kennen lernen. Cäſars Lage verſchlechterte ſich im Laufe des Jahres; ſeine bisherigen

Verbündeten, die kleinen Tyrannen, die er in ſeinen Dienſt genommen hatte, fielen ab, geſchreckt durch das Schickſal ihrer Genoſſen; Cäſar ſuchte von Neuem ein Bündniß bei Florenz, der Papſt unterſtützte ſein Geſuch; die Franzoſen waren abgezogen, und ſo mußten die Florentiner wieder zu diplomatiſchen Mitteln greifen, im October ging Machiavelli wiederum als Geſandter zum Herzog nach Imola, ungern und ſchweren Herzens, zumal er ſeit Kurzem vermählt war (mit Marietta Corſini); faſt vier Monate hat er in der nächſten Nähe des Furchtbaren zugebracht, eine Zeit, die für ſein ganzes Leben entſcheidend geworden iſt. Bewundernd ſah Machiavelli in Cäſar einen Mann, der wenig ſprach, ſcheinbar wenig arbeitete, aber mit ſchrecklicher Sicherheit handelte; ein tiefes Geheimniß umgab das ganze Treiben an dieſem Hofe. Machiavelli gelang es nicht, mit den gewöhnlichen Mitteln diplomatiſcher Agenten zu erfahren, was da vorging. Unbedingt herrſchte der Wille des einen Mannes wie in ſeinem Heere, ſo an ſeinem Hofe. Geſandte, Boten, kleine Fürſten, Condottiere kamen und gingen täglich; der Borgia ſpann leiſe und ſicher das Netz, in dem er ſeine abtrünnigen Genoſſen fangen wollte; Machiavelli dringt mit gewaltſam geſchärften Sinnen vorahnend in das Dunkel hinein. „Hätte ich vom erſten Tage an meine Gedanken aufgezeichnet, man würde mich für einen Propheten gehalten haben," ſchreibt er bald darauf; und aus ſeinen Briefen an ſeine Freunde, beſonders Buonaccorſi, theilt ſich dem Leſer etwas von der dramatiſchen Spannung dieſes ſonderbaren kleinen Stückes Weltgeſchichte mit. Merkwürdige Briefe, aus denen der ganze Machiavelli mit einem Male lebendig vor uns ſteht: er erzählt, wie der Herzog ihn behandelt, oft mit liebenswürdigſter Vertraulichkeit ſeine Pläne ihm enthüllend, oft brüsk herausfordernd oder ſarkaſtiſch überlegen und immer mit dem einen ſelben Endreſultat: Die Florentiner müßten und ſollten das Bündniß ab-

ſchließen; er ſchildert, wie er immer neue, andere Gründe zum Hinhalten erfinden müßte, obwohl der Herzog ihn längſt durchſchaut hätte; dann kommen andere Töne: dieſe Spannung iſt unerträglich, er iſt erkrankt, er hat kein Geld mehr, kann ſich nicht einmal ſtandesgemäß mehr kleiden; er ſucht Ablenkung und läßt ſich zum Studium die Biographien Plutarchs ſchicken, die erſt aus Venedig in lateiniſcher Ueberſetzung (Machiavelli verſtand kein Griechiſch) beſorgt werden müſſen. Aus der Beobachtung des vollendeten Realpolitikers und der Anſchauung der idealiſirten Patrioten Plutarchs erwuchs in Machiavellis Seele das Bild ſeines Fürſten; es ſieht dem Vater Valentino aber ähnlicher als der Mutter, der helleniſtiſchen Hiſtorik. Oder er ergeht ſich in witzigen, mehr wie zweideutigen Schnurren, die von Florenz aus ebenſo erwidert werden, erzählt verliebte Abenteuer mit beleidigender Deutlichkeit, oft in demſelben Briefe, in dem er die wichtigſten Staatsgeſchäfte behandelt, ein Gegenſatz, über den wir Nordländer ſchwerer hinwegkommen, wie die Romanen, bei denen, und beſonders bei den humaniſtiſch gebildeten Italienern, Ernſt und ausgelaſſene Laune näher bei einander wohnen. Unterdeſſen war Cäſars Plan gereift; alle ſeine abtrünnigen Condottiere waren gewonnen, in völlige Sicherheit gewiegt und eine Zuſammenkunft in Sinigaglia verabredet. Cäſar brach dahin auf, Machiavelli in ſeinem Gefolge; Niemand ahnte das Ziel. Als die vier in Sinigaglia angekommen waren, wurden ſie ergriffen, es war am 31. December 1502, und dann zum Theil gleich, zum Theil ſpäter erdroſſelt. Lächelnd theilte Cäſar Machiavelli mit, daß er das „Unkraut Italiens“ ausgerottet habe, und verlangte ſeinen Dank. Cäſars Erfolg war jetzt vollſtändig: die kleinen Tyrannen flohen, alle Städte der Romagna öffneten ihm die Thore. Cäſar ſetzte ſich ſofort in Bewegung, und Machiavelli konnte nun Ende Januar 1503 nach Hauſe zurückkehren. Da zugleich Alexander VI. den Cardinal

Orſini hinrichten laſſen und andere Anhänger der Verſchworenen unſchädlich gemacht hatte, ſtanden Vater und Sohn als Herren Italiens da. Ueberallher kamen die Glückwünſche zu dem großen Erfolge; die Bewunderung, welche die Kühnheit und Liſt in dem an Schreckensthaten gewöhnten Lande erregte, war größer, als der Abſcheu vor dem blutigen Treubruch. Auch Machiavelli begann als Erſatz einiger Briefe, die verloren gegangen waren, eine Schilderung des Ereigniſſes, das er „einzig und denkwürdig“ nennt und in dem er Cäſar zum Heroen erhebt, und er wiederholt die Ereigniſſe noch einmal in einer „Beſchreibung der Art, wie Valentino die Vitelli, Oliverotto und Orſini hinrichten ließ“. Zwiſchen beiden Darſtellungen beſtehen Widerſprüche, die für Machiavellis Art zu arbeiten ungemein charakteriſtiſch ſind. Er verbeſſert in der ſpäteren Schrift, ſo zu ſagen, die Zufälligkeiten der Geſchichte und ſtellt den Herzog als eine typiſche Erſcheinung hin, wie ein Herrſcher in widrigen Verhältniſſen, von treuloſen und rückſichtslos ſelbſtiſchen Feinden umgeben, ſein muß. Das iſt die ſtarke Gewalt der Phantaſie, die in Machiavelli lebendig war, der künſtleriſche Zug, der ihn zum echten Renaiſſancemenſchen ſtempelt, eine Seite, die, ſo weit ich ſehe, zuerſt Jakob Burkhardt betont hat („ſeine Gefahr liegt nie in falſcher Genialität, auch nicht in ſcharfſinniger Begriffsſpielerei, ſondern in einer ſtarken Phantaſie, die er nur mit Mühe bändigt“). Dieſes Totalbild hat Machiavelli nie wieder verlaſſen und iſt das Modell zu ſeinem Principe geworden.

Auf Cäſars Glück folgte ein raſcher Sturz. Im Auguſt 1503 ſtarb Alexander VI., der 73 Jahre alt, aber jugendfriſch in Lebensgenuß und Verbrechen war, plötzlich, wie man allgemein annahm, an Gift.

„Es ging der Papſt, und ſeiner heil'gen Spur
Folgen der Mägde drei, die er geliebt,
Die Wolluſt, Blutgier und die Sucht nach Golde“

ſchreibt Machiavelli in ſeinem Decennale. Zugleich lag Cäſar ſchwer krank in der Engelsburg, unfähig, ſeinen Wünſchen bei der Papſtwahl Nachdruck zu geben. Nach einer kurzen Zwiſchenregierung (Pius III. Piccolomini) wurde Ende October Giuliano della Rovere, der Erzfeind der Borgia, gewählt, Julius II., die großartigſte Erſcheinung auf dem Papſtſtuhl ſeit dem Mittelalter. Nun begann für Machiavelli eine neue Thätigkeit; ſchon vor der Wahl war er nach Rom geſchickt, um über deren Gang zu berichten und die Geſinnungen des neuen Papſtes zu erforſchen. Daß Julius große Pläne hegte, wußten Alle, die ihn kannten; worauf ſie zielten, ahnte Niemand. In gleichem Sinne wie Machiavelli war der feine venetianiſche Diplomat Giuſtiniani thätig; beider Berichte ſtimmen oft wörtlich überein, aber an Sicherheit der Einzelbeobachtung und ihrer Deutung iſt der Venetianer, dem eine ganz andere diplomatiſche Schulung zu Gunſten kommt, entſchieden überlegen. Zugleich verhandelte Machiavelli mit Cäſar Borgia oder vielmehr dieſer mit ihm. Ein gänzlicher Umſchwung der Machtverhältniſſe war eingetreten: die Sicherheit und das unbedingte Vertrauen auf ſein Glück hatte Cäſar verlaſſen, er fühlte den Boden in Rom weichen und wollte nach der Romagna; er bat bei den Florentinern um Hülfe und Durchzug; höhniſch, faſt verächtlich berichtet Machiavelli jetzt über den gefallenen Mann.

Wir gehen über die nächſten Jahre kürzer hinweg. Das Jahr 1504 führte Machiavelli noch einmal nach Frankreich. Die Franzoſen waren geſchlagen, Florenz fürchtete einen Angriff der ſiegreichen Spanier; Machiavelli ſetzte es durch, daß Florenz in den Frieden der beiden Mächte eingeſchloſſen wurde. Es kommt eine Zeit des Friedens und der Sammlung. Julius hielt die Eroberungen Cäſars für den Kirchenſtaat zurück und rüſtete, die Florentiner belagerten Piſa. Es war die Zeit, in der Michelangelos David aufgeſtellt wurde, Michelangelo mit

Lionardo in der Zeichnung der Cartons für die Ausschmückung des Signorenpalastes wetteiferte und nach Rom ging, Raffael in Florenz erschien und Bramante seine Pläne zur Peterskirche entwarf, — der Anbruch der Hochrenaissance. Für alles dies hatte Machiavelli keinen Sinn. Ihn bewegten ganz andere Gedanken. Die Belagerung von Pisa schleppte sich jetzt (1505) sieben Jahre lang hin; Machiavelli als Kanzler der Zehn hatte die Hauptgeschäfte. Bisher waren keine Erfolge erreicht. Die Unzulänglichkeit der Söldnerheere trat immer deutlicher hervor; da trat Machiavelli mit seinen Gedanken der Schaffung einer Miliz hervor; Soderini, den Gonfaloniere gewann er rasch, schwerer den Rath und das Volk; bezeichnend für die politische Lage sind die erhobenen Bedenken: man könne die Städte des florentinischen Gebietes nicht bewaffnen, sie würden dann abfallen; man könne das Commando eines Heeres keinem Florentiner anvertrauen, weil dieser als Sieger sich zum Tyrannen aufwerfen würde. In der That wurde die Aushebung auf Florentiner Stadtgebiet beschränkt, wo natürlich bei der fast zwei Jahrhunderte langen Abkehr von jeder militärischen Thätigkeit kein besonderes Material zu Soldaten vorhanden war und das Amt eines Obercommandirenden (bargello) wurde einem Fremden, dem gefürchteten Henker Cäsar Borgias, dem Don Michelotto, übergeben.

Diese Thätigkeit wurde unterbrochen durch die neue Bewegung, die nun (1506) Julius II. begann. Julius' Plan ging, kurz gefaßt, dahin, sich Italiens zu versichern und dann die „Barbaren" zu vertreiben. Dazu gehörte zunächst die Wiederherstellung des Kirchenstaates in seinen alten Grenzen, was ohne Demüthigung der Venetianer nicht anging. In raschem Siegeszuge wurden Perugia und Bologna unterworfen; die Florentiner mußten Hülfe schicken, Machiavelli ging als Commissar in das päpstliche Lager. Und seltsam. Derselbe Mann, der bewundernd

den Thaten eines Cäſar Borgia folgte, hat kein Wort der Anerkennung für den kühnen Papſt, der Cäſars Erbſchaft angetreten hatte und ſein Werk mit Erfolg weiterführte. Die Erklärung, daß Julius' Kriegszug Machiavelli in ſeinen mit Aufgebot aller Kraft betriebenen Plänen der Milizorganiſation ſtörte, genügt nicht. Machiavelli konnte zu Julius kein Verhältniß finden, weil er Papſt war, und Machiavelli aus der Geſchichte wußte, wie auch die glücklichſten Erfolge von Päpſten bei der kurzen Dauer ihrer Regierungen und den Zufälligkeiten der Nachfolge werthlos werden. Wir werden ſehen, wie er in der weltlichen Macht der Päpſte den Krebsſchaden Italiens ſieht. Sodann aber mußte ihm der Charakter Julius' unſympathiſch ſein. Gerade das, was uns einen Mann zum Helden macht und Julius II. ſo nahe bringt, das Einſetzen der ganzen Perſönlichkeit für ſeine Ideen, das Pathos eines kraftvollen Willens wirkte auf den klugen Florentiner unheimlich, wie eine unbekannte, unfaßbare Naturgewalt. Einen deutlichen Ausdruck giebt Machiavelli dieſer Geſinnung noch im Principe, in dem Julius als Beiſpiel eines Kindes des Glückes angeführt wird, der erfolgreich war, weil die Zeitverhältniſſe einen leidenſchaftlichen (impetuoso) Mann brauchten.

Aber Julius II. war nicht der Einzige, der die Florentiner und Machiavelli in der Verfolgung ihrer Pläne hemmte. Kaiſer Max war in Krieg mit den Venetianern gerathen und wurde ſo von ſelbſt Verbündeter des Papſtes. Er plante einen Zug nach Italien zur Krönung und forderte von den Florentinern Geldmittel. Der Reichstag in Conſtanz hatte bedeutende Summen bewilligt, die Max in ſeiner üblichen Art vergeudete; das Heer ſtand in Tirol. Machiavelli wurde im December 1507 an das kaiſerliche Hoflager geſchickt. Er reiſte über Genf, durch die Schweiz, traf den Kaiſer in Trient, war dann mit ihm zuſammen oder doch an ſeinem Hofe in Bozen und

Innsbruck und kehrte erſt im Juni 1508 zurück, nachdem Max, von den Venetianern bei Cadore geſchlagen, das groß geplante Unternehmen aufgegeben hatte und plötzlich verſchwunden war, Niemand wußte wohin; vergebens wartete der Reichstag in Ulm auf ihn, dann tauchte der Kaiſer in Köln auf; die Florentiner hatten durch Machiavellis Klugheit für dieſes Jahr ihr Geld geſpart. Machiavelli kehrte zurück, bereichert durch neue und unſchätzbare Erfahrungen, die er in ſeiner Art in kurzen, gehaltreichen Abhandlungen fixirte; ein Rapporto über die deutſchen Angelegenheiten iſt ein amtlicher Bericht, die Ritratti eine ausgeführtere, der Discorso sopra le cose dell' Allemagna eine gedrängte Schilderung über Kaiſer und Reich. Seit Tacitus hat kein Fremder verſucht, deutſcher Art gerecht zu werden; Machiavelli iſt der erſte. Von einer Nachahmung des Tacitus kann aber keine Rede ſein; gleiche Urſachen haben verwandte Geiſter zu ähnlichen Betrachtungen geführt. Er erkennt die ungeheure Kraft, die in dem weiten Reiche ſteckt, ſpricht bewundernd von der Einfachheit und Treue, die ihm begegnet iſt, erzählt, was er von den deutſchen Reichsſtädten erkundet hat, die zufrieden mit kleinem Gebiet, im Innern auf Zucht und Ordnung ſehen, deren Feſte Waffenſpiele ſind, die ſtark verſchanzt und gut verproviantirt uneinnehmbare Feſtungen darſtellen, Gedanken, die er in ſeinen ſpäteren größeren Werken oft und mit wehmüthigen Seitenblicken auf die ehrgeizigen, innen zügelloſen, nach außen wehrloſen italieniſchen Communen wiederholt. Er erkennt aber auch, wie gering die Aggreſſivmacht dieſes Reiches iſt, deſſen ſchwerfälliger Verwaltungskörper mit den fortwährenden Reibungen, welche die verſchiedenen Intereſſen der Reichsſtände hervorbringen, eine energiſche Thätigkeit kaum aufkommen läßt; und er kommt dann mit beſonderer Vorliebe auf die Perſon des Kaiſers, um zu erklären, wie ein ſo kluger, gerechter und beliebter Fürſt,

der außerdem ein tüchtiger und tapferer Soldat ſei, dabei ſo ganz unfähig ſein könnte, ſtaatliche Ziele zu erreichen und ſeinen Landsleuten zu verſichern, daß ſie von dieſem Kaiſer nichts zu fürchten hätten. (Vergl. Villari, Machiavelli, deutſche Ueberſetzung 2, S. 78.) Auch im Principe wird Maximilians Politik der hochherzigen Impulſe („geiſtvoller Ueberraſchungen und perſönlichſter Initiative" würde eine moderne engliſche Zeitung ſagen) als erfolglos der kühl berechnenden Conſequenz ſeines Fürſten entgegengeſetzt.

Das nächſte Jahr 1509 brachte zwei wichtige Entſcheidungen: Ende 1508 hatte Maximilian ſich mit Ludwig XII. in Cambray gegen Venedig verbündet, Ferdinand von Spanien und der Papſt ſchloſſen ſich an; nach der großen Schlacht bei Agnadello fiel die venetianiſche Macht; Deutſche, Franzoſen und der Papſt theilten ſich in ihr Gebiet auf dem Feſtlande, jetzt erſchien auch Max in Italien und die Florentiner mußten doch bezahlen. Es wurde ihnen jetzt leichter, denn die Kämpfe in Oberitalien hatten ihnen freie Hand gegen ihre alte Feindin gelaſſen, und Piſa fiel im Juni nach heldenmüthigem Widerſtande; es war im Weſentlichen Machiavellis Werk: er hatte die Belagerung als Commiſſar geleitet und die Friedensverhandlungen geführt. Die Behandlung der unterworfenen Stadt war ungemein milde und auf Verſöhnung berechnet, ein Ziel, welches völlig erreicht iſt.

Es war der letzte Lichtblick der Republik Florenz; mit dem folgenden Jahre (1510) wurde ſie in das Verhängniß hineingezogen: Julius II. hatte den erſten Theil ſeines Programms erreicht, er war unbeſtritten die erſte Macht unter den italieniſchen Staaten. Jetzt ſollte auch der Einfluß der Fremden gebrochen werden. Mit kühner Schwenkung ſchloß Julius ſich Venedig an und begann gegen Frankreich und Maximilian den Krieg. Die Lage der Florentiner wurde jetzt ungemein ſchwierig;

LIBRARY OF THE UNIVERSITY OF

ſie waren mit dem Papſt und den Franzoſen verbündet, und nun ſollten ſie ſich entſcheiden; Papſt und König verlangten Hülfstruppen. Soderini wie Machiavelli waren entſchieden franzoſenfreundlich, ſchon weil die Mediceer, die ſich jetzt wieder regten und an deren Spitze der Cardinal Giovanni (ſpäter Leo X.) ſtand, päpſtlich waren, aber einen offenen Krieg konnten ſie bei der Machtſtellung des Papſtes nicht wagen. So ging denn Machiavelli zum dritten Male den ſchweren Weg nach Frankreich, um Ludwigs neuen Kanzler Rubertet hinzuhalten. Es war nur eine Galgenfriſt; im folgenden Jahre mußten die Florentiner ſogar ihre Stadt Piſa zu einem von Ludwig berufenen Gegenconcile hergeben, wodurch natürlich Julius auf das Höchſte erbittert wurde.

Auf den weiteren Verlauf der ſich überſtürzenden Ereigniſſe kann hier nicht eingegangen werden. Wie der Papſt im Bunde mit Ferdinand von Spanien nach anfänglichen ſchweren Verluſten Maximilian zum Frieden zwang, im Sommer 1512 die Franzoſen aus Italien vertrieben waren und der Papſt Herr Italiens war, gehört der Weltgeſchichte an, die überſchwängliche Stimmung des Triumphes hat Raffael in der Stanza d' Eliodoro verewigt, die damals (1512) begonnen wurde, der monumentalſten Darſtellung, die je ein Sieg gefunden. Verhängnißvoll aber wurden die Folgen des Sieges für Florenz. Raimund von Cordona, der ſpaniſche Obercommandirende, überſchritt mit dem Cardinal Medici die Grenze, die Miliz wurde aufgeboten, bei Prato kam es zum Kampfe, Machiavelli erlebte den Schmerz, daß ſeine Lieblingsſchöpfung, ſeine Stadtſoldaten, faſt widerſtandslos den furchtbaren Spaniern erlagen; in Florenz brach eine mediceerfreundliche Revolution aus, die bisherige Regierung, darunter Soderini und ſpäter Machiavelli, wurde entſetzt; am 1. September zogen die Mediceer ein. Damit endet der erſte Abſchnitt in Machiavellis Leben.

Es folgt eine Zeit, die für ihn trübſelig war, der wir aber ſeine Werke verdanken; aus dem Staatsmann wird der Schriftſteller. Die mediceiſche Reaction verfuhr nicht gewaltſam, die Leiter der bisherigen Politik wurden verbannt oder auf ein beſtimmtes Gebiet begrenzt, ſo Machiavelli, der im Florentiner Stadtgebiet leben mußte und den Palaſt der Signoria nicht betreten durfte. Da wurde unglücklicher Weiſe die Verſchwörung einiger junger Florentiner, Boscoli und Capponi, bekannt; in ihren Papieren fand man auch den Namen Machiavellis; dieſer wurde eingekerkert, gefoltert und, als nichts dabei herauskam, zwar freigelaſſen, aber härteren Einſchränkungen unterworfen. Während dies geſchah, erſtieg das Haupt der Mediceerfamilie die höchſte Würde: im Februar 1513 ſtarb Julius II., ſcheinbar am Ziele ſeiner Wünſche, denn er hinterließ einen gefeſtigten, ausgedehnten Staat und die Mittel, ihn zu behaupten, in Wirklichkeit voll Sorge für die Zukunft, denn es wurde immer klarer, daß die Spanier nicht gewillt waren, den in Italien gewonnenen Einfluß wieder aufzugeben und daß die Fremdherrſchaft nur ihre Perſon gewechſelt hatte. Im März wurde, trotz ſeines nicht kanoniſchen Alters (er war erſt 37 Jahre alt), Giovanni Medici gewählt, in allem das Kind des Glücks, jetzt als Leo X. der glückliche Erbe von Macht, Glanz und Reichthum. Die Geſchäfte in Florenz leitete für ihn ſein thätiger und ehrlicher Vetter Giulio, der Sohn des unglücklichen, bei der Verſchwörung der Pazzi ermordeten Giuliano, daneben ſein Neffe, der junge, ehrgeizige und unruhige Lorenzo, damals erſt 21 Jahre alt. Leo übte weitgehende Begnadigungen, ſelbſt an Soderini, zog viele Mitglieder der früheren Regierung in ſeinen Dienſt, und das Volk in Florenz gewöhnte ſich raſch an die neuen Verhältniſſe. Machiavelli blieb gebannt. Er bemühte ſich eifrigſt um eine Anſtellung; der florentiniſche Geſandte in Rom, Francesco Vettori, der bei dem Papſte viel galt, ein vertrauter

Freund Machiavellis, trat für ihn ein. Umſonſt, der ſonſt ſo nachgiebige Leo blieb taub. Was hatte Leo gegen Machiavelli? Er erwähnt ihn als Staatsmann kaum, aber wir können uns leicht denken, wie ihm die eigentliche treibende Kraft der 14jährigen republikaniſchen Regierung unbequem ſein mußte; dazu kam aber ein zweites: Leo war bei allen glänzenden Eigenſchaften im Grunde ſeiner Seele ein jovialer Lebemann, der ſein perſönliches Behagen nicht geſtört wiſſen wollte; ſo hat er ſtets einen Widerwillen gegen entſchiedene Naturen gehabt; Lionardo hat er überhaupt nicht beſchäftigt, Michelangelos einzige Kraft in unfruchtbaren Entwürfen ſich verzehren laſſen, um ihn nur nicht in der Nähe zu haben, und ſo konnte auch der gedankenreiche, ſtets ſelbſtthätige und zu entſchiedener Thätigkeit drängende Staatsſecretair ihm nicht genehm ſein; Machiavelli war gewiß in großem Irrthum, wenn er glaubte, durch ſeinen Fürſten ſich bei einem Leo X. empfehlen zu können.

Machiavellis Lage wurde eine faſt verzweifelte; man kann nicht ohne Theilnahme die Briefe leſen, die er an ſeinen eben genannten Freund Francesco Vettori, der damals Geſandter in Rom blieb, ſchrieb. Machiavelli war nie reich geweſen; an Sparen nicht gewöhnt, hatte er auf ſeinen Geſandtſchaftsreiſen eigene Mittel angreifen müſſen; und er ſah ſich jetzt gebannt auf ein kleines Landgut, von deſſen Ertrage er ſich und ſeine heranwachſende Familie — das fünfte Kind wurde in dieſer Zeit geboren — ernähren mußte. Dazu kam der unerträgliche Druck der gezwungenen Unthätigkeit. Schwerer noch wie bei anderen Berufsarten muß einem Staatsmann, zumal in der Fülle ſeiner Kraft, der plötzliche Uebergang zur Muße ſein; Machiavelli, damals 44 Jahre alt, empfand ſie wie ein Lebendigbegrabenſein. Er ſchildert in ſeinen Briefen ſein tägliches Leben, ſeine Verſuche, mit Nichtigkeiten die Zeit todtzuſchlagen, ſtellt politiſche Erwägungen an, wechſelnd wieder mit Schilderungen von wüſten Gelagen, die,

wie Villari richtig beobachtet, ſicher Ausgeburten ſeiner ſarkaſtiſchen Phantaſie ſind, mit denen er Vettori, der das Leben am Hofe Leos anſchaulich erzählt, übertrumpfen will. Dann fühlt er wieder das Unwürdige dieſer Art von Ablenkung und bricht einmal in die Worte aus: „Und hörſt du mich ſo froh bisweilen lachen, ſo denk, ich habe keinen andern Weg, dem gramerfüllten Herzen Luft zu machen.“ Ueber Frau und Kinder hüllt er ſich in beredtes Schweigen; Kindererziehung war nicht ſeine Sache; was wir von den ſpäteren Schickſalen ſeiner Söhne wiſſen, ſtammt überwiegend aus den Polizeiacten von Florenz. Abends aber, wenn er in dem kleinen Hauſe, welches er bewohnte, Ruhe hatte, zog er ſein Amtskleid als Staatsſecretair an und ſchrieb in dieſer Selbſtſuggeſtion ſeine Erfahrungen und Gedanken auf; ſo iſt der Principe entſtanden. (Unter den zahlreichen Briefen iſt beſonders charakteriſtiſch einer vom 10. Dec. 1513 an Vettori, der von Villari a. a. O., 3, S. 330 abgedruckt iſt.) Der Ort von Machiavellis Exil iſt ein Landhaus in der Gemeinde San Caſſiano, gelegen in anmuthiger Hügelgegend im Peſathal, etwa zwei Meilen ſüdweſtlich von Florenz. Beſucher von Florenz unterlaſſen es ſelten, dem wundervollen Stück Mittelalter, das in der Certoſa im Arnothal erhalten iſt, einen Beſuch zu machen; noch etwas darüber hinaus liegt San Caſſiano, ein Ort, von deſſen umgebenden Höhen der Blick die unvergleichliche Stadtſilhouette von Florenz in leichten Umriſſen in der Ferne verſchwinden ſieht und an dem vorbei die strada Romana über Siena nach Rom führt. So mußte der Verbannte die Couriere an ſich vorbeieilen ſehen, die jetzt täglich zwiſchen Florenz und Rom verkehrten, und ein bedeutungsvolles Stück Geſchichte rollte unbarmherzig an ihm vorüber. Aus ſeiner Correſpondenz wiſſen wir, mit welcher Anſpannung er auf jede Nachricht lauſchte, und erfahren, wie er ſie aufnahm.

Da Machiavelli an den politiſchen Ereigniſſen jetzt keinen

thätigen Antheil nahm, faſſen wir die acht Jahre von Leos Regierung (1513—1521) hier kurz zuſammen. Es ſchien, als ob Leo ſich wenig um Politik bekümmerte und die Geſchäfte ganz ſeinem ſtaatsklugen Vetter Giulio überließ, thatſächlich aber hatte er ſeine feinen Hände überall dazwiſchen und wußte, ohne ſich ſelbſt kriegeriſchen Aufregungen hinzugeben, mit kluger, ſtets zweizüngiger Politik die Erfolge ſeines Vorgängers zu behaupten. Die alten Perſonen verſchwinden: Ludwig XII. wird durch Franz I. (1515), Ferdinand von Spanien durch den jungen Karl (1516), auch Kaiſer Max durch dieſen erſetzt (1519), das Streitobject bleibt daſſelbe, die Oberherrſchaft über Italien, beſonders der Beſitz von Mailand. Leo verſuchte ſo weit wie möglich neutral zu bleiben und die Gegner ſich ſelbſt aufreiben zu laſſen; ſeine perſönlichen Sympathien neigten ſich zu Frankreich; mit dem franzöſiſchen Königshauſe wurde ſeine Familie mehrmals verſchwägert. Erſt durch die Fortſchritte der deutſchen Reformation genöthigt, ſtellte er ſich entſchiedener auf die ſpaniſch-öſterreichiſche Seite. Das Ziel, welches er mit Zähigkeit verfolgte, war die Schöpfung eines mediceiſchen Fürſtenthums, zunächſt für ſeinen Bruder Giuliano; Parma, Modena, Piacenza und Reggio, bis dahin theils mailändiſche, theils ferrareſiſche Beſitzungen, wurden dazu auserſehen; auch als Giuliano ſtarb, gab er den Gedanken nicht auf. Lorenzo, der jüngere, erhielt Urbino. Im November 1521 ſchien ſein Herzenswunſch erfüllt: Mailand fiel wieder in die Hände der ihm verbündeten Spanier, nicht nur Parma und Piacenza wurden erobert, ſondern auch Lodi, Pavia, Como. Leo befand ſich in der ſchönen, jetzt verödeten Villa La Magliana, als die Nachricht kam; bei der Siegesfeier befiel ihn eine Erkältung, der er nach wenigen Tagen erlag (1. December 1521). Leo iſt während ſeiner Regierung ſelten nach Florenz gekommen; die Regierung führten dort die genannten,

Lorenzo, der junge Sohn Pieros und, beſonders ſpäter, Cardinal Giulio. Machiavelli iſt erſt gegen Ende der Regierung von Giulio mehrmals mit Geſchäften beauftragt. Im Ganzen blieb es für ihn eine Zeit trübſeliger Muße. In dieſe Zeit gehören faſt alle ſeine Werke, eine Gruppe in den Anfang, die andere an das Ende, die erſte umfaßt beſonders den Principe, die Discorsi und die Mehrzahl der poetiſchen Schriften; die zweite die Arte della guerra (vollendet 1520) und die Storie fiorentine.

In Machiavellis Thätigkeit als politiſch-hiſtoriſcher Schriftſteller treten drei Grundzüge beſtimmend hervor (ich folge hier im Allgemeinen Gervinus a. a. O., S. 157): Perſönliche Erfahrung, Studium des Alterthums und die Wünſche ſeines ſtarken Patriotismus. Allgemeines philoſophiſches Raiſonnement liegt ihm eben ſo fern, wie das Streben nach unmittelbarer praktiſcher Einwirkung. Man verkennt Machiavellis Schriften ebenſo, wenn man ſie als Darſtellung eines Syſtems, wie wenn man ſie als Gelegenheitsſchriften anſieht. Ueber den erſten Punkt brauchen wir dem oben Geſagten nichts hinzuzufügen. Machiavellis Legationen haben ihn uns als einen Beobachter von unvergleichlicher Schärfe gezeigt und dargethan, wie ohne Weiteres das vorliegende Einzelbild ſich ihm verwandelt in ein lebendiges Gefüge tief liegender Urſachen und weit gehender Wirkungen, wie er in Menſchen und Dingen in erſter Linie ihre Bedeutung für das ſtaatliche Leben ſucht und findet. Hierdurch erhalten auch ſeine theoretiſchen Schriften den Reiz des Selbſterlebten, und die wunderbare Anſchaulichkeit des Machiavelliſchen Stils beruht wohl zumeiſt darauf, daß ſeine Darſtellung ſich nie weiter von der Schilderung des Einzelfalles entfernt, als der Zweck es erfordert. Zum Syſtematiker war Machiavelli nicht geſchaffen.

Wie vereinigt ſich nun mit dieſem ſtark perſönlichen Mo-

ment das zweite, die Verehrung für das Alterthum und die Autorität, welche Machiavelli überall den alten Geſchichtsſchreibern und Philoſophen zugeſteht? Darin iſt Machiavelli eben ein Kind der Renaiſſance, welcher das Alterthum in Allem als die vorbildliche Zeit erſcheint, der ſie mit ihren Mitteln nahe zu kommen verſuchen ſoll. Für Machiavelli, und nicht nur für ihn, war die moderne Geſchichte eine directe Fortſetzung der römiſchen; die Principien, auf denen die Machtentfaltung des römiſchen Volkes beruhte, hatten unmittelbare Gültigkeit auch für ihre Nachkommen, zu denen ſich zu zählen gerade die Florentiner ſtolz waren (ſo an mehreren Stellen Dante). Auf dieſem Gedanken beruhen Machiavellis Discorsi sopra la prima deca di T. Livio, Unterſuchungen über die erſte Dekade des Livius, deren erſtes Capitel ſchon die Ueberſchrift führt: Die Principien einer jeden Stadt im Allgemeinen und der Stadt Rom im Beſonderen. Hier wie in dem ganzen Werke iſt die Erzählung des Livius von jener halbmythiſchen Zeit nur die Veranlaſſung zu Reflexionen über die Gründe des Aufſteigens der römiſchen Macht, die er ſeinen Mitbürgern als entarteten Nachkommen jener Alten vorhält, damit ſie daraus lernen, wie ein freier Staat zu ſchaffen und zu erhalten ſei.

Und damit kommen wir zu dem dritten Punkte, dem Patriotismus Machiavellis. Eine rein hiſtoriſche Betrachtungsweiſe lag Machiavelli gänzlich fern; überall die innigſte Beziehung auf die lebendige Gegenwart und ihre Forderungen. Aus allen Schriften ſpricht der tiefe Schmerz über den Sturz der italieniſchen Selbſtſtändigkeit, der Haß gegen die Fremdherrſchaft, überall auch die Ueberzeugung von der Geſunkenheit der Nation, aber auch die Hoffnung, daß eine Beſſerung möglich ſei, und das ernſteſte Streben, die Mittel dazu zu ſuchen. Italien war groß und iſt geſunken; Noth thut eine „Zurückführung auf ſeine Principien", und dieſe ſuchen wir: das iſt

das Hauptthema der Discorsi; nicht aus eigener Kraft, ſondern nur durch eine machtvolle Perſönlichkeit kann das erſchlaffte Volk neu belebt werden: das iſt der Grundgedanke des Principe; und: nur das wehrhafte Volk iſt zur Freiheit fähig, der der Arte della guerra. Wo Machiavelli auf das Elend Italiens zu ſprechen kommt, wird er von ſelbſt zum Dichter; hier erheben ſich ſeine Worte, die ſonſt völlig ſchlicht, ohne alle Rhetorik oder ſprachlichen Schmuck, in echtem Hochrenaiſſanceſtil wie ein Gebäude von Palladio gehalten ſind, zu dichteriſcher Kühnheit; und in ſtets wechſelnden Bildern fließt ſeine pathetiſche Klage. — Ueber die Art des Machiavelliſchen Patriotismus noch ein Wort. Machiavelli war Florentiner, und ſein ganzes Leben und Wirken iſt von den Schranken ſeiner Vaterſtadt umſchloſſen geblieben; ſeine politiſchen Ziele aber nicht. Nicht nur aus dem Fürſten, auch aus den Briefen ſeiner letzten Jahre ſpricht der Gedanke, daß er die Selbſtſtändigkeit ſeiner Vaterſtadt gern einer Macht geopfert hätte, welche die Kräfte Italiens vereinigte; nicht nur in der Fremdherrſchaft, ſondern zuerſt in der Zerſplitterung des Landes hat er ſein Grundübel geſehen. Sein Principe iſt nicht als Machthaber von Florenz gedacht, ſondern als der Schöpfer einer Verbindung von Staaten, in denen auch Florenz hätte aufgehen dürfen. Auch hierin erhebt ſich Machiavelli weit über die Anſchauungen ſeiner Zeitgenoſſen.

Kommen wir zu den Werken ſelbſt, ſo ſind zunächſt als in die bisher beſprochene Zeit fallend die ſchon mehrfach erwähnten Discorsi und der Principe zu beſprechen, Werke, die zeitlich und ſachlich gar nicht zu trennen ſind. Sie ſind beide im Jahre 1513 neben einander geſchrieben, der Principe iſt im December dieſes Jahres, die Discorsi ſpäter vollendet; gedruckt ſind ſie zu Lebzeiten des Verfaſſers nicht, erſt 1531 erſchienen die Discorsi, 1532 der Principe in Rom bei Blado. Gewidmet iſt

der Principe Lorenzo, dem Sohne des jüngeren Piero. Geleſen hat dieſer ihn ſchwerlich; und die Perſon Lorenzos war es ſicher nicht, an die Machiavelli gedacht hat, als er den Fürſten ſchrieb. Lorenzo war ihm der Vertreter des glorreichen Hauſes der Mediceer, das er allein unter den regierenden Familien für geeignet hielt, jene Aufgabe der Vertreibung der Barbaren, in welche Forderung das Werk ſo gewaltig ausklingt, zu erfüllen. In Lorenzo verkörpert ſich für Machiavelli die erfolgreiche Politik ſeiner Familie. Ranke ſah im Principe eine Gelegenheitsſchrift, an die Adreſſe Lorenzos gerichtet, mit Rathſchlägen zur Befeſtigung der Herrſchaft in Florenz. Das iſt nach zwei Seiten nicht richtig: wir wiſſen heute aus der Correſpondenz mit Vettori, daß das Werk urſprünglich nicht Lorenzo, ſondern ſeinem Oheim Giuliano gewidmet war und erſt nach dem Tode Giulianos, 1516, auf Lorenzo umgeſchrieben iſt; wir wiſſen ferner, daß nicht Florenz, ſondern eine nach Leos Plänen in Ober-Italien aus Parma, Piacenza, Modena u. ſ. w. zu gründende Herrſchaft den Kernpunkt für jenen italieniſchen Einheitsſtaat bilden ſollte, welchen Machiavelli erſehnte.

So begegnen uns auch hier vereinigt jene beiden Mediceer, deren Namen eine ſo viel größere Berühmtheit erlangt haben, wie ſie nach ihrer geſchichtlichen Rolle verdienen. Es ſind die beiden Fürſten, für die Michelangelo ſeine Mediceergräber ſchuf; Giuliano, der Herzog von Nemours, und Lorenzo, der Herzog von Urbino, die letzten legitimen Sproſſen des großen Coſimo, mit denen der erlauchte Stamm früh erloſch. Die Mediceer ſind ein kurzlebiges Geſchlecht: bei den elf Nachkommen Coſimos in vier Generationen (die illegitimen mit gerechnet), die in der Geſchichte eine gewiſſe Bedeutung haben, iſt die höchſte Lebensziffer 56 Jahre (Clemens VII.), Giuliano ſtarb 38, Lorenzo 27 Jahre alt. Die wunderbaren Statuen, die Michelangelo

auf ihre Gräber geſetzt hat, ſind Phantaſiegebilde; Portraitähnlichkeit iſt nicht einmal erſtrebt; aber Michelangelo hat ſelbſt den Charakter verändert (ein Umſtand, der einſt Herman Grimm zu einer Umtaufe veranlaßte); Lorenzo il pensoso, der geſtützt und brütend daſitzt, wird in Gegenſatz geſtellt zu Giuliano il fiero, der ſtolz und herausfordernd in die Ferne ſchaut; in Wirklichkeit war Giuliano, den ſein Vater „den Guten" nannte, eine in ſich gezogene, faſt ſchwermüthige Natur (wir beſitzen von ihm ein Epigramm auf den Tod), der auf die ehrgeizigen Pläne ſeines Bruders Leo X. ungern einging, Lorenzo dagegen ehrgeizig und herrſchſüchtig, dabei ausſchweifend und leichtſinnig; er iſt, wie geſagt, der Letzte ſeines Stammes, der Vater von Catharina Medici, die das ihrem Vater gewidmete Büchlein Machiavellis außerordentlich hochgeſchätzt und dieſe Hochſchätzung auch auf ihren Sohne übertragen hat.

Kommen wir zu dem Buche ſelbſt, und halten wir aus dem Geſagten feſt: es war gedacht und geſchrieben ohne Rückſicht auf die genannten Perſonen, Modell zum Fürſten hat ein ganz Anderer geſeſſen; aber die politiſche Lage ließ ſie allein dem Verfaſſer geeignet erſcheinen, jene Rolle zu übernehmen, die ſein Fürſt ſpielen ſollte.

Als Thema wird gleich Anfangs angegeben: Wie kann eine Alleinherrſchaft erworben und behauptet werden? Nicht um legitime, ererbte Herrſchaften handelt es ſich, ſondern um Neugründungen; das wird in aller Klarheit in den erſten Worten geſagt, und doch, wie unendlich viele ſchiefe Auffaſſungen beruhen darauf, daß man in dem „Fürſten" ein Lehrbuch der Ausübung der ſtaatlichen Gewalt überhaupt ſah! Nach einigen einleitenden Capiteln, die von der Angliederung neuer Eroberungen handeln, kommt er auf die Staatengründer. An den Beiſpielen von Moſes, Cyrus (nach Xenophons Cyropädie), Romulus, Theſeus macht er klar, wie alle Größe beruht auf

der kraftvollen Benutzung der gegebenen Gelegenheit; Machiavellis Staatengründer sind ihm so zu sagen Verkörperungen des Volkswillens, aber, und das ist ihm wesentlich, gewaltsame; „nur wenn der Neuerer auf eigenen Füßen steht, wenn er sein Unternehmen mit Gewalt durchsetzen kann, wird es ihm gelingen; alle bewaffneten Propheten haben gesiegt, die unbewaffneten, wie Savonarola, sind zu Grunde gegangen" (C. 6); aus den Discorsi sei hier ergänzend der Gedanke eingeschoben, wie viel leichter popoli rozzi (Ungebildete) mit einem Gedanken zu erfüllen sind, als Civilisirte, daß aber auch Letzteres nicht unmöglich sei, wobei wieder das Beispiel Savonarolas angeführt wird.

Es ist das eine der wenigen Stellen, in denen Machiavelli an die Bedeutung, welche die Erregung mächtiger Volksleidenschaften für die Geschichte der Völker und die Bildung von Staaten hat, anstreift; anstreift, nicht mehr. Machiavellis Fürst ist kein begeisterter Prophet, der sein Volk fanatisirend mit sich hinreißt, sondern ein klug berechnender Kopf, der es zu der richtigen Erkenntniß seines Besten zwingt. Das wird deutlich, wo er (C. 7) Beispiele aus der Gegenwart nimmt: Um die Bedeutung, welche das Glück bei der Staatengründung hat, klar zu legen, führt er als erfolgreichen Fürsten an den Francesco Sforza, den bekannten Condottiere der Herzöge von Mailand, der dann selbst ihre Stelle einnahm, und als Beispiel eines, der seine Herrschaft wieder verlor, den Valentino, Cäsar Borgia. Es folgt jene berühmte Analyse der Thaten des vielberufenen Mannes, die in den Worten gipfelt: ich kann einem neuen Fürsten keinen besseren Rath geben, als seinem Beispiel nachzuahmen; er that Alles, was ein kluger und muthiger Mann thun kann; nur der eine unglückliche Zufall, daß kurz vor der völligen Sicherung seiner Macht sein Vater starb und er zugleich todtkrank war, hat ihn der Früchte seiner Energie

beraubt. Auf die Einzelheiten einzugehen, ist hier nicht die Zeit; aber einige Züge, die Machiavelli an Cäsar Borgia hervorhebt, sind so wichtig für das Verständniß des ganzen „Fürsten", daß wir sie nicht vorüber lassen dürfen. Er rühmt die List, mit der er sich seiner Gegner entledigte, er rühmt dann aber die Ordnung, die er schuf: ohnmächtige Herren hatten das Land (die Romagna) mehr ausgeplündert als regiert; Straßenraub und alle Art Gewaltthat waren an der Tagesordnung; da wußte Cäsar in kurzer Zeit Ruhe und Sicherheit zu schaffen. Sein Werkzeug war Ramiro d'Orco, der durch unmenschliche Strenge sein Ziel erreichte, aber die Herrschaft des Herzogs verhaßt machte. Da ließ ihn dieser, in zwei Stücke getheilt, auf dem Markte von Cesena öffentlich ausstellen, um sich das Volk durch das Opfer zu gewinnen. So Machiavelli; aus erhaltenen Briefen Cäsars wissen wir, daß Cäsar nicht in Ramiro d'Orco ein Werkzeug seines Willens preisgab, nachdem er es verbraucht, sondern selbst den Ramiro d'Orco gewarnt hatte, durch Mißbrauch seiner Gewalt ihn zu discreditiren. Wie hier Cäsar Borgia das Volk gewinnen will dadurch, daß er es gegen seine Beamten schützt, so formulirt Machiavelli in einem der folgenden Capitel (9) das Verhältniß des Fürsten zum Volke im Allgemeinen dahin, daß das Volk im Fürsten seinen naturgemäßen Schützer gegen die Großen sehen muß (so schon Aristoteles vom Tyrannen), „ein kluger Fürst muß auf Mittel denken, zu bewirken, daß seine Unterthanen seine Herrschaft beständig und nach jeder Seite und in allen Zeitlagen bedürfen, — dann werden sie ihm treu bleiben," und die Treue des Volkes, das ist vorher nachgewiesen, ist des Fürsten sicherster Schutz; ja, im Falle der Noth ziehe er sich hinter die Mauern ihrer Städte zurück und bestehe mit ihnen gemeinsam die Gefahr; dadurch steigt sogar seine Macht. Denn, sagt Machiavelli fein und treffend, „sie werden sich enger mit einem Für-

ſten vereinigen, für den ſie ihre Habe preisgegeben haben . . . der menſchlichen Natur iſt es gemäß, ſich durch das Gute, das man Anderen erzeigt, ebenſo zu verbinden als durch das, welches man empfängt.“ Daß Machiavelli hier ein Capitel „Von geiſtlichen Fürſtenthümern“ anſchließt, geſchieht offenbar im Intereſſe der Contraſtwirkung. Denn im Gegenſatz zu dem unermüdlich wachſamen und thätigen neuen Fürſten braucht der geiſtliche ſich um nichts zu kümmern. „Zur Erhaltung ihrer Herrſchaft gehört weder Kraft noch Glück; ſie beruhen auf den alten heiligen Satzungen der Religion, welche mächtig genug ſind, ihre Häupter in ihren Stellen zu erhalten, ſie mögen ſich aufführen, wie ſie wollen. Dieſe allein haben eine hohe Stelle und brauchen ſie nicht zu vertheidigen; ſie haben Unterthanen und regieren ſie nicht . . . Aber da dieſes von höheren Urſachen abhängt, an die der menſchliche Verſtand nicht reicht, ſo will ich nicht davon reden. Gott ſchützt ſie; es wäre vorwitzig und dreiſt, wenn der Menſch darüber urtheilen wollte“, ſo heißt es im elften Capitel mit beißender Ironie. Wenn darauf eine Schilderung der damaligen, ſehr bedeutenden politiſchen Machtſtellung der Kirche folgt und dieſe als ein Ergebniß der Regierung Alexander VI. und Julius II., der hier nur als Fortſetzer des Erſteren erſcheint, hingeſtellt wird, ſo ergiebt ſich aus dem Erſtgeſagten deutlich, wie unbequem ihm die päpſtliche Machtſtellung iſt und wie wenig er an ihre Dauer glaubt. — Die folgenden Capitel behandeln die Kriegsmacht als Stütze der Herrſchaft. Nach einer packenden Schilderung des Unheils, das die Söldnerſchaaren über Italien gebracht haben, betont Machiavelli hier natürlich ſeine Lieblingsgedanken, daß nur ein Volk, das ſich ſelbſt wehren könnte, zu einer Staatenbildung fähig ſei, und nur der Fürſt tüchtig, der ein Heer zu ſchaffen und zu befehligen verſtände; in erſter Linie ſei der Fürſt Soldat. „Die Stützen aller Staaten ſind

gute Geſetze und eine tüchtige Kriegsmacht; aber Geſetze ohne Kriegsmacht ſind wirkungslos." — Wir kommen zu dem Abſchnitt, der zu allen Zeiten als der eigentlich charakteriſtiſche des „Fürſten" gegolten hat, dem Verhältniß des Fürſten zur Moral, oder wie Machiavelli ſehr vorſichtig ſagt, den Eigenſchaften, denen man das Prädicat gut und böſe beizulegen pflegt, „die mit Lob oder Tadel verbunden ſind". Der Grundgedanke iſt ebenſo einfach wie klar: in einer Welt, in der die Moralgeſetze nicht allgemeine Richtſchnur des Handelns ſind, kann auch der Fürſt ſich nicht unbedingt danach richten, „er muß es verſtehen, nach Gelegenheit ſchlecht zu handeln, dies zu thun und zu laſſen, wie die Nothwendigkeit es erfordert; er braucht ſich auch gar nicht zu ängſtlich vor dem böſen Rufe ſolcher Untugenden zu hüten." Verblüffend iſt aber die reſolute Logik, mit der die Conſequenzen dieſes Satzes gezogen werden: Der Fürſt ſei eher geizig als freigebig, eher grauſam als milde, wenn er ſich nur nicht an der Habe ſeiner Unterthanen vergreift. Er muß den Tugenden ſeine Achtung bezeugen; kein Wort gehe aus ſeinem Munde, das nicht Mitleid, Treue, Menſchlichkeit, Redlichkeit, Frömmigkeit athmet, aber „er bilde ſein Gemüth ſo, daß er, wenn es nothwendig iſt, auch das Gegentheil hervorbringen kann." Muſter liegen nahe: Alexander VI. und Ferdinand von Spanien; letzteren deutet Machiavelli allerdings nur an. Kurz faßt Capitel 19 dieſe Betrachtung zuſammen: der Fürſt erhalte mit allen Mitteln ſich die Achtung ſeines Volkes, nichts iſt ſo zu vermeiden, wie Haß oder Verachtung, Verachtung aber noch mehr wie Haß. Damit, mit der Vermeidung von Fehlern, ſo fährt Capitel 21 fort, iſt es aber nicht gethan: Achtung erwirbt der Fürſt am ſicherſten durch Größe; nach drei Seiten wird dies durchgeführt: große Thaten, für die wieder Ferdinand von Arragonien mit ſeinen fabelhaften Erfolgen als Beiſpiel dient; Größe im Auftreten:

der Fürſt gelte als zuverläſſig, als Freund wie als Feind; und Achtung vor vorzüglichen Leiſtungen Anderer: er befördere jedes tüchtige Streben in ſeiner Umgebung. Es iſt bezeichnend, daß von Pflege von Kunſt und Wiſſenſchaft hier nicht die Rede iſt. In dem Mäcenatenthum, welches ja einen Grundzug der Renaiſſancefürſten bildet, ſieht Machiavelli kein Heil, im Gegentheil, ihm iſt wie Rouſſeau der Luxus der Kunſtliebe eine Form oder ein Symptom der Verweichlichung. Nach einigen praktiſchen Rathſchlägen, betreffend Feſtungen, Wahl der Miniſter, Warnung vor Schmeichlern folgt das poetiſch angehauchte Schlußcapitel über den Einfluß des Glücks, eine Warnung vor dem reſignirten Peſſimismus, zu dem die Zeitlage ſo viele Zeitgenoſſen Machiavellis führte und gegen den er in ſeiner Amtsthätigkeit ſo viel anzukämpfen gehabt hatte. Nicht das Glück allein regiert die Begebenheiten der Welt, ebenſowenig der überlegende Wille; derjenige iſt erfolgreich, welcher ſeine Handlungsweiſe in Uebereinſtimmung mit dem Geiſte (qualità) der Zeit zu bringen weiß. Und hier wird wieder Julius II. angeführt: In ſeiner Zeit, inmitten ſchwankender Gegner und lauer Freunde, war ſein Ungeſtüm am Platze, um ſie mit ſich fortzureißen; in anderer hätte es ihn in's Verderben geſtürzt; aber beſſer iſt immer raſche That als bedächtiges Abwarten; das Glück iſt ein Weib, und wer es unter ſich bringen will, der muß es ſchlagen und ſtoßen. Es läßt ſich eher von dem unterjochen, der es ſo behandelt, als von dem kalten Grübler; deshalb iſt es auch als echtes Weib den jungen Leuten gewogen . . . Der Epilog giebt die Schlußfolgerung, die Nutzanwendung des Geſagten: ſo muß der Fürſt ſein, den wir brauchen. Ein unerreichtes Meiſterwerk rhetoriſcher Proſa. Tiefer iſt kein Volk geſunken geweſen, als jetzt Italien; es ruft zu Gott um einen Retter; Gott, der das Mediceiſche Haus ſo hoch erhoben, legt ihm auch die Pflicht auf, ſich an

die Spitze der nationalen Bewegung zu ſtellen. Gott will nicht Alles thun, um uns den freien Willen nicht zu nehmen und den Theil des Ruhmes, der uns zukommt. „Hier iſt gerechte Sache; denn jeder Krieg iſt gerecht, wenn er nothwendig iſt; und die Waffen ſind fromm, auf die allein man hoffen kann.“ „Noch iſt die kriegeriſche Tüchtigkeit nicht ganz erloſchen; aber es iſt bisher noch Niemand aufgeſtanden, der Ueberlegenheit genug in Tüchtigkeit und Glück gezeigt hätte.“

In dieſem Epilog liegt, wenn es noch nöthig iſt, die Rechtfertigung des Principe: Der Fürſt, wie ich ihn geſchildert habe, iſt ein patriotiſches Poſtulat, ſagt der Verfaſſer. Im Principe erſcheint der Fürſt als lebendige Erſcheinung. In den Discorsi erläutert Machiavelli, unter welchen Umſtänden eine Fürſtengewalt nothwendig und darum berechtigt iſt. Ein Lieblingsgedanke Machiavellis, der in ſeinen verſchiedenſten Werken wiederkehrt, iſt der ſchon oben angedeutete von einer regelmäßigen Folge in ſeiner Geſchichte. Staatliche Verbände (vergl. Discorsi I, 2. Gervinus a. a. O., S. 128) entſtehen durch das Bedürfniß der Vertheidigung; erſt innerhalb ſolcher Verbände entſtehen die Begriffe von gut und böſe und zur Erhaltung des Guten die Geſetze. Das Volk, das die beſten Geſetze hat, d. h. für Machiavelli, ſeine Geſetze am beſten hält, bekommt das Uebergewicht und wird ſtark. Soweit die Discorsi. Im „goldenen Eſel“ heißt es dann weiter:

Die Kraft iſt's, die den Völkern Frieden ſchafft,
Der Friede zeuget Muß' und Müßigkeit
Hat manche Städt' und Länder hingerafft;
Iſt dann ein Volk zerrüttet eine Zeit,
In Ausartung, ſo kehrt es oft zurücke
Noch einmal zu der alten Tüchtigkeit.

Dieſes geſchieht aber nicht aus eigener Kraft, ſondern durch eine ſtarke Perſönlichkeit, die das verweichlichte Volk ſelbſt wider ſeinen

Willen zur Tüchtigkeit (virtu) zurückzuführen vermag. Nur wer den moraliſchen Muth hat, „jenſeits von gut und böſe“ nur dieſem Ziele zu leben, iſt dazu im Stande. Damit ſtehen wir alſo in dem Gedankenkreiſe des Principe. Der Gedanke iſt nicht einmal neu: es iſt ein vielgenanntes Wort des alten Gino Capponi, nur der ſei ein wahrer Staatsmann, dem das Wohl des Vaterlandes höher ſtehe, als das Heil der Seele. Der altrömiſche Staatsgedanke mit all ſeiner Excluſivität, vom Alterthume her nie ganz erloſchen, auch nicht im Mittelalter, gewinnt in der Renaiſſance in Italien eine neue große Gewalt über die Geiſter und hat ſie nicht wieder ganz verloren. Alſo: das „Heidenthum“ in Machiavellis Staatsgedanken iſt ihm nicht eigenthümlich, und neu nur die brusquirende Offenheit, mit der er es ausſpricht. Durchaus neu aber und ſeiner Zeit weit vorahnend iſt ſeine Auffaſſung von der Bedeutung des Fürſtenthums: Machiavelli iſt der theoretiſche Begründer des Abſolutismus. Machiavelli war Republikaner; überall, wo er den Werth von Verfaſſungsformen abwägt, erſcheint die Volksherrſchaft als die höchſte Regierungsform, aber er betont mit derſelben Entſchiedenheit, daß dieſe idealſte Verfaſſung nur unter den günſtigſten Verhältniſſen möglich iſt, daß nicht die Verfaſſungsform es thut, ſondern zur Republik in erſter Linie Republikaner gehören. Dieſe fand er im alten Rom, in ſeiner Gegenwart in der Schweiz und den deutſchen Städten, in ſeinem Italien nicht. Darum war der Abſolutismus nöthig, nicht als ideale Forderung, ſondern als geſchichtlich nothwendiger Durchgangspunkt. Erſt nationale Einheit, dann Freiheit! Wie vertraut muthet uns das Schlagwort an! Daß in der That der Abſolutismus in dem modernen Europa zur Bildung von Nationalſtaaten geführt hat, und auch Italien, wenn auch drei Jahrhunderte ſpäter als Machiavelli es wollte, mit ſeinen Mitteln die von ihm geſteckten Ziele er-

reichte, darauf sei hier nur hingewiesen. Diese Auffassung tritt in den Discorsi noch deutlicher hervor als im Principe: sein Fürst ist kein selbstischer Despot, auch kein Eroberer, sondern eine Verkörperung der Staatsgewalt, der Retter und Reformator seines Volkes: „den, der gewaltthätig ist um zu zerstören, nicht den, der es ist um aufzubauen, darf Vorwurf treffen," heißt es Discorsi I, 3. Alle jene Verfahrungsweisen, welche unser moralisches Empfinden so beleidigen, erlaubt Machiavelli seinem Fürsten so zu sagen nur als öffentlicher Persönlichkeit, nicht als Menschen. Der Schwierigkeit, daß derselbe Mensch zugleich den idealen Gedanken einer Volksbefreiung fassen und persönlich eine „Umwerthung der moralischen Begriffe" vornehmen soll, ist sich Machiavelli voll bewußt (z. B. Discorsi I, 26, vgl. Gervinus a. a. O., S. 148), und er erklärt damit die außerordentliche Seltenheit der großen Ausnahmemenschen, der Staatengründer.

Wir schließen diese Besprechung mit der Zusammenfassung: Nirgends predigt Macchiavelli ein souveränes Recht der starken Persönlichkeit, aber eindringlichst den Gedanken: im Kampfe um das Dasein des Staates giebt nur der Erfolg die Entscheidung über gut und böse, und seinem Vertreter sind alle Mittel erlaubt.

Es sei an dieser Stelle eine kleine Abschweifung gestattet.

Zu der oben gegebenen Formulirung veranlaßte mich ein Vergleich, der sich leicht aufdrängt, den ich aber bei näherer Prüfung nicht stichhaltig gefunden habe. Es ist bekannt, daß ein vielgelesener Denker unserer Tage, Friedrich Nietzsche, den Muth gehabt hat, unser ganzes moralisches System sozusagen als eine große Falschmünzerei zu bezeichnen und mit kühner Uebertragung biologischer Anschauungsweise auf alle Erscheinungen des Menschenlebens den geistig wie körperlich überlegenen Menschen, die „Herrennatur" mit ihren ungezügelten

Digitized by Google

Inſtincten, die „blonde Beſtie“, als einzig berechtigten Maaßſtab bei der Beurtheilung menſchlicher Dinge hinſtellt. Dem gegenüber iſt Machiavellis Fürſt ein harmloſer Pedant. Es wird Manchem, der Nietzſche und Machiavelli hinter einander lieſt, eine Empfindung kommen, wie ſie Jemand haben muß, der aus der berauſchenden Phantaſtik eines ſchwül und wüſt wuchernden Tropenwaldes, in der Nietzſches Lieblingsthier, der Tiger, ſich heimiſch fühlt, in die hellräumige Klarheit eines klaſſiſchen Tempels verſetzt wird. Dort überſpannt vergeudetes Genie, hier geſunde, feſte Anſchauung auf ſicherem Boden. Man vergleiche mit den oben gegebenen nur zwei ſolche Kraftſtellen von Nietzſche, wie die über „die blonde Beſtie“ (Werke V, S. 321, Genealogie der Moral, Nr. 10) oder Napoleon (S. 337, Genealogie der Moral, Nr. 16), um den gewaltigen Unterſchied, der zwiſchen dem völlig losgelöſten „Herrn“ Nietzſches und dem geſchichtlich bedingten Fürſten, der kein zielloſes Streben kennt, klar zu legen. Dem gegenüber treten doch Stellen, die eine gewiſſe geiſtige Verwandtſchaft zeigen, durchaus zurück; ſo die ſchöne Schilderung des ſtaatengründenden Organiſators (S. 383, Nr. 17) und andere.

Aus dem Gedankenkreiſe der Discorsi ſeien nur noch einige der wichtigſten Geſichtspunkte hier hervorgehoben. Der Grundgedanke iſt kein anderer als der des Principe. Beide unterſuchen die Wurzeln ſtaatlicher Macht (zuerſt hat Gervinus dieſe Einheit hervorgehoben, früher ſuchte man in den Discorsi eine Begründung der demokratiſchen, im Principe eine der monarchiſchen Staatsform); nicht die beſte Regierungs*form*; denn dieſe iſt je nach den gegebenen Verhältniſſen eine verſchiedene. Ebenſo wenig aber die *ſocialen Grundlagen* der Staaten. Hier liegt entſchieden ein Mangel des Machiavelliſchen Denkens; die völlige Trennung politiſcher und ſocialer Fragen iſt ſelbſtverſtändlich ein Unding, und wenn in den theoretiſchen Schriften,

dem Principe und den Discorsi, die Fiction eines ſo zu ſagen körperloſen Staates, ohne ein arbeitendes Volk, zur Noth durchführbar iſt, ſo wird doch die Beurtheilung geſchichtlicher Begebenheiten dadurch oft ſehr beeinträchtigt. So bei Florenz; Florenz war eine Handelsſtadt, und zwar beſonders in Geld; jede Störung des Friedens brachte der Stadt große Verluſte, und ſo iſt ganz naturgemäß die Politik der Stadt ſtets auf den Frieden gerichtet geweſen, den ſie oft mit beträchtlichen Summen erkaufte. Machiavellis altrömiſche Anſchauung ſieht darin einen ehrloſen Tribut; er drängt überall zu einer Politik, die ſtets bereit iſt, ſich mit Gewalt geltend zu machen; und ſo wird er in ſeiner Geſchichte mehrmals ungerecht.

Alſo, auf die ſocialen Grundlagen des Staates geht Machiavelli nicht ein; wir haben geſehen, wie im Principe ihm ſelbſt die Beförderung von Handel und Ackerbau nicht zur Förderung der Volkswohlfahrt nothwendig, ſondern nur als demagogiſche Maaßregel in höherem Sinne erſcheint. Ihm iſt die wahre Grundlage des Staates die Wehrhaftigkeit des Volkes, darüber iſt ſchon genügend geſprochen, und — was man bei der landläufigen Auffaſſung von Machiavellis Denkungsweiſe nicht erwartet — die Volksmoral oder, was nach damaliger Anſchauung natürlich gleich war, die Religioſität. Wir haben geſehen, wie er in der Schweiz und Deutſchland in Taciteiſcher Weiſe die ſchlichte Ehrlichkeit bewundert; und umgekehrt entſpringt ihm die italieniſche Verderbniß dem Mangel an religiöſem Sinne. Freilich iſt, was er Religion nennt, ſtark altrömiſch gefärbt, nicht Privat- ſondern Bürgermoral, ja, er ſteht in bewußtem Gegenſatze zu der herrſchenden chriſtlichen Auffaſſung von religiöſer Pflicht. Dieſe Stellen ſind viel citirt und viel bekämpft. Drei Vorwürfe macht er der beſtehenden Religionsordnung. Zunächſt: Dieſe giebt eine Auslegung des Chriſtenthums, welche die ſtaats-

erhaltenden Eigenſchaften herabſetzt, indem ſie die Bürgerkraft ſchädigt. Das iſt der ſpäter ſo oft wiederholte Gedanke, den Machiavelli zuerſt und wohl auch am ſchärfſten formulirt hat (Disc. II., 2, vergl. Villari II., S. 265). Zweitens aber iſt die römiſche Kirche und ſpeciell der römiſche Hof Schuld an dem Sittenverfall des Landes, welches er durch ſein böſes Beiſpiel verdorben, „wer die urſprünglichen Grundlagen des Chriſtenthums betrachtet und die Abweichungen des heutigen Gebrauchs, der wird urtheilen, wie nahe ohne Zweifel der Untergang oder die Zuchtruthe iſt“ (Disc. I., 12, vergl. Gervinus S. 137 fl.); ſo ſchrieb Machiavelli vier Jahre vor Luthers Reformation. Und drittens iſt das Papſtthum mit ſeiner weltlichen Macht Schuld an der Zerſplitterung des Landes: ſelbſt zur Schaffung eines nationalen Staates zu ſchwach, hat es ſich ſtets auf auswärtige Mächte geſtützt und dieſe in das Land gerufen, von Karl dem Großen bis Ludwig XII.; ſo ſind auch die anderen italieniſchen Staaten in Ohnmacht erhalten (ebd.). Eine Bemerkung, die das Grundübel der ganzen italieniſchen Geſchichte ſicher aufdeckt.

Wir verlaſſen damit die politiſche litterariſche Thätigkeit Machiavellis in dieſer Periode und wenden uns ſeiner poetiſchen zu.

Machiavelli war ein Dichter, und zwar ein echter. Er hat nicht nur Werke, die zur Veröffentlichung beſtimmt waren, verfaßt, ſondern auch zum Privatgebrauch oft Erinnerungen und Gedanken, die er ſich objectiviren wollte, dichteriſch fixirt. Freilich ſind das keine Kunſtwerke geworden. Auch Machiavellis Mutter war dichteriſch thätig geweſen, er wollte auch ein Dichter ſein und hat es Arioſt ſehr verargt, daß dieſer ihn bei einer Aufzählung der lebenden Dichter nicht mitgenannt hat. Und ſeine Zeit hat ihn als ſolchen anerkannt. Jahre lang iſt der Name Machiavellis, der als Denker und Staatsmann nur von einer kleinen Schaar

Vertrauter verſtanden wurde, als Dichter populär geweſen. Beſonders durch ein Stück, die Mandragola. Schon 1504 hatte er das Decennale verfaßt, eine poetiſche Schilderung der Zeitereigniſſe von 1494 bis 1504 in Terzinen in ſchlichtem Ton, ihnen folgt ein zweites unvollendetes Decennale, das mit 1509 abbricht. Eine Anzahl ſogenannter Capitoli behandeln moraliſche Stoffe, ſo das intereſſante über die ambizione, einen Lieblingsbegriff Machiavellis, der auch in ſeiner Florentiniſchen Geſchichte immer als causa movens auftritt, deutſch nicht gut anders als mit „ſelbſtſüchtiger Ehrgeiz" wiederzugeben. Sie iſt der Grundfehler aller Menſchen, die Selbſtſucht der Bürger das Grundübel aller Staaten; ſie zu zügeln ſind Geſetze da oder ein Fürſt nöthig, der ſie nach außen ablenkt; ſo wurde Rom groß, und ſo können wir es wieder werden. — Der leider unvollendete asino d'oro iſt eine ſatiriſch-politiſche Behandlung der Circeſage in Ton und Geiſt Arioſts. —

Alle dieſe Gedichte haben mehr oder weniger den Charakter der Gelegenheitsdichtung; ein bis in das Einzelnſte durchgearbeitetes Kunſtwerk iſt dagegen die berühmte Komödie Machiavellis Mandragola, in der alle ſeine Vorzüge, ſcharfe Charakteriſirung, kurzer, beſtimmter Ausdruck, ſicheres Draufloſsgehen auf ein Ziel, verbunden mit überlegener Satire zu einem in ſeiner Art vortrefflichen Ganzen zuſammenwirken. Der Stoff iſt ſcheußlich, die Dupirung eines ältlichen, kinderloſen Narren mit Hülfe des Beichtvaters ſeiner jungen, tugendhaften Frau. Im Italien Machiavellis nahm man daran keinen Anſtoß; Leo X., der ſonſt ſo kalt gegen Machiavelli war, ließ das Stück zum Carneval in Rom aufführen und fand es köſtlich. In neuerer Zeit hat beſonders Macaulay die Komödie gewürdigt, die er den beſten Molières gleich ſetzt und deren komiſche Perſon, den Nicias, er als die vollkommenſte Schilderung eines „Narren an ſich" bezeichnet, wie ſelbſt unter

den vielen verwandten Geſtalten Shakeſpeares ſich keine fände. — Einige andere Komödien Machiavellis ſtehen weit zurück; unter den Proſaerzählungen tritt die vielgeleſene launige Novelle von Belfagor dem Erzteufel hervor, eine Satire auf gequälte Ehemänner, zu der vielleicht eigene Erfahrungen mit die Farbe gegeben haben.

Eine zweite Gruppe von Werken gehört dem Ende des Jahrzehntes an, in welcher Zeit ſich Machiavellis Daſein wieder freundlicher geſtaltete. Machiavelli wurde der Mittelpunkt einer Gruppe jüngerer Männer, die ſich in den Orti Oricellarii, den Gärten des palazzo Ruccellai zu verſammeln pflegte, um dort über wiſſenſchaftliche Dinge zu discutiren, eine Fortſetzung einer platoniſchen Akademie. Daß unter Machiavellis Leitung nicht philoſophirt wurde, iſt ſelbſtverſtändlich; die Betrachtung der römiſchen Geſchichte in der Art, wie die Discorsi ſie behandelten, bildete ein Hauptthema, und mehr und mehr kam man auch auf praktiſche Fragen. So entſtand die Arte della guerra, eine Reihe von Dialogen nach platoniſchem Muſter, in denen die Jünglinge der orti Oricellarii als Lernende, der erfahrene päpſtliche Feldhauptmann Proſpero Colonna als Lehrender erſcheint. Die allgemeinen Capitel ſind ungemein fein und geiſtreich, über die Einzelheiten — und Machiavelli geht ſehr in das Detail — habe ich kein Urtheil. Villari hat das Gutachten von mehreren Militairperſonen eingeholt, unter dieſen lautet beſonders das des Majors im Generalſtabe Max Jähns außerordentlich anerkennend, auch für die militärtechniſche Seite, wenn auch Machiavelli in der Schätzung einiger Momente, z. B. der Feuerwaffen, zu wunderlichen Reſultaten kommt. Die Arte della guerra iſt 1520 vollendet und ſchon 1521 gedruckt.

Außerdem zog Cardinal Giulio Medici Machiavelli an ſich, er gab ihm mehrere Aufträge, meiſt allerdings recht unbe-

deutender Art, von denen einer aber Machiavelli mit einem Manne zuſammengeführt hat, der neben ihm der feinſte Kopf in Florenz war und als praktiſcher und theoretiſcher Politiker, wie Geſchichtsſchreiber ein höchſt intereſſantes Gegenſtück zu Machiavelli bildet, Francesco Guicciardini, damals (1520) päpſtlicher Statthalter in Modena; treue Freundſchaft, deren Zeugniß in ihrem Briefwechſel vorliegt, hat die beiden recht verſchiedenartigen Männer bis zu Machiavellis Ende verbunden.

Cardinal Giulio hat auch verſchiedene Gutachten über die politiſche Lage von Machiavelli eingeholt, die aber als „ſchätzbares Material“ zu den Acten gelegt ſind, und hat dann als Kanzler der Florentiner Akademie (des studio) einen Auftrag zur Abfaſſung einer florentiniſchen Geſchichte veranlaßt. So iſt Machiavellis großartiges Geſchichtswerk entſtanden, acht Bücher vom Anfang der Stadt bis zum Tode Lorenzos (1492), das erſte moderne Geſchichtswerk, eine ſtraffe Zuſammenfaſſung der maaßgebenden Ereigniſſe beſonders des letztverfloſſenen Jahrhunderts, mit ſteter Verknüpfung von Urſachen und Wirkungen, in Einzelheiten oft tendenziös und ungenau, ſo wenn er das Unweſen des Söldnerthums recht draſtiſch illuſtriren will, im Ganzen von unvergleichlicher Unparteilichkeit, beſonders den Medici gegenüber. Die Art, wie der Verfaſſer die Herrſchaft der Medici als einen Verfall der Stadt hinſtellt und doch ihrer perſönlichen und ſtaatlichen Bedeutung gerecht zu werden weiß, iſt meiſterhaft, zumal wenn man bedenkt, daß das Werk einem Medici und Papſt (Giulio war unterdeſſen als Clemens VII. Papſt geworden) gewidmet iſt. Es ehrt den Verfaſſer wie den Empfänger, daß Machiavelli auch ſeiner Ueberzeugung über das Papſtthum ſelbſt rückhaltlos Worte geben durfte.

Wir eilen zum Ende. Nach einer kurzen Zwiſchenregierung des braven Adrian VI., des letzten tramontanen Papſtes (1522

bis 1523), kam Giulio Medici, der ſchon bei Lebzeiten Leos, ſehr mit Unrecht, als der Leiter ſeiner Politik gegolten hatte, auf den Thron, Clemens VII. (1523—1534), der unglücklichſte aller Päpſte ſeit Jahrhunderten; eine jener ſchweren und trüben Naturen, die bei aller Sorgſamkeit und Treue das nicht erringen, was ſpielende Sonnenkinder des Glücks, wie Leo, mit leichtem Inſtincte mühelos erreichen. Leo hatte zu laviren verſtanden; jetzt drängte die Entſcheidung. Clemens ſchwankte zwiſchen einem franzöſiſch und einem deutſch-ſpaniſch geſinnten Rathgeber hin und her. Da erfolgte die Schlacht bei Pavia im Februar 1525, die größte und entſcheidendſte Schlacht des Jahrhunderts, welche das Uebergewicht der ſpaniſch-öſterreichiſchen Macht beſiegelte. Und jetzt faßte der Papſt den Gedanken, durch eine Sammlung der Kräfte Italiens ſich von dem ſchwer laſtenden Drucke der Fremdherrſchaft zu befreien. Damals trat Machiavelli wieder in die Geſchäfte ein. Als er dem Papſte ſein fertiges Werk überreichte, übergab er ihm auch Pläne zur Befeſtigung von Florenz und zu einer Volksbewaffnung Italiens gegen die Fremden. Auf das Erſte ging Clemens ein, aber auch hier mit unzeitgemäßen Bedenken Machiavellis Energie unnütz hemmend. Im März 1526 wurde Machiavelli zum provisor murorum ernannt. Zugleich wirkte er in der Romagna, deren Gebirgsbevölkerung ihm beſonders tüchtig ſchien — es war das Material, aus dem Ceſare Borgia ſein Heer geſchaffen — für die Volksbewaffnung. Giovanni Medici, genannt delle bande nere, ein Sohn jener Catharina, an die ſeine erſte Sendung gegangen und die in dritter Ehe mit einem Medici aus einem Seitenzweige vermählt geweſen war, ſollte ſie führen. Des Papſtes Aengſtlichkeit, hier von ſeinem Statthalter Guicciardini unterſtützt, ließ es dazu nicht kommen; nur in Florenz ſelbſt wurde die Miliz organiſirt. Im Herbſt 1526 ſtieg Georg Frundsberg mit ſeinen Landsknechten über die Alpen; und das

deutſch-ſpaniſche Heer unter Karl von Bourbon wälzte ſich nun wie ein Lavaſtrom langſam dickflüſſig gegen Rom. Machiavelli eilte in fieberhafter Thätigkeit zwiſchen Florenz und dem päpſtlichen Lager hin und her. Der Herzog von Urbino, der Führer des päpſtlichen Heeres, war zu keinem energiſchen Widerſtande zu bewegen; ſelbſt den vereinten Anſtrengungen von Machiavelli und Guicciardini gelang es nicht, den Herzog wenigſtens zum Schutze von Florenz zu veranlaſſen. Der Zug der Landsknechte gegen Rom erfolgte mit der elementaren Kraft einer Naturgewalt. Kein Führer lenkte ſie. Karl von Bourbon mußte ſich in ſeinem Zelte verſtecken, Georg Frundsberg ſtarb am Schlage, als ſeine Leute ihm den Gehorſam verweigerten. Ein Stück altgermaniſcher Völkerwanderung, ſeltſam durchtränkt mit ganz jungen lutheriſchen Anſchauungen der Feindſchaft gegen den Papſt. Am 5. Mai fluthete die Bewegung bei der porta S. Spirito über die Mauern der faſt unvertheidigten Stadt; Clemens ſaß belagert in der Engelsburg, Rom wurde furchtbar geplündert, wie ſeit Jahrhunderten nicht. Langſam hat die Stadt ſich ſpäter erholt; mit der heiteren Herrlichkeit der Renaiſſance war es vorbei. Machiavelli ging damals nach Città Vecchia und verhandelte mit Andrea Doria über eine Befreiung des Papſtes. Als er nach Florenz zurückkehrte, fand er Alles geändert; ein Volksaufſtand hatte die mediceiſche Herrſchaft geſtürzt, die letzten welken Blüthen von Coſimos Stamme, zwei illegitime Knaben, Hippolito und Aleſſandro, vertrieben. Eine neue Signoria war eingeſetzt und die Leitung der Vertheidigung gegen die von Rom heranrückenden Spanier, beſonders des Feſtungsweſens, Michelangelo übertragen. So berührt ſich Machiavellis Leben in ſeinen letzten Tagen mit dem ſeines großen Landsmannes. Auch ein neuer Kanzler der Zehn wurde gewählt, aber nicht Machiavelli. Dieſen Schlag hat er nicht überlebt. Wenige Tage ſpäter, 22. Juni

1527 iſt Machiavelli auf ſeinem Landgute geſtorben; in einer Familiencapelle in San Croce wurde er begraben.

Die heldenmüthige Vertheidigung von Florenz, bei der auch ein Sohn Machiavellis gefallen iſt, gehört nicht mehr hierher; ſie war hauptſächlich das Werk der Miliz, die Machiavelli geſchaffen hat.

Digitized by Google

Die Sprache und Litteratur der Wenden.

Von

Louise Hoffmann.

Hamburg.
Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vormals J. F. Richter)
Königliche Hofbuchhandlung.
1899.

Digitized by Google

Das Recht der Ueberſetzung in fremde Sprachen wird vorbehalten.

Druck der Verlagsanſtalt und Druckerei A.-G. (vorm. J. F. Richter) in Hamburg.
Königliche Hofbuchdruckerei.

Wer heute im Kahn die laubbeſchatteten Gräben des Spreewaldes durchzieht und die regſame Bevölkerung dieſes kleinen Gebietes beobachtet, kann ſich ſchwerlich eine Vorſtellung von der einſtigen Bedeutung des wendiſchen Volkes machen. Er beſinnt ſich vielleicht darauf, daß es zu Anfang des ſechſten Jahrhunderts unſerer Zeitrechnung war, als die Wenden in unſere märkiſche Heimath einrückten und die entvölkerten Lande zwiſchen Oder und Elbe in Beſitz nahmen, würde aber wahrſcheinlich erſtaunt ſein, wenn ihm der Name dieſes Volkes bei Ptolemäus gezeigt oder ihm eine Charakteriſtik desſelben aus der Germania des Tacitus vorgeleſen würde. Und doch kann beides vorgewieſen werden. Ptolemäus (III, 5, 15) erwähnt die *Οὐένεδαι* als eine bedeutende Völkerſchaft des europäiſchen Sarmatien, die am nördlichen Abhange des nach ihnen benannten Gebirges und längs des Sinus Venedicus, wie der ältere Plinius (hist. nat. lib. IV, Cap. 13) den Meerbuſen nennt, um den Fluß Chromus her, auf dem Oſtufer der Vistula, der heutigen Weichſel, ſeßhaft waren. Wenn Plinius den Landſtrich vom Sevogebirge bis zur Viſtula von den Sarmaten, Venedern (Venedi), Scirern und Hirrern bewohnt ſein läßt, ſo iſt Tacitus, der allerdings jünger iſt als Plinius, beſſer unterrichtet. Er ſagt (Germania, Cap. 46): „Ob ich die Völkerſchaften der Peuciner, Veneter — Plinius ſchreibt richtiger Veneder — und Fennen zu den Germanen oder Sarmaten

rechnen ſoll, weiß ich nicht, ... Schmutz herrſcht bei allen und Stumpfheit; der Vornehmen gemiſchte Ehen impfen ihnen etwas von dem widrigen Weſen der Sarmaten ein. Die Veneter haben viel von ihren Sitten angenommen; denn was ſich nur an Wäldern und Bergen zwiſchen den Peucinern und Fennen erhebt, das durchſtreifen ſie auf Raubzügen. Sie jedoch ſind eher zu den Germanen zu ziehen, weil ſie Häuſer bauen, Schilder tragen und Werth legen auf Uebung und Gewandtheit im Kampfe zu Fuß, was alles ganz anders bei den Sarmaten iſt, die auf Wagen und Roſſen ihr Leben zubringen." Man erblickt in dieſem Volksſtamme im Allgemeinen die Vorfahren der Wenden. Doch iſt dieſe Annahme keineswegs über allem Zweifel erhaben. Schaffarik (vgl. Abkunft der Slawen. Ofen 1828, S. 24, und desſelben Slawiſche Alterthümer. Deutſche Ausg. Leipzig 1843, 1. Bd., S. 75 ff. und S. 151 ff.) wenigſtens hält es für ſehr ungewiß. Jedenfalls aber ſind die Wenden ein Zweig der weſtſlawiſchen Völkergruppe, zu der auch die Polen und Tſchechen gehören. Nicht ohne Abſicht erwähne ich dieſe beiden, hier nicht unmittelbar intereſſirenden Stämme. Ein Vergleich ihrer Sprache mit dem Wendiſchen giebt das klarſte Bild von der Stellung des Letzteren in der Linguiſtik. „Wie bekannt, zerfällt die wendiſch-ſorbiſche Sprache in zwei Hauptdialekte: den oberlauſitziſch-ſorbiſchen und den niederlauſitziſch-ſorbiſchen, welche beide zu beſonderen Schriftſprachen, der oberſorbiſchen und der niederſorbiſchen, erhoben ſind. Der niederſorbiſche Dialekt nähert ſich mehr der polniſchen, der oberſorbiſche mehr der tſchechiſchen Sprache; es bilden demnach die beiden ſorbiſchen Dialekte zuſammen die Brücke von dieſer zu jener" (E. Mucke, Laut- und Formenlehre der wendiſchen Sprache. Leipzig 1891, S. 3). Ob unſere Bezeichnung „Wende" — ahd. Winid, mhd. Winede — vom lateiniſchen Venetus herkommt oder deutſchen, vielleicht auch keltiſchen Urſprungs

iſt, kann ich nicht entſcheiden. Der Wende ſelbſt nennt ſich sserski — ta sserska die Wendin — oder sserbski (sserbska). Karl Haupt (Sagenbuch der Lauſitz. Leipzig 1863, 2. Band, S. 8 u. S. 10) iſt der Meinung, die Sorben hießen ſo von dem Worte „ten sserp, die Sichel, Getreideſichel". „Einige ſagen — fährt er fort — ſie hätten ſich Sichler genannt, weil ſie ein ackerbautreibendes Volk waren. Andere meinen, Serp bedeute auch ein Schwert, und da alle Schriftſteller von den ſtammverwandten Sarmaten ſagen, daß ſie einen Säbel göttlich verehrt hätten, ſo habe dieſer Volksname keine ſo friedliche Bedeutung, ſondern bezeichne ſie als Säbelverehrer, als ein kriegeriſches Volk." An anderer Stelle (S. 10) erklärt es derſelbe Verfaſſer für wahrſcheinlich, daß sserski „Volk" bedeute. Wie Slawe von slowo, das Wort, herkommen ſoll, ſo, meint Haupt, iſt „ten nimz", der Deutſche, von ten nemy, der Stumme, abzuleiten. Der Slawe würde demnach ſich als den Redenden bezeichnen, den Deutſchen aber für ſtumm erklären, weil er deſſen Sprache nicht verſteht. Das Ganze iſt wohl mehr eine geiſtreiche Combination als eine ſtreng etymologiſche Unterſuchung. Erwähnt darf noch werden, daß an anderen Orten, z. B. bei Lübbenau, der Deutſche ten Bawor von den Wenden genannt wird, welchen Ausdruck Haupt als „Baier", nach „bairiſchen Anſiedlern", interpretirt.

Es ſei mir geſtattet, noch einmal auf „ten sserb, die Getreideſichel," zurückzukommen. Von dieſem Worte iſt ein mythologiſcher Name hergeleitet, „ta sserpyschyja", die Mittagsgottheit. Da die „Mittagsfrau" jedoch auch andere, wenn immerhin ähnliche Namen führt, wie z. B. připolniza, pschesponiza, pschiponiza, prezpolniza u. ſ. w., ſo iſt die etymologiſche Ableitung von sserb wiederum durchaus nicht ſicher, und Karl Haupt (a. a. O. 1. Bd., S. 71) widmet dieſem Namen eine eingehende Beſprechung. Von dieſem „Mittags-

geſpenſt", das auch in anderen ſlawiſchen Mythologien, z. B. der ruſſiſchen und littauiſchen, Analogien hat, wird erzählt, daß es in der Mittagsſtunde denjenigen mit einer Sichel den Hals abſchneide, welche allein auf dem Felde verweilen. Auf die zahlreichen Erweiterungen und Abänderungen dieſer Sage kann ich hier nicht eingehen, es ſoll nur auf eine hingewieſen werden, weil ſie in der deutſchen Litteratur Verwendung gefunden hat. Da ſich Aehnliches nicht oft wird nachweiſen laſſen, will ich wenigſtens die paar mir bekannten Fälle, in denen das Geiſtesleben eines langſam ausſterbenden, kleinen Volkes die deutſche Dichtung beeinflußt hat, hier gewiſſenhaft regiſtriren. Wilhelm Bölſche nennt ſeinen dreibändigen „Roman aus dem Geiſteskampfe der Gegenwart" „Die Mittagsgöttin" (Deutſche Verlags-Anſtalt 1891). In dieſem heißt es (1. Bd., S. 188 f.): „In dem verſchlagenen Wendenreſte, der hier wohnt, . . . lebt noch eine eigenartige Naturſage, die ſich aufs Engſte gerade dieſer Oertlichkeit anſchließt: die Sage von Pſchipolniza, der Mittagsgöttin. Wenn um die Mittagsſtunde die glühend heiße Sonne brennt, naht ſich dem habgierigen Bauern, der auch in dieſer Zeit der Ermattung und des großen Naturſchlafes ſich beim Flachsbau müht, eine weiße Geſtalt, ein wunderſames Weib mit tiefblauem Kornblumenkranze, eine goldene Sichel in der Hand: Pſchipolniza, die Göttin der Mittagsſtille. Sie legt ihm Fragen über ſein Werk vor, und wenn er nicht antworten kann, haucht ſie ihn an, daß er krank wird, oder würgt ihn zu Tode. Ein ſkeptiſcher Rationaliſt mag ſich die Entſtehung der Sage ſo deuten, daß man den Bauern tot, vom Hitzſchlag weggerafft, im Felde gefunden hat; der Waſſerdampf, der hier ja thatſächlich bei jeder Gelegenheit aus dem Boden qualmt, könnte ſich in der Phantaſie zur weißen Geſtalt formen . . . Später . . . iſt es mir bisweilen ſo vorgekommen, als enthalte die Sage eine tiefe Allegorie auf alle übertriebene Arbeit in der

Welt. Ich hatte wohl die Idee, auch wir heute in unſeren modernen Verhältniſſen mühten uns alle mit der ſengenden Zenithſonne auf dem Scheitel im wahren Mittag der Menſchheit, und die Wiſſenſchaft, die als verſchleiertes Bild uns dabei naht und die Frage nach Leben und Tod ſtellt, ſei in Wahrheit auch nur ein grauſames Geſpenſt, das dem Ermattenden, Lechzenden den Hals umdreht, anſtatt ihn zu erquicken. Heute glaube ich eher, es kommt, wie in der Sage ſelbſt, ſo auch bei uns im Leben hauptſächlich auf die Antwort an, die man der Göttin giebt. Weiß man die rechte, ſo iſt die Fragerin kein böſes Ungethüm mehr, das uns mit ſcharfer Kralle erwürgt, ſondern eine ſchöne, ſanfte Flurgöttin, die unſer Feld ſegnet, unſere Arbeit gedeihen macht. Ich denke, ich habe Pſchipolniza's Frage gelöſt und wir ſind jetzt gute Freunde." Der leſenswerthe, überaus intereſſante Roman hat im Uebrigen keine Beziehung zum Wendenthum, ſondern behandelt das Verhältniß des Spiritismus zur Wiſſenſchaft. Die Quelle für dieſe Anknüpfung ſcheint mir der Verfaſſer in Wilibald v. Schulenburg's „Wendiſches Volksthum" (S. 45 f.), „Wendiſche Volksſagen" (S. 89 f.), vielleicht auch in Veckenſtedt's „Wendiſche Sagen" (S. 105 ff.) gefunden zu haben. Treffender als Bölſche deutet, wenn anders ich die Eigenart der Wenden richtig erfaſſe, Karl Haupt (a. a. O. 1. Bd., S. 71) dieſen Mythus mit den Worten: „Wahrſcheinlich iſt die Pripolniza eine kobold-artige Perſonifikation der ebenfalls am hellen Mittage wandelnden Mara. Sie theilt die Doppelnatur dieſer Göttin und documentirt dieſelbe allerdings auf eigenthümliche Weiſe als Beſchützerin des Flachsbaues und als perſonificirter Sonnenſtich. Die Pripolniza iſt eine wendiſche Sphinx, ein Doppelſymbol der Weisheit und des Todes. Sie fragt und examinirt die Menſchen zu Tode, gleich der böotiſchen Sphinx des Oedipus." Daß übrigens jene Geſtalt wirklich im Volke lebt, be-

weiſt auch die Redensart: „Sie fragt wie Pſchipolniza," die in den Spinnſtuben bisweilen zu hören war oder noch zu hören iſt.

Soweit als die oben angeführten geſchichtlichen Nachrichten über die Wenden ins Alterthum hinaufreichen, laſſen ſich die geiſtigen Producte dieſes merkwürdigen Volkes nicht verfolgen. Ihr Name allein muß genügen, und ich habe ihn deshalb ausführlich beſprochen, weil die Bezeichnung, die ſich jener Stamm ſelbſt beilegt, als Ausdruck ſeines ureigenſten Weſens, füglich als ein litterariſches Erzeugniß gelten kann. Aber auch in jüngeren Zeitläuften wird es in litterariſcher Beziehung nicht beſſer. „Ihr Name wird in den deutſchen Annalen von Karl dem Großen bis zu ihrer völligen Unterwerfung (1157) öfter denn irgend ein anderer Volksname genannt; er herrſcht ſogar in altdeutſchen Sagen und Märchen." Eine wendiſche Litteratur begann erſt unter dem Einfluß des Chriſtenthums, ja erſt der Reformation, langſam empor zu wachſen, und bis zum Jahre 1840 ging ſie wenig über den Kreis der kirchlich-religiöſen und der praktiſchen Bedürfniſſe des Bauernſtandes hinaus. Wollen wir die Haupterſcheinungen des wendiſchen Schriftthums in kurzem Zuſammenhange hiſtoriſch betrachten, ſo darf niemals außer Acht gelaſſen werden, daß die ſorbiſche Sprache ſich in die beiden ſchon erwähnten Dialekte des Ober- und Niederſorbiſchen theilt. Die heutige Grenze dieſer beiden Idiome dürfte ſich leidlich durch eine Linie von Senftenberg über Spremberg nach Muskau ziehen laſſen. In beiden Gebieten finden ſich im Beſonderen noch zahlreiche dialektiſche Abweichungen, die hier anzuführen überflüſſig ſein dürfte, auf die Hauptſpaltung muß dagegen in jedem einzelnen Falle Rückſicht genommen werden.

Die älteſte Ueberlieferung der niederſorbiſchen Sprache enthalten die altwendiſchen Gloſſen in einer deutſchen Pſalmenüberſetzung aus dem zwölften Jahrhundert. Sie ſind von

Fr. Wiggert (Magdeburg 1832) neu herausgegeben worden. Als älteſtes oberwendiſches Schriftdenkmal hat ſich aus dem Ende des fünfzehnten Jahrhunderts der ſogenannte „Bautzener Bürgereid" erhalten. Das Hauptwerk wiederum des niederſorbiſchen Sprachzweiges muß ein Neues Teſtament von Jacubica von 1548 genannt werden. Es iſt handſchriftlich erhalten und gehört zu den „Keimelien" der Königlichen Bibliothek in Berlin, iſt indeſſen von Profeſſor Dr. Auguſt Leskien in Leipzig im „Archiv für ſlawiſche Philologie" (1. Bd. 1876) ausführlich behandelt worden. „Die Sprache iſt unzweifelhaft niederſorbiſch. Außerdem hat Jacubica eine Menge von tſchechiſchen Worten und ſogar Formen aus der tſchechiſchen Vorlage aufgenommen." Desſelben Idioms älteſter Druck liegt in dem wendiſchen Geſangbuch und kleinen Katechismus des Pfarrers Albin Moller aus Straupitz vor. Das Buch iſt 1574 in Bautzen gedruckt worden und nur noch in einem einzigen Exemplar vorhanden. Neben dieſem Unicum exiſtirt von demſelben Verfaſſer noch eine Handſchrift aus dem Jahre 1582 auf der Königlichen Bibliothek in Berlin, die 240 „Artzeney Kreuter" mit niederſorbiſchen Bezeichnungen enthält. Nimmt man hierzu den wenig ſpäter, 1594, in Bautzen erſchienenen „hortus Lusatiae" mit 150 niederſorbiſchen Pflanzennamen von Franke hinzu, ſo hat man die beiden älteſten wendiſchen Botanikwerke, die Zeugniß ablegen von dem praktiſch-aufmerkſamen Naturſinn des Volkes. Den Oberſorben wurde erſt 1597 der erſte Katechismus von Warichius geliefert. Während Hieronymus Megiſer bereits 1603 in einem Thesaurus polyglottus, der in Frankfurt a. d. O. erſchien, die niederſorbiſchen Wörter ſammelte, verfaßte neunzig Jahre ſpäter Abraham Frenzel ein Werk: De originibus linguae Sorabicae, auf das ich im weiteren Verlaufe noch zurückkommen muß. Gleichfalls in Frankfurt a. d. O. wurde 1610 ein anderes niederwendiſches Buch gedruckt: „Enchiridion

Vandalicum per Andream Tharaeam", den Pfarrherrn zu Friedersdorf, dem die Ueberſetzung der ſieben Bußpſalmen von Martini (Bautzen 1627) und die der Evangelien des Matthäus und Marcus von Michael Frenzel, dem Vater des ſchon erwähnten Abraham Frenzel, aus dem Jahre 1670 als ober. ſorbiſche Litteraturerzeugniſſe zur Seite zu ſtellen ſind. Beide Frenzel haben ſich in der Geſchichte der wendiſchen Litteratur eine ſo feſte Stellung erworben, daß es Pflicht iſt, um ihretwillen den Fortgang unſerer Darſtellung einen Augenblick zu unterbrechen.

Der ältere, Michael Frenzel, war der erſte, der ſich um die Aufklärung der Ober-Lauſitzer Wenden verdient machte. Er war lutheriſcher Pfarrer in dem Dorfe Poſtwitz bei Bautzen. Im Jahre 1633 geboren, ſtarb er am 25. Juni 1706. Chriſtian Gottlieb Jöcher's Nachricht (Allgem. Gelehrten-Lexikon. 2. Theil, Leipzig 1750, Spalte 743), er ſei Diaconus und Schulinſpector zu Hoyerswerda geweſen, nennt Johann Chriſtoph Adelung (Fortſ. und Ergänzung zum Allgem. Gelehrten-Lexikon, 2. Bd, Leipzig 1787, Spalte 1230) „vermuthlich" einen Irrthum. Michael Frenzel war Magiſter der Philoſophie und veröffentlichte außer dem eben Erwähnten „Die Evangeliſten Matthaeus und Marcus in die wendiſche Sprache überſetzt, Bautzen 1670 und 1671", in 12° noch folgende Arbeiten, die ich hier gleich anführe, um hernach im chronologiſchen Zuſammenhange Wiederholungen zu vermeiden: „Poſtwitzer Taufſtein. Deutſch und Wendiſch. Bautzen 1688, 4°," ein Auszug einiger Predigten über die Taufe. Vorher hatte er ſchon — Bautzen 1683 — als „Apoſtoliſcher Catechismus" die Epiſteln St. Pauli an die Römer und Galather „in die Oberlauſitziſche Wendiſche Sprache überſetzt." Nachdem Michael Frenzel 1695 noch die Sonntags-Perikopen unter dem Titel „Die Evangelien und Epiſteln" den Wenden in ihre Sprache übertragen hatte, faßte er alle dieſe Arbeiten zuſammen, indem er 1706 in Zittau

das „Neue Teſtament“ in oberlauſitziſchem Wendiſch herausgab. Einen Antheil hat er auch an einer wendiſchen Ausgabe des Pſalters, der 1703 in Bautzen erſchien. An demſelben Orte kam von ihm in den Jahren 1703 und 1706 „Die Kirchen-Agenda und Geſänge in das Wendiſche überſetzt“ heraus. Sein Sohn Abraham Frenzel, zu Coſel in der Lauſitz geboren, war zuerſt Paſtor zu Schönau, einem Dorfe nordöſtlich von Kamenz. Später wurde er der Amtsnachfolger ſeines Vaters in Poſtwitz, wo er 1713 bereits verſtorben war. Der vollſtändige Titel ſeines ſchon citirten Buches iſt: „Nomenclatura Lusatiae, sive de originibus linguae Sorabicae.“ Von dieſem waren 1693 nur die beiden erſten Bücher (in 4°) in Bautzen erſchienen. Seine Darſtellung ſcheint auf Widerſpruch geſtoßen zu ſein; denn im Jahre darauf veröffentlichte er eine Vertheidigungsſchrift unter dem etwas ſeltſamen Titel: „Medicina lingua pro iis tantummodo, qui contra origines Sorabicas nuper disputarunt.“ Ob er ſeine Gegner „geheilt“ hat, konnte ich nicht feſtſtellen, da mir die „Medicina lingua“ nicht erreichbar war; jedenfalls aber ließ er von der „Nomenclatura Lusatiae“ 1694 einen weiteren Theil erſcheinen. Um die Erforſchung des Wendenthums hat ſich Abraham Frenzel noch in einer anderen Richtung bemüht, indem er „De Diis Soraborum“ ſchrieb und eine „Historia populi ac rituum superioris Lusatiae“ hinterließ, die man unter ſeinen Sammlungen über lauſitziſche Geſchichte handſchriftlich vorfand. Noch ein dritter Träger des Namens Frenzel, Salomo Gottlieb, lebte in der erſten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts. Ob er zur Familie der beiden größeren Frenzel gehört hat, ließ ſich nicht ermitteln. Er war, wie ſie, Prediger, zu Geyerswalde in der Lauſitz und ſchrieb einen „Kurzen Unterricht der chriſtlichen Lehre in wendiſcher Sprache“, der 1738 zu Löbau erſchien. Wenn man die Bildungsziele der einzelnen Jahrhunderte außer Betracht läßt, ſo kann

den beiden Michael und Abraham Frenzel im neunzehnten Jahrhundert nur Joachim Leopold Haupt verglichen werden: ihre Wege waren verſchieden; ihren Zweck, die Veredelung ihres Volkes, verfolgten ſie mit demſelben Eifer, und dieſer wurde genährt aus demſelben Boden, der Liebe zu ihrer wendiſchen Heimath.

Doch kehren wir von dieſem Seitenpfade auf die Hauptſtraße zurück. Gleichzeitig mit der Univerſität Halle, im Jahre 1694, wurde in Frankfurt a. O. das jetzige Königliche Friedrichsgymnaſium gegründet. Zum „Inaugurationsfeſt“ der „Neuen Friedrichsſchule“ wurde am 1. Juli 1694 eine Gratulationsſchrift in zwölf Sprachen veröffentlicht: „Franckfurt an der Oder/ Druckts Johannes Cöpſelius/ der Hoch-löbl. Univerſität Buchdrucker“. Dieſe vielzungige Gabe ſollte hauptſächlich wohl der buchhändleriſchen Reclame dienen, indem ſie die Leiſtungsfähigkeit des Herrn „Johannes Cöpſelius, der Hochlöbl. Univerſität Buchdrucker“ zeigen ſollte. Sie enthält unter anderem einen Beitrag in wendiſcher Sprache, der bisher von den Slawiſten gänzlich überſehen zu ſein ſcheint. Der Verfaſſer des ſechsſtrophigen Gedichtes iſt unbekannt, er hat ſein Werk mit T. K. unterzeichnet. Es iſt übrigens ein ſehr ſchlechtes Wendiſch vom niederſorbiſchen Zweige. Wie Herr Dr. E. Mucke mir mitzutheilen die Güte hatte, gehört es dem Gubener oder Fürſtenberg-Müllroſer, bezw. Beeskower Lokaldialekt an und iſt ſomit heute bereits erloſchen. Die Sprache iſt nicht rein. Polniſche Beſtandtheile und zahlreiche Germanismen entſtellen den Text, ſelbſt wendiſche Wörter ſind des Reimes wegen bisweilen zur Unkenntlichkeit verändert. Trotzdem einem ſo geiſtvollen und gründlichen Gelehrten, wie Oberlehrer Dr. Mucke es iſt, zwei Stellen unverſtändlich geblieben ſind, wage ich es nach wiederholtem Leſen eine metriſche Ueberſetzung zu geben, in der ich die meiſten Schwierigkeiten überwunden zu

haben glaube. Die ſehr fehlerhafte Orthographie erſchwert das Verſtändniß ungemein. Zunächſt mag der Text folgen — ich gebe ihn buchſtabengetreu —, und es möge geſtattet ſein, einige ſprachliche und ſachliche Erläuterungen daran zu knüpfen:

Bursky Golz stego Serbskego Leàndu.

1. Jak ja we broſchne ſchinsa beſchach,
Schlûſchach tâe gôrzy, à tam leſchach,
Jak rouno Bursky woraly,
A teſch tu roliû wobſaly.

5. Och ſchûwe! ſchüwe! zo ja wiſchim!
Ta Nowe Schulêe, ta ſa tiſchim
Ju ſweſchone we Francfort, mah,
Zo wosſehne me ſpodohah.

9. Laſ, chitre jes taſama weſche,
Tam tegodla teſch kuſchde beſche,
A wogleda ſe. Ja zu hiſch
Teſch tam, à fromne Schular hiſch.

13. Lêez nemam nana, pana, mutra;
Nich chleba, twaroſchka à butra:
Mam gnadneg Kniſa, ten zo daſch,
Zo jemo huſche ſpodobaſch.

17. Hiſch ſa tu Schulêe ja me bojim,
A nahok teke, jak ktim ſwojim
Ten gnyle zynêe: wosſebne
Zu wuknûizſch, zo jes potrebne.

21. Wuknûizſche ſemnu teſch wy Chlope,
Aſch wordowaly wakre Pope:
Ja wèem, aſch Bursky, zoſch ne ſpal,
Jedn redlich Kêarl jes wordowal.

T. K.

„Der Druck iſt — ſchreibt mir Herr Dr. Mucke — jedenfalls mehrfach fehlerhaft, z. B. Nowe schulêe (V. 6) wohl für nowa schula, ferner das mir unverſtändliche ta ſa tiſchim (V. 6) ſoll wohl ſaſlischim heißen; tasama weſche (V. 9),

jak ktim ſwojim (V. 18) ſind nicht zu löſen. V. 2 „à tam beſchach“ kann auch mit „ich lief dort hin“ überſetzt werden. Eine alte wendiſche Sitte dürfte dieſe Auffaſſung ſtützen: Zur Zeit des Pflügens und Säens weckte der Küſter früh um 3 Uhr die Leute durch Läuten der kleinen Glocke. War dann alles auf dem Felde, verſtummte nach vielleicht einviertelſtündigem Klange das Geläut, ſtatt deſſen begannen die Pflüger reſp. Säer geiſtliche Lieder zu ſingen, entweder Dank- oder Morgenlieder oder Geſänge, die auf die Ernte oder das Ackern Bezug hatten. Während die Männer ſo ſingend den Pflug lenkten, mußten Knaben die vorgeſpannten Ochſen treiben. Der hier erwähnte Junge könnte ein ſolcher Treiber geweſen ſein, dann würde die Strophe den Sinn haben: „Als ich heute in der Scheune lag, hörte ich die Glocken, und ich lief dorthin (wo) Bauern frühe pflügten und das Feld beſäeten“. Für das Läuten bekam der Küſter von jedem Bauern ein Brötchen (kolaz), für das bei der Ablöſung 1866 jeder acht Pfennige zahlte“.

Was Mucke beſtimmt, den Dialekt von Guben, Fürſtenberg oder Beeskow anzunehmen, ſind folgende vom heutigen Cottbus-Spremberger Spreewalddialekt abweichende Formen: Das polniſche jak (V. 1, 3, 18) für ako = als; jes, wohl vom polniſchen jest (V. 9, 20, 24) für jo = iſt; wogleda (V. 11) für hoglěda; neman für njamam (V. 13) und wuknujśe ſtatt wuknujśo (V. 21). Dem Reim zu liebe iſt fälſchlich verändert: mutra und butra für masere und butry (V. 13, 14) und jedenfalls auch das in dieſem Zuſammenhange unverſtändliche swojim dem bojim zu liebe (V. 17, 18). Ein bisher noch unbekanntes niederſorbiſches Wort iſt chlope reſp. chlopy-Burſche (V. 21), das ſich aber im Polniſchen findet. Als beſondere Germanismen ſind hervorzuheben: leand (Ueberſchrift) für kraj; fromny für pobožny (V. 12); mutra für

mas (V. 13), redlich für sprawny oder přawy (V. 24). V. 15 „gnadneg Knisa“ ist die gewöhnliche Bezeichnung für Gott, vielleicht ist sie hier auf Kurfürst Friedrich III. zu beziehen. Meine Uebersetzung lautet:

Der Bauernknabe aus dem wendischen Lande.

1. Heut' in der Scheune lag ich und schlief,
Als Glockengeläut aus Träumen mich rief.
Früh war's, die Bauern pflügten schon wacker
Und senkten die Saat in den Acker.

5. Wunder! o Wunder! was sehe ich!
Die neue Schule wird festiglich,
Hör' ich, in Frankfurt gefeiert, geweiht,
Wie das mich beglückt und erfreut.

9. Sieh, wie schon Alles auch davon weiß
Und dorthin eilet, läuft hin mit Fleiß,
Und sieht sich um. Ich eile gleich behende;
Ein frommer Schüler werd' ich am Ende.

13. Zwar hab' ich nicht Vater, Herrn, noch Mutter,
Nicht Brot hab' ich, nicht Käse noch Butter,
Doch hab' ich den gnädigsten Herrn von Allen,
Der mir giebt nach seinem Gefallen.

17. Ich habe wohl Furcht, in die Schule zu geh'n,
Doch hinter dieselbe, wo Faule stehn,
Bei weitem mehr. Selber will ich studiren
Was mir noth ist, ohne Zeit zu verlieren

21. So kommt denn, ihr Burschen, und lernet mit mir.
Wack're Pfarrer werden wir hier.
Ich weiß, daß ein Bauer, der nicht faul noch verschlafen,
Wurde ein Kerl, der Tücht'ges geschaffen.

Wenn aus dem bisher Gesagten sich vielleicht ein Schluß auf die geistigen Bedürfnisse des Volkes ziehen läßt, so konnte von einem freien Schaffen noch nicht die Rede sein. Hierzu leitet das nun zu betrachtende Buch über, indem es die Keime einer productiven Thätigkeit freilegt. Es war im Jahre 1711,

als in Hannover ein Buch verlegt wurde, das den Titel führt: „Historia studii etymologici linguae germanicae“. Der Verfaſſer iſt Joh. Georg Eccard, öffentlicher und ordentlicher Profeſſor der Geſchichte an der Univerſität Helmſtädt. Was ſich auch gegen den Charakter und das Leben dieſes Mannes ſagen läßt, die deutſche Wiſſenſchaft iſt ihm in mehr als einer Beziehung zu Dank verpflichtet. Er war der Amanuenſis Leibnizens, der uns ein werthvolles Buch „Herrn von Leibnitz Lebenslauf“ hinterließ. Auf dem Gebiete der Geſchichtsforſchung that er ſich durch ſtrenge Wiſſenſchaftlichkeit, ſichere, kritiſche und vielſeitige Beherrſchung der Quellen hervor. In der Geſchichte der germaniſchen Philologie nimmt er einen ehrenvollen Platz ein, indem er ſich für die etymologiſche Forſchung als beſonders begabt erwies und durch ſeine lexikaliſche Kenntniß der altdeutſchen Sprache ſowie die Herausgabe altdeutſcher Texte — ich erinnere an das „Hildebrandslied“ 1729 — verdienſtlich wirkte. Hierher gehört auch ſeine „Historia studii etymologici linguae Germanicae hactenus impensi“, die einen trefflichen Ueberblick über alles das bietet, „was bis dahin für die Erforſchung der germaniſchen Sprachen ſowohl in Deutſchland als bei den übrigen germaniſchen Völkern geleiſtet worden war“. Im 35. Capitel dieſer Schrift giebt der Verfaſſer eine Ueberſicht der in Deutſchland geſprochenen ſlawiſchen Dialekte und deren Bibliographie. Wahrhaft ergötzlich iſt darin der Abſchnitt über das ſchon erwähnte Werk des Magiſters Abraham Frenzel, der in ſeinem: „De originibus linguae sorabicae“ ſich abquält, die Bedeutung der wendiſchen Wörter aus dem Hebräiſchen zu erklären. Er ſcheut vor keinem Mittel bei dieſem abſonderlichen Vorgehen zurück, und wenn Eccard auch bedauert, daß dieſes, wie er behauptet, mit nicht gewöhnlicher Gelehrſamkeit geſchriebene Werk um der Knauſerigkeit der Verleger willen nicht vollſtändig erſcheinen konnte, ſo

glaube ich es doch getroſt mit dem Verschen abthun zu können, das auf manchen der Zeitgenoſſen Frenzel's paßt:

Was man ſich nicht erklären kann,
Das ſieht man für Hebräiſch an.

Ich halte mich hierzu umſomehr für berechtigt, als ich in keinem geringeren als unſerem großen G. E. Leſſing einen Vorgänger zu finden meine. Wenn dieſer in ſeinem Luſtſpiel „Der junge Gelehrte", das, wenn es auch erſt 1754 gedruckt erſchien, doch ſchon 1747 vollendet wurde, in der erſten Scene des erſten Aktes den Bedienten ſagen läßt: „.... ich kann Wendiſch, und das können Sie nicht", und ſein Herr, der alberne Damis, ſich darauf alſo vernehmen läßt: „Mein Bedienter ſoll eine Sprache verſtehen, die ich nicht verſtehe? Und noch dazu eine Hauptſprache? Ich erinnere mich, daß ihre Verwandtſchaft mit dem Hebräiſchen groß ſein ſoll. Wer weiß, wie viel Stammwörter, die in dieſer verloren ſind, ich in jener entdecken könnte! — — Das Ding fängt mir an im Kopf herumzugehen" ſo iſt es nicht unwahrſcheinlich, daß Leſſing mit dieſem unvergleichlichen Spott den „gelehrten" Abraham Frenzel treffen wollte. Ob Leſſing auch deſſen oben angeführte Vertheidigungsſchrift oder gar Frenzel's Angreifer gekannt hat, wird ſich kaum feſtſtellen laſſen, iſt auch belanglos. In ſeinen Schriften erwähnt er die Wenden, außer an der eben citirten Stelle noch zweimal, wenn auch in nichts weniger als wohlwollender Weiſe, ſo am Schluß des fünfundſechzigſten der „Litteraturbriefe", um Gottſched eins zu verſetzen und dann in ſeinem Luſtſpiel „Der Schatz", wo er im 7. Auftritt Maskarill ſagen läßt: „Die ſtärkſten Kerls hat Herr Lelio im Wendiſchen miethen laſſen; aber was half's? Das Frühjahr kam, weg waren ſie," worauf Staleno erwidert: „Je nun! ſo muß man's mit den Pommern verſuchen. Das ſind Leute, die noch mehr aushalten können,

als die Wenden, Leute wie Klotz und Stein“ (vgl. H. B. Paul Hoffmann, Anmerkungen zu Leſſing's „Jungem Gelehrten“).

Doch nicht um Frenzel's oder gar ſeines unfreiwilligen Humors willen verdient Eccard's Buch Beachtung. Es bietet vielmehr noch einige andere bemerkenswerthe Angaben, die den Schluß jenes 35. Capitels bilden (hist. stud. etym. ling. germ. pag. 268—305). Dort heißt es: „Endlich beſitzt ein wendiſcher Stamm in den Aemtern Lüchow und Dannenberg im Herzogthum Lüneburg einen ſlawiſchen Dialekt, der unſere Aufmerkſamkeit verdient. Früher wurden dieſe Wenden von den Sachſen ihrer Sprache wegen verſpottet und der Gebrauch derſelben amtlich unter Strafe geſetzt, ſo daß die meiſten erklärten, ſie nicht zu kennen, und die Kenntniß derſelben nur noch unter alten Leuten auf dem Lande zu finden war. Das Volk hätte ſeine Sprache bald vergeſſen, wenn nicht unter dem milden Regiment des Kurfürſten Georg Ludwig die Leute zum Gebrauch und zur Erhaltung der Sprache angeregt worden wären. In Wuſtrow lebte ein gelehrter Geiſtlicher Chriſtian Hennigen, der ſich viele Jahre hindurch mit dem Studium dieſer Sprache befaßte, die Reſte der dortigen wendiſchen Sprache zu ſammeln begann und endlich ein deutſch-wendiſches Gloſſarium zuſammenſtellte, in welchem er nicht nur die Worte, ſondern auch viele ſprachliche Phraſen aufführte. Er hat mir, dem Profeſſor Eccard, eine Probe davon mitgetheilt.“ Dieſe folgt nun auf S. 269 in Geſtalt des von Hennigen überſetzten Vaterunſer. Statt aber aus Hennigen's Wörterbuch einige Abſchnitte mitzutheilen, bietet Eccard von S. 275 an ein franzöſiſch-wendiſches „Vocabularium vendicum“, das der Inſpector der Ritterakademie zu Lüneburg, Joſeph Friedrich Pfeffinger, verfaßte und nach dem Stoffe geordnet auf zwanzig Capitel vertheilt hat. Was mich veranlaßte, Hennigen zu erwähnen, iſt wiederum die Bedeutung, welche eine durch ihn

erhaltene wendiſche Sprachprobe für unſere klaſſiſche Litteratur bekommen hat. „Derſelbe Hennigen“ — fährt Eccard auf S. 269 fort — hat mir auch ein Lied geſchenkt, welches unſere Wenden, wenn ſie im Wirthshaus ſitzen, zu ſingen pflegen“. Und das iſt dasſelbe, welches Herder in Hennigen's deutſcher Ueberſetzung in ſeine „Volkslieder“ aufgenommen hat unter der Ueberſchrift „Die luſtige Hochzeit“, und das er als „wendiſches Spottlied“ bezeichnet. Bekanntlich hat Goethe dann dieſes Lied zum Schlußchor für ſein Singſpiel „Die Fiſcherin“ verwendet, indem er es, von einigen kleinen textlichen Veränderungen abgeſehen, „zum Zwecke eines geeigneten Abſchluſſes des Ganzen“ um eine Strophe vermehrte.

Der wendiſche Text ſowohl, dem kritiſche Bemerkungen beigefügt ſind, als auch die deutſche Ueberſetzung ſind im 19. Bande des „Goethe-Jahrbuches“ (auf S. 289 bis 293) wieder abgedruckt. Der Verfaſſer hat aber nicht alles gekannt, was von dieſen obotritiſchen Wenden Hannovers an Sprachreſten und ſpeciell über dieſes Lied auf uns gekommen iſt, ſonſt hätte er es wohl kaum unterlaſſen, das hinzuzufügen, was über den Vortrag dieſes Liedes mitgetheilt wird. Um die folgende Bemerkung verſtändlich zu machen, ſei es geſtattet, die erſte Strophe dieſes Liedes in der Urſprache und die letzte in deutſcher Ueberſetzung hier zu wiederholen, und zwar die Ueberſetzung, wie ſie ſich — dem Wortlaut nach am getreueſten — in der „Lüchower Feſtſchrift“ S. 46 findet. Für den übrigen Text muß ich auf Herder verweiſen.

1. Katy mês Ninka beyt?
Teelka mês Ninka beyt:
Têlka ritzi.
Wapak ka neimo ka dwemo:
Gos giss wiltge grisna Sena;
Nemik ninka beyt:
Gos nemik ninka beyt:
. . . . . .
. . . . . .

7. Wer ſoll Tiſch ſein?
Der Fuchs ſoll Tiſch ſein.
Der Fuchs ſprach
Hinwider zu ihnen den beiden:
Schlagt von einander meinen Hinterſten
Der ſei euer Tiſch,
Der ſei euer Tiſch.

„Hierbei iſt zu bemerken, daß, wenn am Schluſſe des Liedes der Fuchs geſprochen hatte, man ſolle ihm den Hinterſten von einander ſchlagen, alle Gäſte anfingen wacker auf den Tiſch zu ſchlagen und zu trommeln. Mit ſolcher Begleitung wurde das Lied zu Ende gebracht. Bei unſerem Gewährsmanne heißt es: Will man es nach der Kunſt ſingen und ſpielen, ſo gehören dazu drei Perſonen. Die erſte Perſon fragt zum Exempel: Katy mês Ninka beyt? Die andere antwortet: Têlka mês Ninka beyt. Die folgende Zeile: Têlka rîtzi woapak-ka neimo ka dwemo ſingen ſie alle Drei, und damit es eine gute Harmonie gebe, ſingt eine Perſon zwiſchen dem Diskant und dem Baß eine Mittelſtimme. Die Worte aber: Jôs gis wiltga grîsna Sena nemik Ninka beyt muß die dritte Perſon allein ſingen, die letzten Worte wieder alle Drei."

Dieſe Nachricht verdanke ich einem Werke, daß K. Hennings 1862 in Lüchow herausgab, nämlich: „Das hannoverſche Wendland. Feſtſchrift, dem Central-Ausſchuſſe der Königlichen Landwirthſchafts-Geſellſchaft zu Celle gewidmet von dem Landwirthſchaftlichen Lokalverein des Wendlandes zu Lüchow." Da dieſe Schrift werthvoll iſt, was aber die litterariſche Seite anbetrifft, der Ergänzung bedarf, ſo ſei es mir erlaubt, auf ſie und die wendiſche Sprachinſel in Hannover näher einzugehen. Auf S. 5 der „Feſtſchrift" heißt es: „Wenn es unſere Aufgabe iſt, die Grenzen des hannoverſchen Wendlandes zu beſtimmen, ... ſo rechnen wir zum Wendlande faſt den ganzen Complex des jetzigen Amtes Lüchow, alſo die früheren Aemter Lüchow, Wuſtrow

und Clenze zu Lüchow. Müſſen wir einzelne Dörfer ausnehmen, ſo ſind es höchſtens die weſtlichen am Fuße des Haideruckens oder auf demſelben ſelbſt liegende Ortſchaften. Ferner dürfen wir zum Wendlande einen großen Theil des Amtes Gartow, namentlich die ganze ſüdliche Hälfte, rechnen. Von dem Amte Dannenberg kommen nur einige wenige, hauptſächlich in der Lucie belegene Dörfer in Frage. Es bildet auf dem Wege von Lüchow nach Dannenberg das Dorf Platen-Laaſe ſicherlich die Grenze. Da wir die Landeseintheilung zum Grunde legen müſſen, ſo hoffen wir das Richtige zu treffen, wenn wir die jetzigen Aemter Lüchow und Gartow als das ſogenannte Wendland bildend, hinſtellen. Demnach iſt die Grenze von Südoſt nach Nordweſt die Elbe, im Oſten und Süden die Altmark und von Südoſt nach Nordweſt die Abhänge und Verläufe jenes ſchon erwähnten Haideruckens, der bekanntlich die Waſſerſcheide zwiſchen Ilmenau und Jeetzel bildet. Zur völligen Abgrenzung nach Weſten dient dann das Amt Dannenberg." Der in dieſer Gegend geſprochene wendiſche Dialekt wird auch „polabiſch" genannt. Er „hat ſich hier durch lange Zeit erhalten und iſt erſt im vorigen Jahrhundert, wo von Seiten der Regierung ernſtlich auf die Cultivirung und Germaniſirung der Wenden hingearbeitet wurde, zu Grunde gegangen. Es liegt die Zeit noch gar nicht allzu fern, wo in den Kirchen zuerſt deutſch ſtatt wendiſch gepredigt worden. Einzelne Bauern ſollen das Wendiſche — jedoch wohl ohne Gedankenzuſammenhang, alſo nur wörterweiſe — noch im Anfange des neunzehnten Jahrhunderts haben reden können. Gewiß und leicht nachzuweiſen iſt es, daß die wendiſche Sprache zuletzt ſchon viel Idiome plattdeutſcher Mundart führte. Dagegen hat wiederum die jetzige niederdeutſche Sprache unſerer Wenden häufig Wörter, die ihrer Abſtammung nach wendiſch ſind" (Feſtſchrift S. 44). Die „Lüchower Feſtſchrift" theilt außer Sagen und Erzählungen,

die deutſch abgefaßt ſind, einige der erhaltenen Sprachdenkmäler mit, für deren Herkunft leider keine litterariſchen Quellen genannt ſind. Das wichtigſte Stück dieſer Sprachreſte iſt das ſchon beſprochene Scherzlied. Ihm geht das „Vaterunſer" vorauf, das wir ebenſo wie „Die luſtige Hochzeit" dem Paſtor C. Hennings aus Wuſtrow verdanken (ſo ſchreibt der Verfaſſer der „Feſtſchrift" den Namen). Für beide Proben iſt alſo J. G. Eccardi Historia studii etymologici die Quelle, ohne daß ſie als ſolche genannt wird. Die „Feſtſchrift" enthält ſodann (auf S. 45) eine „wendiſche Beichte", die durch Magiſter Caspar Wehling erhalten iſt, „der vor zweihundert Jahren lebte und der erſte deutſche Prediger zu Bülitz war," von dem „die Chronik ſagt," daß er viele Verfolgungen auszuſtehen gehabt habe. Wie dem Recenſenten im „Litterariſchen Centralblatt" (Nr. 27, 1864, Spalte 634) erſcheint auch mir dieſe Probe der ehemaligen wendiſchen Sprache ſehr unzuverläſſig; ſie iſt nichts als ein verſtümmeltes Vaterunſer, deſſen Zuſammenhang hier und da durch Worte, die vielleicht aus einer Beichtformel herrühren können, geſtört iſt. Auf dieſe drei Beiſpiele beſchränkt ſich der linguiſtiſche Theil der „Feſtſchrift". Daß der Verfaſſer derſelben noch weitere Sprachdenkmäler gekannt, halte ich für unwahrſcheinlich; der Vorrath dürfte mit den von mir noch anzuführenden erſchöpft ſein. Die Erhaltung der nun zu beſprechenden Specimina verdanken wir wiederum J. G. Eccard oder beſſer Gottfried Wilhelm Leibniz. Daß dieſer ſich auch für ſlawiſche Sprachen intereſſirte, beweiſt ſein Briefwechſel mit dem ſchwediſchen Miniſter Sparvenfeld und dem Reiſenden Witſen aus dem Jahre 1700. Zudem hinterließ er als eine Nebenfrucht ſeiner hiſtoriſchen Arbeiten ein Manuſcript „Collectanea etymologica", das J. G. Eccard zu Hannover 1717 herausgab und zu dem er die „Praefatio ad lectorem" ſchrieb, die zu einer ſtattlichen Abhandlung von 62 Seiten anwuchs und die noch

heute die Aufmerkſamkeit der Germaniſten und Litterarhiſtoriker verdient. Das ſechste Capitel des zweiten Theiles der „Collectanea“ iſt überſchrieben: „De lingua Winidorum Luneburgensium, ex epistola Georg. Frieder. Mithofii, data Luchoviae d. 17. Maji 1691.“ Es iſt im Uebrigen deutſch geſchrieben. Die ganze Art der Abfaſſung läßt ſich nicht beſſer charakteriſiren, als daß ich die hier intereſſirenden Theile herausziehe (S. 388 ff.): „Hierauff die ſechſte Frage zu beantworten, ſo hat man meines Wiſſens keine bücher in der Wendiſchen ſprache, auch ſonſten keine alte ſchrifftliche nachrichtungen; wie denn dieſe ſprache numehro ſehr abzunehmen beginnt. Dahero auch, wie fleiſſig mich gleich bemühet, vor erſt niemand antreffen können, welcher auff die ſiebende Frage, wie nemmlich ihr Vater unſer laute, zu dienen, und das Vater unſer in der Wendiſchen ſprache auszuſprechen gewuſt. Endlich aber hat es einer eingegeben.“ Nun folgt das Vaterunſer mit lateiniſcher Interlinearverſion und wendiſch-lateiniſchem Gloſſar, dann fährt Mithof fort: „Sonſten habe andere gebeter vernommen, welche vor alters von den Wenden gebrauchet.“ Es ſind deren vier, deren wendiſchem Text die deutſche Ueberſetzung beigefügt iſt. „Die achte Frage betreffend: worinn nemlich die Wenden, wenn ſie Teutſch ſprechen, von unſerer pronunciation abgehen, ſo iſt bey ihnen gebräuchlich, daß bei allen worten, welche cum aspiratione ſonſten ausgeſprochen werden, ſie den h zurücke laſſen; und hergegen, da keine aſpiration, ſie allemahl den h davorſetzen: e. g. pro aller augen, ſagen ſie: haller haugen“ u. ſ. w. Sie zeigen alſo einen Zug, der noch heute dem Deutſch der Wenden in der Lauſitz eigenthümlich iſt. Auch für die übrigen Merkmale der Ausſprache laſſen ſich Parallelen unter den heutigen Sorben finden, deshalb füge ich nur noch den Schluß dieſes Abſchnittes bei: „Sonſten ſprechen ſie andere Wort ſehr corrupt: als pro mutter ſagen ſie mutterſche. Item gleich wie ſie ſagen pro

Herr, Erre, ſo nennen ſie die Frau Errske, und ſagen nicht Frau. Wenn man auch bey die rechte alte abgelebte Wenden kömt, pflegen ſelbige wol ihr vieh zu nennen ihr, und hergegen dutzen ſie einen menſchen, wenn er gleich vornehmer wie ſie. Wie ich den ſelbſt einsmahls gehöret, daß eine alte Frau zu ihrem hunde, welcher auff dem ſtuele lag, ſagte: Bias (hund) ſtaht hup (Bias, ſteht auf); und hergegen ſagte ſie zu einer vornehmen Frauen: Errske, gah ſitte (Herrin, geh, ſetze dich)." Ein Gebet, eine Beichtformel und zwei Strophen eines „Paſſions-Geſanges" werden nach dieſen Erörterungen deutſch, aber in wendiſchem Lautbeſtande mitgetheilt, ehe die neunte Frage den Schluß bringt: „Auff die neundte und letzte Frage wird berichtet, daß ein Teutſcher auf Wendiſch Sjostje heiſſe; als wenn ich ſpreche: Das iſt ein Teutſcher: Wan jang Siostie; oder, er iſt ein Teutſcher: Tung jang Sjostie." Mithof theilt außerdem ein deutſch-wendiſches Wörterverzeichniß mit, eine „Designatio vocabulorum aliquot, Winidis Luneburgensibus usurpatorum", wie er es nennt, das aber kaum zweihundert Beiſpiele enthält.

Wenn ich dieſem erloſchenen Zweige des Wendenvolkes einen etwas breiteren Raum gewährt habe, ſo findet dies hoffentlich darin ſeine Entſchuldigung, daß einmal die einzelnen Notizen darüber in ſeltenen Schriften zerſtreut ſind, und zum anderen ihm ſchwerlich an anderer Stelle eine umfaſſende Würdigung zu Theil werden dürfte.

Der Zeitraum bis zu der ſchon gezeichneten Scheide im Jahre 1840 läßt ſich am beſten ſummariſch behandeln, umſomehr, da in demſelben von einem eigentlich litterariſchen Schaffen kaum geredet werden kann. Die einzelnen Autoren beſchränken ſich faſt ausſchließlich auf Ueberſetzungen, die ſich auf die Bibel oder kirchliche Bücher koncentriren. Dr. Mucke bezeichnet die Bibelüberſetzung, obgleich ſie nicht Originalſchöpfung ſein kann, als die Hauptquelle des niederſorbiſchen

Schriftdialektes und rühmt ſie als das vorzüglichſte und wichtigſte Sprachdenkmal dieſes Volkes. Vielleicht verdient ſie dieſes Lob auch deshalb, weil ſie nicht von einem einzigen Manne herrührt, und nicht in einem Zuge entſtanden iſt. Der Superintendent Gottl. Fabricius (1679—1741) in Cottbus gab im Jahre 1709 das Neue Teſtament heraus, dem erſt 1796 das Alte Teſtament in der Ueberſetzung von J. F. Fritze folgte. Dazwiſchen liegen die Uebertragungen der Pſalmen und des Jeſus Sirach von J. L. Wille, dem Paſtor zu Brieſen. Die beiden Bücher wurden in Guben 1753 und 1754 gedruckt. Die beſte Geſammtausgabe der Bibel kam erſt 1868 aus der Kanſteinſchen Druckerei in Halle an das Licht. Sie iſt eine Leiſtung des Pfarrers Hauſſig, der in ſeinen Amtsbrüdern Albinus, Fr. Broniſch, Teſchnar, Schade und Pank treue Mitarbeiter fand. Teſchnar's Schriften namentlich zeichnen ſich durch „Reinheit der Sprache und Correctheit der Orthographie" aus. Die achtzig Kirchenlieder der Regulative von 1854, die er 1869 in wendiſcher Ueberſetzung herausgab, liefern den Beweis, „daß auch im Niederſorbiſchen geiſtliche Lieder in Bezug auf Rhythmus und Reim fehlerfrei gedichtet werden können". Ein Geſangbuch in dieſer Sprache hatte ſchon J. L. Wille 1760 geſchaffen, dem neun Jahre ſpäter noch ein ſolches von M. J. G. Hauptmann folgte. Letzterer hatte auch 1731 ein „Lexicon Vandalicum" verfaßt, das ſich handſchriftlich in der Pfarre zu Lübbenau befand, aber nach dem Tode des Pfarrers Stempel verſchwunden iſt. Hauptmann's größtes Verdienſt bleibt aber die 1761 in Lübben veröffentlichte niederſorbiſche Grammatik, die lange Zeit das beſte und vollſtändigſte Werk über dieſen Gegenſtand war. Als aber die Fürſtlich Jablonowskiſche Geſellſchaft in Leipzig im Februar 1887 die „Hiſtoriſche und vergleichende Laut- und Formenlehre der niederſorbiſchen (niederlauſitziſch-wendiſchen) Sprache" von Dr. Ernſt Mucke mit

einem Preiſe krönte und 1891 bei S. Hirzel in Leipzig herausgab, war damit ein Werk geſchaffen, das auf ſeinen 613 Seiten in Lexikonformat alles bisher Geleiſtete übertraf; ein Werk, das, was vielſeitige Gelehrſamkeit, geiſtvolle Geſtaltung und gründliche Durchdringung des geſammten Stoffes anbetrifft, nicht überboten werden kann und von dem nur zu wünſchen bleibt, daß es nicht, wie mir ein junger Slawiſt ſagte, der „Schwanengeſang des Volkes" bleiben möchte. Wenn der überaus rührige Verfaſſer ſeine Arbeit noch recht bald durch eine umfaſſende Geſchichte der ſorbiſchen Litteratur krönen wollte, ſo würde er ſich nicht nur den Dank aller Kenner des Wendenthums, ſondern aller Freunde echten Volksthums erwerben, umſomehr, als alle bisherigen Schriften über dieſes Gebiet nur als mehr oder minder glückliche Verſuche zu bezeichnen ſind.

Das einzige bis jetzt gedruckte Wörterbuch der „Niederlauſitziſch-wendiſchen Sprache" iſt das von J. G. Zwahr, dem aber Paſtor Broniſch aus Pritzen viele Mängel und Irrthümer nachzuweiſen wußte, ſo daß es auf wiſſenſchaftlichen Werth keinen Anſpruch erheben darf. Als Unterrichtsmittel für dieſe Sprache muß ein Leitfaden nach Dr. Ahn's Methode von Chr. Dahle genannt werden, der 1857 in Cottbus erſchien und im dortigen Gymnaſium benutzt wurde. Wendiſcher Unterricht hatte ſich in dieſer Schule als nothwendig erwieſen, nachdem 1849 die ſorbiſche Jugend ſich dort zu einem Verein zuſammengethan hatte, um ihre Volkseigenheit zu pflegen und zu heben.

Alle dieſe Gebiete fanden auch unter den Oberſorben ihre Autoren. Um dieſen gerecht zu werden, genügt es zu ſagen, daß auch hier wiederum die Bibelüberſetzung eine Quelle von fundamentaler Bedeutung iſt. Sie erſchien 1728 in Bautzen und wurde von den Pfarrern Lange, Jokuſch, Böhmer und Wawer verfaßt. Die Bemühungen um die Grammatik dieſes Zweiges ſind zahlreicher, zum Theil auch älter, als bei den

Niederwenden. Schon 1697 erſchienen als erſte wendiſche Grammatik überhaupt des Jeſuiten Ticinus „Principia linguae wendicae“ in Prag. Dieſen folgte die „Wendiſche Grammatica“ des Proteſtanten Matthaei 1721 in Bautzen. Daran ſchließt ſich ein recht brauchbares Buch von Seiler (Bautzen 1830), „Grammatik der Sorben-Wendiſchen Sprache nach dem Budiſſiner Dialekt“, eine Schöpfung, die erſt durch die „Laut- und Formenlehre der oberlauſitz-wendiſchen Sprache“ von Pfuhl (Bautzen 1867) übertroffen wurde, das ſeinerſeits nur von dem ſchon beſprochenen Werk Mucke's überragt wird; die Schriften von Jordan und Schneider dagegen halten ſchon einen Vergleich mit der von Pfuhl nicht aus. Letzterer gab durch ſein großes „Lauſitziſch-wendiſches Wörterbuch“ (Bautzen 1866) das unentbehrlichſte Hülfsmittel für das Studium des Oberſorbiſchen.

Bevor ich fortfahre, den geſchichtlichen Gang des wendiſchen Schriftthums zu ſkizziren, will ich es verſuchen, eine Frage zu erörtern, die, da ſie für die Erkenntniß des Werdeganges einer Litteratur keineswegs gleichgültig iſt, hier am ſchicklichſten geſtellt wird, auch um deswegen, weil das dabei zu erwähnende Hauptwerk zeitlich an den Beginn der Periode gehört, die uns im Folgenden beſchäftigen ſoll, und die man als die Zeit der Renaiſſance des Sorbenthums bezeichnen könnte, die Frage: Was iſt in der Wiſſenſchaft gethan worden, um die Bedeutung zu ermitteln, welche die Sorben in der allgemeinen und dann ſpeciell in der deutſchen Geſchichte gehabt haben? Inſofern die Beantwortung dieſer Frage für die Beurtheilung litterariſcher Erſcheinungen neue Geſichtspunkte und volkspſychologiſche Erklärungen darbietet, müßte ſie Quelle der Litteraturgeſchichte ſein, zugleich aber auch würde eine, dieſe Beantwortung bietende Schrift Litteraturerzeugniß genannt werden dürfen, um der Art der Auffaſſung und der Form der Darſtellung willen, wenn ſie in wendiſcher Sprache geſchrieben oder doch von einem Sorben

verfaßt wäre. Beides trifft bei dem Hauptwerke nicht zu, es kann füglich nicht als Schriftdenkmal, wohl aber als Litteraturquelle gelten. Dieſes Werk ſind die „Wendiſchen Geſchichten aus den Jahren 780—1182" von Ludwig Gieſebrecht, welche 1843 in drei Bänden in Berlin erſchienen. Da von den Wenden ſelbſt in dieſer Richtung ſo gut wie nichts gethan worden iſt, und deutſche und ſlawiſche Hiſtoriker bloß nebenher, und auch dann nur ſo weit, als ihr Darſtellungsgebiet ſie dazu nöthigte, der Wenden gedenken, erſcheint mir ein kurzes Verweilen bei dieſem Buche um ſo eher gerechtfertigt.

Auch Gieſebrecht ging, wie ſich zeigen wird, von allgemeineren Vorausſetzungen aus. Ueber die Reſultate, welche er durch ſeine hiſtoriſchen und antiquariſchen Forſchungen gewonnen, hat er ſich im Jahre 1857 an Wilhelm von Gieſebrecht, ſeinen berühmteren Neffen, in einem Briefe ausgeſprochen. Er ſchreibt: „. . . . Die Germaniſirung der Wenden habe ich zuerſt verfolgt; auf dem Wege bin ich zu dem Ergebniß gelangt: die Longobarden leben fort in den Romanen Italiens, die Weſtgothen und Sueven in den ſpaniſchen, die Franken und Burgunder in den galliſchen Romanen; ebenſo die Wenden in den deutſchen. Die aufgenommenen Nationalitäten haben nur ihre ſpröde Beſonderheit, ihre Eigenheit aufgegeben, nicht ihre Eigenthümlichkeit, d. h. diejenigen geiſtigen Anlagen, welche ihnen vor anderen Völkern und für andere zu Theil geworden. Dieſe ſind vielmehr auch in das Bewußtſein des aufnehmenden Volkes übergegangen, das ebenſo ſeine Eigenthümlichkeit dem aufgenommenen mitgetheilt hat. Gemiſchte Bevölkerungen erſcheinen demgemäß in der Geſchichte der Menſchheit als die Vorſtufe geeinigter Nationalitäten, der reicheren, wenn ſie gegen die urſprünglichen und einfachen gehalten werden." Gieſebrecht wurde in Stettin zu wendiſchen Studien angeregt, wenn er auch ſchon als Knabe unbeſtimmte Kunde von den ſogenannten „Prilwitzer Alter-

thümern" hatte und „von der auf ſie geſtützten Hypotheſe der Lage des wendiſchen Tempels in Rhetra". Zudem wohnte ſein Vater im Hauſe des Superintendenten Maſch in Mirow in Meklenburg-Strelitz zu einer Zeit, „als dieſer ſich mit jenem angeblichen Funde beſchäftigte, woraus einige Jahre nachher das Buch über die gottesdienſtlichen Alterthümer der Obotriten hervorging." Darüber, was Gieſebrecht mit den „Wendiſchen Geſchichten" gewollt, was er von denſelben gehofft hat und wem er für die Förderung ſeiner Forſchungen zu Dank verpflichtet war, ſpricht er ſich in der Vorrede aus: Die Wendiſchen Geſchichten .... ſuchen ihre Stelle in einer bereits fröhlich aufblühenden Litteratur hiſtoriſcher Erforſchungen des deutſchen Mittelalters. Sie haben mit dem Kreiſe, in den ſie eintreten, den Willen gemein, durch ſorgſame Erwägung des Beſonderen und Einzelnen, ohne Scheu vor dem Vorwurfe der Mikrologie, zum Aufbau eines Ganzen zu helfen, der Nation zu immer klarerem Bewußtſein ihrer Vergangenheit förderlich zu ſein." Außer der „Geſellſchaft für ältere deutſche Geſchichtskunde", der „Geſellſchaft für pommerſche Geſchichte und Alterthumskunde" fühlt er ſich beſonders der „Geſellſchaft für nordiſche Alterthumskunde" in Kopenhagen verpflichtet. Ohne die Förderung, die von dorther gekommen, wäre es ihm unmöglich geweſen, die isländiſchen Ueberlieferungen von den Wenden ſo in deren Geſchichte herüber zu nehmen, wie es nun geſchehen. Mag es immerhin ſein, wie von Kundigen behauptet wird, daß die Forſchung über die vorhiſtoriſchen Zuſtände durch ſpätere Arbeiten zu anderen und beſſer begründeten Reſultaten gekommen iſt, ſo bleibt das Bemühen, ſich aus den Grabdenkmälern und anderen Reſten ein zuſammenhängendes Bild der wendiſchen und noch früheren Vorzeit zu ſchaffen, in hohem Maaße achtungswerth. Auch mag das Werk immerhin von jüngeren Hiſtorikern in einzelnen Theilen berichtigt oder überholt ſein, ſo wird dadurch

ſein großes Verdienſt nicht beeinträchtigt, ein reiches, neues Quellenmaterial verwendet, manche vergangenen Zuſtände zuerſt aufgehellt, den Zuſammenhang vieler Vorgänge zuerſt erkannt und ſo eine klare Einſicht in eine vordem in tiefes Dunkel gehüllte, wichtige hiſtoriſche Entwickelung erſchloſſen zu haben. Noch immer iſt das Buch der Ausgangspunkt für alle Forſchungen, die ſich auf die Zuſtände des alten Wendenlandes beziehen. Gieſebrecht ſelbſt ſorgt nicht um die Unſterblichkeit ſeines Werkes: „Möge es verweſen — ſagt er —, aber Frucht bringen, wie die Saat, die der Landmann in ſein Feld wirft“ (vergl. Franz Kern, Ludwig Gieſebrecht, Stettin 1875, S. 59 ff., S. 64 f., S. 69 f., und desſelben Verfaſſers Artikel in der „Allgemeinen Deutſchen Biographie“, Leipzig 1879, Bd. 9, S. 160). Selbſt in ſeinen Dichtungen gedenkt er ſeiner gelehrten Studien in einer Weiſe, die ihre beſondere Art ebenſo wie das Glück, das er in dieſen Arbeiten gefunden, wiederſpiegelt. Die betreffende Stelle lautet:

„Suche in der Heimath Hainen
Nach den Gräbern, Trümmern, Steinen,
Auch dem Märchen horche treu,
Forſche in den Pergamenen,
Klaren Sinns mit Luſt und Sehnen,
Und das Alte wird dir neu.“

Vom Jahre 1840 an macht ſich unter den gebildeten Wenden, namentlich den Oberſorben, ein energiſches Beſtreben geltend, ſich in der Litteratur weitere Ziele zu ſtecken, ein Beſtreben, das aus dem wieder erwachenden Nationalbewußtſein erwuchs und das auf Hebung der Sprache, Erhaltung der Volkseigenheit, Sammlung, Vertiefung und Ausbreitung litterariſcher Errungenſchaften, mythologiſcher und geſchichtlicher Sagen, Märchen und alles deſſen, was damit zuſammenhängt, gerichtet war. Mit dieſer Bewegung iſt eine ſtattliche Anzahl theils ſchon genannter, theils noch zu nennender Männer eng

verbunden. Neben Johann Ernſt Schmaler (geb. 1816, geſt. 1884) in Bautzen iſt vor Allem Joachim Leopold Haupt anzuführen. Er wurde am 1. Auguſt 1797 im Pfarrhauſe zu Baudach in der Niederlauſitz geboren, beſuchte, nachdem er privatim vorbereitet worden war, vier Jahre lang das Gymnaſium zu Sorau und ſtudirte dann von 1816 ab in Leipzig Theologie. Als Mitbegründer der Burſchenſchaft verfaßte er die Schrift „Landsmannſchaften und Burſchenſchaft", die ihn bekannt machte. Nachdem er ſpäter Pfarrer in Kottwitz bei Sagan und in Freiwaldau geweſen war, ging er 1832 nach Görlitz, wo er an mehreren Kirchen, zuletzt als Paſtor prim. wirkte und gleichzeitig als Secretair der „Oberlauſitzer Geſellſchaft der Wiſſenſchaften" thätig war. Sein geiſtliches Amt legte er 1877 nieder und ſtarb am 9. Februar 1883. Aus der großen Zahl ſeiner Schriften, theologiſchen und belletriſtiſchen, Ueberſetzungen und Dichtungen intereſſirt hier nur ſein in Gemeinſchaft mit Johann Ernſt Schmaler edirtes Sammelwerk: „Volkslieder der Wenden in der Ober- und Niederlauſitz. Aus Volksmunde aufgezeichnet und mit den Sangweiſen, dentſcher Ueberſetzung, den nöthigen Erläuterungen, einer Abhandlung über Sitten und Gebräuche der Wenden und einem Anhange ihrer Märchen, Legenden und Sprichwörter herausgegeben." Das Werk erſchien in Grimma bei J. M. Gebhardt, und zwar der erſte Theil 1841, welcher die Volkslieder der Wenden in der Oberlauſitz bot, der zweite dagegen 1843, die Volkslieder der Wenden in der Niederlauſitz enthaltend. Dieſes wahrhaft klaſſiſche, leider ſehr ſeltene Buch giebt das ſchönſte und ſicherſte Bild von dem Seelenleben dieſes ausſterbenden Volkes.

Sehr fleißige Mitarbeiter fanden die beiden Sammler an den Pfarrern Chr. W. Broniſch und deſſen jüngerem Bruder H. A. Broniſch. Zahlreiche und werthvolle Nachträge lieferten im Laufe der Zeit Jordan in den Jahren

1874—77, Mucke von 1877—83, Hornik und Markus 1881, Anton in demſelben Jahre, Stempel 1882 und Albinus 1883. Auch mir gelang es, einige geſchmackvolle Varianten bekannter Lieder, die ich gelegentlich novelliſtiſch verwendet habe, und zwei bisher ganz unbekannte alte Volkslieder aufzufinden, die ich mit ihren Melodien und mit metriſchen Uebertragungen im „Bär" (Bd. XXII, S. 261 ff.) und im „Deutſchen illuſtrirten Familienblatt" (1897, S. 3 ff.) bekannt gegeben habe. Wie ſeit den Tagen Herder's und ſpäter der Romantiker die Dichter nicht müde geworden ſind, am kaſtaliſchen Quell des Volksliedes friſche Kraft für alte und neue Geſtalten und Gedanken zu ſchöpfen, ſo hat es auch nicht an Verſuchen gefehlt, die herbe und derbe Schönheit der wendiſchen Lieder in das Gewebe einer poetiſchen Fabel zu ziehen. Hermann Eduard Jahn veröffentlichte 1882 ſeine „Slavina, eine wendiſche Sage". Als ſeine Quelle nennt er die „Geſchichte aller Wendiſch-Slaviſchen Staaten" von Gebhardi und giebt mehrfache Beeinfluſſung der vielen lyriſchen Stellen ſeines Epos durch die Volkspoeſie zu. Das Werk verkörpert in der Heldin Slavina alle die Urſachen und Schickſale, welche den Untergang der wendiſchen Herrſchaft in politiſcher und religiöſer Beziehung herbeiführten. Nach einem Racheplan fällt der letzte Fürſt der Obotriten bei einem Gaſtmahl unter den Schwertern der Sachſen, die König Henrich beherrſcht. Der Reſt ſeines Volkes löſt ſich auf, und die alten Götter weichen dem Zeichen des Kreuzes. Bei den mannigfachen Schönheiten, die ſich auf Sprache und Inhalt des Gedichtes gleichmäßig vertheilen, ſoll es nicht verſchwiegen werden, daß in der Handlung eine ſtraffere Schürzung des Knotens und in der Motivirung eine ſchärfere Vertiefung und mehr epiſche Breite wohl angebracht geweſen wäre.

In demſelben Jahre erſchien ein „Romantiſches Gedicht" von Johann von Wildenradt (geb. 1845 zu Tondern) unter dem Titel:

„Der letzte Wendenkönig“ (Leipzig 1882). Wie der Verfaſſer in der Einleitung ausſpricht, war es eine Abhandlung des Profeſſors Richard Goſche in Halle, welche ihm die nächſte Anregung zu ſeiner Dichtung gab. Den Abſchnitt von Goſche's Arbeit, welchen er in den Hintergrund ſeines Gemäldes verwebt hat, enthält er den Leſern nicht vor, trotzdem er zum Verſtändniß des Gedichtes nichts beiträgt. Die zehn Geſänge in fünffüßigen Trochäen und einer fließenden, einfach-edlen Sprache verſetzen in die Zeit des großen Kurfürſten. Der Kampf zweier Lebensanſchauungen, des Alten gegen das Neue, des Heidenthums gegen das Chriſtenthum in einem Volke bildet das Milieu, in welchem der Held Niklot, der Sohn der Bela, im Grunde denſelben Zwieſpalt in der Bruſt tragend, ſich zum Charakter hindurchringt. Zu dieſem Gegenſatz zwiſchen Ueberlieferung und gewonnener Erkenntniß geſellt ſich das individuelle Moment, die Liebe. Der eben heimlich gewählte junge Wendenkönig, der ſein Reich nur in den Herzen ſeines Volkes haben darf, da er im Leben ſelber einem Herrſcher unterthan iſt, will ſeinen Stammesgenoſſen ſtatt der verlorenen politiſchen Macht geiſtige Gewalt erſchließen. Er liebt eine hochſtehende deutſche Jungfrau Mathilde, der er das Leben gerettet hatte, und obgleich dieſe Liebe erwidert wird, ſtürzt ſie doch die Liebenden ins Verderben. Niklot wird von einer ebenſo ſchönen, als hochherzigen Wendin, Libuſſa, geliebt, ohne daß er es ahnt, und dadurch wird ſein Verhängniß auch ihr zum Untergang. Aus dieſem tragiſchen Geſchick gehen ſowohl Niklot als auch Libuſſa innerlich als Sieger hervor, während ſie äußerlich erliegen. Von dem, was der Held erſtrebte, wird ein Theil durch das Chriſtenthum ſeinem Volke zum Heil, dafür erleidet ſein zweites Ziel, die Pflege der Individualität ſeines Stammes, eine ſtarke Einbuße. Dieſe wahrhaft ergreifende Fabel, deren Scenerie der Spreewald iſt, thut der poetiſchen Gerechtigkeit dadurch Genüge, daß ſie einige herrliche Charaktere

ermöglicht. Neben Radoslaus, der unerbittlich hart am alten Wendenthume festhält und alles Neue haßt, nur weil es neu iſt, ſteht die kluge, alles in milder Klarheit erwägende, dann energiſch und entſchloſſen handelnde Mutter Bela gegenüber, deren Sohn tapfer und treu ringt und im Unterliegen überwindet. Die Krone der Dichtung aber iſt Libuſſa, eine reine, große Seele, die Niklot liebt, weil ſie das Gerade-Rechtliche in ihm erkennt und die, den Tod von dem Geliebten abwendend, ſtirbt, weil ſie hofft, dadurch ſein Glück zu begründen. Daß in dem Buche dem Folkloriſten manches nicht genügen kann, will ich nicht verhehlen; aber Hütten neben einem Dom laſſen dieſen noch höher erſcheinen.

Faſt ſelbſtverſtändlich für dieſe Seite unſerer Betrachtung iſt es, zum wenigſten erſcheint es dem Kundigen nicht überraſchend, daß der ſo ungemein fruchtbare Oskar Schwebel in ſeinen erzählenden Schriften der Wenden und ihres Kampfes gegen Chriſtenthum und Deutſchthum des Oefteren gedenkt, oder ſie in ſeinen populären hiſtoriſchen Büchern zu ſchildern unternimmt, ſo, um von den erſteren eine anzuführen, in dem vaterländiſchen Roman: „Die Templer von Tempelhof“, der 1888 erſchien. — In Ewald Müller's — der Verfaſſer lebt in Cottbus — „romantiſchem Sang aus dem Spreewald“ „Morkusko“ (Berlin 1891) ſind die freien Nachdichtungen niederſorbiſcher Volkslieder im dritten und ſiebenten Geſange weitaus das Beſte in dem im Uebrigen ethnographiſch werthloſen und poetiſch herzlich unbedeutenden Epos. Viel geſchickter hat der als Redacteur in Forſt N.-L. thätige Max Bittrich in ſeinen „Spreewaldgeſchichten“ (1892 und 1898) wendiſche Volkslieder verwendet oder ihnen Motive entlehnt. Seine kleinen Skizzen und Erzählungen ſind Gebilde der heimathlichen Natur, die die geſunde Naivetät und das ſpröde Selbſtbewußtſein der Spreewaldbewohner plaſtiſch zur Dar-

ſtellung bringen. Der Verfaſſer iſt um ſeiner Vorzüge willen der „märkiſche Roſegger“ genannt worden. Man hätte ebenſo gut Auerbach oder wer weiß wie noch ſagen können, ſollte aber — das kann nicht oft genug ausgeſprochen werden — derartige Vergleiche lieber unterlaſſen. Sie ſind mißlich, gereichen eigentlich keinem Theile zur Ehre und verſchleiern mehr, als ſie würdigen. „Was iſt dann an dem ganzen Wicht Original zu nennen?“ möchte ich mit Goethe jedesmal fragen, wenn es nicht ſo ſehr unhöflich wäre. Die Perle unter Bittrich's Geſchichten ſcheint mir die „Schirm-Nixe“ zu ſein, die ſchon früher in der „Hilfe“ (2. Jahrg. Nr. 28) erſchienen war. Die ſchlichte Handlung iſt um ein oberſorbiſches Volkslied gruppirt, das von ſo eigenartiger Schönheit iſt, daß ich es hier wiedergebe:

Zu Aſche werde aller Sand.
Zu Raute alles Gras.
Bevor als wir
Uns Beide hier
Vergeſſen, liebes Kind.

Auf Erlen ſollen Pflaumen ſtehn,
Auf Weiden Kirſchen gut,
Bevor als wir u. ſ. w.

Auf Stahl ſoll wachſen Krauſemünz'
Und Thymian auf Stein,
Bevor als wir u. ſ. w.

Die Linde trage Aepfel rund,
Die Eiche Birnen ſüß,
Bevor als wir u. ſ. w.

Auf Birken ſollen Nelken blühn,
Auf Pappeln Roſen roth,
Bevor als wir
Uns Beide hier
Vergeſſen, liebes Kind.

Selbſt in Amerika beginnt man damit, dem Wendenthum Aufmerkſamkeit zuzuwenden. Im Century Monthley Magazine

für Februar 1897 wird des Spreewaldes und ſeiner wendiſchen Bewohner gedacht. Der Artikel, verfaßt von Charles de Kay, iſt gut illuſtrirt und enthält vieles Richtige, freilich noch mehr Falſches. Der deutſchen Regierung wird mancher unberechtigte Vorwurf gemacht, den Beſtrebungen des noch zu nennenden Georg Sauerwein dagegen Lob geſpendet. Auch des wendiſchen Dichters Kočyk wird rühmend Erwähnung gethan. Neu war mir die Nachricht, daß in Baſtrop County in Texas ein Dorf liegt, Serbin genannt, das ganz von Wenden bewohnt iſt, die ihre alte Sprache noch reden und eine Zeitung in derſelben haben (vergl. „Globus" Bd. 71, Nr. 8, S. 131).

Einen Stützpunkt fand die oben charakteriſirte nationale Bewegung in dem litterariſchen Verein „Maćica serbska", der 1847 in Bautzen gegründet wurde und der ſeit 1848 eine Zeitſchrift herausgiebt: „Casopis maćicy serbskeje", welche faſt Alles enthält, was bisher an litterariſchen Erzeugniſſen bekannt oder was in der Wiſſenſchaft auf dem Gebiete der wendiſchen Sprache und Ethnographie geleiſtet wurde. Seit 1880 hat ſich dieſer Geſellſchaft auch eine Abtheilung zur Pflege des Wendenthums in der Niederlauſitz angereiht, die in Cottbus ihren Sitz hat. Populäre Zeitſchriften, die in erſter Linie der Unterhaltung dienen ſollen, ſind die von 1860—1877 erſchienene „Lužičan" und die mit dem Jahre 1882 begonnene „Lužica", denen zwei Wochenſchriften zur Seite ſtehen, von welchen eine in Bautzen als „Serbske Nowiny", die andere in Cottbus als „Serbski Casnik" erſcheinen. Für die religiöſe Lectüre ſorgt je ein katholiſcher und ein evangeliſcher wendiſcher Bücherverein. Es erübrigt noch, die wichtigſten wendiſchen Dichter unſerer Zeit zu erwähnen. Der als Forſcher rühmlichſt bekannte Oberpfarrer Chriſtian Friedrich Stempel (1787—1864) überſetzte die Fabeln des Phaedrus ins Wendiſche der Niederlauſitz, die J. E. Schmaler 1854 in Bautzen herausgab. Es iſt eine gelungene Ueber-

ſetzung, die allerdings im Dialekt nicht ganz rein iſt, ſondern beſonders im Vokalismus oberſorbiſche Beimiſchungen zeigt, die aber vielleicht auf Rechnung Schmaler's zu ſetzen ſind, der Oberſorbe war. Stempel ſoll auch zwei größere epiſche Dichtungen hinterlaſſen haben, von denen die eine, „Die Unterdrückung der Lauſitzer Sorben", verloren gegangen iſt, wohingegen die zweite, „Die drei ſchnellen Poſaunen: Der Laut, die Stimme, die Rede", bruchſtückweiſe in der Wochenſchrift „Lužičan" erhalten ſein ſoll. Was W. von Schulenburg über Stempel wiederholt, ſoll auch hier eine Stelle finden: „Raſtlos hat er ſtets für ſein liebes Wendenthum gearbeitet und manche Nacht mit dem Aufzeichnen wendiſcher Fabeln, Sagen und Märchen verbracht." Leider ſind dieſe koſtbaren Schätze, von ſeinen Erben nicht genügend gekannt und geſchätzt, der Vernichtung geweiht und der Wiſſenſchaft entzogen worden.

Als Dichter bedeutender als Stempel iſt Andreas Zejler, der in Leipzig Theologie ſtudirt hatte und dann Pfarrer zu Lohſa bei Hoyerswerda war, wo er 1872 ſtarb. Von 1842—48 hatte er die „Tydźeńska Nowina" redigirt. Seine Gedichte wurden 1888—94 in vier Bänden von E. Mucke herausgegeben. Letzterer iſt auch ſein Biograph. Ein ebenſo begabter als originellerer Dichter war der Lehrer Martin Grys, der in Drachhauſen bei Cottbus geboren war und dann dreißig Jahre lang ſeines Amtes in Neuendorf bei Peitz gewaltet hat, wo er am 27. Oktober 1878 geſtorben iſt.

Mit den beiden noch zu nennenden Poeten iſt meine Liſte erſchöpft. Wieder ſind es zwei Pfarrer, der eine, Jakub Cišinski oder, wie er mit ſeinem Familiennamen heißt, Jakob Bart, lebt in Chemnitz als katholiſcher Kaplan; der andere, Mato Kósyk, der in Werben im Spreewalde geboren iſt, wirkt als Pfarrer in Princetown in Nordamerika. Außer ſinnigen und tief poetiſchen Gedichten giebt es von ihm ein größeres Werk

„Sſerbſka ßwazba w Brotach" (Hoyerswerda 1880), eine Idylle in drei Abtheilungen, die eine wendiſche Hochzeit im Spreewalde zum Gegenſtand hat. Weniger volksthümlich, dafür aber gehaltvoller, ſchreibt Jakob Bart-Ciſinski. Er wurde 1856 in Ruckau bei Kamenz geboren und ſtudirte in Prag, wo ihn beſonders Martin Hattala förderte und wo er in einem geiſtig bedeutenden Kreiſe, dem unter Anderen auch die Componiſten Dvořák und Fibich angehörten, verkehrte. Außerdem daß die Größen der Weltlitteratur ihn beſchäftigten, hat er ſich an den beſten ſlawiſchen Dichtern, ich nenne Mickiewičz, Słowacki, Turgeniew und Lermontow, gebildet und ſlawiſchen Volksliedern allezeit ſeine Zuneigung bewieſen. Seine Werke ſind faſt in alle ſlawiſchen Sprachen überſetzt worden. Von ſeinen Gedichten giebt es auch einige franzöſiſche Uebertragungen, und im Jahre 1895 brachte eine der erſten Pariſer Revuen einen Eſſay über ihn. In Deutſchland iſt er wenig gekannt. Ihm ſowohl als auch Kósyk einmal eine genauere Monographie zu widmen, darf vielleicht einer ſpäteren Zeit vorbehalten bleiben.

Zum Schluß muß eines Mannes noch gedacht werden, der um ſeiner eigenthümlichen Begabung willen ein „neuer Mezzofanti" genannt worden iſt, es iſt Dr. Georg Sauerwein. Er iſt ein Bückeburger Kind und im dritten Decennium unſeres Jahrhunderts geboren. Daß er allmählich nicht nur ſämmtliche europäiſche, ſondern auch die hauptſächlichſten Sprachen der vier anderen Welttheile gelernt hat, mag obige Erinnerung an den italieniſchen Cardinal rechtfertigen. Alle dieſe „Sprachen ſind nicht etwa angelernt, ſondern er ſchreibt und dichtet, dem inneren Drange gehorchend, bald in der einen, bald in der anderen." „Dabei bevorzugt er" — wohl aus einem naheliegenden Grunde — „mehr die kleineren Sprachgebiete, als die herrſchenden Kulturſprachen. So überſetzte er die Bibel ins Malagaſſiſche, dichtete ein litthauiſches Epos, — unter ſeinem lit-

thauiſchen Namen Girenas publicirt er zumeiſt —, ſchrieb in der Amharaſprache einen offenen Brief an Menelik, ſandte an den Londoner Königshof ein kymeriſches Gedicht zur Erhaltung der Sprache . . . . und begrüßte den Stockholmer Philologenkongreß 1888 mit einem Werke, das Beiträge von ihm in folgenden Sprachen enthielt: Altnordiſch, Amhariſch, Arabiſch, Däniſch, Deutſch, Engliſch, Finniſch, Franzöſiſch, Griechiſch, Hebräiſch, Italieniſch, Isländiſch, Kabyliſch, Lappiſch, Lateiniſch, Litthauiſch, Malagaſſiſch, Neugriechiſch, Niederwendiſch, Perſiſch, Plattdeutſch, Polniſch, Portugieſiſch, Rumäniſch, Sanskrit, Schwediſch, Serbiſch, Türkiſch, Ungariſch, Waliſiſch. Aber damit iſt ſein Sprachreichthum nicht erſchöpft; im Weſtöſtlichen Stammbuch hat er z. B. Chineſiſch nicht vergeſſen. . . . Sein Lieblingsgedanke iſt der, daß man jedem Volke ſeine Sprache laſſe und keine neue aufzwinge. In dieſem Sinne kämpft er für jedes einzelne Volk und fordert auf, die alte gute Sitte nicht ohne Noth aufzugeben (vergl. Dr. F. Tetzner, Ein neuer Mezzofanti. „Globus" Bd. 71, Nr. 1, S. 16). Die Wenden angehend, ſagt Dr. Sauerwein von ſich: „Ich bin ein Deutſcher, aber die Wenden ſind meine Brüder." In ſorbiſcher Sprache hat er von ihm verfaßte Lieder als „Sſerbſke ſtuzki" und eine Erzählung „Leſche Woda" herausgegeben. Dieſen Verſuchen ſtehe ich etwas ſkeptiſch gegenüber. Wenn ein geiſtreicher Mann einmal geſagt hat: franzöſiſch beten hieße, ſich vom lieben Gott Vokabeln überhören laſſen, ſo kann in einer erlernten Sprache dichten, kaum etwas Anderes bedeuten, als im beſten Falle ein fehlerloſes Exercitium ſchreiben.

Ein amerikaniſcher Diogenes

(Henry D. Thoreau).

Von

Karl Knortz
(Evansville [Indiana])

Hamburg.
Verlagsanſtalt und Druckerei A.-G. (vormals J. F. Richter)
Königliche Hofbuchhandlung.
1899.

Das Recht der Ueberſetzung in fremde Sprachen wird vorbehalten.

Druck der Verlagsanſtalt und Druckerei Actien-Geſellſchaft
(vormals J. F. Richter) in Hamburg, Königliche Hofbuchdruckerei.

Digitized by Google

I.

Das amerikaniſche Leben iſt nicht geeignet, den Hang zur beſchaulichen, träumeriſchen Einſamkeit oder dauernden Zurückgezogenheit zu fördern; denn der dasſelbe durchdringende und treibende demokratiſche Geiſt zwingt den Menſchen unwillkürlich, wenn nicht an allen, ſo doch an den wichtigſten, ſich auf die allgemeine Wohlfahrt beziehenden Fragen thatkräftig theilzunehmen.

Wer ſich alſo hier einem einfachen, die ganze Welt verachtenden Diogenesleben ergiebt, ſetzt ſich, einerlei, was auch die Beweggründe dafür ſein mögen, leicht der Gefahr aus, daß ſein Geſundheitszuſtand von der hohen Obrigkeit geprüft und daß er, je nach dem Reſultate dieſer Unterſuchung, entweder in ein Irrenhaus geſperrt oder der ſogenannten Heerdenmenſchheit wieder einverleibt wird.

Das öffentliche Leben Amerikas iſt das Product ſeiner gleichberechtigten Bürger, und jeder Einzelne iſt mithin für die Geſtaltung desſelben je nach dem Maaße ſeines perſönlichen Einfluſſes verantwortlich. Zeigt dasſelbe nun Schattenſeiten, ſo iſt jedem Bürger dadurch einfach die moraliſche Aufgabe geſtellt, dieſelben durch geeignetes Einwirken auf die regierende Volksmaſſe zu beſeitigen; ſich aber von letzterer ſchmollend abzuſondern und ſich in irgend einen abgelegenen Winkel zu verkriechen, um den müßigen Welt- und Menſchenfeind zu ſpielen, iſt offenbarer, durch nichts zu entſchuldigender Wahnſinn.

Jede absichtliche und beharrliche Fernhaltung vom öffentlichen Verkehre wird von dem nüchternen Amerikaner irgend einer Geistesstörung zugeschrieben, und deshalb mußte sich auch der hier eingehend zu besprechende Henry D. Thoreau, der doch nur zwei Jahre am Waldensee ein wöchentlich mehrmals unterbrochenes Einsiedlerleben führte, um ungehindert philosophischen und naturwissenschaftlichen Studien und Betrachtungen huldigen zu können, damit begnügen, nur bei äußerst wenigen Schöngeistern Anerkennung für seine litterarischen Leistungen zu finden, und es sich außerdem gefallen lassen, von seinen meisten Bekannten für einen unverbesserlichen Narren gehalten zu werden.

Unsere moderne Civilisation ist ein künstliches Gewebe, das uns täglich immer mehr dem directen, Körper, Herz und Gemüth stärkenden Umgang mit der Natur entfremdet und viele der lobenswerthen Eigenschaften und Tugenden raubt, welche den Stolz unserer Vorväter bildeten. Heuchelei, und zwar die ebenso durchsichtige wie unverschämte Heuchelei, ist die Signatur unseres Jahrhunderts geworden, und da, wo ein Prediger die Rückkehr zur Natur verkündet, setzt man ihm entweder taube Ohren entgegen, oder man antwortet durch ein spöttisches, skeptisches Lächeln, obgleich es im Grunde wenig dabei zu lachen giebt. Denn die Rückkehr zur Natur bezeichnet durchaus nicht die Rückkehr in den trostlosen Zustand des Barbarenthums mit seinen Greueln, Entbehrungen und seiner geistigen und körperlichen Unfreiheit, sondern vielmehr eine Rückkehr zur anspruchslosen Einfachheit und zur unbesiegbaren, sich keinen Bedingungen fügenden Charakterfestigkeit. Diese Rückkehr zur Natur soll uns aus der Sklaverei der conventionellen Lügen unserer Civilisation, sowie von den dadurch hervorgerufenen künstlichen Bedürfnissen befreien, damit wir nicht, während wir als Riesen der Intelligenz auftreten, moralisch und physisch verkrüppeln.

Die hier kurz angedeuteten Principien hatte Thoreau zum

Leitmotiv ſeines Lebens, Dichtens und Trachtens genommen, und was wir auch von ſeiner praktiſchen Ausführung derſelben denken mögen, der conſequenten Verfolgung ſeines Zieles können wir unſere Achtung nicht verſagen.

Henry David Thoreau wurde am 12. Juli 1817 zu Concord in der Nähe Boſtons in Maſſachuſetts geboren. Dieſes Städtchen, in dem ſein in beſcheidenen Verhältniſſen lebender Vater eine kleine Bleiſtiftfabrik beſaß, hatte damals gegen 2000 Einwohner, die meiſtens dem Handwerkerſtande angehörten und die bei aller Anſpruchsloſigkeit ſich doch ernſtlich für jede neue Erſcheinung auf dem Gebiete der Litteratur und Wiſſenſchaft intereſſirten. Dr. Ripley, ein unitariſcher Geiſtlicher, bildete während eines halben Jahrhunderts den leitenden Geiſt dieſes Städtchens. Er bewohnte das ſogenannte „old manse“, das ſpäter durch den Novelliſten Hawthorne verewigt wurde. Er war ein bereitwilliger und hülfreicher Berather in allen öffentlichen und privaten Angelegenheiten und Fragen und erfreute ſich wegen ſeiner makelloſen Biederkeit des ungetheilten Vertrauens aller Einwohner.

Die Umgebung Concords iſt nicht ohne landſchaftliche Reize; beſonders übten die umliegenden kleinen Seen und ſanften Hügel auf das zur Naturſchwärmerei geneigte Gemüth Thoreau's einen unwiderſtehlichen Zauber aus. Von ſeinem ſechsten Jahre an trieb er die Kuh ſeiner Eltern täglich auf die Weide, und ſobald er eine Schrotflinte tragen konnte und eine Angel zu gebrauchen verſtand, verſäumte er es nicht, fleißig damit ſein Glück zu verſuchen. Nach Spielkameraden ſehnte er ſich aber ſo wenig wie dieſe, die ihn ſeines ernſten Weſens wegen nur den „Richter“ nannten, nach ſeiner Geſellſchaft.

Nachdem Thoreau das ſogenannte Concord College mehrere Jahre beſucht und ſich beſonders eine ziemlich gründliche Kenntniß der klaſſiſchen Sprachen, denen er eine bemerkenswerthe Vor-

liebe entgegenbrachte, angeeignet hatte, bezog er Harward College, woſelbſt er, da er von ſeinen Verwandten nur ſpärliche Unterſtützung erwarten konnte, ſich eines äußerſt ökonomiſchen Lebens befleißigen mußte. In den Ferien hielt er gewöhnlich auf dem Lande Schule und ließ ſich nach dem damaligen Gebrauche von den Bauern Koſt und Logis liefern. Bei dieſer Gelegenheit lernte er auch einen gebildeten Landgeiſtlichen kennen, der ihm Unterricht in der deutſchen Sprache und Litteratur gab.

Als 1834 Emerſon ſeinen dauernden Wohnſitz in Concord aufſchlug und von Dr. Ripley auf die Talente und die Mittelloſigkeit Thoreau's aufmerkſam gemacht wurde, ließ er es ſich nicht nehmen, den jungen Studenten nach Kräften pecuniär zu unterſtützen. Thoreau's Verwandte waren jedoch von dem Fortſchritte ſeiner Studien, die auch oft durch Kränklichkeit unterbrochen wurden, nicht beſonders erbaut, und als er 1837 graduirte, geſchah dies ohne jede akademiſche Auszeichnung. Auf eine ſolche legte Thoreau, der ein geſchworener Feind aller Formalitäten war, auch nicht den allergeringſten Werth.

Sein damaliger Schulkamerad John Weiß, der ſich ſpäter als Geiſtlicher der Unitarierkirche hervorthat, hat im „Christian Examiner“ (Juli 1865) dem Univerſitätsleben Thoreau's eine ausführliche Schilderung gewidmet. Nach dieſem wahrheitsgetreuen Berichte wurde Thoreau für einen geiſtig beſchränkten, mürriſchen Sonderling gehalten, mit dem, da er aus ſeiner Verachtung alles geſelligen Weſens und aus ſeiner Gleichgültigkeit gegen Welt und Menſchen durchaus kein Geheimniß machte, keiner ſeiner Mitſchüler in kameradſchaftlichen Verkehr trat. Auch ſeine Lehrer hatten wenig Sympathie für ihn übrig. Sein Leben, verglichen mit dem anderer Studenten, war die Einfachheit ſelber. In religiöſen und ſocialen Fragen huldigte er ſchon damals radikaleren Anſichten, als ſeine Bekannten rathſam fanden. „Die Erziehung,“ ſagt er, „macht aus einem ſich

munter dahinſchlängelnden, freien Waldbächlein eine gerade, allen landſchaftlichen Reizen entbehrende Grube; ſie erſtickt die Originalität, die natürliche Einfachheit und die offene, opferbereite Rechtſchaffenheit.“ Gegen ſolche ſchädliche Einwirkungen wollte er wenigſtens ſich nach Kräften wehren.

Nach ſeiner Mittheilung hatte er auf Harward College nur gelernt, ſeine Gedanken klar auszudrücken; für ſeine Gedanken aber war er keinem Profeſſor, ſondern nur gewiſſen Büchern, ſowie eigenem Sinnen verpflichtet.

Als Thoreau Harward College verließ, war er zwanzig Jahre alt. Zu Hauſe angekommen, fragte er ſeine Mutter, was er nun beginnen ſolle. Als ihm dieſe nun anrieth, ſchnell ſein Bündel zu packen und ſein Glück in der Fremde zu ſuchen, rief ſeine Schweſter energiſch: „Nein, Henry bleibt hier!“ Und ſo geſchah es auch. Zum Reiſen hatte er überhaupt wenig Luſt, denn ſein Herz hing mit allen Faſern an ſeiner geliebten Heimath.

Da aber etwas gethan werden mußte, um Leib und Seele zuſammen zu halten, ſo entſchloß ſich Thoreau, ſeinem Bruder, der in Concord eine Privatſchule leitete, zu helfen; da er dieſes jedoch, wie er ſpäter offen eingeſtand, nur des ſchnöden Gelderwerbes wegen that und zum Lehrer nicht die geringſte Neigung beſaß, ſo war es kein Wunder, daß ſeine ſchulmeiſterliche Carrière einen ſchnellen Abſchluß fand. Nach Channing's Mittheilung mußte Thoreau deshalb ſeine Stelle aufgeben, weil er den Gebrauch des Stockes verpönte und denſelben durch Moralpredigten erſetzen wollte. Man befürchtete nämlich, daß durch dieſe unerhörte Neuerung das Anſehen der Schule leiden und die Schülerzahl abnehmen würde. Von nun an widmete ſich Thoreau dem ihm mehr zuſagenden, aber wenig einträglichen Studium der Naturwiſſenſchaften.

In der Zeit, von der wir hier ſprechen, fing man in Neu-

england an, ſich gewaltig für transcendentale Philoſophie zu intereſſiren. Die Leiter dieſer Bewegung waren George Ripley, Alcott und Emerſon. Dieſer Transcendentalismus war eine neue proteſtantiſche Richtung des Puritanismus, welche den religiöſen Glauben vom Zwange ſtarrer Dogmen befreien wollte. Da nun die Anhänger dieſer Religionsphiloſophie Rückkehr zur natürlichen Einfachheit predigten und die Verbindung der Arbeit des Kopfes mit der der Hand befürworteten, ſo braucht es uns nicht Wunder zu nehmen, daß ſich Thoreau dieſer Bewegung gegenüber nicht kalt verhielt.

Dieſe Transcendentaliſten glaubten ferner, daß die Freiheit des Individuums durch keine Staatsgeſetze beengt werden dürfte, und da dies unter den obwaltenden Umſtänden nicht erlaubt werden konnte, ſo gründeten die Anhänger dieſer neuen Bewegung kommuniſtiſche Anſiedelungen, in denen, wie ein ſarkaſtiſcher Beurtheiler bemerkt, Alles, nur nicht der geſunde Menſchenverſtand „kommun“ war.

Was man nun immerhin vom Transcendentalismus Neuenglands denken mag, ſo viel iſt ſicher, daß er Amerika mit neuen Ideen und Schöpfungen bereicherte und den ſtarren Puritanismus zum Wanken brachte. Letzteres fand allerdings nicht den Beifall des alten Paſtors Ripley in Concord, und da er daraus auch kein Geheimniß machte, ſo ließ ſich Thoreau von der Mitgliederliſte ſeiner Gemeinde ſtreichen und weigerte ſich, die ihm zum Unterhalt eines Geiſtlichen auferlegte Steuer zu zahlen, was ihn beinahe ins Gefängniß gebracht hätte. Nur die ſchriftliche Erklärung, überhaupt keiner Gemeinde mehr angehören zu wollen, ſchützte ihn vor der drohenden Freiheitsſtrafe.

„Bei den meiſten Menſchen,“ äußerte ſich Thoreau damals, „iſt die Religion nichts als eine Gewohnheitsſache, oder vielmehr die Gewohnheit iſt ihre Religion.“ Als echter Pantheiſt verrichtete er ſeinen Gottesdienſt in der freien Natur, ohne

jedoch dabei wie ein Uhlandſcher Schäfer andächtig auf die Kniee zu fallen.

Thoreau war ein vollendeter Meiſter in der Kunſt, ſich Mußeſtunden zu verſchaffen, ohne daß man ihn deshalb gerade des Müßigganges anzuklagen braucht. Seine Bedürfnißloſigkeit war die Quelle ſeiner Selbſtſtändigkeit; er arbeitete überhaupt nur dann, wenn es ihm an den nöthigſten Mitteln zur Stillung ſeines Hungers gebrach.

Je weniger der Menſch braucht, deſto reicher iſt er, pflegte er zu ſagen. Von dieſem Standpunkte aus betrachtet, muß Thoreau für einen der wohlhabendſten Männer ſeiner Zeit angeſehen werden. Er wollte ausſchließlich nach ſeinen eigenen Anſichten leben und ſich nicht zur Beſchaffung überflüſſiger Bequemlichkeiten in die Tretmühle eines beſtimmten Geſchäftes zwängen laſſen. Die Pflichten ſeines eigentlichen Amtes, wozu er ſich ſelber ernannt, waren: den Lauf der Sonne, Wolken und Stürme zu beobachten, Alles, was auf Erden kreucht oder in den Lüften fleugt, zu ſtudiren und ſich betreffs aller Vorgänge in Wald und Feld auf dem Laufenden zu erhalten.

An Welt und Menſchen ſtellte er wenige Anſprüche. Wenn ihm das Geld ausgegangen, ſo war er bereit, irgend eine Arbeit zu verrichten; dann ſpaltete er Holz für Emerſon, half ſeinem Vater Bleiſtifte fabriciren oder verrichtete die Dienſte eines Landvermeſſers, wozu er eine beſondere Geſchicklichkeit beſaß.

An Emerſon beſaß er einen treuen und zuverläſſigen Freund. Derſelbe hielt große Stücke auf ihn; er führte ihn in die Kreiſe ſeiner Bekannten ein und beredete ihn auch, einige ſeiner Aufſätze dem „Dial", dem Organe der Transcendentaliſten, zu überlaſſen. Von 1841 bis 1843 wohnte Thoreau ſogar in Emerſon's Haus und machte ſich dort auf mannigfache Weiſe nützlich. In einem an Carlyle gerichteten Briefe ſchreibt Emer-

ſon: „Einer Deiner Leſer und Verehrer, Henry Thoreau, wohnt jetzt in meinem Hauſe. Er iſt ein edler, geſetzter junger Mann, auf den Du eines Tages ſtolz ſein wirſt. Wir arbeiten jeden Tag in meinem Garten zuſammen und ich werde geſund und ſtark dabei.“ Immer war Emerſon jedoch nicht zufrieden mit ihm, denn er machte einſt die etwas ſarkaſtiſch klingende Bemerkung: „Thoreau is, with difficulty, sweet.“ Da Emerſon aber als Wanderredner häufig ausgedehnte Reiſen zu machen hatte, war er nur zu froh, daß er während dieſer Zeit ſein Haus in den Händen eines zuverläſſigen und gewiſſenhaften Wächters wußte.

Auch mit dem myſtiſchen Schwärmer Alcott ſtand Thoreau auf vertrautem Fuße. Zu Margaret Fuller, der geiſtreichen Redactrice des „Dial“, fühlte er ſich jedoch nicht beſonders hingezogen. Dieſelbe ſchreibt von ihm, daß er einem öden Felſen gleiche, der von der warmen Frühlingsſonne noch nicht beſchienen ſei.

Eine ihm völlig wahlverwandte Seele fand Thoreau in William Ellerly Channing, dem Neffen des bekannten gleichnamigen Theologen. Beide lebten mit den geſellſchaftlichen Zuſtänden auf beſtändigem Kriegsfuß und Beide waren der Naturſchwärmerei leidenſchaftlich ergeben. Auch hatte Channing einſt längere Zeit im Staate Illinois als Einſiedler zugebracht.

Mit dem Novelliſten Hawthorne hatte Thoreau wenig Verkehr; Beide aber ſchätzten ſich gegenſeitig ſehr hoch. Eine Zeitlang hatte er ihn allerdings zum Aufenthalte in der freien Natur begeiſtert; aber Hawthorne verlor doch gar bald wieder das Intereſſe an Wind und Wetter, Fiſchen, Vögeln und Reptilien. Einige Charakterzüge Thoreau's aber hat er ſpäter auf ſeinen Donatello in „Marble Faun“ übertragen.

Mit beſonderer Vorliebe beſtieg Thoreau die höchſten Berge in der Umgebung Concords. „Hohe Gipfel,“ pflegte er zu

ſagen, „kann die Civiliſation nicht leicht erreichen, ſondern ſie muß ſich damit begnügen, ſich am Fuße hinzuſchlängeln.“ Er haßte die Menſchen gerade nicht, mied ſie aber aus dem Grunde, weil er zu verſchieden von ihnen war. Was für die gewöhnlichen Sterblichen Freude und Sorge, Erfolg und Fehlſchlag, Hoheit und Gemeinheit bedeutete, ließ ihn völlig kalt. Seine Bekannten ſahen ihn oft mitleidsvoll an, wenn er Tage lang einſam und zwecklos durch Feld und Wald ſchweifte; er hingegen bemitleidete ſie ebenfalls, weil ſie nicht gelernt hatten, ein gleiches ſorgenfreies Leben zu führen. Doch ſo ganz ungeſellig war Thoreau nicht; er fand nur zu wenige, ihm paſſende Menſchen und, wie hinzugefügt werden muß, er gab ſich auch nicht die rechte Mühe, ſie zu ſuchen. In Geſellſchaft anſpruchsloſer Farmer befand er ſich ſtets am wohlſten. Kam er mit Gelehrten oder ſolchen Leuten zuſammen, die Anſpruch auf Bildung erhoben, ſo verhielt er ſich meiſt zurückhaltend; öfters aber trat er ihren Anmaßungen auch entſchieden und ſchroff gegenüber.

1843 nahm Thoreau eine Hauslehrerſtelle in der Familie eines Bruders von Emerſon auf Long Island an und ward dadurch auch mit Horace Greeley bekannt, der damals in ſeiner „Tribune“ Propaganda für die Ideen Fourier's machte und der auch dafür ſorgte, daß einige litterariſche Arbeiten Thoreau's im Druck erſchienen.

Thoreau machte nun öfters Abſtecher nach dem benachbarten New-York. Die dortigen Kirchen und Paläſte fanden keine Gnade vor ſeinen Augen, denn er ſah in ihnen nichts anderes, als ſteinerne Gefängniſſe für Geiſt und Körper; größeren Gefallen fand er dagegen an dem dortigen Volksleben auf den Straßen und ſonſtigen Verkehrswegen. Aber auf die Eiſenbahnen, welche ihn immerfort in ſeinen Betrachtungen ſtörten und welche ſich beſtändig nach allen Richtungen ausdehnten,

war er ſchlecht zu ſprechen; er verglich ſie mit dem trojaniſchen Pferde, deſſen Bemannung nur Unglück bringt.

Als Alcott den Verſuch machte, eine nach den Principien des Transcendentalismus geleitete kommuniſtiſche Kolonie zu gründen, ſuchte er unter Anderen auch ſeinen Freund Thoreau zum Eintritt in dieſelbe zu bewegen, ſtieß jedoch bei ihm auf entſchiedenen Widerſtand. Lieber wollte er, ſchrieb er damals in ſein Tagebuch, als Junggeſelle in der Hölle leben. Dafür aber gründete er eine „Kolonie" für ſich.

1845 nahm ſich Thoreau vor, ſeinen langgehegten und wohlerwogenen Vorſatz, auf längere Zeit das Leben eines modernen Einſiedlers zu führen, endlich zu verwirklichen und ſich am Walden Pond, einem 1½ Meilen von Concord gelegenen See, der eine Fläche von 61 Acker bedeckte, anzuſiedeln. „Meine Mitbürger," ſchrieb er damals, „werden mir ſchwerlich ein öffentliches Amt übertragen, und ich bin daher gezwungen, mir mit meinen ſpärlichen Mitteln ein Privatgeſchäft zu gründen." Und dieſes Privatgeſchäft beſtand in philoſophiſchen Betrachtungen, die er dann und wann zur Friſtung ſeines Lebens durch allerlei Frohnarbeiten unterbrach.

Der Waldenſee wird von verborgenen Quellen geſpeiſt und hat auch keinen ſichtbaren Abfluß; ſein Waſſer iſt ſo klar, daß man bis zu einer Tiefe von 30 Fuß hineinſehen kann. Zur Zeit Thoreau's war er mit dicht bewaldeten Hügeln umgeben, in welchen ſich häufig Juſtizflüchtlinge aufhielten. Der Grund und Boden, auf den Thoreau ſeine Hütte ſtellte, gehörte Emerſon.

Ende März des vorhin genannten Jahres borgte ſich alſo Thoreau Alcott's beſte Axt, die dieſer wie ſeinen Augapfel ſchätzte, hieb einige mächtige Tannenbäume um und bearbeitete ſie zu Balken und Pfoſten. Dann kaufte er einige Bretter von einem in der Umgebung wohnenden Irländer und nun ging es an das Aufſtellen der Hütte, wobei er von den Schwärmern

Alcott und George Curtis wacker unterſtützt wurde. Bei dieſer Gelegenheit erhielt Erſterer auch ſeine Axt wieder zurück, und war dieſelbe zu ſeiner Freude viel beſſer geſchärft, als jemals zuvor.

Am 4. Juli, alſo am Tage der Unabhängigkeitserklärung, bezog Thoreau ſeine neue Wohnung. Dieſelbe hatte ihn baare 28 Dollars gekoſtet; ſie war 10 Fuß breit und 15 Fuß lang.

„Gott ſei Dank", ſagte er, „daß ich ohne Möbel ſtehen und ſitzen kann." Aber er hatte doch einige Möbel, nämlich einen Tiſch, ein Bett und drei ſelbſtgezimmerte Stühle; außerdem beſaß er einen Spiegel, eine Feuerzange, einen Keſſel, eine Pfanne, eine Taſſe, eine Lampe, zwei Meſſer und Gabeln und einige Krüge für Oel und Molaſſes. Gardinen brauchte er nicht vor ſein Fenſter zu hängen, denn Niemand ſah ſich ſeine Geheimniſſe von außen an, und der Blick der Sonne und des Mondes genirte ihn nicht. Jeden Morgen ſtand er mit der Sonne auf und nahm, vorausgeſetzt daß es die Witterung erlaubte, ſein Bad im Waldenſee.

Während des erſten Sommers pflanzte er Rüben, Erbſen, Kartoffeln und Bohnen; beſondere Sorgfalt verwandte er auf die letztgenannte Frucht, doch ſagten die Bauern, die gelegentlich vorbeifuhren und den Sonderling an der Arbeit ſahen, daß er die Bohnen erſt dann in die Erde ſtecke, nachdem die übrigen Farmer die ihrigen ſchon längſt eingeheimſt hätten.

Am Ende des erſten Jahres hatte Thoreau durch den Verkauf ſeiner Producte die Summe von acht Dollars erübrigt, — ein Reſultat, mit dem er übrigens vollſtändig zufrieden war. Er war wenigſtens unabhängiger als irgend ein mit Hypothekenſchulden belaſteter Farmer und hatte außerdem noch das beruhigende Bewußtſein, daß, wenn ſein Haus abbrenne oder wenn ihm ſeine Ernte mißrathe, er durch dieſen Verluſt nicht ruinirt würde.

Da Thoreau ſo viele Handwerke verſtand, wie er Finger an den Händen hatte, ſo fiel es ihm auch nicht ſchwer, Beſchäftigung zu erlangen, wenn er Geld brauchte. War Letzteres nicht der Fall, ſo lief er im Walde herum oder ſaß vor ſeiner Hausthür unter einem Schattenbaume und ließ ſich von den Vögeln, die ſeine Nähe zu lieben ſchienen, ein Concert geben. — Abends ging er gewöhnlich am Seeufer ſpazieren und weckte das Echo durch ſein meiſterhaftes Flötenſpiel.

Seine Kleidung war ſo einfach wie ſeine Wohnung. Seine Nahrung beſtand aus Reis, Mais, Kartoffeln und anderen Feldfrüchten; manchmal fing er ſich auch einen Fiſch. Sein Getränk war Waſſer.

Im Winter beſchäftigte er ſich hauptſächlich litterariſch. Einfache Naturmenſchen, wie Kinder, Farmer, Jäger und Fiſcher waren ihm in ſeiner Hütte ſtets willkommen. Neugierigen Socialreformern, ſpeculativen Philoſophen, langweiligen Philanthropen und ſchöngeiſtigen Salbaderern wies er gerade nicht die Thüre, aber er zeigte ihnen dadurch das Unangenehme ihrer Gegenwart an, daß er plötzlich einem „wichtigen Geſchäfte“ nachging und die an ihn gerichteten Fragen aus immer größer werdenden Entfernung beantwortete. Emerſon, Alcott und Channing waren natürlich ſtets gern geſehene Gäſte.

Da Thoreau, wie überhaupt alle ſeine Verwandten und Bekannten, ein entſchiedener Gegner der Sklaverei war, ſo hat man nicht mit Unrecht behauptet, daß ſeine Hütte am Waldenſee eine Station der ſogenannten unterirdiſchen Eiſenbahn ſei, alſo einer Organiſation diente, deren Aufgabe darin beſtand, entflohene Sklaven zu unterſtützen und ſie auf geheimen Wegen nach dem freien Canada zu befördern. Die officielle Sanction der Sklaverei durch ſeinen Heimathsſtaat brachte ihn ſo in Wuth, daß er beſchloß, durch Steuerverweigerung dagegen zu proteſtiren. Er wollte dem Staate keine Mittel liefern, um

damit Menſchen zu kaufen, oder Gewehre anzuſchaffen, mit denen Menſchen erſchoſſen würden. Als nun Thoreau einſt Concord beſuchte, um ſeine Schuhe flicken zu laſſen, ward er einfach wegen rückſtändigen Steuern eingeſteckt, was ihm jedoch nicht die geringſten Kopfſchmerzen verurſachte.

Sobald Emerſon dies erfuhr, eilte er nach dem Gefängniſſe. „Henry", fragte er, „weshalb biſt Du hier?"

„Ralph," erwiderte Thoreau, „weshalb biſt Du nicht hier?"

Er hatte nämlich gehofft, daß ſeinem Beiſpiele Tauſende folgen würden, denn er war überzeugt, daß unter einer ungerechten und tyranniſchen Regierung das Gefängniß der einzig anſtändige Aufenthaltsort für denkende Menſchen ſei.

Thoreau mußte nun wirklich eine Nacht im Gefängniſſe zubringen. Als ihm am nächſten Morgen mitgetheilt wurde, daß er wieder gehen könne, da ſeine Steuern bezahlt worden ſeien, holte er ſeine beim Schuſter zurückgebliebenen Schuhe und eilte wieder in ſeine Hütte zurück, in der ſich keine ungerechte Staatsgewalt bemerklich machte.

Im Herbſte 1847 kehrte Thoreau wieder nach Concord zurück, um ſich im Hauſe ſeines Vaters einzuquartiren. Sein Einſiedlerleben hatte ihn davon überzeugt, daß das Leben durchaus keine Plage, ſondern ein angenehmer Zeitvertreib ſei, wenn man nur das Wichtige von dem Unwichtigen unterſcheiden könne. Er hatte ſeine Lebensphiloſophie praktiſch erprobt und ſchien mit dem Reſultate vollſtändig zufrieden zu ſein.

Thoreau hatte wenige Freunde; er erwartete zu viel von denſelben und hatte zu wenig dafür zu geben; auch war er der Anſicht, daß man mit der Natur und den Menſchen nicht zu gleicher Zeit ſympathiſiren könne. Für die Klagen, Schmerzen und Sorgen ſeiner Bekannten ging ihm, dem kalten Stoiker, jedes Verſtändniß ab. Zuweilen konnte er recht luſtig ſein, beſonders wenn ſich eine Anzahl Kinder um ihn verſammelt

hatte. Dieſelben unterhielt er dann durch allerhand Taſchenſpielerkünſte oder er ſpielte ihnen einige Stücke auf der Flöte vor. Auch leitete er jedes Jahr die regelmäßigen Excurſionen der Kinder nach den ihm wohlbekannten Heidelbeerfeldern der Nachbarſchaft, und jedes Kind, das ſich ſeiner Führung überließ, brachte ſtets einen wohlgefüllten Korb nach Hauſe.

Thoreau war ein Mann von Wort; wer ſein Vertrauen täuſchte, machte ſich ihn auf ewig zum unverſöhnlichſten Feinde. Gegen alle aus dem Auslande importirten Moden, Anſichten und Ideen hatte er eine unüberwindliche Averſion; ſein Stolz, Amerikaner zu ſein, kannte keine Grenzen. Er würde ſich ſchämen, ſagte er, wenn der gewöhnlichſte amerikaniſche Hinterwäldler nicht glücklicher ſei, als es Adam vor dem Sündenfalle geweſen wäre. Amerika galt ihm für das begünſtigſte Land der Erde und Concord für die begünſtigſte Stadt darauf; doch erlaubte er Jedem, dasſelbe von ſeiner Vaterſtadt zu denken.

Thoreau hatte ſich eine Sammlung der wichtigſten Schriften des Orientes angelegt, und daß er in denſelben gründlich beleſen war, zeigen zahlreiche Citate in ſeinen Werken. Dieſen „Bibeln“, wie er ſie nannte, wünſchte er beſonders unter den Chriſten eine große Verbreitung, damit dieſelben endlich einmal lernten, liberaler zu denken, und damit ſie von dem Wahne befreit würden, im alleinigen Beſitze der höchſten religiöſen Weisheit zu ſein. Auch das Studium der griechiſchen und engliſchen Claſſiker hatte Thoreau fleißig kultivirt; von den modernen Schriftſtellern gab er Goethe und Carlyle den Vorzug.

Einen wunderbaren Zauber übte er auf die Thiere aus. Häufig hob er, wie mehrere Augenzeugen berichten, Fiſche mit der Hand aus dem Waldenſee, hielt ſie eine Zeit lang in die Luft und ließ ſie dann wieder in das Waſſer zurückfallen. Wenn man ihn gröblich beleidigen wollte, brauchte man in

ſeiner Gegenwart nur das Wort „Inſtinkt“ zu erwähnen. Oft ſetzte er ſich, wie Emerſon ſchreibt, ſtundenlang unbeweglich auf einen Felſen, bis ein verſcheuchter Vogel oder ein furchtſames Reptil ſich wieder in ſeine Nähe wagte. Als ſich einſt, während er in ſeinem Felde arbeitete, ein Sperling traulich auf ſeine Schultern niederließ, hielt er dies für eine höhere Ehre, als wenn man ihn plötzlich mit Generalsepauletten geſchmückt hätte.

Thoreau's Verſuche, als Schriftſteller und Wanderredner (lecturer) ſein Brot zu verdienen, ſchlugen fehl. Sein Erſtlingswerk „A Week on the Concord and Merrimac Rivers“ (1847) wurde zwar von der Kritik beifällig aufgenommen, fand aber keine Käufer, ſo daß er, da es auf ſeine eigenen Koſten hergeſtellt worden war, zur Abzahlung ſeiner Schulden längere Zeit Frohndienſte als Landvermeſſer verrichten mußte. Bis zum Jahre 1853 waren von dieſem Werke nur 300 Exemplare verkauft worden. Als er nun die Krebſe zurück erhielt, ſchrieb er: „Die Waaren ſind wieder in meiner Hand, ſo daß ich Gelegenheit habe, meinen Kauf zu prüfen. Sie ſind ſubſtantieller als der Raum, wie mein Rücken bezeugen kann, der ſie zwei Treppen hinauf an einen Platz getragen hat, welcher dem ähnlich iſt, an dem ſie entſtanden. Ich habe jetzt eine Bibliothek von 900 Bänden; 700 davon habe ich ſelber geſchrieben. Iſt es nicht ſchön, daß ein Schriftſteller auch einmal die Früchte ſeiner Arbeit anblicken kann? Nur ein Glück war mit dieſem Geſchäfte verknüpft. Die ungebundenen Bücher waren vom Drucker in ſtarkes Papier verpackt und darauf geſchrieben worden: „Henry D. Thoreau's Concord River.“ Der Verleger brauchte alſo nur „River“ auszuſtreichen, dafür „Mass.“ zu ſetzen und dann die Sendung irgend einem Fuhrmann zur Beförderung an mich zu übergeben. Das Reſultat meiner Arbeit ſehe ich nun vor mir. Trotzdem ergreife ich heute mit großer Gemüthsruhe die Feder, um meine Gedanken und Erfahrungen

niederzuſchreiben; denn je weniger man meine Sachen kauft, deſto weniger laufe ich Gefahr, in meiner Zurückgezogenheit geſtört zu werden und deſto freier bleibe ich."

Daß dieſes Werk, das gedankenvolle Antworten auf allerlei philoſophiſche und ſociale Fragen enthält, dem größeren Publikum nicht behagte, iſt leicht erklärlich; denn der darin offen und rückhaltlos gepredigte poetiſch-myſtiſche Pantheismus galt den Amerikanern, die ja faſt Alle in religiöſen Vorurtheilen befangen ſind, als ein frecher Verrath an dem geoffenbarten Evangelium Chriſti. Für die heutige Gemeinde Thoreau's aber hat dieſes Werk einen unbeſchreiblichen Reiz, da es unſtreitig die Eigenart des Verfaſſers am treueſten wiederſpiegelt.

Thoreau's zweites Werk, „Walden, or Life in the Woods", das 1854 im Verlage der verdienſtvollen Firma Ticknor & Co. in Boſton erſchien, hatte ſchon eher Erfolg, da doch die ganze Auflage im Verlaufe weniger Jahre verkauft wurde. Die friſche Schreibweiſe, die anziehende Schilderung des unabhängigen Einſiedlerlebens am Waldenſee, ſowie die Zeichnung eines hohen, aber leicht erreichbaren Menſchheitideals haben dies Buch zum populärſten Werke Thoreau's gemacht und ihm beſonders im Laufe der Zeit in England eine große Anzahl aufrichtiger Verehrer verſchafft. Jeder Fremde, der Sinn für Litteratur beſaß und zufällig nach Concord kam, verſäumte es nicht, ſich den „amerikaniſchen Diogenes", wie Thoreau von nun an genannt wurde, vorſtellen zu laſſen.

Auch der Grashalmendichter, Walt Whitman, gehörte zu Thoreau's Freunden. „Er iſt," ſchreibt Letzterer, „der größte Demokrat, den die Welt je geſehen hat. Alle Fürſten und Ariſtokraten läßt er unbarmherzig über die Klinge ſpringen, was ſchon längſt hätte geſchehen ſollen. Whitman iſt eine äußerſt intereſſante Perſönlichkeit; er iſt ein echter Gentleman, wenn er auch etwas rauh erſcheint."

Die Lektüre der „Grashalme“, deren zweite Auflage ihm der Dichter geſchenkt, machte einen tieferen Eindruck auf ihn, als alle Schriften, die er ſeit Jahren geleſen. Einige Stellen darin gefielen ihm allerdings nicht; nach ſeiner Anſicht aber waren dieſelben lange nicht ſo unſittlich oder gefährlich, wie ſie auf den erſten Augenblick ſchienen. Er wünſchte nur, daß alle Männer und Frauen ſo vorurtheilsfrei wären, um ſie ohne Schaden leſen zu können. „Im Ganzen genommen,“ fährt Thoreau fort, „iſt Whitman ein braver, edler Amerikaner; alle ſogenannten Predigten, die jemals in dieſem Lande gehalten worden ſind, gleichen nicht dem heilſamen Evangelium, das er verkündet. Wir ſollten daher ſtolz auf ihn ſein.“

Daß auch Whitman große Stücke auf Thoreau hielt, hat er durch einige Bemerkungen in ſeinem Buche „Specimen Days“ gezeigt.

Auch mit John Brown, dem bekannten Abolitioniſten, ſchloß Thoreau einen innigen Freundſchaftsbund.

Ruhm und Reichthum waren unſerem Diogenes höchſt gleichgültige Dinge. Wenn die Leute von ſchlechten Zeiten ſprachen, wußte er nicht, was ſie darunter verſtanden. „Wenn ein Mann eine Loghütte beſitzt, ſein Korn- und Kartoffelfeld bebaut und ſein Brennholz vor der Thüre findet, — braucht er dann über ſchlechte Zeiten zu klagen? Wenn es regnet, ſo kann er im Zimmer bleiben und ſpinnen und weben; iſt es draußen zu kalt, ſo findet er doch Holz daſelbſt.“ Dies klingt recht ſchön, aber nur für einen Mann von der Anſpruchsloſigkeit Thoreau's, der ſchon vollkommen zufrieden war, wenn er nur zu eſſen hatte und ſich nothdürftig bekleiden konnte.

Seine ausgedehnten Ausflüge führte er meiſtens zu Fuß aus; damit das Leder ſeiner Schuhe, die er niemals wichſte, ſtets weich blieb, rieb er es fleißig mit einer Talgkerze ein, die er zu dieſem Zwecke ſtets bei ſich führte. Die theueren Hotels

mied er aus ihm wohlbekannten Gründen und zog es vor, ſein Nachtquartier bei einem Farmer oder Fiſcher aufzuſchlagen und ſich am Heerdfeuer Geſchichten erzählen zu laſſen.

Wenn er mit ſeinem breiten Schlapphut und ſeinem der Mode und dem Geſchmacke der übrigen Menſchheit ſpottenden grauen Rocke an einer Farm vorbeiging, wurde er, da er als Tauſendkünſtler überall bekannt war, oft angegangen, einen Regenſchirm oder eine alte Wanduhr zu repariren, ein Thürſchloß in Ordnung zu bringen oder einer Kuh beim Kalben behülflich zu ſein. Als er mit ſeinem Freunde Channing einſt eine längere Fußtour unternahm, wurden beide ihres auffallenden Ausſehens wegen längere Zeit von einem Geheimpoliziſten verfolgt, der ſie für entflohene Bankräuber hielt.

Als Ritter vom Regenſchirm und Schnappſack reiſte Thoreau auch einmal auf kurze Zeit nach Canada. Trotzdem er dort, wie er auch ſelber eingeſteht, herzlich wenig geſehen, ſo ſchrieb er doch ein ziemlich dickes Buch darüber, das hauptſächlich deshalb großen Anſtoß erregte, weil darin der Katholicismus ſowie die politiſchen Einrichtungen Canadas unglimpflich behandelt ſind.

1859 ſtarb der Vater Thoreau's, und der Sohn führte nun die Bleiſtiftfabrik im Intereſſe ſeiner Mutter und jüngeren Schweſter fort.

In dieſem Jahre kam auch John Brown wieder nach Concord, um im Hauſe Sanborn's ſeine letzte Expedition gegen die Sklavenhalter in Virginien zu organiſiren. Die Rede, die Thoreau ſpäterhin über den Fehlſchlag dieſes Unternehmens hielt, iſt ein Meiſterſtück ihrer Art. Als nun endlich der blutige Bürgerkrieg ausbrach und der Norden eine Niederlage nach der anderen erlebte, da war Thoreau, deſſen Geſundheitszuſtand niemals der beſte war, zum Tode betrübt und fühlte ſein Ende herannahen. Auf die Frage, ob er Friede mit Gott

geſchloſſen, erwiderte er, daß er ſich niemals mit ihm gezankt habe.

Am 6. Mai 1862 ſtarb er und wurde auf dem Kirchhof zu Concord begraben. Emerſon hielt ihm die Leichenrede. Seine Ruheſtätte ziert ein einfacher Stein mit Namen und Todestag. Die Stelle am Waldenſee, an der ſeine Hütte ſtand, iſt jetzt durch einen Steinhaufen bezeichnet, der dadurch entſtanden iſt, daß jeder Beſucher dieſes Ortes dort einen Stein niedergelegt hat. Auch Whitman hat ſeiner Zeit dieſem Gebrauche gehuldigt.

II.

Trotzdem Goethe in einem ſeiner Gedichte ernſtlich davor warnt, ſich nicht der Einſamkeit zu ergeben, da ihn alsdann die Welt in ſeiner Pein laſſe und Jeder weiter lebe und liebe, ſo war er doch in ſeinem Leben öfters genöthigt, ſich zur geiſtigen Sammlung vom Tagesgetriebe, beſonders von den aufreibenden Feſtlichkeiten des Weimarer Hofes abzuſondern, um ungehindert ſeiner Muſe leben zu können. Einſam war er in dieſem Falle natürlich nicht, da er ja die Welt nicht aus miſanthropiſchen Gründen floh, ſondern lediglich zu dem Zwecke, längſt gefaßte und Jahre lang mit ſich herumgetragene poetiſche Pläne endlich einmal zur Ausführung zu bringen.

Goethe iſt alſo in dieſer Hinſicht durchaus nicht mit Dr. Zimmermann, dem klaſſiſchen Befürworter der Einſamkeit, zu vergleichen, der, ein geborener Hypochonder, ſchon in der Kindheit ſeine Hauptfreude darin ſah, in düſteren Wäldern, zerfallenen Burgen und öden Gebirgsgegenden herumzuſchweifen, um ſo, wie er glaubte, die einzige, dem Menſchen beſchiedene Freiheit zu genießen.

Eine ſolche Freiheit ſollte ſich nach ſeiner Anſicht ein Jeder zuweilen genehmigen; denn nur ſie bildet die wahren

Anlagen aus, die dann, vorausgeſetzt, daß der Einſiedler kein Egoiſt iſt, nach der Rückkehr in die Geſellſchaft zum Beſten derſelben verwerthet werden können.

Zimmermann verſtand alſo unter dem Leben eines Einſiedlers durchaus keine von allem menſchlichen Verkehr abgeſchloſſene Eremitenexiſtenz; doch er wußte recht gut, daß man ſich in rauſchender Geſellſchaft oft viel einſamer fühlen kann, als in einer ſtillen Klauſe, in der man ſich doch eingehend und ungeſtört mit ſeinen Gedanken beſchäftigen kann.

Jeder Menſch ſehnt ſich nach individuellem Glück, einerlei, worin dies für ihn beſtehen mag. Sieht er, daß die menſchliche Geſellſchaft dasſelbe nicht befördert, ſondern ihm vielmehr hemmend in den Weg tritt, ſo ſucht er es da, wo dieſe Hinderniſſe wegfallen und nimmt dabei ſo wenig Rückſicht auf die Welt, wie dieſe auf ihn. Die Hauptfrage bleibt natürlich, wie und womit er ſich in ſeiner Einſamkeit beſchäftigt.

Chriſtus zog ſich bekanntlich zuweilen zur geiſtigen Sammlung in die Berge oder in die Wüſte zurück, um dann ſpäter neu geſtärkt an der Vollendung ſeines Werkes zu arbeiten. Zum Hinbrüten hinter Kloſtermauern hat er keinen ſeiner Nachfolger zu bewegen geſucht.

In der Geſellſchaft muß man vieles über ſich ergehen laſſen; in der Einſamkeit aber iſt man wirklich frei, nämlich frei von Lug und Trug und der Phraſenhaftigkeit des nur Hohlköpfe befriedigenden Alltagslebens. Philiſter haben niemals Langeweile, denn ſie finden überall zahlreiche verwandte Seelen, deren geiſtloſer Quatſch ihnen ein Labſal iſt. Nach der Einſamkeit ſehnen ſie ſich nur dann, wenn ſie einen langen, ungeſtörten Schlaf thun wollen. So dürften auch wohl Mönche mehr durch angeborene Faulheit als durch religiöſe Motive zu einem thatenloſen, weder ihnen noch der Welt zum Nutzen gereichenden Zellenleben geführt worden ſein. Doch in der

Einſamkeit ſchafft ihnen ihr krankes Gehirn gewöhnlich Geſellſchaft in Geſtalt aufdringlicher Teufel und Teufelinnen, mit denen ſie dann auf Tod und Leben kämpfen und ſo ihre müßigen Stunden ausfüllen.

Als Abwechslung iſt die Einſamkeit geſund, ja, für jeden denkenden Menſchen ein unabweisbares Bedürfniß; eine ſolche Einſamkeit iſt die Ruhe, in der man für den ſpäteren Kampf mit der Welt ſeine Kräfte muſtert und ſeine Pläne ſchmiedet. Beſtändige Einſamkeit hingegen verhärtet das Herz und macht grillenhaft und hypochondriſch. Nietzſche's Hang zum einſamen Grübeln und ſein Abſchluß von jedem menſchlichen Verkehr führte ihn in's Irrenhaus.

Auch der einſame Fauſt verlor das geiſtige Gleichgewicht und trug ſich mit Selbſtmordgedanken, bis er dann auf langen und beſchwerlichen Umwegen der menſchlichen Geſellſchaft als nützliches Mitglied wieder zurückgegeben wurde. Wer die Menſchen belehren und reformiren will, muß zuerſt ihre Anſichten kennen und dieſe erfährt man nur durch den täglichen Verkehr mit ihnen, der allerdings nicht immer angenehm iſt. Der hinter Kloſtermauern vergrabene Mönch beſſert und veredelt die Menſchheit nicht; ſein Wirken hinterläßt keinen bemerkenswerthen Einfluß und ſein Tod keine empfindliche Lücke. Man mag die Weltflucht als auf unangenehmen Erfahrungen beruhend manchmal beſchönigen oder rechtfertigen; haltbar aber ſind alle Gründe dafür ſchon deshalb nicht, weil der Menſch ſo zu ſagen ein Heerdenthier und zur Erhaltung ſeiner Exiſtenz auf die Hülfe Anderer angewieſen iſt. Außerdem liefern uns die Schwächen und Fehler unſerer Mitmenſchen mehr Stoff zu philoſophiſcher Gedankenarbeit als alle Maximen der Weiſen, die in einſamer Studirſtube ausgeheckt worden ſind. Lernt doch auch ein Arzt mehr an Kranken als an Geſunden. Findet der zartfühlende, leicht zu beleidigende Menſch keine Perlen im

Meere des Lebens, nun, ſo betrachte er es als ſeine moraliſche Aufgabe, ſie hineinzulegen. Wahre Tugend kann nur im Umgange mit den Menſchen zum Ausdruck gelangen und alles Wiſſen iſt todtes Capital, ſobald es nicht in den Dienſt der Allgemeinheit geſtellt wird.

Selbſt Schopenhauer, der verbiſſene Peſſimiſt, arbeitete für die Menſchheit; dieſelbe ekelte ihn allerdings an, trotzdem aber ſehnte er ſich aufrichtig nach einem ihm zuſagenden Umgang und gab einſt dem Nibelungendichter Jordan den ernſtlich gemeinten Auftrag, wenn er einmal die Bekanntſchaft eines wirklichen Menſchen mache, ihm denſelben zuzuführen. Er hielt einfach ſeine Zeit für viel zu werthvoll, um ſie in Geſellſchaft langweiliger Schwätzer zu vertrödeln. Aehnlicher Anſicht huldigte auch Rouſſeau.

Ungeſtörtes Glück iſt übrigens doch nur in der Einſamkeit denkbar. Mit Niemand geräth man da in Streit. Kein Unberufener trinkt einem den Weinkeller leer, lieſt einem unaufgefordert ſeine geſammelten Gedichte im Manuſcripte vor oder ſtiehlt einem ſonſtwie die Zeit ab. Auch beneidet uns Niemand um dieſes Glück, weil es Niemand zu kennen ſcheint. In der Einſamkeit ziehen wir den Schlafrock an; die Geſellſchaft verlangt den Frack. In der Einſamkeit iſt man Fürſt, in der Geſellſchaft Diener, und oft genug nur ein geduldeter. Im Getriebe des menſchlichen Verkehrs ſammeln wir allerdings den Stoff zu gedankenreichen Werken; aber nur in der Einſamkeit können wir dieſelben ausarbeiten. Wer ſich alſo ohne hohen Lebenszweck in die Einſamkeit begiebt, begeht moraliſchen Selbſtmord. Sie iſt mithin für ſtarke Seelen ein ebenſo mächtiges Bedürfniß, wie die gewohnte Stammkneipe für den kannegießernden Philiſter.

Abſolute Einſamkeit exiſtirt übrigens nicht. Selbſt Elias erfreute ſich der Geſellſchaft einiger Raben und ſtieg manchmal, um ſeinem Grolle Luft zu machen, von ſeinem Berge herab.

Derjenige, der die Welt zu ſehr geliebt oder zu viel von ihr erwartet hat, wird zum Miſanthropen, denn er hat bei der Umarmung der Menſchheit einen Eisklumpen an ſein Herz gedrückt. Aber der Kluge öffnet der Welt ſein Herz nicht, denn er weiß, daß ſie an ſeine Tugenden nicht glaubt.

Das Verachten der Maſſe iſt leicht; derjenige aber, der ſich dies erlaubt, ſollte ſich vor Abgabe ſeines Verdammungsurtheiles doch einmal ernſtlich fragen, was er denn zur Hebung derſelben gethan hat. Als Buddha Kenntniß vom allgemeinen Elende der Menſchheit erhalten hatte, verließ er ſeinen Palaſt und brach jede Verbindung mit ſeinen Angehörigen ab, um in ſtiller Abgeſchiedenheit über das Problem der Erlöſung von allem Uebel nachzudenken. Als er aber ſeine Gedankenarbeit vollendet hatte, trat er wieder in die Welt zurück und verkündete ihr das edelſte Evangelium der Humanität, das jemals erſonnen worden iſt. Seine Lehre von der Weltflucht und der Unterdrückung aller Wünſche hat ſich jedoch in Folge ſpäterer Umbildungen der Civiliſation, d. h. ſo wie wir ſie verſtehen, hinderlich gezeigt.

Dante war durch die Verhältniſſe zu einem einſamen Leben verdammt worden; dasſelbe ſchien jedoch ſeinen Neigungen zu entſprechen, denn er wußte nur zu gut, daß er, der ſich niemals verſtellen konnte, bei ſeiner ernſten Geſinnung, ſeinem unbeugſamen Charakter und ſeinem unbezwinglichen Haſſe gegen alles Gemeine ſich niemals in der Geſellſchaft heimiſch fühlen konnte. Als er einſt gefragt wurde, weshalb ein gewiſſer Dummkopf ſo viele Freunde habe, erwiderte er, daß ſich alle Geſchöpfe gerne bei Ihresgleichen aufhielten.

Petrarca, der beredte, freiheitliebende und großmüthige italieniſche Dichter ſagt in ſeiner Schrift über die Einſamkeit, daß die Ernſtloſigkeit und ſittliche Verderbniß der Geſellſchaft es jedem Menſchen unmöglich machten, vollkommen zu werden.

Dieſes laſſe ſich nur durch Ruhe und Freiheit in der Stille des Waldes und des Feldes erreichen. Nichts ſchien ihm ſo langweilig, wie die Converſation mit einem unverſtändigen, langweiligen Menſchen. Nur in der Einſamkeit fühlte er ſich wohl. Dort fand er Rom, Florenz und Athen und ſchrieb Briefe an ſeine todten Freunde Homer, Cicero u. ſ. w. Er bedauerte die Menſchen, verachtete ſie aber nicht.

Auch Descartes fand in der Zurückgezogenheit den erſehnten Frieden. Er änderte lieber ſeine Wünſche als ſeine Verhältniſſe, wenn nur ſeine Ruhe dadurch befördert wurde. Der mißtrauiſche Rouſſeau, der überall Verleumder ſah, die ſich gegen ihn verſchworen hatten, hielt die zahlreichen Täuſchungen ſeines Lebens für ein ihm zugefügtes Unrecht; da er ferner die ihm von der Geſellſchaft auferlegten Pflichten für eine Beeinträchtigung ſeiner Selbſtſtändigkeit anſah — wahre Freundſchaft legte nach ſeiner Anſicht keine Pflichten auf — ſo ſchuf er ſich ein ſeinem Geſchmack entſprechendes Phantaſieleben und begeiſterte ſpätere Generationen für Freiheit, Natur und Edelſinn.

Der ſchon erwähnte Zimmermann, deſſen vierbändiges Werk über die Einſamkeit noch immer Leſer findet, war, wie Carlyle ſagt, zu dünnhäutig für die Welt, um am Getriebe derſelben Gefallen zu finden. Die Rohheiten der Maſſe und die Laſter der Reichen widerten ihn an. Da nicht Jeder mit den Wölfen heulen kann, ſchreibt er, ſo bleibt ihm weiter nichts übrig, als ſich in die Einſamkeit zurückzuziehen, in die nur der paßt, der Niemand ähnlich iſt, der Niemand liebt und der auch von Niemand geliebt wird. Zimmermann ſelber war ſchon deshalb nicht für die Einſamkeit geſchaffen, weil er ruhmſüchtig war, gerne mit hohen Würdenträgern verkehrte und Jedem durch ſein zuvorkommendes Weſen und ſeine ritterlichen Manieren Schmeicheleien zu entlocken ſuchte.

Der demokratiſch geſinnte Beethoven war ſein ganzes Leben verſtimmt, weil die muſikaliſche Welt zu lange mit der Anerkennung ſeiner Verdienſte zögerte; dann ſtärkten ſeine Taubheit und ſein melancholiſches Temperament ſeinen Hang zur Einſamkeit in ſolchem Grade, daß er ſich ſogar längere Zeit mit Selbſtmordgedanken trug, von deren Ausführung ihn nur die Liebe zur Kunſt abhielt.

Shelley, der zartfühlende, edle Poet, der die Menſchen ſo unausſprechlich liebte, aber die erſehnte Gegenliebe nicht fand, hat in dem allegoriſchen Gedichte „Alaſtor" ſeinem Hange zur Einſamkeit erhabenen Ausdruck verliehen. Alaſtor iſt von der Sehnſucht nach einem ihm ebenbürtigen Geiſte inbrünſtig erfüllt und da er dieſen nur in der Welt ſeiner Phantaſie, nicht aber in der wirklichen Welt findet, ſo ſinkt er enttäuſcht in ein frühes Grab.

Auch Coleridge führte ein einſames Leben. In dem Orte, den er zwanzig Jahre bewohnte, war er ſo unbekannt, daß, als er ſtarb, Niemand ſeiner Leiche folgte.

Niemand dürfte ſich in der Einſamkeit wohler gefühlt haben als Wordsworth. In der Stille der Natur fand er Alles, wonach ſein Herz ſich ſehnte, nämlich einen Tempel zur Verrichtung ſeiner Andacht, einen Ort der Ruhe und Freude und eine Laube zum idylliſchen Träumen.

Im Dhahammapada ſteht zu leſen: „Wenn du keinen Freund haſt mit dir zu reiſen, ſo reiſe fröhlich alleine, das Ziel vor dir, die Welt hinter dir. Beſſer alleine mit deinem Herzen, als mit einer Menge von Schwätzern." Dieſen Spruch hatte ſich Thoreau, auf den wir nun wieder zurückkommen, zum Leitſtern ſeines Lebens erkoren. Die Vergangenheit kümmerte ihn wenig; er lebte nur für die Gegenwart und hoffte das Beſte von der Zukunft.

Sein Gottesdienſt beſtand im regen Verkehr mit der

Natur. Die chriſtlichen Kirchen nannte er Seelenhoſpitäler und die darin thätigen Paſtoren geiſtliche Quackſalber. Seine unumwunden ausgeſprochenen Anſichten beleidigten die Heiligen und die Sünder; bei ſich verachtete er beide. Es ſcheint, als habe er an die Unſterblichkeit der Seele und an eine geiſtige Regierung der Welt geglaubt; deutlich hat er ſich jedoch nicht über dieſe Punkte ausgeſprochen. Seine Religion war entſchieden praktiſcher Natur; ſie beſtand in Selbſtveredlung, Selbſtachtung, Reinheit der Seele und des Körpers und in der Fernhaltung alles Kleinlichen und Unedlen.

Reichthümer wollte er nicht ſammeln, ſich aber auch in keiner Hinſicht von Andern abhängig machen. Wo der gute Landwirth iſt, pflegte er zu ſagen, da iſt auch der gute Boden. Wer von Anderen Wohlthaten annehmen muß, iſt ein Armenhäusler, auch wenn er in einem Palaſte wohnt.

Thoreau war ſtets ſein eigener Rathgeber, er ſaß lieber allein auf einem Kürbis, als daß er ſich mit Anderen auf einem Sammetkiſſen zuſammengedrängt hätte. Eine Vereinigung der Menſchen hielt er nur dann für rathſam, wenn es ſich um die Verwirklichung eines lobenswerthen, weltbewegenden Zweckes handelte.

Thoreau war der Anarchiſt des Idealismus. Die beſtehende Regierung ſei nur ſo lange zu dulden, bis die Freiheit des Individuums, ſo wie ſie früher beſtanden, wieder zurückerobert ſei.

Die Tagespolitik kümmerte ihn nicht. „Selig ſind die Kinder", ſagte er, „denn ſie leſen die Botſchaften der Präſidenten nicht". Da bei den politiſchen Wahlen die Stimme des guten Bürgers gerade ſo viel zählt wie die des ſchlechten, ſo legte er der Stimmenabgabe überhaupt kein großes Gewicht bei; viel wichtiger war ihm die Frage, welchen Menſchen man täglich aus ſeinem Hauſe entläßt.

Digitized by Google

Nach ſeiner Anſicht hatte der Socialismus vorzugsweiſe den Zweck, entſchiedenere und unabhängigere Charaktere zu bilden, als es die gegenwärtigen Verhältniſſe ermöglichten. Außerdem ſollte er dafür ſorgen, daß Jeder an den Segnungen der Civiliſation theilnehmen könne, während die Jetztzeit den Palaſt neben das Armenhaus geſtellt habe. Thoreau wollte die Einfachheit des wilden mit dem Intellecte des civiliſirten Menſchen verbunden ſehen. Deshalb ſchrieb er ſeine Bücher und deshalb hatte er ſeine Lehren am Waldenſee praktiſch erprobt.

Lowell ſagt in einem Eſſay, Thoreau habe ſich dadurch der Heuchelei ſchuldig gemacht, daß er als Einſamkeitsapoſtel ſeine Hütte in der Nähe menſchlicher Wohnungen und nicht etwa 150 Meilen davon entfernt aufgeſchlagen habe; er vergaß hier, daß man in der volkreichſten Stadt ebenſo einſam wohnen kann wie auf einer unbeſiedelten Prairie. Ferner ward ihm vorgeworfen, daß er durch ſeinen Aufenthalt am Waldenſee die Aufmerkſamkeit der Maſſe habe auf ſich lenken wollen, was nur in grellſtem Widerſpruche zu ſeinem Charakter ſteht; machte doch auch Emerſon Thoreau öfters den Vorwurf, daß er nicht den geringſten Ehrgeiz beſäße. Thoreau wollte nicht anders ſein als er in Wirklichkeit war, und deshalb iſt es auch vergeblich darüber zu grübeln, was unter anderen Umſtänden aus ihm geworden wäre.

In ſeinem Werke „Walden“ klagte er, daß es dem heutigen Arbeiter verſagt ſei, aufrichtig, edel und rechtſchaffen ſein zu können, denn die Friſtung ſeines Lebens mache ihn nothgedrungen zum Lügner, Schmeichler und Heuchler. Dieſe Uebelſtände würden durch ein anſpruchsloſeres Leben leicht beſeitigt.

Als Dichter, d. h. als Verfaſſer einiger Arbeiten in gebundener Sprache wird Thoreau ziemlich gering geſchätzt; ohne Werth ſind ſeine Gedichte jedoch nicht, wie beſonders folgendes, von Emerſon ſo hochgeſchätztes, zeigt:

Smoke.

Light — winged Smoke! Icarian bird,
Melting thy pinions in thy upward flight;
Lark without song and messenger of dawn,
Circling above the hamlets as thy nest;
Or else, departing dream and shadowy form
Of midnight vision, gathering up thy skirts;
By night star-veiling, and by day
Darkening the night and blotting out the sun;
Go thou, my incense, upward from this hearth,
And ask the gods to pardon this clear flame.

Thoreau's bis jetzt veröffentlichten Werke füllen zehn Bände; dieſelben ſind bei Houghton, Mifflin & Co. in Boſton erſchienen und von H. G. O. Blake redigirt worden. Derſelbe hat auch in ſeinem Werkchen: „Thoreau's Thoughts" (Boſton 1890) eine Bibliographie der Thoreauſchen Schriften ſowie ein Verzeichniß aller über den Einſiedler am Waldenſee erſchienenen Werke und Abhandlungen geliefert.

Man hat Thoreau mehrfach mit Abraham Cowley, einem engliſchen Schriftſteller des vorigen Jahrhunderts verglichen. Derſelbe hatte ſich nämlich ebenfalls, aber erſt nachdem er alle Gerüche dieſer großen Erdenküche gerochen, in die Einſamkeit des Landlebens zurückgezogen, dort philoſophiſche Betrachtungen angeſtellt und dann in elegant ſtyliſirten Eſſays die Rückkehr zur Natur empfohlen.

In der Neuzeit hat übrigens England mehrere Dichter und Denker aufzuweiſen, welche man als Nachfolger Thoreau's bezeichnen kann; ſo z. B. den 1887 verſtorbenen Richard Jeffries. Die auffallende Aehnlichkeit ſeiner Anſichten mit denen Thoreau's iſt jedoch lediglich auf den Umſtand zurückzuführen, daß beide dieſelben Themata von demſelben Standpunkte aus behandelten. Auch Jeffries, der Sohn eines armen engliſchen Farmers, war von Kindheit an ungeſellig und von einem krankhaften Hange zur Einſamkeit beſeelt. Unter den Kindern ſeines Dorfes be-

ſaß er keine Freunde und dieſelben luden ihn auch niemals zu ihren Spielen ein. Nachdem er eine Zeit lang als Reporter an einem Landblättchen thätig geweſen war und ſich dann als Novelliſt verſucht hatte, wandte er ſich dem Studium der Natur zu und trieb ſich, wozu er auch durch ſeine ſchwankende Geſundheit veranlaßt wurde, fleißig im Freien herum. Die Naturbilder, die er nun ſchuf, gehören beſonders durch ihre glänzende Detailmalerei zu den hervorragendſten ihrer Gattung. Ein eigentlicher Naturforſcher war er ebenſowenig wie Thoreau. Wie dieſer predigte er die Rückkehr zur Natur, um die Menſchen von den entnervenden Künſteleien der Civiliſation zu befreien, aber die Sympathie des Amerikaners mit der Thierwelt theilte er nicht. Thoreau ſagt, daß der Haſe, wenn er in Gefahr gerathe, wie ein Kind weine; Jeffries hingegen behauptet, daß der Haſe augenſcheinlich nur geſchaffen ſei, um auf ihn Jagd zu machen. Aufrichtiger aber als Thoreau nimmt er die Partei des Lohnarbeiters, für deſſen Dynamitattentate er nur den herzloſen Arbeitgeber verantwortlich macht. Die Exiſtenz der Armenhäuſer bezeichnet er als die größte Schmach der Civiliſation; Nahrung, Kleidung und Obdach liefert die Natur für Alle in Hülle und Fülle und man braucht dieſe Dinge nur gerecht zu vertheilen.

Auch der Engländer Edward Carpenter und der Amerikaner John Burroughs gelten mit Recht als Schüler Thoreau's; ebenſo der nun verſtorbene Schweizer H. F. Amiel, der, nachdem er in Berlin und Heidelberg ſtudirt, in Genf eine Profeſſur für Aeſthetik und Philoſophie bekleidete. Sein Werk „Fragments d'un journal d'intime“ (6. Aufl. 1893), von dem Frau H. Ward eine engliſche Ueberſetzung lieferte, zeigt ihn uns als gefühlvollen und geiſtreichen Interpreten der Natur und zugleich als einen der eleganteſten Styliſten ſeiner Zeit. In Frankreich hat man ihn jedoch bis jetzt ziemlich unbeachtet gelaſſen.

Doch auch Deutſchland ſcheint neuerdings in Chriſtian Wagner, einem einfachen Bauersmann in Warmbronn, einen Geiſtesverwandten Thoreau's zu beſitzen. Jedes Ding in Feld und Wald erinnert ihn grüßend an die längſt verſchwundene Zeit, da er noch als Theil des Blätterſchmuckes zitterte. Auch ihm, dem ſtark zur Melancholie geneigten Dichter, iſt die Natur die einzige Freiſtätte der Armen und Verlaſſenen. Jedem wünſcht er Frieden, nur dem Menſchen mit gemeiner, käuflicher Geſinnung nicht. Kein lebendes Weſen will er zerſtören, ſondern ſein Daſein angenehmer geſtalten. Freude an der Exiſtenz iſt der Zweck derſelben. Nicht in dumpfen Kellerräumen, ſondern nur in freier Luft ſingt der Vogel.

Kirchenzucht und Polizei im alten Isenburger Lande.

Von

Dr. Eduard Otto
in Offenbach a. M.

Hamburg.
Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vormals J. F. Richter),
Königliche Hofbuchhandlung.
1899.

Das Recht der Ueberſetzung in fremde Sprachen wird vorbehalten.

Druck der Verlagsanſtalt und Druckerei A.-G. (vorm. J. F. Richter) in Hamburg.
Königliche Hofbuchdruckerei.

Das ſechzehnte Jahrhundert iſt die klaſſiſche Zeit fürſtlicher Landordnungen. Je mehr der Staat die Formen der mittelalterlichen Lehensverfaſſung abſtreifte und die Formen des ſmodernen Beamtenſtaates annahm, je mehr die fürſtliche Landeshoheit ſich entwickelte, um ſo dringender machte ſich das Bedürfniß geltend, das Leben in Staat und Geſellſchaft durch Verordnungen von oben zu regeln. In ihnen findet die öffentliche Fürſorge des Beamtenſtaates einen deutlichen und für die Beurtheilung der jeweiligen Zeitverhältniſſe oft ſehr intereſſanten Ausdruck. Der Territorialſtaat lenkt mit dieſer Geſetzgebung in die Bahnen ein, welche die größeren ſtädtiſchen Gemeinweſen ſchon im Mittelalter betreten und zielbewußt verfolgt hatten. Die zahlreichen Landordnungen des Reformationszeitalters ſind mitunter ſehr umfangreich, denn ſie ſind häufig nicht nur Polizei- und Kirchenordnungen, ſondern enthalten zugleich die Grundzüge des Landrechts. Indem ſie ſich mit größerem oder geringerem Erfolge der Aufgabe unterziehen, die landſchaftlichen Sonderrechte mit den Begriffen und Grundſätzen des eingedrungenen römiſchen Rechts in Einklang zu bringen,[1] gewähren ſie dem Privatrechte, namentlich dem Erbrecht und ehelichen Güterrecht, mitunter einen breiten Raum. Von dieſer Bedeutung der Landordnungen für das Rechtsleben unſeres Volkes ſoll hier abgeſehen werden, zumal wir unſerer Erörterung zwei Verordnungen zu Grunde legen, die ſolche rechtlichen Be-

ſtimmungen nicht enthalten. Was uns hier beſchäftigt, ſind die Anordnungen über Polizei und Kirchenzucht, wie ſie im Reformationszeitalter und ſpäterhin im Iſenburger Ländchen, namentlich in der Grafſchaft Iſenburg-Birſtein, Geltung gehabt haben. Die erſte dieſer Anordnungen iſt im Jahre 1598 vom Grafen Wolfgang Ernſt I., die zweite vom Grafen Johann Philipp im Jahre 1715 erlaſſen worden. Die letztere iſt eine Ueberarbeitung der früheren, erhält aber durch die Zuſätze und durch die Auslaſſungen, die ſie aufweiſt, ein beſonderes Intereſſe, weil gerade ſie über den Wandel der Verhältniſſe und Bedürfniſſe während des ſiebzehnten Jahrhunderts Aufſchluß geben. Die Ordnung des Jahres 1598 liegt dem Verfaſſer in einem von Canzleihand auf Papier geſchriebenen und von anderer Hand ſorgfältig verbeſſerten Entwurfe vor, die vom Jahre 1715 als eine mit dem gräflichen Secretſiegel verſehene Reinſchrift. Wir gehen von der älteren Ordnung aus und knüpfen die Beſprechung der eigenthümlichen Beſtimmungen der jüngeren bei Gelegenheit an, indem wir zugleich verwandte Zuſtände und Geſetze anderer deutſcher Landſchaften, namentlich die der benachbarten Gebiete, zur Ergänzung und Vergleichung in unſere Betrachtung hineinziehen.

Die „Ordnung vnd kirchen disciplin zue handhabe eußerlicher Zucht vnd chriſtlicher Erbar- vnd beſcheidenheit, welche in vnſer, Grave Wolffgang Ernſts von Yſenburg, Grave zu Büdingen u. ſ. w., Grave- vnd herrſchafft obſeruirt vnd gehalten werden ſollen", giebt ſich als eine Erweiterung einer zehn Jahre vorher von dem Grafen Philipp, dem Vater Wolfgang Ernſt's, erlaſſenen Verordnung zu erkennen, die dem Verfaſſer dieſes Vortrages nicht bekannt iſt. Ungemein bezeichnend für die einſeitig theologiſche Betrachtung weltlicher Dinge, die dem ausgehenden ſechzehnten Jahrhundert eigen iſt, erſcheint die lange Einleitung, womit der Graf ſeinen Erlaß begründet:

„Nachdem man täglich vor augen ſiehet, ſpüret vnd befindet die vielfältige ſtrafen als krieg, brandt, mißwachßung, Tewerungh, hunger, Peſtilentz, allerlei gefährliche vnd Neuwe Krankheitten, auch andere vnzehliche, erſchreckliche Plagen, damit Gott der Almechtig daß Menſchliche geſchlecht in dießer letzten Zeit heimſuchet, So können wir anderſt nicht ermeßen, dan daß ſolches vmb vnßer, dießer Welt, viel- vnd manigfaltigen ſünden vnd boßheit Willen geſchehe, vnd das vns Gott der Allmechtige alß vnſer lieber getrewer Vatter durch ſolche ſchwere vnd Trübſelige Zeit vnd mit ſeiner vätterlichen Ruthen vnd erynnerungh ſeines gerechten zornes vnd ewiger ſtraffe zur wahrer Buß vnd bekehrung treiben vnd verurſachen will, damit wir jm rechten glauben mit rewigem hertzen als ſeine lieben kinder vnß zue jhme wenden, von ſünden abſtehen vnd vnßer leben beßern ſollen, auf daß wir nicht mit den Gottloßen ohne troſt verworffen vnd verdampt, ſondern der zeittlichen vnd ewigen ſtraf entfliehen vnd durch Chriſtum ewig ſehlig werden mögen" u. ſ. w.

Eine ſo theologiſch gefärbte, wortreiche Einleitung zu einer geſetzlichen Verordnung weltlicher Gewalt muthet uns heute ſehr fremdartig an, und der moderne Menſch iſt geneigt, ſie als leeres Gerede zu verurtheilen. Allein eine ſolche Verurtheilung wäre höchſt ungerecht; denn es ſpricht ſich in ſolchen erbaulichen Vorreden das Pflichtbewußtſein einer landesherrlichen Gewalt aus, die mit vollem Ernſte jene neue, höhere Auffaſſung vom Weſen und von der Bedeutung des weltlichen Staates ſich zu eigen gemacht hatte, wie ſie im Gegenſatz zu der durch das Mittelalter üblichen geringſchätzigen Betrachtung des Staates[2] die Reformatoren zur Geltung gebracht hatten. Erſt Luther hat ja den Staat als eine von Gott gewollte und ſittliche Einrichtung betrachten gelehrt[3] und damit — freilich ohne es zu wollen — der Entwickelung des landesherrlichen Kirchenregiments die Wege geebnet. Gerade dieſe Werthſchätzung

des Staates hat die Reformatoren trotz ihrer anfänglichen demokratiſchen Anſchauung, die in der Gemeinde die Trägerin der kirchlichen Gewalt erblickte,[4] ſchließlich gezwungen, den Landesherrn als „Nothbiſchof“ anzuerkennen,[5] weil ſie ſich der Einſicht nicht verſchließen konnten, daß die Gemeinde für die ihr urſprünglich zugedachte Aufgabe durchaus nicht befähigt war. Die Landesherrſchaften, denen die Kirchenhoheit auf dieſem Wege übertragen wurde, empfanden das natürliche Bedürfniß, beim Erlaſſe von Verordnungen ihre neuen, landesbiſchöflichen Befugniſſe und Pflichten nachdrücklichſt zu betonen. Wie die theologiſchen Vertheidiger des proteſtantiſchen Kirchenregiments dieſe neue Einrichtung damit rechtfertigen, daß dem Staatsoberhaupt als einem Hauptgliede der Kirche die „custodia utriusque tabulae“ zuſtehe,[6] ſo beruft ſich auch in unſerer Verordnung der Geſetzgeber, obgleich Calviniſt, auf den Grundſatz der Lutheriſchen, daß den Obrigkeiten „die erſte als auch die andere Tafel zu handhaben befohlen“ ſei, d. h. daß ſie nicht nur für die Beobachtung der Pflichten gegen ſich ſelbſt und den Nächſten, ſondern auch für die Beobachtung der Pflichten gegen Gott, die nach der Auffaſſung jener Zeit auf der erſten der moſaiſchen Geſetzestafeln verzeichnet geweſen waren, Sorge zu tragen haben. „Tragenden Amts halber“ fühlt er ſich zur Erhaltung und Förderung chriſtlicher Zucht und Ehrbarkeit durch Beſtellung von Kirchen und Schulen, ſowie durch Regierung der ihm von Gott untergebenen Unterthanen ſittlich verpflichtet. Bezeichnendermaaßen hat die Ordnung von 1715 an dieſer grundſätzlichen Betonung der landesbiſchöflichen Pflichten und Gerechtſame nichts geändert, wohl aber hat ſie jene erbauliche Einleitung weſentlich gekürzt, weil inzwiſchen das der früheren Zeit ſo eigenthümliche Bedürfniß nach theologiſchen Erörterungen gegen die Forderung knapper juriſtiſcher Faſſung zurückgetreten war.

In der Vereinigung weltlicher und geiſtlicher Befugniſſe in den Händen des Landesherrn, wie ſie ſich nicht allein in den neugläubigen, ſondern auch in den altgläubigen Landen[8] in Folge der reformatoriſchen Bewegung vollzog, liegt auch der hauptſächlichſte Grund für die enge Verbindung der Kirchenzucht und der weltlichen Polizei, die den Landordnungen eigen iſt. Ueberall tritt die Neigung der Geſetzgeber hervor, einerſeits rein weltliche Dinge vom religiös-ſittlichen Standpunkte aus zu betrachten und demgemäß zu ordnen, andererſeits durch rein äußerlichen weltlichen Zwang maaßgebend in die ſittliche Entwickelung des Volkslebens einzugreifen. So werden z. B. die in faſt allen Landordnungen enthaltenen Luxusverbote gewöhnlich durch die Erwägung begründet, daß ſolch „üppig Weſen" Gottes Zorn und Strafe herabbeſchwöre, während die der weltlichen Gewalt nach unſerem Dafürhalten weit näher liegende Rückſicht auf die aus ſolcher Ueppigkeit entſpringenden wirthſchaftlichen Schäden und ſocialen Mißſtände manchmal erſt in zweiter Linie in Betracht kommt. Andererſeits hält es die Staatsgewalt für durchaus angezeigt, die Unterthanen zum fleißigen Beſuche des Gottesdienſtes und zum Genuſſe des heiligen Abendmahls zu zwingen. Der Gedanke, wie wenig mit ſolchem polizeilichen Zwang für die wahre Sittigung, für die Förderung religiöſen Gefühls und lebendiger Ueberzeugung geleiſtet wird, ſcheint den Geſetzgebern keine Sorge gemacht zu haben. Mit der Vereinigung von Staats- und Kirchenhoheit in der Perſon des Landesherrn hängt weiterhin die Thatſache zuſammen, daß die Amtsbereiche der weltlichen und geiſtlichen Diener des Staates erſt recht ſpät ſchärfer gegen einander abgegrenzt worden ſind. In der Zeit, von der hier die Rede iſt, ſteht z. B. bei der Handhabung der weltlichen Polizei zuweilen der Pfarrer dem Schultheißen, bei der Handhabung der Kirchenzucht regelmäßig der Schultheiß

dem Pfarrer zur Seite. Eben deshalb, weil die polizeilichen Aufgaben des Staates einseitig vom religiösen Standpunkte und die sittlichen Pflichten allzu äußerlich vom polizeilichen Standpunkte aufgefaßt werden, greifen die Befugnisse der weltlichen und geistlichen Staatsdiener vielfach in einander über.

Der erste Artikel unserer Kirchenordnung gebietet die jährliche Ernennung zweier Kirchenrüger durch die Kirchenältesten (Seniores), den Pfarrer und den gräflichen „Offizialen oder Befehlshaber" des betreffenden Orts. Von diesen Kirchenrügern soll der Eine dem presbyterium, d. h. der Gemeinschaft der Kirchenältesten, der Andere der Gemeinde entnommen werden, und zwar so, daß das Amt jedes Neujahr in andere Hände übergeht. Es ist ein unbesoldetes Ehrenamt, und Niemand darf sich dessen weigern, wenn die Wahl auf ihn fällt. Durch Androhung hoher Strafe gegen die gehässigen Gemeindemitglieder werden die Kirchenrüger vor Unglimpf geschützt. Sie sollen „von niemandten angehauchet, schumpfieret, veracht, gelestert oder in einigen wegh bey hoher strafe vnd vnßer vngnadt angefochten vnd beläftiget werden." Die Pflicht dieser Gemeindebeamten war denn auch heikel genug, um solchen Schutz durch Strafandrohung gerechtfertigt erscheinen zu lassen; denn sie waren durch einen leiblichen Eid verpflichtet, die Sitten ihrer Gemeindegenoffen zu überwachen und alles „unehrbare und unchristliche Wesen" anzuzeigen, „damit den offentlichen schanden vnd lastern vnd dem ergerlichen leben, so viel immer möglich, gestewert vnd Gottes zorn, so durch solch rohes leben beide, wieder die thätter vnd auch die obrigkeitt, so solches nicht straffet, schwerlich gereitzt, begegnet werden möge." Alle Sonntage nach dem Gottesdienste hatten die Kirchenrüger vor dem Pfarrer (oder sonstigen „Kirchendiener", d. h. Geistlichen) des Orts ihre Rügen vorzubringen. Der Schultheiß oder Amtsverwalter hatte Namen und Vergehen der Angeschuldigten zu

verzeichnen und alsbald nach Befund die gebührende Strafe zu verhängen. Auf verſäumte Rügepflicht und auf Amtsverſäumniß des Schultheißen oder Amtsverwalters wird eine Buße von einem Ortsgulden (= 1/4 Gulden) geſetzt. Die Strafgelder kommen dem „Gotteskaſten" zu Gute.

Die beſprochene Einrichtung ſcheint ſich in der Folge nicht in allen Stücken bewährt zu haben. Gewiſſe Perſonen, namentlich Mitglieder des gräflichen „Hofgeſindes" ſcheinen ſich geweigert zu haben, die Machtbefugniß der Sittenaufſeher für ihre Perſon anzuerkennen. Auch konnte es nicht ausbleiben, daß ſich Fälle ereigneten, die die Zuziehung des geſammten Presbyteriums zu den Verhandlungen nöthig machten. Ja, ſelbſt dieſe kirchliche Gemeindebehörde war oft nicht im Stande, gewiſſe Fälle endgiltig zu entſcheiden. Daher weiſt die Faſſung von 1715 mehrere wichtige Zuſätze auf. Die Rügen ſollen künftig immer vor der Verſammlung der Kirchenälteſten, zu denen ja auch die Ortsgeiſtlichen gehören, vorgebracht werden. Dieſer Körperſchaft aber ſoll Jedermann, „er ſeye unterthan, beyſaß oder ſchutzverwandter(!), auch Unſere unterbedienten undt das Geſinde bey hoff" Rede und Antwort zu geben ſchuldig ſein. Hierdurch erhält der Amtsbereich der Aelteſten eine ſehr weite Ausdehnung. Auch die Juden — denn dieſe ſind unter den „Schutzverwandten" zu verſtehen — werden hiermit der Sittenpolizei des Presbyteriums unterſtellt, während ſie anderwärts vielfach unter beſonderer Aufſicht ihrer Rabbiner und Vorſteher (Judenbiſchöfe und Judenmeiſter) ſtanden.[9] Alle Sachen, die von den Aelteſtenkollegien nicht erledigt werden können, ſind an die obere Kirchenbehörde, das gräfliche Conſiſtorium, zu verweiſen, das zu dem Zwecke nach jeder Donnerstagspredigt in der gräflichen Canzlei eine Sitzung abhalten ſoll. Bei dieſer Gelegenheit ſoll das Conſiſtorium überdies „die bei denen reformirten Kirchen bräuchlichen Conventus classici

pastorum" (Pfarrſynoden), die „Kirchen-visitationes vor denen veſt- undt feyertägen" und die von den Predigern vorzunehmenden zeitweiligen Schulprüfungen anberaumen.

Der zweite Artikel handelt „vom gehör göttliches wortts undt gebrauch der heiligen Sacramenten," alſo vom Kirchenbeſuch. Allen erwachſenen Perſonen männlichen und weiblichen Geſchlechts wird der Beſuch des Gottesdienſtes an Sonn-, Bet- und Feiertagen, ſowie der Wochenpredigten, die, wie es ſcheint, Donnerstags gehalten wurden, zur Pflicht gemacht. Selbſt wenn „erhebliche vrſachen, nothwendige geſchäffte vnd vnvermeidliche hinderniß" vorliegen, ſoll Niemand, ohne vorher vom Pfarrer und vom Schultheißen Erlaubniß eingeholt zu haben, den Gottesdienſt verſäumen. Den Schultheißen und Kirchenrügern wird eingeſchärft, namentlich nach der Wochenpredigt, die augenſcheinlich am häufigſten gemieden wurde, ſich durch Umzählen zu überzeugen, ob alle Pflichtigen anweſend ſeien, die etwa Fehlenden aufzuſchreiben und das Verzeichniß dem Ortsgeiſtlichen einzureichen. Wer ohne vorher eingeholten Urlaub die Kirche verſäumt hat, den ſoll der Schultheiß in Strafe nehmen.

Ueber die Sonntagsheiligung und Sonntagsruhe hatte ſchon die Verordnung des Grafen Philipp vom Jahre 1588 Beſtimmungen getroffen, die jedoch — offenbar deshalb, weil ſie in das Verkehrsleben und in die Volksſitte allzu empfindlich eingriffen — ganz und gar nicht hatten ausgeführt werden können. Wolfgang Ernſt I. ſah ſich daher genöthigt, dieſe Angelegenheit durch geſetzliche Vorſchriften neuerdings zu regeln. Weltliche Geſchäfte, die eine Verſäumniß der Predigt oder „Ärgernis anderer Leute" mit ſich bringen, werden durchaus verboten. Der „böſe und dem Gottesdienſt abbrüchige Gebrauch", an Sonntagen Märkte und Kirmeſſen abzuhalten, ſoll künftighin abgeſtellt werden, die Märkte und Kirmeſſen ſollen

an den folgenden Montagen ſtattfinden. Damit jedoch die Krämer, die ſolche Veranſtaltungen beſuchen, keinen Grund haben, die Nichtkenntniß dieſer Beſtimmung vorzuſchützen, ſollen in dem laufenden Jahre (1598) die Märkte und Kirchweihen noch einmal an den früheren Terminen abgehalten werden. Mit dem folgenden Jahre aber ſoll das Verbot in Kraft treten. Schon in der katholiſchen Zeit hatte man in dem benachbarten Heſſen den Beſuch der Kirchweihen nur unter gewiſſen Einſchränkungen geſtattet. Man hatte ihn jedoch (auch für Sonntage) nicht ſchlechtweg verboten, weil die Kirmeß urſprünglich die Erinnerungsfeier an die Einweihung der Ortskirche,[10] häufig mit einem Ablaß begabt war, wie ſie denn in manchen Gegenden geradezu „Ablaß“ genannt wurde.[11] Landgraf Wilhelm der Mittlere von Heſſen verfügte z. B. in ſeiner Landordnung vom Jahre 1500[12] hierüber folgendermaaßen: Auf die Kirchweihtage eines jeglichen Fleckens oder Dorfs ſoll es alſo gehalten werden: Wenn Jemand um Gottes Willen auf eine Kirchweihung ziehen und ſeiner Seele Ablaß verdienen will und in dem betreffenden Flecken oder Dorf einen Verwandten wohnen hat, ſo darf er, wenn die hohe Meſſe vorüber iſt, dieſen beſuchen, und dem Verwandten mag es dann erlaubt ſein, ihn ohne Aufwand („zymlicher maße“) zu bewirthen; doch ſoll das Getränk dazu aus den Schenkhäuſern geholt und von Jedem ſeine Zeche bezahlt werden. Auch ſoll der Beſucher nicht über Nacht bleiben dürfen. Dieſe Beſtimmungen laſſen deutlich die Abſicht der Regierung erkennen, der übertriebenen Gaſtlichkeit, wie ſie an Kirchweihtagen geübt zu werden pflegte, zu ſteuern. Von der Anſchauung, wonach das Kirmeßfeſt eine Entweihung des Sonntags bedeutet, iſt hier noch nichts zu ſpüren, vielmehr iſt der Beſuch der Kirchweihe unter Umſtänden als ein religiöſes Bedürfniß anerkannt. Ganz anders mußte hierüber eine evangeliſche Regierung urtheilen. In den reformirten Ländern, wo

die hohe Meſſe und der Ablaß der Kirmeßtage verſchwanden, beſtand kein religiöſer Grund, den Beſuch und die Abhaltung ſolcher völlig verweltlichten Feſte an Sonntagen zu geſtatten; im Gegentheil, die lärmende Feſtfreude des ausgelaſſenen Landvolks bei dieſen Gelegenheiten mußte als eine Entheiligung betrachtet werden. Deshalb wird in unſerer Ordnung die Verlegung der Kirmeß auf den Montag geboten. Wenn dieſe Anordnung in den ſeit Jahrzehnten von Grund aus veränderten kirchlichen Verhältniſſen ihre Erklärung findet, ſo zeigt ſie uns doch auch deutlich eine ſchwache Seite des Polizeiſtaates, der die Wirkung ſeiner Geſetzesparagraphen auf das Volksleben ebenſo leicht überſchätzt, wie er die urwüchſige Kraft, womit das Volk liebgewordene Bräuche feſthält, unterſchätzt. Offenbar hat das Verbot der Sonntagskirmeſſen und der Sonntagsmärkte die Tanz-, Eß- und Trinkluſt des Bauernvolkes nicht niederzwingen können, dem mit einer Verlegung des Sonntagvergnügens auf den Montag begreiflichermaaßen nicht gedient war, weil es am Werktag durch ſeine Feldarbeit an der Theilnahme an auswärtigen Feſten gehindert ward. Ebenſo wenig hat ſich der Unternehmungsgeiſt und die Gewinnſucht der Krämer bannen laſſen. Graf Johann Philipp ſieht ſich wenigſtens veranlaßt, ebenfalls Klage zu führen über „das partiren[13] undt auslauffen auff die märkt undt kirchmeſſen“ und gebietet Schultheißen und Pförtnern, an Sonn- und Feiertagen Thore und Schläge zu verſperren, um ein ſolches Treiben zu verhindern. Er wiederholt das Gebot, Märkte und Kirchweihen auf die folgenden Montage zu verlegen, ein Beweis dafür, daß die gleiche Beſtimmung der früheren Ordnung wenigſtens auf die Dauer nicht hatte durchgeführt werden können. Die „Spielleute und Tänze an Sonn- und Feiertagen“ ſollten nach der Verordnung von 1715 bei hoher, von der Herrſchaft willkürlich zu bemeſſender Strafe verboten ſein. Dieſe puritaniſche Strenge

der kalviniſtiſchen Regierung wird indeſſen im achtzehnten Jahrhundert einer ſo feſtgewurzelten Volksſitte gegenüber vermuthlich ebenſo wenig ausgerichtet haben wie vorher im ſechzehnten Jahrhundert.

Während die Herrſchaft gegen die Sonntagsvergnügungen und das ſonntägliche „Partieren" einſchreiten zu müſſen glaubt, kommt ſie andererſeits den wirthſchaftlichen Bedürfniſſen der Landbevölkerung entgegen. Bei lang anhaltender, naſſer Witterung während der Erntezeit ſollte es den Leuten auf Grund vorher eingeholter Erlaubniß des Pfarrers und des Schultheißen erlaubt ſein, an trockenen Sonn- und Feiertagen ihren Erntearbeiten nachzugehen. Doch ſollten ſie unter keinen Umſtänden den Gottesdienſt darüber verſäumen.

Eltern und Geſindeherrſchaften wird zur Pflicht gemacht, ihre Kinder und ihr Geſinde an den Sonntagnachmittagen „zum Catechismo", d. h. zur „Kinderlehre" zu ſchicken. Offenbar pflegten ſich auch damals ſchon die heranwachſenden Bürſchchen gern von dem „Examine" zu drücken, indem ſie „auf der Bohrkirchen", d. h. auf den Emporen, Platz nahmen und von dort aus ihre pflichteifrigeren Genoſſinnen begafften. Daher verbieten unſere Ordnungen den „Jungen und Knaben" die Emporen. Sie ſollen gleich den Mägdlein im Schiff der Kirchen auf den für ſie beſtimmten Plätzen ſitzen. Aus der Ordnung von 1715 erfahren wir, daß ſich die „Kinderlehre" auf alle „ledige mans- undt weibsperſonen" erſtreckte. Ueber ſie ſoll ein genaues Verzeichniß geführt werden, und der Schulmeiſter (der zumeiſt auch das Glöckneramt verſah) ſoll die Ausbleibenden jedesmal anmerken und ſie dem Pfarrer mittheilen, damit ſie ſelbſt oder ihre Eltern zur Strafe angehalten werden. Die Eltern, Herrſchaften und Lehrherrn ſollen auch darauf halten, daß ihre Kinder, ihr Geſinde und ihre Lehrlinge ſich gehörig auf die Kinderlehre vorbereiten, und ſie „zu hauß zu

lernung des Catechismi undt jedesmahl aufhabender Fragen und antwort anweißen."

Vorzeitiges Verlaſſen des Gottesdienſtes, bevor der Geiſtliche den Segen geſprochen, iſt nach beiden Ordnungen ſtrafbar und ſoll nur kranken Leuten und ſchwangeren Frauen nachgeſehen werden. Alles müßige Spazierengehen während des Gottesdienſtes, namentlich das Herumlungern auf dem Kirchhofe, wird mit Strafen bedroht. Die ſpätere Verordnung fügt auch für die Kirchenſchläfer eine Buße bei. Während des Gottesdienſtes darf in den Wirthshäuſern nicht gezecht werden; nur Fremden und Wandersleuten wird ein Trunk und Imbiß nicht verwehrt.

Ein ſchönes Zeugniß für das Pflichtgefühl der Regierung, die ſich berufen ſieht, auch dem geringſten Unterthan den Beſuch der Kirche zu ermöglichen, iſt der Zuſatz der ſpäteren Ordnung, der auf die Gemeindehirten beſondere Rückſicht nimmt. Danach ſoll entweder das Vieh erſt nach der Früh- oder Vormittagspredigt ausgetrieben werden, oder es ſollen die Gemeindemänner während der Kirchenſtunden der Reihe nach den Dienſt der Hirten übernehmen.

Von ganz beſonderem Intereſſe ſind die in beiden Ordnungen enthaltenen Beſtimmungen über den Genuß des heiligen Abendmahls. Graf Wolfgang Ernſt I. war vom lutheriſchen zum kalviniſtiſchen Bekenntniſſe übergetreten.[14] Nach dem im Augsburger Religionsfrieden zum ſtaatsrechtlichen Grundſatze erhobenen Satze: „cuius regio eius religio",[15] hat er, wie manch anderer Fürſt ſeiner Zeit, von ſeinen lutheriſchen Unterthanen die Bekehrung zu ſeinem Glauben gefordert. Bei dieſer Umwandlung machte die Lehre vom heiligen Abendmahl begreiflicherweiſe die größten Schwierigkeiten. In vielen Unterthanen, die ſich äußerlich dem Religionszwange des Landesherrn fügten, war die Auffaſſung Martin Luther's vom Weſen und

von der Bedeutung des heiligen Abendmahls ſo tief gewurzelt, daß ſie den Tiſch des Herrn lieber ganz meiden, als Brot und Wein im Sinn und nach dem Brauche der „Sakramentierer“ empfangen wollten. Auf dieſe Vermuthung führt mit Nothwendigkeit die vorſichtige, man möchte faſt ſagen zartfühlige Faſſung der Beſtimmung über den Genuß des heiligen Abendmahls. Mit vielen und eindringlichen Worten werden die Unterthanen ermahnt, „mit fernerer verſäumnis vnd verachtungh des heiligen nachtmahls ſich ahn Gott dem herren zu ihrem eigenen beſchwerlichen nachtheil vnd vnzweifflichem Verderben, jha zu endtlicher Straf vber landt vnd leuthe ſich weitter nicht zu verſündigen, ſondern mit hertzlicher begierdt der Speiß des ewigen lebens, ſo offt ein jeder in ſeiner Pfarrkirchen gelegenheit darzu hatt, zu genießen vnd gebrauchen vnd ſich an ſolchem heilſamen werckh kein anſehen einiges Menſchen oder auch der ganzen weldt ergern noch hindern zu laſſen.“ Die Regierung hält ſich für berufen, im Nothfalle den Gebrauch der heiligen Sakramente zu erzwingen, aber ſie iſt vorſichtig und zartfühlend genug, hinzuzufügen, daß ſie gleichwohl vorerſt nicht gemeint ſei, „die Schwachen zue übereilen oder jemandt zue derer allein wahren Religion mit zwangh zue treiben.“ Sie empfiehlt jedem Unterthan, der ſich bezüglich der Abendmahlslehre im Herzen und Gewiſſen beſchwert fühle, ſich bei ſeinem Geiſtlichen aus Gottes Wort Bericht zu holen, und, wenn des Pfarrers Beſcheid ihm nicht überzeugend dünke, ſich an „die zu geiſtlichen Sachen Deputirten“, alſo an das gräfliche Conſiſtorium oder unmittelbar an den Grafen ſelbſt zu wenden. Doch ſoll der Betreffende dieſen Weg in aller Stille beſchreiten, ohne andere Leute zu „verunruhigen“, d. h. ohne ſeine Gewiſſensbedenken auf Andere zu übertragen. Das Anerbieten des Grafen, ſeine zweifelnden Unterthanen in Glaubensſachen perſönlich zu berathen, läßt uns einen Blick in ſein Innerſtes

thun und offenbart uns die liebenswürdigſten und achtungswertheſten Züge ſeines Weſens: ſeinen tiefen religiöſen Ernſt, die ungemeine Feſtigkeit ſeiner religiöſen Ueberzeugung und ſein rührendes Mitgefühl für die in ihrem Gewiſſen beſchwerten und innerlich ringenden Unterthanen. Von einem ſolchen Manne müſſen wir annehmen, daß er aus wahrer, innerſter Ueberzeugung den Glauben gewechſelt hat, und daß ihm die Bekehrung ſeiner Landeskinder zu dem Glauben, den er für den „allein wahren" hielt, nicht eine Machtfrage, ſondern eine Herzensangelegenheit war, eine heilige Aufgabe, für die er ſeinem Gott Rechenſchaft zu geben ſich ſchuldig fühlte. Daß jedoch dieſer wohlmeinende Herr ſeinen Zweck nicht erreicht hat, beweiſt der Umſtand, daß die oben angeführte, erbauliche Ermahnung faſt unverkürzt in die Verordnung von 1715 übergegangen iſt, die, wie ſchon bemerkt, im Uebrigen nach knapperer Faſſung ſtrebt und deshalb mit theologiſchen Erörterungen weit weniger freigebig iſt als ihre Vorlage. Man war innerhalb der verfloſſenen 117 Jahre mit der von Wolfgang Ernſt I. beliebten Duldſamkeit offenbar nicht weiter gekommen, und ſo ſchärft denn Johann Philipp den Predigern und Kirchenälteſten noch beſonders ein, auf die, welche ſelten oder gar nicht zum Tiſche des Herrn kommen, gute Acht zu haben, damit ſie erinnert und ermahnet werden mögen. Aber auch er iſt rückſichtsvoll und einſichtig genug, keine Strafandrohung hinzuzufügen und den Zweifelnden den Weg zu ſeiner eigenen Perſon offen zu halten.[16] Fremde und ausländiſche Perſonen ſollen nach ſeiner Verfügung nur dann zum Abendmahle zugelaſſen werden, wenn ſich der Geiſtliche gewiſſenhaft davon überzeugt hat, „daß ſie im glauben undt wandel geſunde Mitglieder der Reformirten Kirchen ſindt."

Der dritte Artikel handelt vom Gotteslästern, von dem greulichen Fluchen und leichtfertigen Schwören „bei dem leib,

gliedern vnd wunden vnſers Herrn Jeſu Chriſti“ u. ſ. w. Gegen die abſcheuliche Unſitte des Mißbrauchs des göttlichen Namens, die von vielen Zeitgenoſſen als ein öffentliches Unglück gerügt wird, hatte der berühmte ſtreitbare Widerſacher des „Hoſenteufels“, der kurbrandenburgiſche Hofprediger und Generalſuperintendent Andreas Musculus im Jahre 1556 eine beſondere Schrift ausgehen laſſen, die große Verbreitung gefunden zu haben ſcheint. Dem Verfaſſer unſerer Ordnung war ſie ſicherlich bekannt, wie auffallende Anklänge ihres Textes an den Wortlaut der Bußpredigt darthun.[17] Ganz ähnlich wie in der genannten Schrift heißt es in der Landordnung, dieſes Laſter ſei bei Jung und Alt ſo „gar gemein“, daß es allein hinreiche, um den Unterthanen furchtbare Leibesſtrafen und ewige Verdammniß zuzuziehen. Es werden darum Geiſtliche, Schultheißen und Amtsverweſer, Kirchenälteſte und Kirchenrüger gleichermaaßen beauftragt, dieſem Unweſen nach Kräften zu ſteuern, die Fluchenden und Schwörenden zunächſt treulich zu vermahnen und zu verwarnen, wenn ſie aber trotzdem zum dritten Male ſträflich erfunden werden, zur Anzeige zu bringen, damit ſie die gebührende Strafe treffe. Die Buße ſteigert ſich von Fall zu Fall. Auch ſoll ein jeder Hausgenoſſe die andern in dieſer Beziehung überwachen und, wenn ſeine wohlgemeinten Ermahnungen und Warnungen nicht fruchten, die Miſſethäter den Senioren, Kirchenrügern, Geiſtlichen oder der weltlichen Obrigkeit zur Beſtrafung melden. Unterläßt er dies, ſo iſt er ſelbſt der Buße verfallen. Die Eltern werden verpflichtet, ihre Kinder, wenn ſie ſolche Sünde begehen, leiblich zu züchtigen oder für ſie das Strafgeld zu erlegen. Sind die Kinder der Ruthe bereits entwachſen und widerſpenſtig, ſo ſollen ſie von den Eltern ſelbſt „der Obrigkeit zugebracht“ werden. Der rohe Mißbrauch des Namens Gottes hat in dem Jahrhundert des großen Krieges begreiflicher Weiſe trotz aller früheren väter-

lichen Ermahnungen und Züchtigungen noch mehr zugenommen. So ſieht ſich denn zu Anfang des 18. Jahrhunderts Graf Johann Philipp veranlaßt, die Beſtimmungen der früheren Verordnung noch zu verſchärfen. Nach der Faſſung von 1715 wird Derjenige, welcher trotz mehrfacher über ihn verhängter Strafen vom Fluchen und Schwören nicht abläßt, am Leibe geſtraft oder gar aus dem Lande verwieſen.

Der nächſte Artikel greift wie der vorige in das Leben des Hauſes ein, indem er den Familien eine gute Kinderzucht zur Pflicht macht und hierbei auf das gute Beiſpiel der Eltern und Erzieher verſtändiger Weiſe das Hauptgewicht legt. Man ſoll die Kinder zum Gebet, zur Schule und zu ehrlicher Arbeit anhalten. Die Kinder ſelbſt ſollen ſich in allen Stücken gehorſam und willig zeigen.

Auf die Schulverhältniſſe geht die ältere Ordnung nicht näher ein, eine allgemeine Volksſchulbildung ſcheint ſie noch nicht anzuſtreben. Der mit vollem Recht gerühmte Eifer der Reformatoren für die Hebung der Bildung iſt ja bekanntlich vorerſt vorzugsweiſe den Lateinſchulen zu Gute gekommen, während die Begründung der Volksſchulbildung eines der größten Verdienſte der Pietiſten und der evangeliſchen Regierungen des 17. und 18. Jahrhunderts iſt.[18] Für die erhöhte Bedeutung, die man zu Anfang des 18. Jahrhunderts der Volksſchule beimaß, liefert denn auch die Ordnung Johann Philipp's ein hübſches Zeugniß, indem ſie Folgendes bemerkt: „Weil wir uns auch die Beſtellung der Schulen als ein notwendiges ſtück des Chriſtenthumbs dergeſtalt angelegen ſeyn laſſen, daß die Jugendt nicht allein in beten, ſingen undt denen Haubtſtücken Chriſtlicher Religion, ſondern auch im Schreiben undt rechnen wohl unterrichtet werden kann undt darzu genugſam gelegenheit hat, Als ſollen die Kinder hier im ort (d. h. in Offenbach a. M.) ſelbſt bey vermeydung

Unſerer Straff undt ungenadt zur Schulen verwießen undt angehalten, auch, um dießem zu geleben, diejenige Kinder, welche zur Schulen tüchtig, von den Pfarrern undt übrigen presbyteris aufgeſchrieben werden." Es wird alſo die Aufſtellung einer Liſte der ſchulpflichtigen Kinder Offenbachs verlangt, und die Durchführung des Schulzwanges wenigſtens für den Hauptort des Birſteiner Gebiets angeſtrebt.

Daß der Schulzwang alsbald auch auf dem Lande durchgeführt worden wäre, iſt nicht anzunehmen, wiewohl ſich die Herrſchaft augenſcheinlich redlich bemühte, dieſes Ziel zu erreichen. In ſeiner Iſenburg-Birſteiner Schulordnung, die er im Jahre 1730 erließ,[19] klagt Graf Wolfgang Ernſt III. bitterlich über die Stumpfheit der Untergebenen, die „weit gröſſere Sorgen vor das unvernünfftige Viehe als den unſterblichen Geiſt ihrer durch Chriſti Blut ſo theuer erkaufften Kinder anwenden", die Wohlthaten eines verbindlichen Schulunterrichts durchaus nicht einſehen wollen und darum allen hierauf abzielenden Anordnungen der Regierung einen zähen Widerſtand entgegenſetzten. Man hatte offenbar damit begonnen, auf dem Lande zunächſt Winterſchulen einzurichten. Die Dorfkinder wurden nur in den Wintermonaten, während welcher die Feldarbeit ruhte, von einem „Winterſchulmeiſter" unterrichtet. Bei dieſer Einrichtung war es nicht zu vermeiden, daß die Schulkinder „das des Sommers wieder vergaßen, was ſie den Winther durch mit ſaurer Mühe erlernet". Die Schulordnung des Jahres 1730 beſtimmt deshalb, daß im Gebiete der Grafſchaft Iſenburg-Birſtein „fernerhin kein Unterſchied unter den Sommer- und Winterſchulen beſtehen ſoll, ſondern dieſelben des Sommers anderſt nicht als wie im Winter durch ohne Abbruch der gewöhnlichen Schulſtunden gehalten werden ſollen." Wo bisher nur ein Winterſchulmeiſter beſtellt war, ſoll künftig „ein tüchtiges Subjectum zu einem beſtändigen Schulmeiſter

angenommen, zuforderſt aber von dem Pfarrer des Orths examinirt und hierauf zum Conſiſtorium zur Confirmation geſchickt, auch demſelben ein hinlängliches Salarium jährlich gereicht werden.“ Unvermögenden Gemeinden verheißt der Graf eine entſprechende Beiſtener zu den aus den Schullaſten erwachſenden Koſten aus dem Hoſpital im Dreieicherhain. Der Schulpflicht ſollten alle Kinder vom 5. Lebensjahre bis zur Confirmation unterliegen. Kleinere Kinder, die in der freien Zeit doch nur müßig umherlaufen und bei der Feldarbeit nicht mithelfen, werden auch in der Sommerszeit mit der vollen Stundenanzahl bedacht, die der Winterlehrplan aufwies, während die größeren im Sommer mit Rückſicht auf ihre Theilnahme an den landwirthſchaftlichen Arbeiten täglich mit nur zwei Schulſtunden (von 12—2 Uhr Nachmittags) zu belaſten und in „der ſtrengen Erntezeit“ für einige Wochen ganz zu beurlauben ſind. Der Schulmeiſter wird der Aufſicht des Pfarrers und der Kirchenälteſten unterſtellt, die ihrerſeits dem gräflichen Conſiſtorium verantwortlich ſind. Bezüglich des Unterrichtsplanes wird den Pfarrern freie Hand gelaſſen, doch ſollen ſie auf Beſſerung ſtets bedacht ſein und bei beabſichtigter Einführung neuer Lehrbücher die Genehmigung des Conſiſtoriums einholen. Daß die Regierung auch beim Erlaß dieſer Schulordnung auf ein hartnäckiges Widerſtreben der Landbevölkerung gefaßt war, beweiſt ſchon der Umſtand, daß ſie es den Schulmeiſtern zur Pflicht macht, „ohne Menſchenfurcht“ ihres Amtes zu walten. Trotz redlichem Willen hat es denn auch die Landesherrſchaft in den nächſten Jahrzehnten nicht durchſetzen können, daß die Schulen im Sommer regelmäßig beſucht wurden. Zu Anfang des Jahres 1768 ſah ſie ſich zu einer weiteren Verfügung[20] genöthigt, die offenbar von der Einſicht getragen iſt, daß man den Bogen zu ſtraff angezogen habe. Darnach ſoll die Schulpflicht der Kinder erſt nach zurückgelegtem 6. Lebensjahre beginnen und ſieben Jahre

währen. Nach zurückgelegtem 13. Lebensjahre ſind die Kinder zur Einſegnung zuzulaſſen, „wenn ſelbige die zur chriſtlichen Confirmation erforderliche Wiſſenſchaft erlangt haben“. Trifft dieſe Vorausſetzung nicht zu, ſo müſſen die Betreffenden noch länger in der Schule verbleiben. Wo hingegen häusliche Verhältniſſe es wünſchenswerth machen, dürfen Kinder, die ſich über die erforderlichen Kenntniſſe ſchon vor Ablauf des 13. Lebensjahres ausweiſen können, auf Grund eines vom Pfarrer an das gräfliche Unterconſiſtorium zu erſtattenden Berichts ſchon vor dem geſetzlichen Termin eingeſegnet werden. Außer dem pflichtmäßigen Schulunterricht ſollen die Schulmeiſter auf Verlangen gegen „billigmäßige Belohnung“ Privatunterricht im Rechnen und Schreiben ertheilen, eine Einrichtung, die den Unterthanen wohlmeinend empfohlen wird. Die ſonntägliche Catechismuslehre haben alle confirmirten jungen Leute bis zum Ablaufe ihres 18. Lebensjahres, junge Handwerker „bis zum Geſellenſtand“ zu beſuchen.

In den Gang des Volksſchulunterrichts, wie er um die Mitte des 18. Jahrhunderts beſtand, geſtattet uns die Dienſtinſtruction für die Schulmeiſter[21] einen Einblick. Die Lehrer ließen natürlich noch Manches zu wünſchen übrig. Manche von ihnen waren allzu geneigt, um ihrer eigenen Bequemlichkeit willen oder aus Gefälligkeit gegen die Gemeindegenoſſen den Unterricht häufig auszuſetzen. Auch pflegten ſich nicht Wenige in ihrer perſönlichen Haltung arg zu vernachläſſigen. Die Inſtruction betont daher vor Allem, daß der Schulmeiſter in Pflichttreue, Gottesfurcht und ehrbarem Wandel ein gutes Beiſpiel geben ſoll. Gottesfürchtig ſoll er ſein, aber kein ſcheinheiliger Frömmler. Ein werkthätiges Chriſtenthum wird von ihm gefordert. In dieſem Geiſte ſoll er auch den Religionsunterricht betreiben. Er ſoll den Kindern die Ueberzeugung einpflanzen, „daß es mit dem bloſſen aus-

wendig-lernen nicht gethan ſeye, ſondern man ſein gantzes Leben und Wandel darnach einrichten müſſe". — Der Unterricht begann mit einem „erbaulichen Geſang, andächtigem Gebät und Ableſung eines Capituls aus der Bibel". Dann wurden „die gewöhnlichen Lectiones" vorgenommen. Den Schluß bildeten wiederum andächtiger Geſang und Gebet. Bei der Behandlung der Schüler ſoll der Schulmeiſter den Fähigkeiten der Einzelnen billige Rechnung tragen und nicht alle über einen Kamm ſcheeren. Mit Sanftmuth, Freundlichkeit, Beſcheidenheit und Geduld ſoll er ſeines Amtes warten. Iſt er genöthigt zu züchtigen, ſo ſoll er ſich „alles Polterns, unziemlicher Hefftigkeit, Schänden und Schmähens enthalten" und beileibe den Kindern keine „Annamen" geben. Unzeitige „Gelindigkeit" iſt auch vom Uebel. „Gezänk und Gewäſch" im Unterrichte ſoll der Schulmeiſter unter keinen Umſtänden dulden. Beſonders aber hat er darauf zu achten, daß die Schule ohne Noth nicht verſäumt wird. Auch hat er ſich im Unterrichte davon zu überzeugen, was ſeine Schüler von der Sonntagspredigt behalten und ſich daraus zu Herzen genommen haben.

Man kann nach alledem der Iſenburg-Birſteiner Regierung die Anerkennung nicht vorenthalten, daß ſie mit ſittlichem Ernſte und redlichem Willen, mit richtiger Einſicht in das Weſen und die Bedürfniſſe des Unterrichts an der ſchwierigen und wichtigen Aufgabe der allgemeinen Volksbildung gearbeitet hat. Ihre Verfügungen offenbaren einerſeits die heilſame Nachwirkung der pietiſtiſchen Strömung,[22] namentlich in der Forderung, die Jugend zu einem werkthätigen Chriſtenthum zu erziehen, andererſeits ſind ſie getragen von einem humanen Geiſte, der deshalb beſonders bemerkenswerth iſt, weil er von den Anſchauungen der ſogenannten Philantropiniſten, die ja mit ihren Erziehungslehren erſt in den ſechziger Jahren des 18. Jahrhunderts hervortreten, nicht beeinflußt geweſen ſein kann.

Doch kehren wir nach dieſer Abſchweifung zur Betrachtung unſerer Kirchenzucht- und Polizeiordnungen zurück! Der 5. Artikel trägt die Ueberſchrift „Vom Friedleben“ oder „Von Ehrbar- und Friedfertigkeit“ und fordert ein friedliches Ehe- und Familienleben. Von einer Strafandrohung iſt in der älteren Faſſung hier wie im vorigen Artikel, d. h. bei denjenigen Beſtimmungen, welche die innerſten Verhältniſſe des Familienlebens, das Verhältniß der Ehegatten, ſowie der Eltern und Kinder betreffen, in taktvoller Weiſe abgeſehen, während die bureaukratiſcher gefärbte ſpätere Ordnung den Zuwiderhandelnden wegen des öffentlichen Aergerniſſes, das ſie geben, harte Strafen in Ausſicht ſtellt.

Ziemlich ausführlich verbreitet ſich die Ordnung von 1598 im folgenden Artikel über das „Vollſaufen“. Wer die deutſche Culturgeſchichte kennt, muß zugeben, daß ſolche Ausführlichkeit Zuſtänden gegenüber, wie ſie im 16. und 17. Jahrhundert beſtanden, berechtigt erſcheint. Wie in vielen anderen Landordnungen ereifert ſich auch in der unſerigen der Geſetzgeber gegen die alte Volksſitte des Zutrinkens. Auf das Vortrinken „mit halben und gantzen“ wird eine Geldſtrafe geſetzt. Auch wer mit Halben oder Ganzen dem Zubringenden Beſcheid thut, ſoll der Strafe nicht entgehen. Wer „in füllerei“ erfunden wird und ſich in der Trunkenheit „ungeſchickt hält“, wird mit einer Geldſtrafe belegt, die ſich in Wiederholungsfällen verdoppelt und verdreifacht. Bei der vierten nachweisbaren Uebertretung tritt 24ſtündige, bei der fünften achttägige Thurmſtrafe ein. Den Wirthen wird ihre Rügepflicht eingeſchärft. Der Schenkwirth, der das „greuliche und viehiſche Sauffen“ geſtattet und die Völler nicht anzeigt, „ſoll geſtrafft werden wie die Trunkenbölтze ſelber“.[23] Um dem nächtlichen Zechen und Schlemmen zu begegnen, wird die Polizeiſtunde für den Sommer auf 9, für den Winter auf 8 Uhr feſtgeſetzt.

Zugleich mit dem Saufteufel ſoll der Spielteufel ausgetrieben werden. Die ältere Ordnung verbietet alle Spiele ſchlechthin, die jüngere nur für den Fall, daß ſolche „zu einer ſchäd- undt ſchändlichen Gewohnheit“ werden. Schon hieraus erſieht man, daß die Herrſchaft mit ihrer Verordnung gegen die nationalen Laſter der Trunk- und Spielſucht ohne Erfolg angekämpft hatte. Ueberdies giebt die Ordnung Johann Philipp's eine recht bezeichnende Erklärung für dieſe Erfolgloſigkeit früherer Beſtimmungen, indem ſie offen ausſpricht, „daß eben diejenigen, welche andere abmahnen oder zum Wenigſten anzeigen ſollen, ſelbſten in der füllerey begriffen undt ſo tags dann nachts in denen Wirthshäußern zu finden ſeyndt“. Alſo auch die zu Hütern der öffentlichen Sitte beſtellten landesherrlichen Unterbeamten und Gemeindebehörden hatte im 17. Jahrhundert die allgemeine ſittliche Verwilderung ergriffen und für ihre Aufgabe untüchtig gemacht. Es werden daher die Schultheißen und Kirchenälteſten, ſowie die Kirchenrüger ernſtlich ermahnt, „keine böße exempel oder Aergerniß zu geben“ und ihre Rügepflicht, die ſie ſeither vollkommen verabſäumt hätten, gewiſſenhaft zu erfüllen.

Bezüglich der Fleiſchesſünden, von denen der 7. Artikel handelt, wird auf eine beſondere gräfliche Verordnung verwieſen, die jährlich zwei Mal von der Kanzel herab verleſen werden ſoll. Es iſt dies eine Art der öffentlichen Bekanntmachung, die heutzutage auf berechtigte Bedenken ſtoßen würde, die aber durch das ganze Mittelalter [24] und bis in die neuere Zeit hinein beliebt geweſen iſt. In ſocialer und ſittengeſchichtlicher Hinſicht intereſſant iſt die Beſtimmung der Ordnung, die offenbar gegen eine Beſchränkung des ehelichen Umgangs und der Kinderzahl gerichtet iſt. Während außereheliche Geſchlechtsgemeinſchaft unbedingt ſtrafbar iſt, ſoll man Eheleuten nicht geſtatten, daß „ſie ſich voneinander enthalten“

und bei anderen Leuten ihren Aufenthalt haben. Sie ſollen bei einander wohnen oder der Strafe der Obrigkeit gewärtig ſein. Greift hiermit die Staatsgewalt in die innerſten Angelegenheiten des Ehelebens in ſehr energiſcher Weiſe ein, ſo bewährt ſie in der Frage nach der Unterſuchung von geſchlechtlichen Vergehen ſich äußerſt vorſichtig und vernünftig. Sie ſucht vor Allem allen öffentlichen Skandalen nach Möglichkeit vorzubeugen, indem ſie die Kirchenälteſten anweiſt, ehe das Vergehen ruchbar wird, dem Pfarrer in aller Stille Anzeige zu erſtatten, damit dieſer die der Fleiſchesſünde verdächtigen Perſonen ohne öffentliches Aufſehen vorfordere und ihnen ins Gewiſſen rede. Auf dieſem Wege konnten, wenn anders die Aufſichtsperſonen die erforderliche Verſchwiegenheit beſaßen, am eheſten öffentliches Aergerniß und ſchmutziger Klatſch vermieden werden. Erſt wenn geiſtliche Ermahnung bei den Unzüchtigen nicht verfangen wollte und das Vergehen ruchbar würde, ſollte mit ihnen im Wege Rechtens verfahren werden. Auf Kuppelei wird die nämliche Strafe geſetzt wie auf Unzucht.

Der folgende Artikel handelt von den Hochzeiten. Bei dieſen Familienfeſten wurde im Mittelalter bekanntlich ein Luxus entfaltet, der uns mitunter märchenhaft erſcheint. Wir wären verſucht, über den Bericht von der Hochzeit eines Zinkenbläſers mit einer Bäckerstochter zu Augsburg im Jahre 1493, wobei 720 Gäſte an 60 Tiſchen ſchmauſten und an acht Tagen 20 Ochſen, 49 Zicklein, 500 Stück Federvieh, 30 Hirſche, 15 Auerhähne, 46 Kälber, 900 Würſte, 95 Maſtſchweine, 1006 Gänſe, 25 Pfauen und eine große Zahl von Fiſchen und Krebſen verſpeiſt wurden,[25] ungläubig den Kopf zu ſchütteln, lägen nicht noch andere, gut beglaubigte Angaben ähnlicher Art vor.[26] Daher haben ſich denn auch ſchon frühzeitig die ſtädtiſchen Behörden bemüht, dem beliebten Aufwande

durch beſondere Verbote und Einſchränkungen zu ſteuern.[27] Für dieſe ſtädtiſchen Hochzeitordnungen ſind indeß zuweilen mehr ſtändiſche als ſittliche und wirthſchaftliche Rückſichten maaßgebend geweſen, während in den nachfolgenden landesfürſtlichen Verfügungen namentlich die moraliſche Seite hervorgekehrt wird. Im Allgemeinen laſſen die Hochzeitordnungen des 16. Jahrhunderts dem gaſtlichen Sinne und der Vergnügungsſucht ziemlich weiten Spielraum. Die Ordnung des Landgrafen Wilhelm des Mittleren von Heſſen aus dem Jahre 1500[28] geſtattet für Städte die Einladung von 80, für Dörfer die Einladung von 40 Hochzeitsgäſten, und in Butzbach (in der Wetterau) erſtreckten ſich die Hochzeiten im 16. Jahrhundert auf zwei Tage.[29] Ja, gerade in der Wetterau ſind zweitägige Bauernhochzeiten mit über 100 Hochzeitsgäſten noch heute nichts Ungewöhnliches, und in manchem heſſiſchen Ort hat der Brautlauf (wenigſtens der wohlhabenderen Bauern) ſeinen uralten Charakter als eines Gemeindefeſtes[30] bis auf den heutigen Tag treulich bewahrt. In großen Städten war die geſetzlich erlaubte Zahl der Hochzeitsgäſte natürlich viel höher. Die Braunſchweiger Rathsordnung von 1579 bemißt ſie auf 144 Perſonen.[31] In der älteren iſenburgiſchen Ordnung iſt eine Perſonenzahl nicht genannt, die jüngere aber zieht ſehr enge Grenzen, indem ſie beſtimmt, daß ohne beſondere gräfliche Erlaubniß höchſtens 10 Paare an der Hochzeitsfeier theilnehmen ſollen, eine Beſtimmung, die offenbar in der durch den großen Krieg verurſachten und zu Anfang des 18. Jahrhunderts noch ſehr fühlbaren Zerrüttung des ländlichen Wohlſtandes ihren Grund hat. Bereits im Mittelalter beſtand die Sitte oder vielmehr die Unſitte des „Voreſſens“ oder der „Suppe“.[32] Schon vor dem Kirchgange wurde nämlich den Hochzeitsgäſten eine Morgenſuppe vorgeſetzt, der weitere Gerichte folgten, und wozu dem Weine wacker zugeſprochen wurde.

Da geſchah es denn oft, daß die Gäſte, anſtatt das Brautpaar in die Kirche zu begleiten, im Braut- oder Hochzeitshauſe „bei der Suppen“ ſitzen blieben, oder daß ſie gar berauſcht in der Kirche erſchienen. Daher eifern manche Ordnungen gegen das „Suppen- und Voreſſen“. Auch die Iſenburger Beſtimmungen gebieten ausdrücklich, daß ſich die geſammte Hochzeitsgeſellſchaft nach dem dritten „Puls“ (Glockenzeichen) mit dem Brautpaare in die Kirche begebe, und bedrohen die, welche „bei der Suppen ſitzen bleiben und ſich voll ſaufen oder ſonſten unter der Predigt im Hochzeit- oder Brauthauſe ſich finden laſſen“, ſowie den Bräutigam, wenn er „zu ſolcher Unordnung Urſach gegeben“ mit empfindlichen Geldſtrafen. Bei dem eigentlichen Hochzeitsſchmauſe, der auf den Kirchgang folgt, ſoll das „ſäuiſche Saufen undt Nötigen“ und jede Verſchwendung vermieden werden. Die ſpätere Ordnung nimmt hierbei Gelegenheit, die aus dieſem „Ueberfluß“ entſpringenden wirthſchaftlichen Schäden nachdrücklichſt hervorzuheben. Sie begnügt ſich übrigens nicht mit Luxusverboten, ſondern wendet ihrem mehr juriſtiſchen Charakter gemäß auch den rechtlichen und kirchlichen Formen der Eheſchließung und ferner dem Verhalten der Brautleute ihre Aufmerkſamkeit zu. Ledige Perſonen ſollen nicht aufgerufen werden, bevor ſie in einer vom Pfarrer des Orts anzuſtellenden Prüfung ſich mit ihrem Katechismus oder wenigſtens mit den Hauptſtücken der chriſtlichen Religion vertraut gezeigt haben. Auch ſollen ſie vorher bei der gräflichen Kanzlei um „Consens“ nachſuchen, damit nicht „diejenige Perſohnen zuſammen heiraten mögen, denen es naher verwandtniß oder anderer urſach halber nicht gebühret“. Weiterhin tritt die Ordnung Johann Philipp's dem eingeriſſenen Mißbrauche, daß Brautleute gerade diejenigen Gottesdienſte zu verſäumen pflegen, bei denen ſie aufgerufen werden, mit der richtigen Erwägung entgegen, daß ſie gerade in dieſer Zeit be-

ſondere Urſache haben, Gott um ſeinen Segen anzurufen. Es wird daher die Kirchenverſäumniß der Verlobten mit der verhältnißmäßig hohen Geldſtrafe von einem halben Gulden bedacht.

An die Beſtimmungen über die Hochzeiten ſchließt ſich dann in einem weiteren Artikel eine Verordnung über die Tänze, die ſeit alter Zeit einen wichtigen Beſtandtheil des Hochzeitsfeſtes bildeten. Sie wurden in Städten meiſtens auf dem Rathhauſe abgehalten,[33] das im Volksmunde zuweilen auch den Namen „Spielhaus“ führt,[34] da es der Menge als öffentlicher Vergnügungsraum offenbar intereſſanter war denn als Sitz der Stadtregierung. Zunftgenoſſen hielten ihren Tanz auch wohl auf ihrem Zunfthauſe.[35] Manchmal beſaßen ſelbſt beſcheidene Städtchen wie das heſſiſche Alsfeld neben dem Spielhauſe noch ein „Tanz- oder Hochzeithaus“, das allein geſelligen Zwecken diente. Gewöhnlich wurden jedoch in kleineren Städten gewiſſe Räume des Rathhauſes den Veranſtaltern einer Feſtlichkeit gegen einen beſtimmten Zins vermiethet. Für das Städtchen Butzbach geſtattet ſogar noch eine unter dem Miniſterium Karl Friedrichs von Moſer (1778) erlaſſene Reformordnung,[36] daß das große Rathhauszimmer zum Zwecke von Hochzeiten, Tanzbeluſtigungen und erlaubten öffentlichen Spielen an Bürger vermiethet werde. Der Miether hatte für den erſten Tag einen Gulden, für jeden weiteren 30 Kreuzer zu erlegen und den etwa verurſachten Schaden zu erſetzen. Durch ſolches Entgegenkommen mochten die Regierungen den „Winkeltänzen“ zu begegnen hoffen, die ja viel bedenklicher und ſchwerer zu beaufſichtigen waren. Auf dem Lande lagen die Verhältniſſe weniger günſtig. Hier ſtand gewöhnlich ein für die Abhaltung von größeren Tanzbeluſtigungen geeigneter Raum nicht zur Verfügung, und ſo blieb nichts übrig, als die Hochzeitstänze auf Gaſſen oder auf freien Plätzen (unter der Dorflinde)

abzuhalten. Für dieſe Tänze unter freiem Himmel ſprach überdies uralte Volksſitte. Zur Sommerszeit hatte das Landvolk von jeher im Freien ſeinen Reigen geſprungen, und noch heute wird auch in ſolchen Dörfern, denen es an geeigneten Tanzſälen nicht fehlt, bei der Kirmeß auf der Gaſſe oder auf einem freien Platze, manchmal auch in einem geräumigen Bauernhofe der Tanzboden aufgeſchlagen. Beide iſenburgiſchen Ordnungen wollen von ſolcher Anhänglichkeit an einen alten Volksbrauch durchaus nichts wiſſen und beſtimmen „zur befurderung ehrlicher zucht und verhüttungh alles ergerlichen vnweßens", daß die Hochzeitstänze nicht auf der Gaſſe, ſondern in den Häuſern ſollen abgehalten werden. Maaßgebend für dieſe Beſtimmungen waren hauptſächlich geſellſchaftliche Bedenken. Das zeigt die Bemerkung, daß ſich bei den Gaſſentänzen „allerley geſindlein mit einſchleiffe". Es galt für unanſtändig, daß das Geſinde an ſolchen Tanzbeluſtigungen ſeiner Dienſtherrſchaften theilnahm, und die Dienſtboten konnten ihre Tanzluſt nicht bändigen, wenn ſich das lockende Schauſpiel vor ihren Augen vollzog. Wie die Hochzeitsordnungen vieler anderer Städte hatten z. B. die in Butzbach geltenden Beſtimmungen, ſoweit ſie die Hochzeitstänze betrafen, ganz vornehmlich den Zweck, das Geſinde von dieſen Beluſtigungen auszuſchließen, und die Butzbacher Stadtrechnungen des 16. Jahrhunderts verzeichnen zuweilen Strafgelder von „Mägden und Knechten, ſo über der Kellner und der Rats Gebot an die Hochzeitstänze gelaufen und doch nicht darzu berufen geweſen".[37] Man wird demnach das Wort „Geſindlein" in unſerer iſenburgiſchen Ordnung nicht im Sinne von „Geſindel", ſondern in ſeiner urſprünglichen Bedeutung aufzufaſſen haben, wenn es freilich auch hier offenbar ſchon den Beigeſchmack des Verächtlichen hat. Für das Verbot der Gaſſentänze war neben dem beſprochenen ſocialen Bedenken die Rückſicht auf „ehrliche Zucht" entſcheidend.

Das „ärgerliche Unweſen“, das es zu verhüten galt, tritt uns in faſt allen polizeilichen Anordnungen jener Zeit deutlich entgegen. Bei den ländlichen Reigentänzen, die ja nicht, wie die „Hoftänze“ der adeligen Geſellſchaft, „getreten“, ſondern „geſprungen“ wurden,[38] ging es nicht beſonders ehrbar und züchtig zu.[39] Namentlich pflegte der Tänzer ſeine Tänzerin in der Abſicht, ſie nach Möglichkeit zu entblößen, auf bedenkliche Art herumzuſchwenken, hochzuheben und „abzuſtoßen“. „Do laufft man vnd würfft vmbher eyn, das man hoch ſieht die bloßen beyn“, ſagt Sebaſtian Brant.[40] Hauptſächlich dieſer rohen Unſitte wegen bezeichnen unſere Ordnungen den Tanz als einen „böſen Brauch“. Sie verbieten auch ausdrücklich „alles ohnzüchtig ſchwenken vnd ohngebertig ſpringen vnd drehen“. Ueberdies fordern ſie die Anweſenheit „ehrbarer Matronen“, deren weiblicher Takt ſolchem Unweſen Einhalt zu thun geeignet iſt. Sie ſuchen demnach dem unanſtändigen Gebahren der Tanzenden auf ähnliche Art zu begegnen, wie die ſächſiſch-erneſtiniſche Landordnung vom Jahre 1556,[41] die den Eltern der Mädchen die Vermahnung und Beaufſichtigung ihrer Töchter zur Pflicht macht. Hier wird übrigens auch den Spielleuten anbefohlen, durch Aufſpielen eines „unzüchtigen Tanzes“ zu Unanſtändigkeiten keine Veranlaſſung zu geben, eine Beſtimmung, die die Vermuthung nahe legt, daß das Schwenken und Hochheben mit einer beſtimmten Gattung von Tänzen verbunden war. Nach einer Nürnberger Rathsordnung[42] waren die „ſchändlichen Tänze“ nicht die gewöhnlichen, von alters hergebrachten, ſondern neuerdings aufgekommene Tänze. Auch ſie gebietet, „daß hinfüro einicher hofirer (Muſikant) oder ſpilman eynichen ſollichen tanntz nit pfeyffen, ſchlahen noch machen, auch nymant, wer der ſey, frow oder man, dieſelben nit tanntzen, an dem tanntzen an ainander nit halſen oder umbfahen ſollen“. Wir ſehen, daß hier ſchon das Umfaſſen der

Tänzerin für unanſtändig galt. Wie ernſt man es mit den in Rede ſtehenden Verboten meinte, zeigt die Beſtimmung der genannten ſächſiſchen Landordnung,[43] wonach in Städten neben den Stadtknechten zwei Rathsperſonen, in Dörfern die Heimbürgen und der Gerichtsbüttel zur Ueberwachung der Tänze verordnet werden, damit ſie die Uebertreter aufzeichnen und zur Strafe bringen. Wie die Aufzeichnungen des Görlitzers Paul Schneider[44] beweiſen, ließ man es bei Drohungen nicht bewenden. Er berichtet, daß in Görlitz einmal in einer Woche elf junge Burſchen wegen unanſtändigen Tanzens vom Rathe geſtraft wurden. Frauen und Mädchen gegenüber, die ſich ungebührlich hielten, bediente man ſich des vielleicht noch wirkſameren Mittels, ihnen „andern zur Abſcheu" das Tanzhaus für ein Jahr zu verbieten.[45] Im Iſenburgiſchen wird wie anderwärts „der böſe Brauch des leichtfertigen Tanzens" auf die Hochzeiten beſchränkt, und die Faſſung der Verordnungen läßt deutlich genug erkennen, daß die Herrſchaft auch die Hochzeitstänze nur deshalb erlaubt, weil ſie die Unmöglichkeit der Unterdrückung dieſer Volksſitte einſieht. — Mit wahrhaft puritaniſcher Strenge ſchreitet die ältere Ordnung gegen die alten Lieblinge des vergnügungsluſtigen Landvolks, namentlich der Dorfjugend, ein, gegen die Spielleute: „Die Pfeiffer, Geyger und andere Spielleuth, ſo den leuthen zum Müſſiggangh, vnnötigen Praſſen vnd ſchlämmen anlaß geben, ſie auch vmb drinkgelt oder gaben nicht vnbeſucht laſſen, Sollen keines orths weder bey tagh, noch bey nacht Ihren muthwillen zue treiben geduldet werden". Die armen Burſchen und Mädchen! Was konnte ihnen die Erlaubniß der Hochzeitstänze frommen, wenn ihnen Niemand aufſpielen durfte? Wer die Dorfjugend kennt, wird nicht daran zweifeln, daß ſie dieſe Schwierigkeit zu überwinden wußte. Wie heute, ſo wird es auch damals ſchon unter den Burſchen Virtuoſen gegeben haben, die den verpönten Spiel-

mann zu erſetzen wußten; auch wird es an Dorfſpielleuten, die das Muſiciren nur gelegentlich als Nebengewerbe betrieben, nicht gefehlt haben. Im ſchlimmſten Falle genügte der Geſang eines Mädchens als Tanzmuſik. Noch vor wenigen Jahrzehnten konnte man im Vogelsberg an Sonntagen junges Volk antreffen, das zum Liede einer mit ſchriller Stimme begabten Geſpielin tanzte. Die Ordnung vom Jahre 1715 hat jene drakoniſche Beſtimmung ihrer Vorlage geſtrichen, entweder weil man ſich inzwiſchen von der Undurchführbarkeit überzeugt, oder weil man von dem Beruf und von der Kunſt der Muſiker höher denken gelernt hatte.

Bezüglich der Kindtauffen (Artikel 10) iſt die ſpätere Ordnung ausführlicher als die frühere. Dieſe beſchränkt ſich wie die meiſten hierauf bezüglichen geſetzlichen Beſtimmungen der gleichzeitigen Landordnungen auf das Verbot übertriebenen Aufwandes. Schon der beſprochene Erlaß des Landgrafen Wilhelm des Mittleren von Heſſen aus dem Jahre 1500[46] gebietet in dieſer Hinſicht: „Ein jeglicher, er ſei reich oder arm, der Kindbett haben (abhalten) will, der ſoll aufs höchſte und nicht mehr denn zehen Frauen, einen Prieſter, der das Kind tauft, mit dem Opfermanne laden, und der Gevatter, iſt er eine Mannsperſon, noch zwei ſeiner guten Freunde mit ſich nehmen, und der Gevatter ſoll in ſolchem Kindbett ein halb Viertel Weins, dem Kinde nicht mehr denn zehen Weißpfennige, dem Geſinde in dem Hauſe jeglichem ſechs heller und der Bademutter (Hebamme) einen Weißpfennig ſchenken, und des Abends ſoll keine geſellſchaft in des, der das Kind taufen läßt, oder in des Gevattern Hauſe gehalten werden. Welche ſolches überfahren (übertreten) und bruchhaftig erfunden werden, die ſollen das verbüßen mit der höchſten Buße“, d. h. mit zehn Gulden. Indeſſen war es recht ſchwer, dem bei Kindtaufen üblichen Aufwande wirkſam zu begegnen. Die Frauen waren

es, die ihre Neigungen, bei ſolcher Gelegenheit etwas aufgehen zu laſſen und durch ihre „Traktation“ zu glänzen, nicht zu unterdrücken vermochten. Waren doch die Kindtaufſchmäuſe Frauengeſellſchaften. Von Männern waren ja eigentlich nur der Geiſtliche mit dem Küſter und der Gevattersmann gelitten. Eine wie untergeordnete Rolle die Männer bei der Kindtaufe ſpielten, beweiſt ſchon der Umſtand, daß die meiſten Ordnungen nur die Anzahl der einzuladenden Frauen beſtimmen, und noch deutlicher die merkwürdige Volksſitte, ſelbſt den Vater des Kindes beim Taufſchmauſe abzuſondern. An manchen Orten des Braunſchweiger Landes z. B. war der Vater des getauften Kindes dazu verurtheilt, während des Schmauſes auf einem Holzklotze in der Stubenecke zu ſitzen.[47] Dieſer Auffaſſung der Kindtaufe als einer beſonderen Angelegenheit der Weiber entſprach denn auch die im Iſenburgiſchen herrſchende Gepflogenheit der Väter, der Taufhandlung in der Kirche ganz fern zu bleiben. Je weniger aber die Männer bei dieſen Familienfeſten bedeuteten, um ſo mehr waren ſie geneigt, den von den Weibern beliebten Aufwand beim Taufſchmauſe zu verurtheilen. Sehr bezeichnend dafür iſt die Beſchwerdeſchrift der Gemeinde des hanau-lichtenbergiſchen (jetzt heſſiſchen) Städtchens Babenhauſen an den Stadtrath vom Jahre 1508.[48] Da heißt es: „Item, ſo iſt not, das ein regiment in der gemeynde gemacht werde, wie es mit der kindttauff gehalten werde, beſunder wie viel ein kindtbetterſchin zu irer (!) kyndttauff frawen (!) haben ſolle vnd nit mere; dan die armen vnterſtehen mere frawen dan die richen zu haben, vnd werden ſonach die armen menner (!) mit iren dorichten weybern hoch beſchweret und zu unmoglichen koſten gebracht, das do durch einen rait der gemeynde zu nutze billiche mit eyner zimlichen ordenunge verſehen und verkommen wirt“. (Auch hier werden neben den wirthſchaftlichen auch ſociale Bedenken laut.)

Da nun der Rath die dringend geforderte Kindtaufordnung nicht erließ, ſo verfügte die gräflich-hanauiſche Regierung auf Anſuchen der Gemeinde: „Item, mit der kindtauff ſol es bey meniglich (!) alſo gehalten werden, nemlich bey einer pene (Strafe) eins rynſchen guldens, der herrſchafft ½ vnd der ander ½ gulden der Stadt vnableßlich zu bezalen, alſo das ein igliche frawe zu Bobenhuſen, ſie ſy rych oder arme (!), zu irer tauff, tauffung vnd kindtbette nit mere dan den gevatter, die ammen vnd vier frawen irer nehſten frundt (Verwandten) laden vnd halten ſol by obgemelter pene, dornach wollen ſich manne vnd frawen haben zu richten. Solich ordnung der kindtauff ſol einer gemeynde offentlich midt leudenden glocken verkundt werden. Es ſoll auch ein yeder gevatter by obgemelter pene nit mere dan zwen alt thurnes vnd der ammen 6 pfennige ſchenken". Die Verfügung der hanauiſchen Regierung macht zwiſchen reich und arm keinen Unterſchied und läßt von den Bedenken, die die Beſchwerdeſchrift andeutet, nur die Rückſicht auf den wirthſchaftlichen Wohlſtand gelten. Unſere iſenburgiſchen Ordnungen hingegen betrachten die Sache wiederum mehr vom religiöſen Standpunkte. Schon die derbe Faſſung in der Verfügung Wolfgang Ernſt's läßt dies deutlich erkennen: „Bey den kindttäuffen ſoll man ſich ſo wohl als bey den hochzeitten mit gäſtladen und andern Dingen alſo verhalten, daß nicht dem Teuffel mehr denn Gott mit vberiger füllerey vnd vnnutzen koſten gedient werde bei Peen eines halben gulden. Es ſoll auch kein kindtbeth, Gaſterey oder andere Gelach mit verſäumnis der Catechismipredigt gehalten werden bey Peen jeder Perſon, ſo darbei iſt, eines halben orthsgulden, und die, ſo es angerichtet haben, ſollen die ſtraff doppelt erlegen". Auch in dieſem Punkte hat die gräfliche Verordnung augenſcheinlich nicht gefruchtet, denn Graf Johann Philipp ſieht ſich ebenfalls veranlaßt, gegen „das bei

denen Kindttauffen nicht weniger als bei Hochzeiten ſeither in üppigem brauch geweſene Freſſen undt Saufen" zu eifern. Er verbietet ausdrücklich die den Hochzeitſuppen entſprechenden „ſtarcken, höchſt ſchädlichen Gevatterimbiſſe vor der Taufhandlung". Bisher hatte der Gevatter einem alten Volksbrauche gemäß zum Taufſchmauſe den Wein oder das Bier geſpendet. Graf Johann Philipp findet, daß durch dieſe Sitte der Gevatter „ſchändlich mißbrauchet undt damit dieſes Chriſtliche werck Vielen ſonſt Chriſtliebenden undt guttätigen leuten gantz Verhaſſet gemacht" wird. Es ſoll demnach nur dem Vater des getauften Kindes erlaubt ſein, nach Verrichtung der heiligen Handlung „einen Trunck wein oder nach ſeiner gelegenheit Bier undt dabey, wan er will, ein ſtück Kuchen oder an deßen ſtatt bretzel nebſt Keß undt Butter zu ſpendirn und aufzuſetzen". Jede Zuwiderhandlung wird mit einer ungewöhnlich hohen Geldſtrafe bedroht. Das Gevatterngeſchenk, das der Gevatter bei der Taufe ſeinem Patenkinde in die Wiege zu legen pflegte, ſoll künftig über eines Reichsthalers Werth nicht hinausgehen. Nur beſonders vermögenden Leuten und „Bedienten" d. h. Beamten, die den guten Willen haben, ſoll ein Patengeſchenk vom Werthe von höchſtens zwei Reichsthalern ausnahmsweiſe geſtattet ſein. Die üblichen Neujahrsgeſchenke an die Patenkinder werden in echt bureaukratiſcher Verachtung der Volksſitte als „eingeſchlichener Mißbrauch" verurtheilt und ein für allemal verboten. Was die Feier des Taufſakraments ſelbſt anlangt, ſo tritt das Gemeindeprincip hierbei ſtark hervor. Die ſpätere Ordnung verfügt, daß ſolche nicht im Hauſe, ſondern „in öffentlicher Verſammlung der Gemeinde" nach der Predigt vorgenommen werde, da ja die Taufe nichts anderes ſei, als die feierliche Einverleibung der Neugeborenen in die Gemeinde Chriſti. Deshalb ſoll die Gemeinde in der Kirche beiſammen bleiben, bis die heilige Handlung vollzogen iſt.

Den Eltern wird ans Herz gelegt, „Ihre Kinder forderſamſt zur heiligen Tauff zu bringen undt darzu die erſte gelegenheit, die ſie in der verſammlung der gemeinde haben können, zu ergreiffen undt das Kindt länger nicht denn acht Tag, wann es eher nicht geſchehen kann, keineswegs liegen zu laſſen.“ Auch auf die äußere Ordnung wird Bedacht genommen. Die Amme trägt das Kind in die Kirche. Für ſie wie für die „Goth oder gevatterin“ ſind Plätze im vorderſten Weiberſtuhl nächſt der Kanzel freizuhalten. Die Väter, die, wie ſchon bemerkt, die ganze Taufangelegenheit bisher als Sonderangelegenheit der Frauen betrachtet hatten, werden ernſtlich aufgefordert, bei der Feier des Sakramentes perſönlich zu erſcheinen. Auch für den Vater und ſeinen Gevatter ſoll ein Stand im vorderſten Stuhl bereit gehalten werden.

Anhangsweiſe fügt die Ordnung Johann Philipp's hier weiter eine Beſtimmung bei, die mit dem Taufſakrament nichts zu thun hat. Freilich handelt es ſich dabei ebenfalls um die Aufnahme eines Neulings in eine Gemeinſchaft, nämlich um das ſogenannte „Hanſen“ oder „Hänſeln“, das ſchon im Volksleben des Mittelalters eine große Rolle ſpielt. In Butzbach wurden die Bürgermeiſter, die dieſes Amt zum erſten Male antraten, und alle neugewählten Schöffen und Rathmannen „gehanſet“, d. h. in die „Hanſe“ (Genoſſenſchaft) des Raths feierlich aufgenommen.[49] Die bei ſolchen Gelegenheiten bräuchlichen Ceremonien ſtellen ſich hie und da allerdings als eine harmloſe Traveſtie der Taufhandlung dar. In St. Goar am Rhein wurde der Fremde, der ſich „verhanſen“, d. h. für die Zeit der Meſſen in die Gilde der dortigen Kaufleute einkaufen wollte, an das Zollhaus geführt, mit einem Halsbande von Meſſing geſchmückt, worauf er nach eigener Wahl die Waſſer- oder die Weintaufe empfing.[50] Es iſt durchaus nicht unwahrſcheinlich, daß derartige Bräuche auch im Iſenburgiſchen be-

UNIVERSITY

ſtanden, und daß gerade deswegen bei Gelegenheit der Taufordnung auf die Sitte Bezug genommen wird, beim Antritt einer neuen Würde ſeinen „Einſtand“ zu geben. Ueberall hatte ja der Neuling im Mittelalter ſein gebührliches „Hansgeld“ zu erlegen. Es betrug im ſechzehnten Jahrhundert in Butzbach für den Bürgermeiſter drei Gulden, für jeden Schöffen oder Rathmann ſieben Tornoſe. Dieſes Geld wurde in Gemeinſchaft mit den Amtsgenoſſen verſchmauſt und vertrunken. Daß ſolche Gelage mit der Zeit ausarteten und immer koſtſpieliger wurden, bezeugt die Art, wie unſere Verordnung die geſellſchaftliche Verpflichtung des Neugekorenen abzulöſen ſucht: „Als Unß auch bey dießem articul vorgekommen, daß diejenige, ſo zum gericht- oder Schöffenſtuhl gezogen werden, nach anleitung eines an etlichen orten hergebrachten mißbrauchs große, koſtbahre mahlzeiten und gaſtereyen anſtellen, So wollen Wir ſolche Neuerung(!) bey vermeydung Unſerer ernſtlichen beſtraffung hiermit gäntzlich abgeſchaffet, verbotten, jedoch dießes erlaubet haben, daß der Neue Schöff oder gerichtsmann anſtatt der mahlzeit einem jeden ſeiner mitſchöffen, wann Er will, auf das höchſte einen Thaler geben, undt dießer ſolchen nach Seinem gefallen anwenden möge.“ Die Thatſache, daß die ältere Ordnung das „Hanſen“ gar nicht erwähnt, und der Wortlaut der ſpäteren, die es als eine Neuerung bezeichnet, laſſen vermuthen, daß die Sitte erſt neuerdings (wohl von benachbarten Städten) in das Iſenburger Land eingedrungen war.

Mit dem 11. Artikel, „von Zauberei“, nimmt die Iſenburger Herrſchaft den Kampf mit dem Volksaberglauben auf. In einem Jahrhundert, das die „Historia von Doktor Johann Fauſten, dem weitbeſchreyten Zauberer vnd Schwartzkünſtler,“ hervorgebracht hat, mußte der Zauber ja eine ungemein wichtige Angelegenheit ſein. Darauf weiſen ſchon die zahlreichen Gattungen von Zauberkünſtlern, die uns die Schriftdenkmäler

jener Zeit nennen. Eine keineswegs erſchöpfende, aber immerhin ziemlich reichhaltige Aufzählung ſolcher Gewerbe giebt die Polizeiordnung der Stadt Straßburg aus dem Jahre 1628.[51] Sie klagt über das „Teuffliſche Zaubern, Wahrſagen, Beſchwören, Geiſt vertreiben, Chryſtallen- vnd Handtſehen, Siebreuttern, Segnen vnd dergleichen mehr andere aberglaubiſche Händel, deren ſich etliche mit Charakteren (Buchſtaben!) vor ſchießen, hawen oder ſtechen veſt vnd verſichert zu machen, die Nachtſchäden vnd andere ſonſt vnheylſame Kranckheiten zu curiren, oder auch verlohrene ſachen wiederumb zu erlangen, gebrauchen", und bedroht die „Zauberer, Wahrſager, Geiſt- oder Teuffelsbeſchwerer, Segenſprecher, Planeteuleſer, Chryſtallen- oder Handtſeher" mit „Thurm, Pranger, Ruthenſtreich, Schwerdt vnd Fewer." Regierungen, die ſelbſt an Zauberei, d. h. an die Möglichkeit perſönlicher Bündniſſe mit dem Teufel und an das Vermögen, in ſeiner Kraft übernatürliche Dinge zu wirken, noch feſt glaubten, mußten natürlich Alles, was ihnen als Zauberweſen erſchien, ſehr ernſt nehmen, während der Staatsmann der Neuzeit für die noch keineswegs erſtorbene Vorliebe des Volks für Kartenſchlägerinnen, Wunderdoktoren u. ſ. w. meiſt nur ein mitleidiges Lächeln übrig hat. Hören wir, was Landgraf Georg I. von Heſſen in ſeiner Landordnung[52] hinſichtlicht der Zauberei beſtimmt: „Dieweil auch die groſe und abſcheuliche Sünde der Zauberey und Abfall von Gott in unſerem Land faſt allenthalben überhand genommen, und aber Wir Uns biß daher nicht allein vor Unſere Perſon mit allem Ernſt befliſſen, ſolchem Greuel vor Gott, ſo viel menſchlich und möglich, gäntzlich auszutilgen und abzuſchaffen, ſondern auch Unſeren Beamten in Unſerer nechſtverfertigten Peinlichen Proceß-Ordnung gnädiglichen eingebunden, auf diejenige, ſo mit berührtem Laſter behaftet, gute Achtung zu geben, ſo thun Wir Uns daſelbſthin referiren und befehlen allen und Jeden Unſern Be-

amten hiermit abermals, daß Sie über dieſer und angeregter Unſerer Ordnung zum Treuligſten und fleiſigſten halten, und, da ſie in Erfahrung bringen werden, daß jemand mit vorgedachter laſter einem, als mit Chriſtallſehen, wahrſagen, ſeegen, abergläubigen und verbottenen Künſten, item Zauberey, unaufhörlichem Gottes Läſtern und Täglichem Vollſauffen, deßgleichen mit dem verführeriſchen Irrthum der Wiedertäuffer umgiengen, ſolche Perſonen greifen, gefänglich einziehen, damit ſie ihre wohlverdiente Straf, die ihnen nach Gelegenheit und Befindung an Leib und Leben oder in andere weege wiederfahren ſoll, unnachläßig bekommen und empfangen ſollen." Was dieſer fromme Wahn und Eifer zu bedeuten hatte, darauf giebt die Geſchichte der Hexenverfolgungen, die ſich gerade auch der wohlmeinende erſte Landgraf von Heſſen-Darmſtadt angelegen ſein ließ, eine ſchauervolle Antwort.[53] Auch im Iſenburgiſchen pflegten die Mädchen gleich jenem Bürgermädchen in Goethes „Fauſt" ſich von einer „Hexe" das leibhaftige Bild ihres Zukünftigen im Kryſtalle oder im Sieb zeigen zu laſſen[54] und ſich durch allerlei wunderlichen Liebeszauber unwiderſtehlich zu machen. Auch hier ließ der Bauer ſein Vieh, der Landsknecht ſeine Wehr von weiſen Frauen ſegnen oder ſich ſchuß-, hieb- und ſtichfeſt machen. Auch hier wurden Krankheiten von Zauberkundigen beſprochen und der Teufel beſchworen, der aus Beſeſſenen ſprach. Dieſem herrſchenden Aberglauben gegenüber beſtimmen unſere Ordnungen kurz und bündig, daß man Wahrſager und Zauberer anzeige und an Leib und Gut ſtrafe. Die ſpätere Ordnung erſtreckt dieſe Strafandrohung auch auf diejenigen, „die ſolchen leuten nachlauffen undt bei Ihnen rath holen."

Eine ſehr wunde Seite des geſellſchaftlichen Lebens berührt der Artikel 12, die Bettelei. Die gewaltige Menge der Bettler war ſchon zu Ende des Mittelalters zu einer furchtbaren Land-

plage geworden. Landgraf Wilhelm der Mittlere von Heſſen ſah ſich z. B. genöthigt, in ſeiner Landordnung vom Jahre 1500[55] gegen die gabenheiſchende Menge der Landfahrer mit ſcharfen Beſtimmungen vorzugehen. Es handelt ſich dabei nicht nur um die gemeinen Bettler, ſondern um eine große Zahl von Spielarten der „gehrenden Diet." Dahin gehören vor Allem die „Terminierer", d. h. die bettelnden Mönche, deren Sack keinen Boden hatte. „Trag her plus! dem Sack dem iſt der Boden uß", läßt Sebaſtian Brant den Prior ſeinen Bettelbrüdern zurufen.[56] Eine andere Abart von Bettlern waren die „Stationirer" oder „Heiltumführer", d. h. die wandelnden Reliquienkrämer,[57] denen Sebaſtian Brant vorwirft, daß ſie keine Kirchweih verſäumen und die Unwiſſenheit der Volksmenge auf das Schnödeſte ausbeuten, indem ſie ihr bald Heu aus der Krippe zu Bethlehem, bald einen Knochen von Balams Eſel, eine Feder aus St. Michael's Flügel, oder den Zaum von St. Georg's Roß feil bieten.[58] Die heſſiſche Verordnung von 1500 nennt ferner die „Knappſäcke und Sonnenkrämer", alſo die Hauſirer, die ihren Kram unter freiem Himmel feilbieten, und lenkt die beſondere Aufmerkſamkeit der Beamten auf das verderbliche Treiben der Zigeuner, die nachweislich bereits um die Mitte des fünfzehnten Jahrhunderts am Mittelrhein ihr Weſen trieben. Man hielt dieſe fremdartigen, räthſelhaften Geſellen nicht nur für ſchlimme Zauberer, Gauner und Diebe, ſondern fürchtete ſie als „Ausſpäher und Verräther der Chriſtenheit", d. h., man argwöhnte, ſie ſtünden im Solde der Ungläubigen. Auch das Reich fand ſich genöthigt, den fahrenden Leuten das Handwerk zu legen. Schon der Regensburger Landfriede vom Jahre 1281 erklärt „die Lotterpfaffen mit langem Haar", d. h. die entlaufenen, umherſchweifenden Pfaffen, die ihre Tonſur verwachſen laſſen, und die Spielleute für vogelfrei.[59] Die 1577 zu

Frankfurt a. M. aufgerichtete Reichspolizeiordnung, deren Bestimmungen für manche landesfürstliche Verordnung maaßgebend geworden ſind, geſellt zu den Bettlern und Müßiggängern, die ſie mit Strafen bedroht, die Schalksnarren, Pfeifer, Trompeter, Spielleute, Singer, Reimenſprecher und „ſpringenden Weiber“ („Springerinnen“, Tänzerinnen). Sie unterläßt jedoch nicht, zu bemerken, daß ſie die Meiſterſinger von den leichtfertigen Geſellen unterſchieden haben will, „die ſich auf Singen und Sprüch geben und darin den geiſtlichen und weltlichen Stand verächtlich antaſten.“[60] Nachdem ſich die Reformation über den größten Theil Deutſchlands verbreitet hatte, wurde in den katholiſchen Landen die Menge der gewerbsmäßigen Wallfahrer ſo drückend empfunden, daß ſich der berühmte Vorkämpfer der katholiſchen Sache, Herzog Max von Bayern, gezwungen ſah, in ſeiner 1616 erlaſſenen Landordnung die „unbekannten Pilgram vnd Kirchenfehrter“, die ſich über ihre Herkunft und ihr Wallfahrtsziel nicht genugſam ausweiſen könnten, unter die auszuweiſenden „Landſtörtzer“ (Landſtreicher) zu rechnen.[61] Beſonders genannt werden hier die „Jakobsbrüder“, d. h. jene Geſellſchaften, die nach dem Grabe von San Jago di Compoſtella in Spanien, einem der berühmteſten Wallfahrtsorte aller Zeiten, pilgerten oder zu pilgern vorgaben,[62] die aber häufig Schwindler und Tagediebe waren. Auch die Bettelei der „Sonderſiechen“ (Ausſätzigen) will Max in ſeinem Lande nicht dulden, weil ſie von Rechtswegen in ihren Gutleuthäuſern bleiben ſollen.

Die ſchlimmſte und gewaltthätigſte Gattung von Landſtreichern bildete im ſechzehnten und ſiebzehnten Jahrhundert das fahrende Kriegsvolk, das bald hier, bald dort ſeine Haut zu Markte trug, die herrenloſen Landsknechte. Sie, die bei drohenden Kriegen Gegenſtand eifrigen Werbens und wichtiger Verhandlungen waren, wurden zu einer entſetzlichen Land-

plage, ſobald ſie von ihrem Soldherrn abgelöhnt waren und ihre Fähnriche zum Zeichen der Löſung ihres Dienſtverhältniſſes das Tuch von der Stange riſſen. Weil ſie wußten, daß die Nachfrage kriegsluſtiger Fürſten nach ganzen Haufen größer war, als die nach einzelnen Knechten, und weil ſie da, wo ſie in Schaaren auftraten, Gewalt üben konnten, pflegten ſie ſich nach ihrer Entlaſſung häufig zu „vergarden",[63] d. h. zu kleineren oder größeren Haufen zuſammenzurotten, um „terminirend" (bettelnd), ſtehlend, auch wohl plündernd und raubend die Landſchaft zu durchſtreifen und die Bauern zu ſchinden und zu plagen. So waren ſie gefürchtet wie die Peſt. Mit tiefem Ingrimm wurden die „frommen Landsknechte" von vielen ihrer Zeitgenoſſen gehaßt. Ein Nürnberger Chroniſt[64] macht es dem ſonſt ſo volksthümlichen Kaiſer Max I. zum ſchweren Vorwurf, daß er „die böße Sucht, die Landsknecht, ins Teutſchland gebracht, welcher Terminiren, Gartten und Betteln mancher Bauer täglich hart klagt und kein end mehr nimmer nehmen will," und Sebaſtian Franck nennt dieſe Landverderber „eitel Mörder, Räuber und Brenner".[65] Seit der Mitte des ſechzehnten Jahrhunderts ſind die gardenden herrenloſen Knechte oder „Gardebrüder" mehrfach Gegenſtand der Reichstagsverhandlungen, und die „Vergatterungen" werden von Reichswegen verboten. Die Frankfurter Reichspolizeiordnung von 1577 widmet dieſem gefährlichen, landſchädlichen Brauche des fahrenden Kriegsvolks einen beſonderen Abſchnitt, deſſen Hauptinhalt in die ſpäteren Landordnungen (z. B. in die kurpfälziſche vom Jahre 1594) übergegangen iſt.[66]

Für das Bettlerunweſen, wie es zu Ende des ſechzehnten Jahrhunderts am Mittelrhein herrſchte, ſind die ausführlichen Beſtimmungen des erſten Darmſtädter Landgrafen, Georg's I., beſonders bezeichnend.[67] „Es iſt beynahe," heißt es darin, „kein Land in Teutſcher Nation, da es mehr Landſtreicher gibt als alhier am Rhein Strohm, dero dann nicht einerley Art iſt,

ſintemahl etzliche ſich für verbrandte, etzliche für preßhafte Leute, etzlich aber für Würtzkrämer, für Tagelöhner oder für Betler ausgeben, worunter das meher Theil Diebe ſeynd, Item Mörder, Betrüger und falſche Spiehler, die ihre ſonderbare Geſellſchaft (d. h. ihre beſondere Gaunerzunft) haben, welche nicht arbeiten wollen, und ſich darumb auf das Betteln, rauben, ſtehlen und betrügen begeben, damit ſie müßig gehen und gute faule Tage haben mögen. Dieweil dann auch ſolche Landfahrer, ſo auch gemeinlich Huren mit umbführen, unſern Unterthanen in viel Weeg ärgerlich, überläſtig und beſchwerlich ſeyn, auch nicht unterlaßen, uf Erſuchen ihren Vorteil einzubrechen und die Unſerige des Nachts, oder wann ſie im feld an ihrer arbeit ſeyn, jämmerlig zu beſtehlen, ſo ſoll ſolches Geſindlein in Unſer Obrigkeit vermög der Reichs-Constitution keineswegs gelitten, ſondern da derſelbigen wenig oder viel in einem Unſerer Flecken oder Dorffer ankommen würden, den nächſten (Grenznachbarn) wieder zurückgewieſen werden."* Bezüglich der „Gardebrüder" heißt es dann: „Wann auch die Herrenloſen Knechte den Landſtreichern nicht viel ungleich ſeynd und weniger nicht als dieſelbigen je bißweilen mit böſen Stücken umbgehen, ſo ſoll ihnen kraft des Reichs-Abſchieds das Garden und Haußieren in Unſeren flecken und Dörfern mit nichten geſtattet werden." Für den augenſcheinlich nicht ſeltenen Fall, daß ſie „rottieren" und ſich dem „Schub" 'gewaltſam widerſetzen, wird verordnet, daß ſie „mit dem Glockenſtreich verfolgt werden", d. h. daß man die Landwehr gegen ſie aufbiete. Da es ja ein ſtehendes Heer noch nicht gab, ſo blieb den Regierungen in ſolchen Fällen nichts übrig, als zu der uralten Einrichtung der „Nacheile" oder des „Landgeſchreis" ihre Zuflucht zu nehmen, einer Rechtsgewohnheit, die die gemeinen Centmänner verpflichtete,

* Aus dieſer Praxis, das Geſindel den Grenznachbarn zuzuſchieben, die es dann ihrerſeits weiterſchoben, erklärt ſich der Ausdruck „Schub".

auf Erfordern des Gerichtsherrn bei „läutenden Glocken“ in Wehr und Waffen auszuziehen, um Landfriedensſtörern und Verbrechern zu widerſtehen.[68] Dieſe bewaffneten Landſaſſen werden freilich den krieggewohnten „Gardebrüdern“ gegenüber, wenn die Letzteren in ſtattlicher Anzahl auftraten, keinen leichten Stand gehabt haben. — Die Verordnung des Landgrafen macht ferner die Ortsbüttel und Bettelvögte[69] auf diejenigen Bettler beſonders aufmerkſam, „ſo uf falſche Briefe oder angenommene Krankheiten betlen“, namentlich wenn ſie vom Auslande hereinkommen. Auch auf die landſtreichenden Ausſätzigen, die billig in ihren Siechenhäuſern verharren ſollten, ſollen die genannten Beamten ein wachſames Auge haben; doch ſoll dieſen Aermſten Almoſen zu fordern nicht (wie in der bayeriſchen Landordnung!) verboten ſein. Den fahrenden Schülern, von denen die meiſten „groſe, ungeſchickte Eſel“ ſind, „die ſich auf das umherlaufen und betlen gewöhnen, inmittelſt aber gar nicht oder ſehr wenig studiren und darüber, wann ſie nun zu ihren mannbahren Jahren kommen und nichts gelernet haben, ſich in Diebs- und andere Geſellſchaften oder an den Bettelſtab begeben,“ ſoll nur dann aus dem Gotteskaſten eine Wegzehrung gegeben werden, wenn ſie ſich vor den Beamten, Ortspfarrern oder Schulmeiſtern genugſam ausweiſen und in einer mit ihnen anzuſtellenden Prüfung ihre Kenntniſſe und Fähigkeiten („ingenia“) darthun können. Freilich wußten ſolche fahrenden Schüler oder Studenten mit den Behörden und Geiſtlichen zuweilen gut auszukommen, indem ſie durch Uebereichung von Kalendarien, „prognosticis“ und anderen ſelbſtverfertigten Schriften und „Praktiken“ ihrer Bettelei einen gewiſſen vornehmen Anſtrich gaben.[70] Da die Obrigkeiten jener Zeit unbedenklich nach dem harten ſtaatsrechtlichen Grundſatze verfuhren, der ihnen allein die Entſcheidung über den Glauben der Unterthanen anheimſtellte, ſahen ſich gewiſſenhafte und

glaubensſtarke Männer häufig gezwungen, um ihres Glaubens willen mit Weib und Kind ins Elend zu ziehen. Solchen Leuten aufzuhelfen, betrachteten die Glaubensgenoſſen mit Recht als ihre Chriſtenpflicht. So verehrte der Butzbacher Rath dem Prädikanten Franciscus Artopoeus, der „des Evangelii halben“ aus ſeiner niederdeutſchen Heimath „in das Elend verſtoßen, mit Weib und Kind gar ledig und bloß“ ankam und von der Stadtherrſchaft als Kaplan angeſtellt wurde, „nicht aus Gerechtigkeit (d. h. nicht weil er dazu verpflichtet geweſen wäre), ſondern aus Erbarmung und chriſtlichem Mitleiden“ im Jahre 1573 10 Gulden, „damit er ſeine Haushaltung um ſo beſſer möge anſtellen, auch etliche Bücher zeugen und alſo ſeinem Kirchendienſt fleißiger könne abwarten.“[71] Solche Beweiſe chriſtlicher Nächſtenliebe waren gewiß nicht ſelten; aber bald wurde das Mitgefühl chriſtliebender Perſonen von Schwindlern ſchmählich mißbraucht. Das älteſte Butzbacher Kirchenbuch erzählt von einem abenteuernden Landsknecht, Kilian Vogel, daß er ſich durch ſeine Beredſamkeit einen ſolchen Anſtrich zu geben wußte, daß ihn die Stadtherrſchaft zum — Pfarrer in Butzbach beſtellte. Er konnte „ein Maß Weins auf einen Soff ausſaufen und tapfer zechen“. Nachdem er als „Geiſtlicher“ anderthalb Jahre ſein Weſen getrieben, wurde ruchbar, daß er ſammt ſeinem Weibe an „den Franzoſen“ (Syphilis) leide. Nun wurde er entlaſſen; aber er hatte bei den herrſchaftlichen Beamten (Kellnern) und anderen guten Leuten „ziemlich geborget und mit den Ferſen bezahlet“.[72] Solche Fälle mahnten zur Vorſicht. Daher beſtimmt Landgraf Georg, daß angebliche Pfarrer oder Schulmeiſter, die um ihres Glaubens willen vertrieben zu ſein behaupten, oder dienſtloſe Schreiber, wenn ſie ſich als bloße „Strunzer“ oder „Vagabundi“ erweiſen, entweder ohne Geſchenk, oder doch „gar gering abgefertiget werden“. Den Zigeunern wird als Verräthern der

Chriſtenheit, Dieben, Betrügern, Wahrſagern und Verbreitern von Teufelskünſten der Durchzug durch das landgräfliche Gebiet ſtrengſtens unterſagt. Dabei wird der Thatſache gedacht, daß ſie bisweilen leichtfertige Geſellen und Dirnen an ſich locken, die dann ihren Leib und ihr Angeſicht färben und ſich in ihre Geſellſchaft, die ja nur aus „Huren und Buben“ beſtehe, aufnehmen laſſen. Ein merkwürdiger Beweis für die Anziehungskraft, die die wilde Romantik des Zigeunerlebens damals auf gewiſſe Schichten des Volkes ausübte! Auch die Spielleute und Gaukler, ſowie jene Abenteurer, die auf den Märkten Glückshäfen errichten und durch falſche Vorſpiegelung reichen Gewinnes die Menge um das Ihre bringen, ſollen als Landſtreicher und Müßiggänger betrachtet und aus dem Lande gewieſen werden.

Gegenüber dieſen ausführlichen Beſtimmungen der landgräflichen Ordnung ſind die der iſenburgiſchen auffallend kurz, während doch die Zuſtände in der Grafſchaft kaum anders geweſen ſein können, als in dem benachbarten darmſtädtiſchen Gebiete. Die iſenburgiſchen Beamten werden einfach angewieſen, keine Bettler zu dulden, die ſich durch ihrer Hände Arbeit nähren können. Auffallender Weiſe fehlt auch die in vielen anderen Landordnungen enthaltene Aufforderung an die Gemeinden, die Kinder der landſäſſigen oder vielmehr landläufigen Bettler ihren Eltern zu entziehen, um ſie zu ehrlicher Arbeit, womöglich zur Erlernung eines Handwerks anzuhalten.

Der folgende Artikel (13) enthält die Grundzüge einer Dienſtbotenordnung und rügt namentlich den Muthwillen und Ungehorſam der Knechte, Mägde, Geſellen, Lehrlinge und Tagelöhner, die nach Belieben ihren Dienſt aufkündigen und davonlaufen, und befiehlt, dergleichen unzuverläſſige und gewiſſenloſe Leute zu ſtrafen. Auch unterläßt die Ordnung nicht, an das bibliſche Gebot zu mahnen, dem Nächſten ſein Geſinde nicht abzudringen oder abwendig zu machen.

Der folgende Artikel (14) gehört der späteren Ordnung allein an und handelt von den Begräbniſſen. Er macht zunächſt den Angehörigen eines Verſtorbenen die ſofortige Anzeige des Todesfalles beim Pfarrer zur Pflicht, „damit der Chriſtlichen Begräbniß undt leich Predigt halber gewiſſe Verordnung geſchehen möge“. Diejenigen, welche dem Verſtorbenen die letzte Ehre erweiſen wollen, ſollen ſich am Sterbehauſe verſammeln und von da der Leiche in geordnetem Zuge paarweiſe auf den Friedhof folgen, anſtatt wie bisher „wie das unvernünftige Vieh“ durcheinanderzulaufen. Der Glöckner iſt für die Ordnung des Leichenzuges verantwortlich. Die weitverbreitete Sitte des Leichenſchmauſes, die z. B. in der Wetterau unter dem Namen „Laad“ (Leid!) noch jetzt hier und da beſteht, ſcheint im Iſenburger Lande damals nicht beſtanden zu haben, ſonſt würde ſie in den Ordnungen auf keinen Fall unerwähnt geblieben ſein.

Zum Schluſſe wird den gräflichen Beamten die gewiſſenhafte Ausführung aller in der Kirchenzucht- und Polizeiordnung enthaltenen Vorſchriften nochmals eingeſchärft. Wenn ihnen ohne Zuthun der Kirchenrüger oder Kirchenälteſten Uebertretungsfälle bekannt werden, ſo ſollen ſie nicht erſt deren Anzeige abwarten oder gar durch die Finger ſehen, ſondern aus freien Stücken ſofort gegen die Uebertreter einſchreiten. Fälle, die ſie nicht glauben erledigen zu können, haben ſie dem gräflichen Conſiſtorium vorzubringen. Vor allen Dingen aber ſollen ſie dem gemeinen Manne mit gutem Beiſpiele vorangehen und durch eigenen Wandel bezeugen, daß die Ordnung der Obrigkeit ihnen heilig iſt. Amtleute, Centgrafen, Kellner, Schultheißen und Kirchenälteſte, die ſich der ihrer Rüge- und Strafpflicht unterſtellten Vergehen ſelber ſchuldig machen, trifft doppelt ſo hohe Strafe als andere Leute.

Werfen wir auf die Einrichtung der Kirchenzucht und

Polizei durch die iſenburgiſche Geſetzgebung einen kurzen Rückblick, ſo ſpringt in die Augen, daß ſie an den nämlichen Mängeln leidet, die der „kirchlich bedingten Verwaltung“[73] des Beamtenſtaates, wie er ſich im Zeitalter der Reformation und ſpäter entwickelt, insgemein eigen ſind. Die gräfliche Obrigkeit offenbart die Neigung, Dinge von vorwiegend weltlichem Charakter vom kirchlichen Standpunkte zu betrachten, und dieſe einſeitige Auffaſſung führt ſie hier und da zur Verkennung der derben Lebenskraft der Volksſitte. Sie neigt ebenſo ſehr dazu, die Gefahr volksthümlicher Gewohnheiten für das ſtaatliche und ſittliche Leben zu übertreiben, wie dazu, im Gefühle ihrer landesherrlichen und landesbiſchöflichen Gewalt die Widerſtandskraft des Volksbrauches. zu unterſchätzen und ſich demgemäß mit unlösbaren Aufgaben zu belaſten. Auf der anderen Seite ſucht ſie ſittlich-religiöſe Dinge einem äußerlichen, polizeilichen Zwange zu unterwerfen, der ihre wohlgemeinte Abſicht, die Hebung von Treu und Glauben, die Sittigung des Volkslebens, nie und nimmer verwirklichen kann. Wo es ihr aber gelingt, ſich von dieſen Vorurtheilen loszuringen, da trifft ſie mit merkwürdigem Takte faſt durchweg das Richtige. Gar manche Beſtimmungen (wie die über die Behandlung geſchlechtlicher Vergehen, über den Beſuch des Abendmahls, über das Weſen und die Bedeutung der Volksſchulbildung) geben davon Zeugniß. Hohe Anerkennung verdienen vollends der ſittliche Ernſt und das ſtarke Pflichtbewußtſein, die dieſe Obrigkeit offenbar beſeelen. Sie fühlt lebendig den Beruf des Staates, die natürlichen und nothwendigen ſocialen Gegenſätze nach Möglichkeit zu mildern, indem ſie vor ihrem Richterſtuhl nicht nur Arme und Reiche, Hohe und Niedrige als gleich anerkennt, ſondern nach den Worten der Schrift urtheilt und handelt:

Welchem viel gegeben iſt, von dem wird man viel fordern.

Anmerkungen.

[1] R. Schröder, Lehrbuch der deutſchen Rechtsgeſchichte, 1889, S. 722 f., und H. Siegel, Deutſche Rechtsgeſchichte, 1895, S. 121 ff. Sehr lehrreich iſt auch der Aufſatz in W. Arnold's Studien zur deutſchen Kulturgeſchichte, 1882, S. 301 ff.

[2] H. von Treitſchke, Politik, Bd. 1, 1898, S. 332. Sehr ausführlich: H. von Eicken, Geſchichte und Syſtem der mittelalterlichen Weltanſchauung, 1887, S. 356 ff. Vergl. auch A. E. Berger, Die Kulturaufgaben der Reformation, 1895, S. 19 ff.

[3] von Treitſchke, Politik, Bd. 1, S. 335, und J. von Döllinger, Akademiſche Vorträge und Aufſätze, Bd. 3, 1891, S. 280 f.

[4] F. Chr. Baur, Geſchichte der chriſtlichen Kirche, Bd. 4, 1863, S. 366, und R. Rothe, Vorleſungen über Kirchengeſchichte, Bd. 2, 1875, S. 343 ff. Herzog's Realencyclopädie für proteſtantiſche Theologie, Bd. 12, 1883, S. 181 ff. Brecht, Autorität und Gewiſſen (Flugſchriften des Evangeliſchen Bundes Nr. 128), S. 26 f.

[5] R. Sohm, Kirchengeſchichte im Grundriß, 1896, S. 146. Daß die Reformatoren von ihrem Gemeindeprinzip ſchließlich abkamen, hat ihnen von Seiten der Radikalen ſcharfen Tadel zugezogen. Die Wiedertäufer erklärten die Einrichtungen der Evangeliſchen geradezu für ein „anderes Papſtthum". L. von Ranke, Deutſche Geſchichte im Zeitalter der Reformation, Bd. 3, 1873, S. 365.

[6] R. Rothe, a. a. O. S. 350 f., und von Treitſchke, a. a. O. S. 336.

[7] Dieſe Vorſtellung entbehrt freilich der bibliſch-hiſtoriſchen Begründung. Vergl. H. Gärtner, Handbuch der bibliſchen Geſchichte, Bd 1, 1884, S. 174.

[8] W. Maurenbrecher, Studien und Skizzen zur Reformationsgeſchichte, 1874, S. 348.

[9] G. L. von Maurer, Geſchichte der Städteverfaſſung in Deutſchland, Bd. 2, 1870, S. 504 f. In ſeiner Judenordnung vom Jahre 1539 bewilligt Philipp der Großmüthige den Juden wenigſtens, „daß ſie ſonderliche Perſonen vnder inen haben, die beneben vnſern Amptknechten mit zuſehen, das die Juden ſich rechtſchaffen vnd dieſer articul gehalten." C. F. Günther, Bilder aus der heſſiſchen Vorzeit, 1853, S. 78. Landgraf Georg II. von Heſſen befiehlt 1623, daß die Juden die ſchweren Verbrechen ihrer Genoſſen (Diebſtahl, Hurerei, Ehebruch, Todtſchlag u. ſ. w.) nicht unter ſich beſtrafen, noch der chriſtlichen Obrigkeit verhehlen. Günther, a. a. O. S. 88.

[10] Ueber den Urſprung der Kirchweihen vergl. G. Grupp, Kulturgeſchichte des Mittelalters, Bd. 1, 1895, S. 193.

[11] Vergl. meinen Aufſatz über das Volksleben der Stadt Butzbach im Mittelalter im Archiv für heſſiſche Geſchichte, Neue Folge, Bd. 1, S. 342, Anm. 1.

[12] Papierhandſchrift (Entwurf!) im Großherzoglichen Haus- und Staatsarchiv zu Darmſtadt.

[13] Gerade um der Sonntagsheiligung und Sonntagsruhe willen mag man auch die „Schutzverwandten" der Aufſicht der kirchlichen Gemeindebehörden unterſtellt haben. Die heſſiſchen Judenordnungen der Landgrafen Georg I. und Georg II. verbieten den Juden ausdrücklich den Sonntagshandel. Günther, a. a. O. S. 82 und 88.

[14] G. Simon, Geſchichte des reichsſtändiſchen Hauſes Yſenburg und Büdingen, Bd. 2, 1865, S. 291.

[15] Fr. von Bezold, Geſchichte der deutſchen Reformation, 1890, S. 870 f.; ferner G. Droyſen, Geſchichte der Gegenreformation, 1893, S. 11, und G. Egelhaaf, Deutſche Geſchichte im ſechzehnten Jahrhundert, Bd. 2, 1892, S. 591.

[16] Graf Johann Philipp war wie jener Wolfgang Ernſt I. ein ebenſo umſichtiger wie menſchenfreundlicher Herr. Vergl. F. W. Sommerlad, Geſchichte des öffentlichen Schulweſens zu Offenbach, 1882, S. 9 f.

[17] Andreas Musculus, Vom Gotteslestern. Getruckt zu Jhena durch Tobiam Steinmann 1589 (verfaßt 1556!). Blatt E. II. Die betreffende Stelle lautet: „Vnd da wir Deutſchen gar one ſünd weren (wie wir doch tieffer als alle völcker auff erden darinnen ſtecken), ſo verdienet die jetzige newe ſünd des grauſamen Gottsleſterns, ſo von der Welt anfang nie erhöret vnd noch auff dieſe ſtund bey keiner Nation oder volck auff erden als bey vns allein gebreuchlich, mehr dann zu viel, das vns Gott auffs greulichſt ſtraffe vnd heimſuche, wie er vns dann zu thun drewet vnd weiſet, vnd wird one zweiffel Deutſchland als ein heiſſer Badt zugericht werden auch aus der Vrſach, das ſolchem erſchrecklichen ſchmehen vnd ſchenden nicht gewehret, noch von der Obrigkeit geſtewert wird, wo ſie anderſt nicht vber das alles auch ſelber darinnen ſteckt."

[18] W. Beyſchlag, Proteſtantismus und Volksſchule (Flugſchriften des Evangeliſchen Bundes Nr. 127), S. 6 und 9.

[19] Abgedruckt bei Sommerlad, a. a. O. S. 198 ff.

[20] Abgedruckt ebendaſ. S. 201 f.

[21] Gedrucktes Formular.

[22] K. Schmidt, Geſchichte der Pädagogik, 1867—70, Bd. 3, S. 444 und 477. Vergl. auch B. A. Schmid, Pädagogiſches Handbuch, 1877—79, Bd. 2, S. 319 ff.

[23] Die nämliche Beſtimmung findet ſich in Butzbach. Archiv für heſſiſche Geſchichte, Neue Folge, Bd. 1, S. 372.

[24] Mainzer Chroniken, herausgegeben von K. Hegel, Bd. 2, 1882, S. 23,18 ff. und 41,27 ff.

[25] A. Schultz, Deutsches Leben im vierzehnten und fünfzehnten Jahrhundert, 1892, Bd. 1, S. 270.

[26] J. Janssen, Geschichte des deutschen Volkes, Bd. 1, 1878, S. 373, Anm. 5.

[27] Schultz, a. a. O. S. 260 ff.

[28] S. oben Anm. 12.

[29] Archiv für hessische Geschichte, Neue Folge, Bd. 1, S. 370.

[30] Elard Meyer, Deutsche Volkskunde, 1898, S. 167 ff.

[31] H. Bodemeyer, Hannoversche Rechtsalterthümer, 1857, S. 63.

[32] S. oben Anm. 12.

[33] Vergl. die sächsisch-ernestinische Landordnung vom Jahre 1556. (Der durchleuchtigen, hochgeborenen Fürsten, Herrn Johans Friedrichen des Mittlers, Herrn Johans Wilhelm vnd Herrn Johans Friedrichen des Jüngern, gebrüdere, Hertzogen zu Sachsen etc. Policey- vnd Landtsordnung.) § 71.

[34] Archiv für hessische Geschichte, Neue Folge, Bd. 1, S. 370.

[35] Ebendas.

[36] Vergl. meinen Aufsatz in der Zeitschrift für Social- und Wirthschaftsgeschichte, Bd. 5, S. 405.

[37] Archiv für hessische Geschichte, Neue Folge, Bd. 1, S. 350.

[38] K. Weinhold, Die deutschen Frauen im Mittelalter, Bd. 2, 1897. S. 152 ff., und Fr. Böhme, Geschichte des Tanzes in Deutschland, Bd. 1, S. 25 ff.

[39] W. Rudeck, Geschichte der öffentlichen Sittlichkeit in Deutschland, 1897, S. 57 ff. Viel werthvolles Material für diesen Gegenstand bietet Scheible's Kloster, Bd. 6, 1847, S. 407 ff.

[40] Sebastian Brant's Narrenschiff, Ausgabe von Fr. Zarncke, 1854, S. 60 ff. Dazu Commentar S. 397.

[41] S. oben Anm. 33.

[42] J. Baader, Nürnberger Polizeiordnungen, 1861, S. 91 f. Auch Cyriacus Spangenberg, der in seinen „Brautpredigten" den alten ehrbaren Reigen das Wort redet und gegen „das wüste umlauffen, unzüchtige Drehen, greiffen und maullecken", gegen das „auffwerffen und entblöſſen der Mägdlein" eifert, scheint diese Unsitte als etwas Neues zu betrachten. (Scheible, Das Kloster, Bd. 6, S. 413 und 416.) Aus Nürnberg wird von „welschen Tänzen" berichtet, die im Jahre 1612 die englischen Comödianten des Cassseler Landgrafen unter großem Beifall von Jung und Alt aufführten mit „Wunderlichem Verdrehen, Hupfen, hinter und für sich springen, überwerffen und andern seltsamen Geberden". (Scheible, Das Kloster, Bd. 6

S. 354.) Sollten nicht auch die in den Verordnungen gerügten Tänze „welſchen“ Urſprungs ſein? Wir haben oft genug dergleichen „Sitten“ aus dem Welſchland bezogen. Dagegen ſcheint allerdings der Umſtand zu ſprechen, daß Geiler von Kaiſersberg gerade den welſchen Tänzen im Gegenſatze zu den unzüchtigen deutſchen Wohlanſtändigkeit nachrühmt. (Schultz, Deutſches Leben, Bd. 2, S. 490 f.) Auch wiſſen wir, daß es bei den Tänzen der deutſchen Bauern ſchon zu Neidhart's Zeiten wild zuging. (Schultz, Höfiſches Leben zur Zeit der Minneſänger, Bd. 1, 1889, S. 546 ff.) Der Widerſpruch löſt ſich vielleicht durch die Annahme, daß ſpäterhin der inzwiſchen verderbte welſche Tanz ſeinen Einfluß auf jene „burgerlichen Tänze“ erſtreckte, die Spangenberg (Scheible, Das Kloſter, Bd. 6, S. 414) als ehrbar vertheidigt. An den Bauerntänzen war allem Anſcheine nach nicht viel mehr zu verderben. Die Frage bedürfte genauerer Unterſuchung.

[43] Sächſiſch-erneſtiniſche Landordnung, 1556, § 70.

[44] Diarium des Görlitzer Conſuls Paul Schneider, herausgegeben von E. Schulze im Neuen Lauſitziſchen Magazin, Bd. 71. Darnach hat der Görlitzer Rath mit Berufung auf eine ähnliche Beſtimmung des Leipziger Raths verfügt, „das ein itzlicher, der ſich an offenen tentzen vordrehet und die jungfrau oder frawen herumb ſchwenckt, das mancher bis ubenan geſehen wyrt, auch ſunſt, ſo ſy yre krangheyt hat, ſchamrot gemacht wyrt, ſal 1 Schock geldes geben.“ (S 24.)

[45] S. oben Anm. 33.

[46] S. oben Anm. 12.

[47] R. Andree, Braunſchweiger Volkskunde, 1896, S. 212.

[48] Papierhandſchrift im Großherzoglichen Haus- und Staatsarchiv zu Darmſtadt. Vergl. Quartalblätter des hiſtoriſchen Vereins für das Großherzogthum Heſſen, Neue Folge, Bd. 1, S. 748.

[49] Archiv für heſſiſche Geſchichte, Neue Folge, Bd. 1, S. 362.

[50] K. Höhlbaum, Mittheilungen aus dem Stadtarchiv von Köln, Heft 10, S. 94 ff. Grebel, Geſchichte von St. Goar, 1848, S. 323 ff. Vergl. auch Maurer, Geſchichte der Städteverfaſſung in Deutſchland, Bd. 2, 1870, S. 281, und O. Schade im Weimariſchen Jahrbuch, Bd. VI, S. 408.

[51] Der Stadt Straßburg Policey-Ordnung. Getruckt bei Johann Karolo, Anno 1626, S. 6 und 7.

[52] Ich beſitze dieſe Ordnung in einer älteren Abſchrift, die keine Jahrzahl nennt. Vergl. dazu Steiner, Georg I., Landgraf von Heſſen-Darmſtadt, 1861, S. 51 ff. Sie deckt ſich ihrem Inhalte nach mit der von Steiner (S. 66 ff.) abgedruckten Ordnung des Jahres 1574, weicht jedoch im Wortlaut ſtellenweiſe von ihr ab.

[53] Steiner, a. a. O. S. 57.

[54] Goethe's Fauſt, Ausgabe von G. von Löper, 1879, S. 43

[55] S. oben Anm. 12.

[56] Seb. Brant's Narrenſchiff (Zarncke), S. 61 f.

[57] Ebendaſ. S. 402.

[58] Ebendaſ. S. 62.

[59] Monumenta Germaniae, Leges II, p. 430,9.

[60] Aller des Heylichen Romiſchen Reichs gehaltener Reichs-Täge Abſchiede und Satzungen, Frankfurt a. M., Joh. Martin Schönwetter, 1707, S. 885 f.

[61] Landts- vnd Policey-Ordnung der Fürſtenthumben Obern- vnd Nidern Bayern, 1616, S. 683.

[62] G. Liebe, Die Wallfahrten des Mittelalters und ihr Einfluß auf die Kultur (in den Neuen Jahrbüchern für klaſſiſche Philologie, Alterthumskunde, Geſchichte und deutſche Litteratur, Bd. 1, S. 149 ff.). Den eigenthümlichen Bummlerhumor der Jakobsbrüder offenbaren ihre Lieder. S. L. Uhland's, Alte hoch- und niederdeutſche Volkslieder, Nr. 302 ff.

[63] Eigentlich „ſich vergabern" oder „vergattern", d. h. ſich ſammeln (vergl. engliſch gather). Die deutſche Heerſprache hat wenigſtens das Hauptwort „Vergatterung" (V. ſchlagen!) bewahrt. Ueber Vergardungen vergl. man die lehrreiche Schrift von G. Paetel, Die Organiſation des heſſiſchen Heeres unter Philipp dem Großmüthigen, 1897, S. 71 ff.

[64] Handſchriftliche Chronik in meinem Beſitz.

[65] Sebaſtian Franck Germania. Von des gantzen Teutſchlands, aller Teutſchen völcker herkommen u. ſ. w. Ausgabe von 1599, Bl. 272b.

[66] Aller des Heyl. Rom. Reichs u. ſ. w. Abſchiede und Satzungen, S. 875. Churfürſtlicher Pfaltz Landts-Ordnung, 1594, Bl. F. II.

[67] S. oben Anm. 52.

[68] Quartalblätter des hiſtoriſchen Vereins für das Großherzogthum Heſſen, Neue Folge, Bd. 1, S. 307.

[69] G. L. Kriegk, Deutſches Bürgerthum im Mittelalter, Bd. 1, 1868, S. 145 f. Die Beſtallung eines Bettelvogts bei J. Brucker, Straßburger Zunft- und Polizeiordnungen, 1889, S. 136 f. Der den Landfahrern verhaßte Bettelvogt und ſein gegen hübſche Burſchen mitleidiges ſchönes Weib ſpielen eine Rolle in dem bekannten Volksliede. (Arnim und Brentano, Des Knaben Wunderhorn, Ausgabe von Birlinger und Crecelius, 1874, Bd. 1, S. 94 f.)

[70] Archiv für heſſiſche Geſchichte, Neue Folge, Bd. 1, S. 386.

[71] Ebendaſ. S. 390.

[72] Ebendaſ. S. 382 f.

[73] W. Wachsmuth, Allgemeine Kulturgeſchichte, Bd. 3, 1852, S. 114 ff.

Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vorm. J. F. Richter) in Hamburg.

Die Meisterwerke der deutschen Litteratur

in mustergültigen Inhaltsangaben.

Eine Sammlung erlesener Darstellungen.

Herausgegeben von

Dr. Maximilian Rohn.

21 Bogen. Lex. 8°. Preis geh. Mk. 3.—, kart. Mk. 4.—, eleg. geb. Mk. 5.—.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.

Empfehlung:

Die Ministerialabtheilung für Gelehrten- und Realschulen zweifelt nicht, daß das Werk bei dem Unterricht in der deutschen Litteratur ersprießliche Dienste leisten und namentlich den Lehrern in diesem Fache willkommen sein werde.

Stuttgart. **Kultusministerialabtheilung**
für Gelehrten- und Realschulen.

Von den zahlreichen Urtheilen der Presse heben wir folgendes hervor:

Heinrich Reck schreibt im **„Deutschen Litteraturblatt“**: „Es war ein sehr glücklicher und, wenn ich nicht irre, durchaus originaler Gedanke, statt der herkömmlichen Litteraturgeschichten eine Sammlung von **mustergültigen Inhaltsangaben** der Meisterwerke zu geben. Natürlich sollen diese nach Auffassung und Stil möglichst vollkommenen Inhaltsangaben in dem Leser nicht das täuschende Gefühl erwecken, als könne er sich nun der Lektüre der Meisterwerke selbst entschlagen. Dann würde dies mit Geschmack zusammengestellte Buch nur die oberflächliche Salonbildung fördern; aber wer ein großes Erzeugniß unserer klassischen Litteratur in sich aufgenommen hat, der wird wohl thun, mit Hilfe dieses Sammelwerkes das Ganze noch einmal an seinen Geist vorüberziehen zu lassen und den Eindruck, den jenes auf ihn gemacht hat, zu läutern und zu berichten.

Nicolaus Lenau.

Vortrag,

gehalten in der Aula der Universität Dorpat
am 29. Januar 1892.

Von

J. Sintenis,
Staatsrath in Dorpat.

Hamburg.
Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vormals J. F. Richter),
Königliche Hofbuchhandlung.
1899.

Das Recht der Ueberſetzung in fremde Sprachen wird vorbehalten.

Druck der Verlagsanſtalt und Druckerei A.-G. (vorm. J. F. Richter) in Hamburg.
Königliche Hofbuchdruckerei.

Digitized by Google

Nach einem Schlummer von mehr als fünf Jahrhunderten ist Deutsch-Oesterreich erst vor nicht langer Zeit wieder zur Poesie erwacht. Seltene Versuche, vereinzelt in der Zwischenzeit angestellt (z. B. der Theuerdank), sind als formlose Träume anzusehen, die mit wirklichem Leben nichts zu thun haben.

Von der Zeit Ulrich's von Lichtenstein in der Mitte des dreizehnten Jahrhunderts an bis weit über die Aera Joseph's II. hinaus hat diese geistige Lethargie gewährt; erst seit Oesterreich dem deutschen Kaiserthum entsagt und sich auf sich selbst concentrirt, macht sich auch dort ein erheblicher Aufschwung bemerkbar — macht sich der belebende Einfluß unserer Classiker und Romantiker geltend.

Sehen wir von dem ohnehin verschollenen Collin ab, so finden wir, daß die ersten namhaften österreichischen Dichter dem Jahrzehnt von 1781—91, der Blüthezeit der Wiener Oper, entstammen. Es sind, dem Wiener Temperament entsprechend, vorwiegend Dramatiker, wie Raimund, Castelli, Zedlitz; wir finden da Individualitäten von so verschiedenem Gepräge, wie Bäuerle, den genialen Schöpfer der Wiener Posse — und Grillparzer, den Dichter der Sappho.

Nach einer Pause von zehn Jahren bringt das erste Decennium unseres Jahrhunderts, das Jahrzehnt Beethoven's, eine jüngere, rührigere, zahlreichere und — bewußtere Generation hervor. Sie bildet eine ziemlich geschlossene Gruppe befreun-

deter Geiſter, deren Regſamkeit auch der älteren Schule zu Gute kommt.

Zu ihr gehört neben Eg. Ebert, Bauernfeld, Vogl, Seidl, Stifter, A. Grün, Feuchtersleben, Fr. Halm, Dräxler-Manfred, Frankl unter Anderen auch Nicolaus Franz Niembſch von Strehlenau, bekannter unter ſeinem Dichternamen Nicolaus Lenau.

Aus beiden Gruppen hat ſich nur je eine Geſtalt über das Durchſchnittsmaaß erhoben: Grillparzer und Lenau, Beide ausgezeichnet durch Tiefe der Ideen und Größe der Stoffe. Aber Lenau, deſſen Dichtungen, Lieder wie Epen, gleich beim Erſcheinen gerühmt, bewundert wurden, iſt allmählich dem Gedächtniß der Nachwelt faſt entſchwunden; Grillparzer dagegen, elf Jahre älter, hat ihn um das Doppelte dieſer Jahre überleben müſſen, um erſt am Ende ſeiner langen Laufbahn die Anerkennung zu finden, die er heute noch genießt.

Lenau ſtammt aus Ungarn, daher iſt es hergebracht, ihn für einen Ungarn, wohl gar Magyaren anzuſehen. Doch habe ich ihn getroſt unter die Deutſch-Oeſterreicher gerechnet. Freilich iſt er in Csatád bei Temeſchwar geboren — am 13. Auguſt 1802 — und hat ſeine Jugendjahre jenſeit der Leitha verlebt; zahlreiche und nachhaltige Eindrücke hat er aus dem eigenartigen Lande mit nach Wien genommen; aber von magyariſchem Blute hat er keinen Tropfen in ſich.

Die Familie Niembſch war nicht lange vorher aus Preußiſch-Schleſien eingewandert; vom Namen darf man ſchließen, daß ſie vielmehr ſlaviſchen Urſprungs geweſen ſein mag. Doch haben ſich die Vorfahren zur deutſchen Nationalität bekannt. Sicherlich laſſen ſich manche Eigenſchaften des Dichters, beſonders ſeine glänzende Begabung und begeiſterte Neigung für die Muſik, recht wohl auf ſlaviſchen Impuls zurückführen. So wenig wie der Vater war die Mutter magyariſcher Nationalität, ſondern rein deutſcher Herkunft.

Des Vaters konnte der Sohn ſich kaum erinnern. Während man ſonſt einen Sohn bedauert, welcher ſeinen Vater früh verliert, muß man es dagegen ein Glück nennen, daß Lenau's Vater zeitig ſtarb. Er war durch heilloſe Spielwuth verwildert und ſiechte an den Folgen eines zügelloſen Lebens ſchnell dahin. Als warnendes Beiſpiel muß der Sohn den Vater, der ihn übrigens nie verwöhnte, vor ſich gehabt haben: er haßte Spiel und Trunk. Doch blieb er nicht ohne väterliches Erbe: maaßloſes Rauchen und der Genuß überſtarken Caffees zur Nachtzeit haben viel zur Beſchleunigung ſeines Nervenleidens beigetragen.

Die Zuneigung der ihm leidenſchaftlich ergebenen Gattin hat der Vater trotz all' dem Kummer, den ihr ſein Leichtſinn bereitet, nie ganz verſcherzt. Doch war es ihr gewiß eine Erlöſung, als ſie die Fülle ihrer Liebe ganz dem fünfjährigen Sohne widmen konnte. Dieſer hat die ungewöhnliche Wärme ihrer Zuneigung und ihre mütterliche Sorge in manchem Liede geprieſen, in dem ergreifenden Abſchiede Fauſt's vom Grabe der Mutter verewigt. Da klagt er:

O, daß der Tod von hier
So früh dich fortgenommen!
Es wäre wohl mit mir
Sonſt nicht ſo weit gekommen.

Denn als ſie ſtarb, ſtand der Sohn, 27 Jahre alt, eben vor der Entſcheidung, welchem Berufe er ſich nun ernſtlich zuwenden ſollte. Der Mutter zu Liebe hätte er wenigſtens das Studium der Medicin zum Abſchluß gebracht, was ihm kaum von praktiſchem, wohl aber von hohem pſychiſchen Werthe geweſen wäre. Nun warf er die bitter verhaßte „Schullernerei" bei Seite. Im Schmerze über den Verluſt verflog der bisherige Eifer und der unſelige Hang zu müßiger Beſchaulichkeit, der allmählich in anſpruchsvolle Bequemlichkeit, ja Faulheit überging, nahm mit allen ſeinen Gefahren überhand.

Man muß zwei Epochen in Lenau's Entwickelungsgang ſcharf unterſcheiden: die ſpecifiſch öſterreichiſche Periode, aus der er zwei Jahre nach dem Tode der Mutter heraustritt, indem er Ende Juni 1831 ſeinen erſten Beſuch in Stuttgart macht, und die Periode des unſtäten Schwankens zwiſchen Heimath und Fremde, zwiſchen Wunſch und Entſagen, zwiſchen Hoffen und Verzweifeln. Dieſer aufreibende Zuſtand endet mit dem Ausbruch des Wahnſinns im Herbſte 1844, deſſen Vorboten Juſtinus Kerner ſchon dreizehn Jahre früher auffallen.

Lenau iſt ein frommes Kind geweſen; er hat Mutter und Wärterin, die treue Schwäbin Walpurga, durch kindliche Predigten, die von Herzen kamen, manchmal tief gerührt; daneben aber nährte die Mutter durch ihre verwöhnende Zärtlichkeit den angeborenen Eigenſinn des Knaben. Indem ſie ihn den beiden Schweſtern, auch ſpäter den Stiefſchweſtern auf unverantwortliche Weiſe vorzog, leiſtete ſie einem Stolze und einer Eigenſucht Vorſchub, welche ſpäter dem Manne zuweilen gefährlich wurden. Jene Frömmigkeit aber hat alle ſpäteren Zweifel überdauert, iſt ſelbſt im Fauſt nicht ganz erſtickt und hat dem Dichter endlich den Savonarola eingegeben, welcher „von wahrhaft proteſtantiſcher Religioſität erfüllt“ iſt.

Die allzu liebreiche Mutter konnte ſich auch nach ihrer Wiederverheirathung nicht entſchließen, die drei Kinder erſter Ehe, oder wenigſtens den Sohn, zu den Großeltern nach Wien zu ſchicken, welche die Erziehung zu übernehmen verſprachen. Daher ſah es mit dem Unterrichte des heranwachſenden Knaben anfangs übel aus.

Die Familie lebte an verſchiedenen kleinen Orten Ungarns, wo an regelrechte Erziehung nicht zu denken war. Aber was Niki an Gelehrſamkeit verſäumte, gewann er an poetiſchen Eindrücken. Beſonders Tokai, wo er ſein ſechzehntes Lebensjahr zubrachte, Tokai mit ſeinen Weinbergen und Thälern, ſeinen

Roſen und Nachtigallen, ſeinen Huſaren und Zigeunern klingt in den Dichtungen des Jünglings allenthalben wieder. Und in drei Künſten brachte er es ſchon als Knabe zur Meiſterſchaft: im Guitarreſpiel, im Pfeifen und im Vogelſang.

Endlich ſiedelte die Mutter nach Peſt über und der Sohn begann nun regelmäßige Studien. Seine hervorragende Begabung war längſt aufgefallen; nun entwickelte ſie ſich zu ſchnell anwachſenden Kenntniſſen. Da indeſſen die ökonomiſche Lage der Familie immer unhaltbarer wurde — den größten Theil des Vermögens hatte bereits der erſte Mann durchgebracht —, mußte die Mutter den Sohn doch endlich nach Wien entlaſſen, wo von nun an ihre Eltern getreulich für den Enkel ſorgen. Freilich nicht ohne zeitweilige Unterbrechung durch die troſtloſe Mutter.

Sogar dem Sohne macht deren Ueberſchwänglichkeit Sorgen; er wünſcht, daß „ſeine gute Mutter das Ebenmaaß ihrer Gefühle, Empfindungen, Gedanken herſtellen möge".

Die erſten Worte, welche uns bezeugen, daß er zu dichten begann, ſchreibt Lenau der Mutter im neunzehnten Lebensjahre: „Meine Lieblingsbeſchäftigung iſt nun, Gedichte zu leſen und zu ſchreiben."

Sein ehrlicher Freund Schurz,[1] bald nachher der Gatte ſeiner Lieblingsſchweſter Thereſe, meint zwar, der Jüngling habe ihm, dem Aelteren, nachgeeifert, der ſchon „manch Geſetzlein" zu Stande gebracht und mitgetheilt, der auch im Kreiſe der Bekannten vorzugsweiſe „der Dichter" geheißen habe. Allerdings ſind Lenau's Anſprüche an einen Dichter anfangs viel beſcheidener als ſpäter, wo er die Poeſie in ihrer Höhe und Tiefe ermeſſen gelernt, ſo daß er damals ſeinen Schwager wohl für einen rechten Dichter gehalten haben mag; traut er ihm doch auch in reiferen Jahren, im Rauſche des erſten Dichterruhms, noch Erhebliches zu. Indeſſen hat Lenau von ihm nur

ganz äußerliche Anregung haben können. Uns aber nöthigt dieſes ſchöne Vertrauen ein Lächeln ab, wenn wir aus der wohlgemeinten, aber etwas ungeſchlachten Biographie Lenau's von Schurz auf einen bedenklichen Mangel an Urtheil und Geſchmack beim Verfaſſer ſchließen müſſen.

Schon die Sprache unterſcheidet Lenau himmelweit von ſeinem Biographen. Während dieſer ſich durchaus in der mehr naiven als reinen Redeweiſe des durchſchnittlichen Wieners bewegt, drückt ſich Lenau überall, ſelbſt in den vertrauteſten Briefen, im reinſten, wohllautendſten Schriftdeutſch aus.

Mit allzu großer Sorgloſigkeit hat Lenau ſeine erſten Gedichte „den flüchtigen Winden" preisgegeben. Ohne Abſchrift wurden ſie verſchenkt, und als er zehn Jahre ſpäter die erſte Sammlung veranſtaltete, fehlte das Meiſte aus den zwanziger Jahren. Unter dem wenigen Erhaltenen ſind das zierliche Gaſel: „Du ſchöne Stunde warſt mir hold," offenbar durch Platen's und Rückert's eben erſchienene öſtliche Dichtungen hervorgerufen; das Gedicht „An Fritz Kleyle", ſeinen Wiener Jugendfreund; ferner die ſanfte Elegie „Am Grabe Hölty's"; dieſe ein Beweis, wie geiſtreich und vollendet er ſchon früh antike Formen auszufüllen verſtand. Beachtenswerth iſt endlich das Gedicht „Unbeſtändigkeit" mit dem Grundgedanken ſeines „Fauſt":

Keiner von den Erdenplundern
Lange mich behalten kann

und dem verächtlichen Ausfall gegen alles gelehrte Forſchen und Wiſſen:

Freilich, wenn du unabwendig
Starreſt in dasſelbe Loch,
Wird's vor deinem Blick lebendig,
Dein Ausharren lohnt ſich doch:
Denn die Augen, die erlahmen
Und Geſpenſter malen ſich
In des Fenſters leeren Rahmen
— Und man nennt den Weiſen dich!

Unbeständigkeit ist nun die Losung seiner Universitätsstudien. Philosophie und Jurisprudenz, Landwirthschaft und Medicin lösen sich ab; aber nachhaltiges Interesse vermag keine Wissenschaft ihm einzuflößen, der bewiesene Fleiß ist nur von der Liebe zur Mutter eingegeben.

Ueberdies geht der Jüngling in dem leichtlebigen Wien ein verhängnißvolles Verhältniß ein, an welchem weder die nachsichtigen Freunde, noch die kurzsichtige Mutter Anstoß nehmen. Die unfehlbare Enttäuschung trat bald ein und hat sich in dem reizbaren Gemüthe des Melancholikers so tief eingefressen, daß die Wunde nie ganz vernarbt ist. Wir finden den Ausdruck dieser bitteren, aber selbstverschuldeten Erfahrung in der wundervollen Anrede „An die Wolke“: „Zieh nicht so schnell vorüber“ und in der ergreifenden Ode „Am Bette eines Kindes“: „Wiege sie sanft, o Schlaf“. Aus derselben Stimmung entstehen die „Bitte“: „Weil' auf mir, du dunkles Auge“ und der Wahlspruch seines weiteren Daseins:

Du geleitest mich durch's Leben,
Sinnende Melancholie!

So vergeht die Jünglingszeit unter beständigem Umhertasten nach stets wechselnden Zielen. Weder die Wissenschaft, noch die Liebe vermögen dem Dichter Ruhe und Gleichmaaß der Empfindung, überhaupt irgend welche Befriedigung zu gewähren. Ausgelassene Freude — Lenau war gern lustig — springt unversehens in Mißmuth um; nur das Geigenspiel, für welches Blumenthal vortreffliche technische Grundlage beigebracht, übt er mit Eifer und Freude, bis er es zur Virtuosität gebracht hat und auf seinem edlen, alten Guarnerius ebenso ernste Meisterstücke, wie wilde Zigeunerlieder hinreißend vorträgt. Dieses geliebte Geigenspiel gewährt ihm später bis in den Wahnsinn hinein Trost und Zerstreuung.

Noch war Lenau der innige Zuſammenhang mit der Natur nicht verloren; er war ein rüſtiger Bergſteiger, wenn er in fröhlicher Geſellſchaft ſeine Trägheit überwand; er ſuchte die ſtille Pracht des Waldes auf; in der Umgebung Wiens entſtanden die weichen „Abendbilder“: „Lieblicher Abend ſenkt ſich auf's Gefilde“; er ſang dem geliebten Frühling entgegen:

An ihren bunten Liedern klettert
Die Lerche ſelig in die Luft.

Aber dieſe ſinnige Naturbetrachtung kann den Gegenſatz nicht mehr verſöhnen zwiſchen harmloſem Vertrauen und argwöhniſchem Verdacht, zwiſchen ſelbſtzufriedener Zuverſicht und aufreibender Selbſtanklage, zwiſchen Extremen, die bereits vor 1831 hart aufeinander ſtoßen. Wie ihn ein unbedeutendes Wort vom ausgelaſſenen Lachen plötzlich zu verdrießlichem Schmollen, ja zum Wuthausbruch umſtimmen kann, ſo reiben ſich in ſeinem Innern immer mehr Diſſonanzen der bedenklichſten Art, und er hat das Vermögen, Großes und Vollkommenes zu ſchaffen, ſchon halb eingebüßt, ehe er es recht anzuwenden verſucht.

Schon von der erſten größeren Dichtung, dem Fauſt, beobachtet er zwar den erſtaunlichen Effekt, den gewiſſe Theile bei den ſchwäbiſchen Freunden machen, fügt aber hinzu: „Wer weiß, ob er recht künſtleriſch iſt; vielleicht iſt er bloß pſychologiſch.“ Leider war der Zweifel wirklich begründet.

Als dem Dichter nach dem Tode der Großmutter 1830 das Erbtheil derſelben, ein mäßiges Vermögen, zugefallen war, litt es ihn nicht mehr in der Heimath. In der That konnte vielleicht mit der Enge der heimiſchen Verhältniſſe zugleich die Feſſel der melancholiſchen Grundſtimmung abgeſtreift werden. In Oeſterreich konnten ſeine Dichtungen ohnehin nicht erſcheinen. Schützte ihn doch auch ſpäter ſein Incognito nicht vor der Wißbegierde des Metternichſchen Syſtems.

So pilgert Lenau nach Schwaben, wo damals namhafte Dichter am dichteſten hauſten. Alsbald hat er ſich die Freundſchaft Aller erworben: Uhland und Schwab, Juſtinus Kerner und K. Mayer, Graf Alexander von Württemberg, die Familien Hartmann und Reinbeck, kurz Alles, was in Schwaben kunſtbegabt und liebenswürdig war — und deſſen war viel —, ließ ſich von der neu erſchienenen Sonne wärmen und beſtrahlen. Denn es war ſelbſt den versgewohnten Schwaben wunderbar, ein ſo urſprüngliches Genie fertig hervorbrechen zu ſehen, das ſich dort auch in gefälliger, meiſt heiterer Form zu geben verſtand.

Alsbald wird mit Cotta verhandelt, der ſchnell den Werth des Anerbietens zu ſchätzen weiß; und im Frühling 1832 erſchienen die „Gedichte von Nicolaus Lenau".

Zu den Jugendliedern waren noch in Schwaben einige hinzugekommen, namentlich die „Schilflieder", welche er einer ſtillen Liebe widmete, einer ſchwäbiſchen Lotte, der er aber trotz unzweifelhafter Gegenliebe von vornherein glaubt entſagen zu müſſen. Die Glückliche wurde zum Unterſchiede von Namensſchweſtern im Bekanntenkreiſe fortan „Schilflottchen" genannt.

Die erſte Gedichtſammlung, etwa die Hälfte des jetzigen erſten Theils, enthält ſchon die vorzüglichſten Lieder, über deren Schönheit und Tiefe ich weiter nichts zu ſagen brauche. Lenau ſelbſt urtheilt: „Die Gedichte ſind größtentheils ſymptomatiſche Ausdrücke einer chroniſchen Krankheit, welche in meinem Herzen ihren Sitz hat."

Aber ſind nicht alle echten Dichtungen der Welt mehr oder weniger theuer erkauft? In Lenau's Liedern wie in ſeinem Gemüthe wechſeln Lebensfreude und tiefe Schwermuth; originelle, kühne Bilder und tief aufgefaßte Naturſcenen ſind verbunden mit den lebendigſten Empfindungen. Beſonders gefielen damals mehr als jetzt die Bilder aus Ungarn: die Haideſchenke, die Werbung, der Schifferknecht.

Es bleibt nur zu bedauern, daß ſo wenige von dieſen melodiſchen Liedern durch congeniale Componiſten volksthümlich geworden ſind.

Kaum hatte der Dichter die Herausgabe beſorgt und die wichtigſten Abſchnitte des Fauſt entworfen, den er in Schwaben begonnen, da führt ihn ſein unruhiges Streben ins vermeintliche Paradies der Freiheit. Uebereifrig opfert er einen beträchtlichen Theil ſeines Vermögens zum Ankauf eines Grundſtückes in — Pennſylvanien! Dort ſollen ihm der Urwald und der Niagara Poeſie entgegenrauſchen.

Zwar riethen ihm die ſchwäbiſchen Freunde energiſch ab und Juſtinus Kerner macht ihm den rührenden Vorſchlag: „Die Lotte ließ ich nicht, wenn ich Du wäre, den anderen Menſchen. Ich würde ſie noch ſprechen, ihr ſagen, daß ich ſie liebe und auf ihre Liebe baue; dann würde ich aber auch von nun an zahmer werden, ſie würde mich zur höchſten Poeſie der Religion führen.“

Aber Lenau widerſtand; er entgegnet ſeinen Landsleuten, die ſtürmiſch verlangen, daß er wenigſtens in Europa bleibe: „Mich regiert eine Gravitation zum Unglücke.“ Und gegen K. Mayer rechtfertigt er ſich: „Wie oft hab' ich meiner guten Freundin Schwab geſagt, daß ich ein Narr bin, ſie hat es aber nicht geglaubt.“

Kein Wunder, wenn er ſchon vor der Abreiſe aus Amſterdam bekennt: „Es geht doch nichts über Oeſterreich und über Euch, lieben Leute!“

Noch weniger kann es Wunder nehmen, wenn der Unſtäte gleich nach der Landung in Baltimore im October 1832 ſeine Enttäuſchung ausſpricht: „Bruder, dieſe Amerikaner ſind himmelanſtinkende Krämerſeelen. Todt für alles geiſtige Leben, maustodt. Die Nachtigall hat Recht, daß ſie bei dieſen Wichten nicht einkehrt. Es kommt mir vor wie ein poetiſcher Fluch!“

Lenau liebte seine Rücksicht und edle Uneigennützigkeit. In Amerika stieß er überall hart auf das Gegentheil. Er war von vornherein von Verlusten bedroht. Schnell war er hingegangen, schnell kehrte er wieder um; kaum daß er sich Zeit nahm, den Niagara zu bewundern. Aber auch der hat ihn enttäuscht, weil er in der Nähe nicht so laut rauschte, wie in der Ferne.

Gleichwohl hat die Seefahrt und der flüchtige Aufenthalt in Amerika ihm schöne Motive dargeboten. Ist doch dort drüben „Primula veris“ entstanden: „Liebliche Blume, bist du so früh schon.“ Auf der Reise macht er außer den Gedichten „Atlantica“ Lieder voll bitterer Vorwürfe gegen sich selbst, z. B. „Die Rose der Erinnerung“: „Als treulos ich das theure Land verließ.“

Nach solchen Erfahrungen konnten die Freunde auch von seiner Rückkehr kein Heil erwarten. Und doch wäre gerade jetzt die beste Gelegenheit gewesen, alle Illusionen abzustreifen.

Als Lenau im Juni 1833 in Bremen landete, fiel ihm in einem Litteraturblatte sein Name auf, den ein Lorbeerkranz umgab. Wolfgang Menzel war nicht der Einzige, der Lenau über Goethe stellte. Unser Dichter fand sich plötzlich berühmt und bewundert.

Wie wohlthuend mußte diese Anerkennung wirken auf ein so tief verletztes und verstimmtes Gemüth! Dem entspricht auch die Erkenntniß Lenau's: „Ich habe mich überzeugt, daß die wahre Freiheit nur in unserer eigenen Brust, in unserem Wollen und Denken, Fühlen und Handeln ruht.“ Leider hat ihm aber diese tröstliche Einsicht nicht verholfen zu fröhlicher Aussicht in die Zukunft, wie man sie ihm den Umständen nach hätte prophezeien dürfen. Hat doch manch unruhiger Charakter im späteren Leben einen Hafen gefunden, wo er still vor Anker liegen konnte.

Digitized by Google

Bei Lenau dagegen mehrt ſich die nervöſe Unruhe mit dem ſo natürlichen Streben, Größeres zu leiſten. Zehn Jahre lang reiſt er nun nach einem jedesmaligen Aufenthalte von Wochen, höchſtens Monaten, von Stuttgart nach Wien, von Wien nach Stuttgart; ohne ſichtlichen Plan erſcheint er in der Heimath; nach Stuttgart fordert ihn zuweilen die Herausgabe der folgenden Dichtungen — der wirkliche Grund iſt doch ſtets nur die Unmöglichkeit, längere Zeit irgendwo auszuharren.

Alle ferneren Dichtungen müßten nun wirklich als pathologiſche Erſcheinungen gelten, wenn ſie nicht zugleich Efflorescenzen genialer Kraft wären. Und der Savonarola hat ja in der That einen harmoniſchen Abſchluß gefunden.

Zunächſt gelingt es Lenau, den ſchon weit gediehenen Fauſt leidlich zu beenden. Es iſt auffallend, daß dem Dichter für dieſe kraftvollſte ſeiner Dichtungen keine einheitliche Form beliebt hat. Daß er die dramatiſche nicht ganz durchführt, erklärt ſich aus dem Mangel an dramatiſchem Verſtändniß überhaupt und aus der merkwürdigen Anſicht insbeſondere, welche Lenau mehr als einmal ausgeſprochen hat: „In fünfzig Jahren giebt es kein Theater mehr, das iſt nur für jugendliche, noch mit großer Poeſie begabte Völker ein Gottesdienſt, für politiſch entwickelte eine Nationalaufgabe, für blaſirte eine Beluſtigung.“ Er vindicirt unſerer Zeit das Stadium der Blaſirtheit und für dieſes ſei das Schauſpiel überflüſſig. Ob er nicht in manchem Sinne doch Recht hat?

Am Ende war es aber nur die Abneigung und die Unfähigkeit des Lyrikers, ſich aus dem Innern der Empfindung in die äußere Welt der Handlung zu wagen und dieſelbe conſequent durchzuführen, was ihm jenes abſprechende Urtheil dictirte.

Der „Fauſt“ nun iſt ein Gemiſch von epiſchen, lyriſchen und dramatiſchen Abſchnitten geworden. Macht ſchon dieſe bunte Zuſammenſetzung einen befremdenden Eindruck, ſo ſchadet

einer Geſammtwirkung beſonders die außerordentliche Subjectivität der Dichtung. Abgeſehen von unzähligen perſönlichen Anſpielungen, die Lenau offen eingeſtand, ja gelegentlich vorherſagte, abgeſehen von den handgreiflichen Beziehungen auf des Dichters Lebenslauf, der viel zu einſeitig ausgefallen war, um einer Fauſtdichtung zu Grunde gelegt zu werden, geht durch das Gedicht ein Zug von herber Lebensanſchauung, ja von Grauſamkeit, welcher ſelbſt durch den Wohllaut der Sprache nicht gemildert wird.

Am wenigſten können die dramatiſchen Theile für gelungen gelten; es ſind Geſpräche, Disputationen, keine Handlungen. Es half dem Dichter auch nichts, daß er für die Matroſenſcene eigene Studien machte in den Matroſenſchänken der Seeſtädte, die er betrat.

Selbſtverſtändlich begegnen wir Spuren von Anlehnung an Goethe auch im Einzelnen; Lenau's Mephiſtopheles ſagt:

> Doch hat mein Erzfeind nicht verſagt
> In ſeiner Welt mir freie Jagd,

d. h. er beruft ſich auf Goethe's Prolog im Himmel. Beſonders aber ſind die ganzen Rollen des Mephiſtopheles und des Wagner durchaus Copien der Goetheſchen. An Gretchens Stelle tritt die Prinzeſſin Maria, nach der gleichnamigen Schweſter des Grafen Alexander von Württemberg gezeichnet, an Valentins Stelle deren Verlobter, Herzog Humbert.

Einzelne Abſchnitte von den dreiundzwanzig ſind von großer Schönheit, noch weniger fehlt es an ſchönen Stellen; aber alle Kraft und aller Schmelz der Sprache verſöhnt nicht mit der Unwahrſcheinlichkeit des Ganzen.

Derſelbe Fauſt, dem „des Glaubens letzter Faden reißt", der ſich zuruft: „Dein Schöpfer iſt dein Feind", weil er als Anatom „die Todten umſonſt um das Leben gefragt", hat doch

beim Bunde mit dem Teufel ſeine Bibel bei der Hand, die ihm trotz Allem noch verehrungswürdig iſt. Derſelbe Fauſt, der da inne wird:

Der wahren Frauenſchönheit holder Macht
Kann widerſtehen keine Macht auf Erden,

verleugnet dieſe Erkenntniß und zerſtört auch dieſen Himmel.

Gleichwohl iſt dies der einzige „Fauſt", welcher annähernd mit dem Goetheſchen verglichen werden kann, natürlich als der ſubjectivſte dem objectivſten. Byron's Manfred iſt viel phantaſtiſcher, Grabbe's Fauſt durch die Verbindung mit dem Don Juan complicirter, ja raffinirter geworden, aber eben darum iſt auch bei Beiden die urſprüngliche Fauſtidee faſt weſenlos geworden.

Lenau's „Fauſt" erſchien 1836, zu einer Zeit, wo man auch das Unfertige gern bewunderte, wenn es nur Krafttendenzen ausdrückte und auf Weltſchmerz hinauslief. Davon fanden ſich in Lenau's „Fauſt" hinreichende Proben.

Mittlerweile hatte der Dichter, der ſich von nun an nur in poetiſchen Extremen bewegt, ſich auf den Savonarola geworfen; ſo folgt denn dem verkörperten Zweifel der begeiſterte Prediger des reinen Evangeliums. Lenau ſetzt im Handumdrehen dem Hader mit Gott die gläubigſte Zuverſicht entgegen; nach dem Gelingen zu urtheilen, hat dieſer Glaube tiefer in ihm Wurzel geſchlagen, als der Zweifel.

Allerdings bot ihm der Savonarola den Vortheil, daß er ihn nicht erſt wie den Fauſt zu geſtalten brauchte, ſondern ſich nur in eine ausgeprägte Perſönlichkeit und ihre Ueberzeugung hineinzuleben hatte.

Daß ihm dies aber gelang und daß er die angemeſſene epiſche Form wählte, läßt an die Möglichkeit denken, daß ſein freilich aufgewühltes Innere noch zu klären und noch zu ſtillen geweſen wäre, wenn nicht gerade damals eine verderbliche Macht

über ihn gekommen wäre, welche ihm unter anderen Umſtänden hätte zum Segen gereichen können, ihn nicht mehr losließ, ihn endlich in den Wahnſinn trieb.

Ich meine die verhängnißvolle Leidenſchaft, welche Lenau an Sophie Löwenthal feſſelte.

Aus der mehrgenannten Biographie von Schurz kennen wir ſchon den Verkehr mit dieſer Freundin, die er 1833 als Gattin ſeines Freundes Max Löwenthal und Mutter mehrerer Kinder kennen lernte, nachdem er früher, als es noch nicht zu ſpät war, an ihr vorübergegangen war; ſie war eine nahe Verwandte ſeines Jugendfreundes Fr. Kleyle, der in früheren Jahren mehrmals vergeblich verſucht hatte, ihn in das Haus ihrer Eltern einzuführen.

Aber Schurz hat ſeiner Zeit wohl nur die „oſtenſiblen Briefe", gleichſam die officielle Correſpondenz, zur Benutzung erhalten, d. h. Lenau's Briefe, denn die Antworten Sophie's hat Lenau ſelbſt vernichtet. Aus dieſen freundſchaftlichen Blättern las man eine herzliche Verehrung für die Gattin des Freundes heraus, die, dem Dichter geiſtig ebenbürtig, zum Savonarola den Antrieb gegeben hatte, überhaupt in den letzten Jahren ſeine Muſe geweſen war. Vertraulich theilte er der Freundin ſeine Erlebniſſe und ſeine Gedanken, ſeine Wünſche und ſeine Handlungen mit; er ſah ſie gelegentlich bei den häufigen Beſuchen in der Heimath auf kürzere oder längere Zeit wieder.

Allerdings fiel es auf, daß Lenau zweimal, als er ſich zu verloben im Begriff ſtand, oder ſchon verlobt hatte, flehentliche Bitten um Zuſtimmung an Sophie richtete, daß er aber ihre Einwilligung nicht erhielt. Welche Macht mußte er ihr zugeſtanden haben, daß ſie ohne nachhaltigen Proteſt ſeinerſeits über ſein Wohl und Wehe entſcheiden durfte?

Der Ton jener Briefe war durchgehends maaßvoll und wenig wärmer, als der, welchen Lenau in vertrauten Briefen,

wie uns deren viele vorliegen, überhaupt anſchlug. Auf jeden Fall war der Zuſammenhang zwiſchen der harmloſen Form der Briefe und den befremdenden, ja bedenklichen Thatſachen unklar.

Bisher durfte man dieſes Verhältniß ungefähr demjenigen gleichſtellen, welches Schiller an Charlotte von Kalb, Hölderlin an Souſette Gontard gefeſſelt hatte. Auch dieſe Frauen waren einſt die Muſen ihrer Dichter geweſen. Schiller löſte ſich bald von der überſpannten Verehrung für die ſchwärmeriſche Frau; Hölderlin überlebte den frühen Tod ſeiner Diotima geiſtig nur um einige Jahre; Beide waren durch Entſagung von der Verehrten getrennt geblieben.

Lenau ſchien in der Mitte zwiſchen Schiller und Hölderlin zu ſtehen. Er dachte zweimal durch eine wirkliche Verbindung ſich aus der immerhin unnatürlichen Lage zu befreien, aber er hatte die Ueberlegenheit der älteren Anſprüche unterſchätzt und endete im Wahnſinn.

Jetzt geſtaltet ſich das Urtheil über Beide weſentlich ungünſtiger.

Bald nacheinander ſind vor einigen Jahren zwei bedeutende Mittheilungen erſchienen, welche ſich auf dieſen wichtigſten Wendepunkt in Lenau's Leben beziehen und in das geheimnißvolle Dunkel etwas mehr Licht bringen. Sie ſind vollauf geeignet, zum Verſtändniß des Dichters beizutragen und lebhafte Theilnahme an ſeinem traurigen Geſchick zu erregen.

Auguſt Frankl,[2] der einzige damals noch lebende Zeitgenoſſe und Freund Lenau's, veröffentlichte Tagebuch und Briefe Lenau's, welche neben jener officiellen Correſpondenz an Sophie Löwenthal gerichtet oder für ſie niedergeſchrieben ſind. Die Blätter ſind meiſt datirt und ſtammen aus den Jahren 1836—43. Leider erfahren wir nicht einmal, wo das Tagebuch aufhört und die Briefe anfangen. Ebenſowenig wird uns verrathen,

ob Alles ſchon zu Lebzeiten des Dichters in Sophiens Hände gelegt iſt oder erſt nach ſeinem Tode.

Indeſſen iſt dies auch von untergeordneter Bedeutung. Dieſe Tagebuch- und Briefblätter enthalten nämlich die glühendſten Geſtändniſſe, die leidenſchaftlichſten Klagen einer hoffnungsloſen und kühl erwiderten Liebe, und ſie deuten durchweg auf einen gleichlautenden mündlichen Verkehr hin. Wären ſie alſo auch ſämmtlich erſt nach Lenau's Tode an Sophie gelangt, ſo müſſen wir doch aus ihnen ſchließen, daß dieſelben Geſtändniſſe und Klagen im vertrauten Beiſammenſein eine Reihe von Jahren hindurch auch angehört worden ſind.

Daß Sophie die Leidenſchaft des Hausfreundes nicht mit gleichem Feuer erwidert, ſondern mit bewußter Gelaſſenheit ihn ſtets in einer gewiſſen Entfernung zu halten verſteht, geht deutlich aus den immer wiederkehrenden Anklagen hervor. Alſo von Lenau's Seite ausſichtsloſe, verzehrende Leidenſchaft — nur drei beliebige Zeilen als Beweis: „Ich bin in einem furchtbaren Aufruhr, in dem ich Dir ſchreibe; es iſt wahnſinnige Liebe, die mich treibt. Weh mir! Wär' ich lieber todt, als daß Du nicht mein biſt!“ — von Seiten der Angebeteten Zweifel an ſeiner Beſtändigkeit und — Verſuche, dieſe zu erzwingen.

War das die Geſinnungs-, die Handlungsweiſe eines edlen Mannes und Freundes — oder war der Verirrte für ſein Verhalten ſchon nicht mehr verantwortlich?

Oder aber, wenn man ſeine Extravaganz weniger ſtreng beurtheilen will, war das Verhalten der Frau, die übrigens in den glücklichſten Verhältniſſen lebte, zu rechtfertigen, welche den Verblendeten nicht nur an ſich zieht, ſondern auch verhindert, ſich in lichten Augenblicken ein wirkliches Lebensglück zu gründen, wie ſie es ihm nicht gewähren will und, ohne gewiſſenlos zu handeln, auch gar nicht gewähren kann?

„Daß ſo viel Schuld“ nicht bloß von Lenau's Seite bei

ſeinem grauſamen Schickſal mitgewirkt, „hat die Welt erſt jetzt erfahren.“

Unter dem Einfluß dieſer dämoniſchen Gewalt ſind alle Dichtungen nach dem Fauſt entſtanden. Es ſind die mittleren Acte einer Lebenstragödie: Savonarola, Albigenſer, Don Juan; den Schlußact bilden Verlobung und Wahnſinn.

Daß der Savonarola auf Sophiens Rath und unter ihrem Einfluß entſtand, iſt unzweifelhaft. Er wurde in jenen erſten Jahren gedichtet, wo das Verhältniß ſich erſt allmählich leidenſchaftlicher geſtaltet. Noch darf die Frau, die ihn zu dieſer Dichtung begeiſtert, ſeine Muſe heißen.

Freilich hatte Lenau auch noch andere Bundesgenoſſen. Die erſte Auflage des „Savonarola“ 1837[3] war Martenſen, dem ſpäteren däniſchen Biſchof, gewidmet. In ſeinen Erinnerungen gedenkt Martenſen ſeines kurzen, aber intereſſanten Zuſammenlebens mit Lenau. Dieſer correſpondirt mit ihm über die entſtehende Dichtung: „Sie umſchweben mich oft als unſichtbarer Cenſor beim Arbeiten, indem ich mich oft frage: wird das Martenſen approbiren?“ Lenau ſchätzt ſein Urtheil in der That hoch: „Ich habe nie einen ſo ſpeculativen Kopf gefunden, deſſen ganzes Leben, ſo unverrückbar aufs Ideale gerichtet, mit der kindlichſten Frömmigkeit und einer bezaubernden Herzensgüte eine ſo sieghafte Gedankenmacht vereinigt.“

Der „Savonarola“ hat dieſer vorübergehenden Freundſchaft alle Ehre gemacht. „Wenn ich für jedes meiner Werke nur einen Beurtheiler habe, wie Sie, ſo bin ich aufgemuntert und belohnt.“

Lenau's „Savonarola“ beſteht aus vierundzwanzig Abſchnitten, welche des Reformators Leben von ſeiner Entweichung aus dem Hauſe der Eltern im Jünglingsalter bis zu ſeinem Martyrium ſchildern.

Offenbar hat der Dichter ſich in dieſen ſeinen Helden am

tiefſten hineingedacht, alle ſeine inneren und äußeren Kämpfe miterlebt; ſo „feiert der kirchlich-fromme Kinderglaube ſeiner Jugend nach langen Kämpfen eine ſiegreiche Auferſtehung“.

Zwar in Oeſterreich, bei den meiſten Freunden rief dieſes poſitive Bekenntniß lebhaften Widerſpruch hervor, ganz abgeſehen von dem ſo natürlichen Verdammungsurtheil der katholiſchen Kirche.

„Mein Savonarola hat mir die Meute an die Ferſen gezogen. Aber was mir auch an Mißhandlungen widerfahren mag, ich will es betrachten als die Beendigung meines Gedichts, als die letzte ſcharfe Feile, welche mein Geſchick daran legt.“

Dagegen lauten die Stimmen der Kritik außerhalb Oeſterreich faſt durchweg zuſtimmend, anerkennend. Joh. Pet. Lange, der ſpätere Bonner Theolog, legt der Dichtung nicht bloß eine poetiſche, ſondern auch gewiſſermaaßen eine welthiſtoriſche Bedeutung bei. Und der fromme Juſt. Kerner rühmt ſie in ſeiner herzlichen Weiſe: „Der Savonarola iſt ungeheuer; ein Meiſterſtück aller Meiſterſtücke.“

Auch uns „ſteht es unzweifelhaft feſt, daß dies die künſtleriſch vollkommenſte unter den vier größeren Dichtungen Lenau's iſt, und daß ihr auch heute noch der Preis gebührt vor allen übrigen, die den Kampf um ein geläutertes Chriſtenthum epiſch behandeln.“ „In ihm entſpricht die Idee der Darſtellung in ſo hohem Maaße, daß man fühlt: der Poet hat geleiſtet, was er leiſten wollte, er hat ſein Ideal erreicht.“

Wie der Savonarola „zeitlich den Mittelpunkt von Lenau's geſammtem Dichten“ bildet, ſo iſt er auch „der Höhepunkt des Dichters und des Menſchen“; denn noch hatte die Liebe zu Sophie Löwenthal nicht den excentriſchen Charakter angenommen, welcher immer deutlicher die Energie des Dichters lähmt.

Im Januar 1838 meldet er nach Stuttgart: „Ich habe einen Stoff gefunden, an dem ich wenigſtens zwei Jahre werde

zu ſchaffen haben: die Kreuzzüge gegen die Albigenſer. Der Huß nämlich und die Huſſiten haben ſich bei näherer Bekanntſchaft nicht ergiebig genug gezeigt für ein größeres Gedicht. Ein Romanzenkranz, etwa im Umfange der Clara Hebert, wird wohl Alles ſein, was ich aus dieſem Stoffe herausſchlage."

In der That iſt aus dem Huß nur der Cyclus von neun Romanzen „Johannes Ziska" hervorgegangen, die ſich aber bei Weitem nicht mit dem lieblichen Romanzenkranze „Clara Hebert" vergleichen laſſen. Nur die Form iſt dieſelbe.

Für die Albigenſer genügten aber zwei Jahre nicht. Denn es war dem Dichter nicht vergönnt, ohne Unterbrechung zu arbeiten. Im Jahre 1839 hatte er die Bekanntſchaft der berühmten dramatiſchen Sängerin Caroline Unger gemacht und die Beiden hatten ſich ſchnell verſtanden und verſtändigt, daß die Sängerin ſich auf Viſitenkarten ſchon als Lenau's Gattin bezeichnete; aber ſie hatten ſich verrechnet; Lenau's Verſuch, ſich von Sophie zu löſen, machte kläglich Fiasco. Ja er ließ ſich ſogar ſo weit treiben, daß er wie ein Wahnſinniger in das Zimmer der Künſtlerin ſtürmte und von der Entſetzten ſich die Herausgabe ſeiner Briefe erzwang. Ohne Gruß ging er davon und tanzte, erfreut über den gelungenen Ueberfall, die Treppe hinab.

„Eben weil ſie eine große Schauſpielerin war und je mehr ich es erkannte, um ſo furchtſamer wurde ich vor einer Verbindung mit ihr; ich wußte nicht mehr, was echt, was falſch an ihr war," urtheilte Lenau ſpäter. In der That aber war es Sophie, welche ihn zu ſolchen Reflexionen zwang. Wir beſitzen ja noch ſeine flehenden Bitten an ſie: „Sie haben mir mit Ihren paar Zeilen das Herz zerſchmettert. Es iſt an Ihnen, Menſchlichkeit zu üben an einem zerriſſenen Herzen. Caroline liebt mich grenzenlos. Verſtoße ich ſie, ſo mache ich ſie elend und mich. Entziehen Sie mir Ihr Herz, ſo geben Sie mir den Tod. — Ich wollte, ich wäre ſchon todt!"

Das ſind Worte eines oſtenſiblen Briefes, worin das Sie herrſcht. Iſt es bei ſo verzweifeltem Widerſtreit im Gemüth des Dichters ein Wunder, wenn die Dichtung gleichfalls der Einheit, ja des eigentlichen Zieles entbehrt?

„Die Albigenſer" erſchienen 1841,[4] „freie Dichtungen von N. Lenau." War das Prädicat „frei" doppelſinnig, ſo war das nach beiden Seiten ein Fehler. Denn weder iſt der zweifelnde Gedanke im Stande, einen Helden für eine epiſche Dichtung zu qualificiren, noch kann eine lockere Aneinanderreihung von willkürlich gewählten Epiſoden eine ſo große Bewegung, wie die der Albigenſer war, würdig ſchildern. „Es ſind Fresken," ſagt Lenau ſelbſt. Das Chriſtenthum iſt hier nicht mehr, wie im Savonarola, „ein Geoffenbartes, ſondern eine hiſtoriſche Erſcheinung," welche der Vergänglichkeit unterworfen iſt.

Die Kritik verhielt ſich gegen die Albigenſer umgekehrt, wie gegen Savonarola. Natürlich, der Umſchwung in der Lebensanſicht des Dichters lag ja klar zu Tage. Nur durfte „man nicht, wie es zuweilen geſchehen iſt, Lenau zu den Verächtern des Chriſtenthums zählen." Es fehlt den Albigenſern eben der poſitive Held, der Träger der eigenen Gedanken des Dichters.

Uebrigens hatte ſich derſelbe die Freiheit genommen, mannigfaltige lyriſche Formen wechſeln zu laſſen.

Der letzte Gegenſtand, an welchem Lenau ſeine ſchon erlahmende Dichterkraft erprobt, iſt der „Don Juan". Wiener Freunde empfahlen die ſpaniſchen Originaltraditionen. Aber Lenau wollte aus dem ſpaniſchen Naturburſchen einen ſenſualiſtiſchen Philoſophen machen, der das Gegenſtück zum ſpiritualiſtiſchen Fauſt werden ſollte.

Auch hier läge der Vergleich mit Byron und Grabbe nahe, wenn Lenau's Dichtung für vollendet gelten könnte; ſie erſchien erſt im Nachlaß.

Auch im Don Juan tritt die Subjectivität des Dichters grell hervor. Damit iſt aber auch die dramatiſche Form gerichtet, wenn ſie gleich geläufiger gehandhabt wird, als im Fauſt.

Der Zeugniſſe über die Abfaſſung des Don Juan ſind verhältnißmäßig nur wenige; denn ſie fällt ſchon in das verhängnißvolle Jahr 1844, in welchem das Schickſal den Dichter ſo ſchwer heimſuchte. Und zwar mit unheimlicher Rapidität. Er macht noch einen letzten Verſuch, glücklich zu werden — und der ſcheint zu gelingen. Er begegnet einem liebenswürdigen Mädchen, Marie Behrends aus Frankfurt, und verlobt ſich mit ihr.

Die zweite der oben erwähnten Mittheilungen über Lenau iſt uns von Marie Behrends[5] hinterlaſſen.

Durch ein eigenthümliches Verhängniß ſind die beiden ſo ungleich gearteten Gegnerinnen noch nach ihrem Tode einander entgegengetreten. Im Alter nur um ein Jahr verſchieden, ſind Beide 1889 innerhalb weniger Monate geſtorben, nachdem ſie den Dichter um achtunddreißig Jahre überlebt haben.

Daher iſt es gekommen, daß wir ſo dicht nebeneinander die entgegengeſetzten Stimmen hören. Auch über's Grab hinaus noch Widerſtreit! Denn Marie Behrends hat dem egoiſtiſchen Proteſt Sophiens ebenſo weichen müſſen, wie Caroline Unger. Ja, auf die Nachricht von der erfolgten Verlobung ſchleudert Sophie dem Abtrünnigen wie einen Fluch die Worte zu: „Eines von uns muß wahnſinnig werden!“ In wenigen Wochen ging dieſes frevelhafte Wort in Erfüllung.

Ich laſſe die Daten und den Dichter ſelbſt reden: Am 19. Juli 1844 fand die Verlobung ſtatt, zu der die Mutter der Braut nur auf Lenau's inſtändigſtes Dringen ihre Einwilligung gegeben hatte. Am 2. Auguſt war Lenau zum zweiten Male in Frankfurt, glücklich und beglückend. Jedoch ſchon am 14. Auguſt ſtand er in Lainz vor Sophie; „Niembſch, iſt es wahr, was

die Zeitungen von Ihnen melden?" „Ja!" sprach er — „doch wenn Sie's wünschen, verheirathe ich mich nicht; ich erschieße mich dann aber."

Vier Wochen später, am 17. September, auf der Rückreise nach Schwaben, schreibt er an Sophie: „Ihre Worte in der letzten Stunde: Mir ist, als sollte ich Sie nie wiedersehen! dringen mir schmerzlich und drohend nach."

Am 21. September war Lenau in Stuttgart. Der Vertrag mit Cotta, der ihm 20,000 Gulden für die bisherigen Dichtungen sicherte, machte zu schaffen. Es beunruhigte ihn, daß Marie von seinem Verhältniß zu Sophie erfahren habe. Seine Sorge war nutzlos; sie erfuhr bei seinen wenigen gesunden Tagen nichts mehr und nachher stand sie ohnehin vor einem Abgrunde.

Denn am 29. September hat Lenau ein erster, leichter Schlaganfall getroffen. Am 5. October beurtheilt er den Unfall, über den er sich begründete Gedanken macht: „Was nach meiner festen Ueberzeugung das Uebel hervorbrachte, war lediglich ein ungeheurer Affect von Zorn, Kummer und Verzweiflung." Jedes dieser letzten Worte ist ein schwerlastender Vorwurf gegen Sophie Löwenthal.

Drei Tage später fügt er wie zur Beruhigung hinzu: „Gestern hat Jemand berechnet, wieviel Poststunden ich in zwei Monaten gefahren bin, und es ergab sich die kolossale Summe von 644, die ich im Eilwagen unter beständiger Gemüthsbewegung gefahren bin." Ohne Zweifel trugen auch diese Anstrengungen mit zur Beschleunigung des Unglücks bei, das nur aufgehalten, nicht abgewendet werden konnte. Aber Lenau nahm die Symptome für das Leiden selbst, dessen chronischer Charakter nun heimtückisch hervorbrach.

Am 12. October hatte Lenau einen Brief aus der Heimath erhalten, der ihn in höchstem Grade verstimmte, und in der

Digitized by Google

folgenden Nacht trat der erſte ſtärkere Paroxysmus ein. Von nun an weilte die Nacht des Wahnſinns mit ihrem dunkeln Auge auf dem Dichter, als hätte er ſie mit ſeiner „Bitte“ angerufen ſtatt ihrer melancholiſchen Namensſchweſter.

Nun waren alle Gegenſätze gewaltſam zum Schweigen gebracht. Aber noch war es leider nicht die Ruhe des Kirchhofs.

Aus den rührenden Geſtändniſſen der Braut, wie aus den herzlichen Briefen des Bräutigams lieſt man mit ſchmerzlicher Freude die Gewißheit heraus, daß Lenau in ſeinem Vertrauen zu Mariens Werth ſich nicht geirrt hatte. Wenn ihn Jemand noch zu retten im Stande geweſen wäre, hätte das nur Marie Behrends vermocht.

Da treibt ihn ſein düſteres Verhängniß zuletzt noch einmal nach Oeſterreich; und dort gelingt es ſeinem böſen Dämon, den ungleichen Kampf endgültig zu ſeinen Gunſten, zum Verderben ſeines Opfers zu entſcheiden.

Auf dem Kampfplatze bleibt ein zerrüttetes Leben, das erſt nach ſechs fürchterlichen Jahren völlig endet.

Anmerkungen.

[1] Lenau's Leben, großentheils aus des Dichters eigenen Briefen, von ſeinem Schweſtermanne Anton X. Schurz. 1., 2. Band. Stuttgart und Augsburg, Cotta, 1855. — Dieſer inhaltreichen, aber etwas oberflächlich abgefaßten Biographie habe ich natürlich die Hauptdaten, ſowie viele Briefſtellen entnommen.

[2] Lenau und Sophie Löwenthal. Tagebuch und Briefe des Dichters ꝛc. Herausgegeben von L. A. Frankl. Stuttgart 1891. — Das wäre alſo ein Werther sec. 19, und zwar kein Roman, ſondern grauſame Wirklichkeit; aber Sophie iſt bei Weitem keine Lotte. — Daß Sophie beide Verlobungen Lenau's gelöſt hat, iſt keine Frage; es fragt ſich nur, ob man ihr Verfahren rechtfertigen kann. Ich möchte gern glauben, daß ſie Lenau nicht für fähig gehalten habe, mit einer Anderen glücklich zu werden. Dann

hätte sie freilich sich selbst entschließen müssen, ihn glücklich zu machen. Nahegelegt hat Lenau ihr das oft genug. — Indessen zerstört ihr kühles Verhalten einerseits und jenes Drohungswort: „Eines muß wahnsinnig werden" andererseits jeden Versuch, sie in Schutz zu nehmen. Den Dichter vermag man nur wegen seiner eigensinnigen Leidenschaft zu bedauern. — Frankl mag wohl Recht haben: „Lenau brachte die Belastung für den Irrsinn mit auf die Welt". und „Seit seinen Kinderjahren war der Geist dieses Dichters ein Gemisch von Genie und Irrsinn" schreibt ein berühmter Irrenarzt von Lenau. Freilich ist diese Gravitation zum Unglück weit verschieden von dem „furor poeticus", mit welchem sie Frankl vergleichen möchte. Goethe lehrt durch sein Beispiel, daß man den „Werther" und die „Wahlverwandtschaften" erleben kann, ohne daran zu Grunde zu gehen. Goethe hätte sich aber auch niemals von Sophie Löwenthal fesseln lassen; oder er hätte sich wie von Frau von Stein rechtzeitig losgelöst. Derselbe Unterschied besteht zwischen Schiller und Hölderlin.

[3] Savonarola von N. Lenau. Mit einer Einleitung von G. Emil Barthel. Leipzig, Reclam.

[4] Die Albigenser von N. Lenau. Herausgegeben von G. Emil Barthel. Leipzig, Reclam. — Don Juan von N. Lenau. Herausgegeben von G. Emil Barthel. Leipzig, Reclam. — Das Meiste, was diese letzten drei Gedichte Lenau's betrifft, verdanke ich den sauberen, verdienstvollen Einleitungen zu obigen Ausgaben, mit welchen wohl jeder Verehrer Lenau's übereinstimmt. Wo es sich thun ließ, habe ich das wörtlich Entnommene bezeichnet. — Jene Einleitungen sind Jedem zu empfehlen, der sich näher mit Lenau's Gedankenwelt bekannt machen will.

[5] Deutsche Rundschau, herausgegeben von J. Rodenberg, 1889, Bd. 61, S. 420. Lenau und Marie Behrends. Aufzeichnungen der Braut Lenau's und Briefe des Dichters an sie. Mitgetheilt von Paul Weißer. — Unmittelbar nach dem Tode von Marie Behrends sind diese Reliquien von einem Neffen veröffentlicht. - - Wer diese Blätter gelesen hat, wird nur beklagen können, daß die erlösende Verlobung des Dichters nicht zehn Jahre früher stattfand, wo sie, ohne Hinderniß, dem Dichter eine Wohlthat gewesen wäre. — Höchst wichtig ist die Thatsache, daß die schwäbischen Freunde auf Seiten der Braut, gegen Sophie Löwenthal und den engherzigen Schwager Schurz stehen. - - Wie kläglich ist Lenau's Wort (S. 444): „Man läßt mich nicht los und ich werde nun das Opfer der ungezügelten Leidenschaft dieser Frau! (Sophie Löwenthal)." — Bemerkenswerth ist die Notiz S. 424, daß nicht nur Sophie Löwenthal und Marie Behrends bald nacheinander 1889 gestorben sind, sondern auch Lotte Gmelin, das „Schilflottchen", fünf Tage nach Letzterer den Beiden gefolgt ist. — Schließlich erwähne ich noch die Anzeige von Frankl's Buch in der

„Deutſchen Rundſchau“ 1891, Bd. 68, S. 470: „Lenau's Verhängniß“ von W. Lang, der ich Theile einiger Sätze verdanke. Mit gerechter Wärme wird der Braut gedacht; dem gegenüber ſcheint mir aber zu wenig geſagt mit: Sophie „beſaß nicht die Kraft der Entſagung“, wenngleich der Gegenſatz mit dem Vorhergehenden erkennen läßt, daß Herr W. Lang den grenzenloſen Egoismus Sophiens hat kennzeichnen wollen. Kühle Selbſtſucht iſt auch eine Kraft, der jede Entſagung als Schwäche erſcheinen muß. Uebrigens enthält dieſe Anzeige mit ihrer lapidaren Sprache die Quinteſſenz von Lenau's Schickſal ſeit dem unſeligen Bekanntwerden mit Sophie Löwenthal.

Ueber
Sprachkenntniß und Sprachkunde.

Zwei Vorträge
im Verein junger Kaufleute in Berlin.

Von

Moritz Steinschneider
in Berlin.

Hamburg.
Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vormals J. F. Richter)
Königliche Hofbuchhandlung.
1899.

Digitized by Google

Das Recht der Ueberſetzung in fremde Sprachen wird vorbehalten.

Druck der Verlagsanſtalt und Druckerei A.-G. (vorm. J. F. Richter) in Hamburg.
Königliche Hofbuchdruckerei.

Digitized by Google

I.

„Ein Säugling iſt der Geiſt, Natur iſt ſeine Amme,
Sie nährt ihn, bis er fühlt, daß er von ihr nicht ſtamme."
(Rückert, Weisheit des Brahmanen I, 26.)

Die ganze Entwickelung, die Bildung der Menſchen iſt zuvörderſt ein fortwährender Scheidungsproceß, im chemiſchen, nicht im bürgerlichen Sinne. Verſtehen und Erkennen iſt Unterſcheiden und Ausſcheiden, „geſcheidt" iſt eigentlich der Scheidende, wie der Bediente ein Dienender. Alles Werden in der Welt, alles Wachſen und Entwickeln iſt für uns ebenſowohl ein Auseinandergehen, als ein Zuſammenſetzen. Im Keime liegt Alles zuſammengefaltet, wenigſtens für uns nicht geſondert, dann erſt trennen ſich Stamm und Blätter, Rumpf und Glieder. Wir trennen und ſondern, und auch in der Erkenntniß gilt der berüchtigte Wahlſpruch: Divide et impera, „Theile und befiehl," oder in anderer Form von Goethe ausgeſprochen: „Wer herrſchen will, muß ſich beſchränken lernen." Wir beginnen jede Kenntniß und jede Wiſſenſchaft mit ihrer Eintheilung; der Wißbegierige nimmt, wie ein nachſichtiger Gläubiger, immer Etwas auf Abſchlag: er verſichert ſich des Einen und geht auf das Andere los.

Wiſſen und Forſchen ſind aber unendlich: „Das Wiſſen iſt ein Quell, der unverſieglich quillt, den nie der Durſt erſchöpft, und der den Durſt nie ſtillt." Jede Wiſſenſchaft, ſagt Herder (Dichtungen), iſt ein Gebäude, an welchem Völker und Jahr-

hunderte bauten. Die richtige Erkenntniß ſetzt Grenzen, ſie iſt ehrlich, wahr und aufrichtig, wenn ſie die Grenzſteine nicht verrückt. Darum beginnt man auch meiſtens ganze Wiſſenſchaften und einzelne Gebiete und Begriffe mit einer „Definition", d. h. mit einer Abgrenzung, welche das gerade Gegentheil iſt von der „Confuſion", d. h. Zuſammengießen und Verſchmelzen des Verſchiedenartigen, daß es wie einerlei ausſehe, ohne es wirklich zu ſein, ein Begriff, der einigermaaßen verwandt iſt mit dem, was die politiſchen Parteien eine „Fuſion" nennen, nur daß bei letzteren auch der Schein der Uebereinſtimmung nicht immer erzielt wird. Definiren, das weiß Jeder, der einmal Unterricht genoſſen, iſt die ſchwerſte Probe der Kenntniß; denn um etwas zu definiren, muß man nicht bloß wiſſen, was ein Ding oder ein Begriff iſt, ſondern auch, was alle anderen nicht ſind, oder umgekehrt; denn wir grenzen ein Ding oder einen Begriff ab durch ein „Merkmal", das ihm ausſchließlich eigen iſt oder abgeht. So ſoll einſt Plato den Menſchen definirt haben als ein zweibeiniges Thier ohne Federn, worauf ihm Jemand ein abgerupftes Huhn mit der Frage vorhielt, ob das auch ein Menſch ſei? Wir können aber nicht unterſcheiden, ohne zu vergleichen; jede Definition iſt eine „Diſtinction", obwohl es im Leben Diſtinctionen giebt, die man nicht definiren könnte — oder auch möchte. — Die Definition weiſt dem Dinge und Begriffe ſeinen Platz an neben, unter oder über anderen; ſie ſetzt alſo voraus, daß das Einzelne einer Klaſſe oder Gattung angehöre, — weshalb auch Eigennamen von Menſchen, Städten, Bergen keiner Definition fähig und bedürftig ſind, ſo lange ſie als Individuen ohne alle Beziehung auf die Klaſſe genommen werden. Cäſar iſt nicht definirbar, wohl aber Kaiſer und Czar, das deutſch und ruſſiſch Cäſar bedeutet. So führt eine gerechte Diſtinction weiter zur Ordnung und Anordnung, zur Ueber- und Unterordnung; und ein wohlgeordnetes

Wiſſen iſt Wiſſenſchaft. Die Wiſſenſchaft iſt etwas Anderes als Kenntniß und Wiſſen. Der Kenntnißreiche, der Vielwiſſer, der Beleſene iſt noch kein Mann der Wiſſenſchaft; denn man kann viel wiſſen und wenig verſtehen, viel begreifen und wenig ergründen. Die Wiſſenſchaft macht ſich zur Aufgabe, die Dinge nicht nur für ſich zu erkennen, ſondern auch in ihrem Zuſammenhange. Sie ſtellt das Gleichartige und Verwandte zuſammen, forſcht nach den Beziehungen und Gründen; ihr genügt nicht, zu wiſſen: was und wie? wann und wo? ſie fragt auch woher und warum, weshalb, mitunter ſehr unbequeme Fragen, deren Berechtigung ſehr oft beſtritten wird, und zwar merkwürdiger Weiſe durch dieſelbe Frage: weshalb? oder wozu? Dieſes Verhältniß iſt auch für das praktiſche Leben von ſolcher Bedeutung, daß es einige Augenblicke unſere Aufmerkſamkeit verdient. Die Frage: warum? ſetzt voraus, daß etwas die Folge oder Wirkung, das Product, der Effect irgend eines anderen Vorangegangenen ſei; dies Vorangegangene iſt der Grund oder die Urſache, wie der Grund dem Bau vorangeht; Urſache heißt nichts Anderes, als erſte Sache. Da aber die Frage ſtets von Neuem wiederholt werden kann, der Grund ſelbſt wieder begründet werden ſoll: ſo bleibt uns zuletzt nichts weiter übrig, als ein Wille. Wir können in allen Erſcheinungen, in allen Veränderungen, die wir wahrnehmen, keine auffinden, die ſich ſelbſt genügte, in ſich ſelbſt Grund und Urſache wäre, und wenn wir die ganze Natur gründlich erforſcht haben, d. h. überall nach Gründen gefragt haben, dann werden wir auf uns ſelbſt zurückgeführt, auf den Geiſt in uns, denn in uns ſelbſt gewahren wir etwas, was einem Uranfange, einer wahren Urſache täuſchend ähnlich iſt, nämlich den Willen, oder ſogenannten freien Willen. Wir ſehen täglich, wie unſer Wille nicht bloß uns ſelbſt beſtimmt, ſondern auch auf die ganze Natur einwirkt, wie der Geiſt die Natur beherrſcht. Das iſt

der Sinn des Spruches, mit welchem ich dieſen Vortrag begonnen. Die Natur iſt nicht die Mutter des Geiſtes, ſondern nur ſeine Amme; ſie zeugt ihn nicht, ſie nährt ihn bloß, und wer nicht über die Natur hinauskommt, für den iſt die Wiſſenſchaft nach den Worten des deutſchen Dichters nur „eine tüchtige Kuh, die ihn mit Butter verſorgt". Von der Natur nährt ſich der Geiſt, aber im Geiſte liegt die Kraft, nicht bloß zu verdauen und verzehren, ſondern auch zu ſchaffen, weil er allein mit dem Willen ausgeſtattet iſt. „Ein Menſch," ſagt Jean Paul (Dämmerung für Deutſchland), „ſtürzt und baut eine Welt, ſobald er will." Mit dem Willen als alleiniger Urſache, als einzigem Grund beginnt der Menſch, ſeine Aufgabe zu ſchaffen — freilich zuerſt im Zerſtören. „Das Lebenszeichen des Lebens iſt Zerſtörung," bemerkt Gutzkow (Vermiſchte Schriften Bd. III). Die Bedeutung des Baukaſtens als Kinderſpiels beruht auf der alten Erfahrung, daß Kinder ſo gern zerſtören, weil ihr Wille in einem gegebenen feſten Stoff nicht genug Spielraum findet, und das Schaffen erſt gelernt werden muß. Ja, es ſcheint, als ob ſie anfänglich nur bauten, um ſich das Vergnügen des Einſtürzens zu bereiten. Nichts wirkt auf uns ſo mächtig, als der Ausdruck eines kräftigen Willens. Das iſt der Grundgedanke der alten Tragödie. Der freie Grieche bewundert den Helden, der im Kampfe mit dem alles beherrſchenden Fatum untergeht. Darin liegt die geheimnißvolle Sympathie mit großen Verbrechern. Der Wille als letzte Urſache iſt aber der abſolute Wille, ohne Maaß und Ziel, ohne Grund für ſeine Wahl, d. h. die Willkür, die ſich in der Kindheit der Völker als Abſolutismus kundgiebt, mit dem Wahlſpruch: „Car tel est notre plaisir," ſo gefällt es mir; warum? Ja, das iſt eben die oft unbequeme Frage; denn wenn für den Willen ein Grund angegeben werden ſoll, ſo iſt er ſelbſt nicht mehr die letzte Urſache, ſondern etwas außer ihm, das, was den Willen be-

ſtimmen ſoll: der Zweck oder Endzweck. Der Endzweck iſt die letzte Urſache. Das klingt wie ein Widerſpruch; es iſt aber die einzige Löſung: das Ziel, das unſer Wille verfolgt, muß als Gedanke in uns vorangehen oder, wie Ariſtoteles es ausdrückt: Das Letzte in der Wirklichkeit iſt das Erſte im Denken. Die Frage: warum? lautet, wenn ſie an den Willen gerichtet wird: weshalb; ſie ſetzt voraus, daß der Wille einem Gedanken entſprungen ſei; dem gedankenloſen Wollen und Handeln erſcheint die Frage als ganz überflüſſige, als unberechtigte, als ein Zwang, der den Willen beeinträchtigt. So wäre denn der Wille in der That nicht die letzte oder Endurſache, ſondern der Gedanke, die Idee, d. h. das Allgemeine, das Geſetz; denn der einzelne Wille iſt einem anderen Willen entgegengeſetzt, allgemeine Willkür iſt Zerſtörung aller Ordnung, im Geſetze einigt ſich der Wille in einem gemeinſchaftlichen Grund:

„Du achteſt in dem Kinde, das keinen Willen hat,
Den künftigen, den du erziehſt mit Rath und That.
Im Wahnſinn achteſt du und im Verbrechen, was?
Den Willen, der ſich dort vergaß, hier ſich vermaaß.
Für den, der ſich vergaß, haſt du die Pflicht zu denken,
Und den, der ſich vermaaß, rechtmäßig zu beſchränken.“

Es gilt alſo auch im praktiſchen Leben, das Geſetz, die Idee aufzufinden, zu welcher als Endurſache die einzelnen ſich verbinden. — Das Geſetz iſt der letzte Grund in der Natur, wie im Geiſte, weil der unendliche Geiſt eben der Natur die Geſetze vorgeſchrieben, welche der endliche Geiſt ſo lange in der Natur aufſucht, bis er erkennt, daß er ſelber der Geſetzgeber ſei. Grund und Geſetz, Anordnung und Begrenzung ſind die Aufgaben der Wiſſenſchaft; darum giebt es keine Wiſſenſchaft ohne Syſtem, d. h. ſtrenge Aufeinanderfolge ohne Lücke und ohne Sprung, wo jedes nur an ſeinem Platze begriffen werden kann. Gründlichkeit iſt Wiſſenſchaftlichkeit. Ihr Weg iſt nicht ſo lang

als tief; ſie iſt bei Weitem nicht ſo langweilig als anſtrengend weshalb auch die Männer, die überall „auf den Grund gehen“, ſo leicht „zu Grunde gehen“, während die Oberflächlichkeit immer obenauf bleibt. Einzelne Kenntniſſe zu erwerben, hat Jeder Gelegenheit, der überhaupt zu lernen wünſcht; das Wiſſen zu einer Wiſſenſchaft zu verbinden, die Kenntniß in Kunde zu verwandeln, das wird immer ſchwieriger, je mehr die Summe des Wiſſenswürdigen anwächſt, je verſchiedenartiger die Anforderungen des Lebens ſich geſtalten. Aber ſo wenig dieſe Aufgabe von der Mehrzahl der Menſchen gelöſt werden kann, ſo wenig darf die Wiſſenſchaft jemals ganz aufgegeben werden, wenn das Wiſſen der Einzelnen nicht einerſeits in Irrthum, andererſeits in Aberglauben verfallen ſoll; in Irrthum, weil der Zuſammenhang zwiſchen dem Einzelnen die einzige Controlle für die Richtigkeit desſelben, wie die Bilanz für die einzelnen Poſten iſt, in Aberglauben, indem das natürliche Beſtreben, nach einem Zuſammenhang zu forſchen, ohne Führer ſehr leicht einen Zuſammenhang da findet, wo in Wirklichkeit keiner vorhanden iſt, alſo der einzelne Irrthum in einen gründlichen Knoten verwickelt wird. Das einzelne Wiſſen muß mit den Reſultaten übereinſtimmen, welche die Wiſſenſchaft in ihren mühſamen und weitläufigen Forſchungen gefunden, und nur in dem Sinne kann man von einer populären Wiſſenſchaft ſprechen, als es möglich iſt, die Schlußſätze und Anwendungen der Wiſſenſchaft dem Ungelehrten beizubringen, ohne ihn mit den Forſchungen ſelbſt bekannt zu machen, welche dazu führen; die populäre Wiſſenſchaft iſt das berühmte Zaubertuch, worauf man ſich nur irgendwohin zu wünſchen braucht, ohne den weiten Weg zu machen, Zeit zu verlieren und Beſchwerlichkeiten auszuſtehen. Man muß ſich aber ſehr vorſehen, daß die angebliche Zauberei nicht eine Taſchenſpielerei werde, beſonders wenn die Taſche mit ins Spiel kommt! Der populäre Unterricht hat auch ſeine

Methode, d. h. den kurzen Weg des Erlernens, und die Kürze ſpielt dabei eine große Rolle! Ich ſehe aber ſchon, wie Sie mit ſteigendem Befremden, ebenfalls im Intereſſe der Kürze, fragen: Was hat alles dies mit Sprachkenntniß und Sprachkunde zu thun? — Nun denn, die Sprachkunde iſt die Wiſſenſchaft der Sprache; Sprachkenntniß iſt das erfahrungsmäßige Wiſſen in einer beſtimmten Sprache; es hat ſich uns zunächſt herausgeſtellt, daß die Sprachkunde Sache der Gelehrten, Sprachkenntniß die Aufgabe jedes Menſchen ſei; daß aber die Sprachkenntniß unter der Leitung und Controlle der Sprachkunde ſtehen müſſe, daß aber auch manche Reſultate der Sprachkunde dem Ungelehrten zugänglich ſein können, ohne die beinahe in Verruf gerathene Sprachforſchung.

Es wird aber vor Allem darauf ankommen, daß wir das Weſen der Sprache ſelbſt ins Auge faſſen, um deutlicher zu erkennen, in wie weit ſie Gegenſtand des populären Wiſſens oder der Wiſſenſchaft ſei.

Man theilt gewöhnlich den ganzen Kreis unſerer Erkenntniß in zwei große Gebiete: Natur und Geiſt, oder Materie und Vorſtellung, oder Aeußeres und Inneres. Der Natur gehört Alles an, was in einem Raum begrenzt iſt; der Geiſt kennt eine ſolche Schranke nicht; ſelbſt Traum und Wahnſinn bekunden in ihren wilden Sprüngen dieſe Uebermacht des Gedankens. Weil alles Natürliche ſchon von Anfang an an ſeinem Platz iſt, ſo finden wir uns leichter in der Natur zurecht und erkennen ihre Geſetze bald genug. Die erſten Schritte des Menſchen zwingen ihn zur Naturbetrachtung, zur gedankenvollen Auffaſſung. Das Kind ſieht überall nur Flachbilder, Alles ſcheint ihm in gleicher Entfernung; ein Fall zur Erde, ein Stoß an der Thür führt es zum Urtheil über das Plaſtiſche, Hervorragende, zur Perſpective, und es dürfte Manchem mit der Perſpective gehen, wie dem Manne, welcher zum erſten Male hörte, was Proſa ſei

und ſtaunend ausrief: Habe ich ſo lange Proſa geſprochen, ohne es zu wiſſen! Das Bedürfniß und der Wunſch führen den Menſchen zur Umgeſtaltung des Natürlichen; Nahrung, Kleidung, Wohnung rufen Arbeit und Kunſt zu Hülfe, welche überall das eigene Wirken der Natur belauſchen, nachahmen, in gewiſſem Sinne übertreffen. Die Orgel iſt eine künſtliche Lunge und das Schiff ein umgekehrter Fiſch. Die Erkenntniß ſchreitet vorwärts, indem wir aus einzelnen Merkmalen, welche unſere Sinne wahrnehmen, auf alle übrigen ſchließen, aus den Kennzeichen das Ding errathen, d. h. erkennen, z. B. am Geruch die Blume, an der Schwere das Gold, an dem Glanze den Diamant, an der Klangfarbe, d. h. an den nachhallenden Tönen, ein Inſtrument und, was dasſelbe iſt, an der Stimme ein Thier, einen Freund, an dem Geräuſche eine Bewegung. Geſicht und Gehör ſind namentlich die Führer des Naturbeobachters, und der Naturforſcher fügt zu der ſich darbietenden Gelegenheit der Beobachtung noch den von ihm ſelbſt angeſtellten Verſuch, das Experiment. Die Kennzeichen oder weſentlichen Merkmale, wodurch die großen Naturreiche, ſowohl in ihrem urſprünglichen Zuſtande, als auch in den von menſchlicher Kunſt erfundenen Formen geordnet, geſchieden und zuſammengeſtellt werden; dieſe Kennzeichen haben wir im Denken als das Definirende, Abgrenzende gefunden; ſie ſind auch in der Sprache das überwiegend Maaßgebende bei der Benennung der natürlichen Dinge. Die Blume iſt das Blühende, d. h. blitzende, glänzende, der Wind das Wehende, d. h. ſich bewegende, wie der Wagen, der Fluß das Fließende, das Dach das Deckende; ja es ſind ſolche Bezeichnungen auf hervorragende Individuen übertragen und auf dieſe Weiſe geographiſche Namen geworden; ſo heißt z. B. Rhein und Jordan nichts Anderes, als der Fließende, Alpe und Libanon der weiße, nämlich ewig mit Schnee bedeckte Berg. Die ruhende Natur iſt ſtumm, ſprachlos, aber auch wenn ſie

ſich bewegt und Geräuſche oder Töne hervorbringt, liegt keinerlei Sprache darin. Die ſogenannte Sprache der Natur iſt nur ein geiſtiges Echo, der empfindende Menſch hört aus der Natur heraus, was er in ſie hineingetragen, ihre Zeichen und Bilder ſind nicht ihre, ſondern ſeine; darum ſind auch Bilder und Zeichen, d. h. Symbole, nach Ländern und Nationen verſchieden, manchmal gerade einander entgegengeſetzt. Was ſcheint uns natürlicher, als daß die Trauer ſich im Schwarzen, Dunklen ausſpreche, und doch trauern die Chineſen in Gelb. Uns iſt die heraufziehende Wolke ein Symbol der drohenden Gefahr, dem Bewohner der Wüſte ein Zeichen des Segens, Beides an Schiller's Worte erinnernd: „Aus der Wolke kommt der Segen, ſtrömt der Regen, aus der Wolke ohne Wahl zuckt der Strahl.“ Ja ſelbſt in der Thierſymbolik finden wir dieſelbe Verſchiedenheit. Uns iſt der Rabe der Unglück drohende Vogel, dem Araber das Symbol der Jugend mit dem rabenſchwarzen Haar; der Haſe iſt uns ein Sinnbild der Feigheit, dem Morgenländer das der Schnelligkeit und Fertigkeit, ſogar der Schlauheit; der Eſel bezeichnet uns die Dummheit, dem Morgenländer die Beharrlichkeit. Was hört ein Dichter nicht Alles aus der rieſelnden Quelle, aus dem brauſenden Sturm, aus dem Klappern der Mühle, dem Säuſeln der Blätter. Die bewegte Natur erinnert freilich an die Bewegungen des Gemüthes, an die Stimmung, in der wir uns ſelbſt befinden, und mehr kann auch diejenige Kunſt nicht, welche die Bewegung zitternder Körper harmoniſch geſtaltet, die Muſik. Die ſogenannte „Tonmalerei“, welche ſich die Aufgabe ſtellt, durch künſtlich geordnete Töne ganz beſtimmte Vorſtellungen hervorzurufen, iſt eine Ueberſchätzung, eine Verkennung der Tonkunſt. Der beſte Compoſiteur kann in den Zuhörern nicht Begriffe und Gedanken, ja nicht einmal einzelne beſtimmte Empfindungen hervorrufen — wie man z. B. an Mendelsſohn's klaſſiſchen „Liedern ohne

Worte“ ſich überzeugen kann, bei welchen man zu verſchiedenen Zeiten ſich ganz Verſchiedenes vorſtellen wird. Nur gewiſſe Zuſtände unſeres Gemüthes: Freude, Trauer, Hoffnung, Verzweiflung, Erhebung, Beruhigung, welche wir wegen ihrer Aehnlichkeit mit den Wirkungen der bewegten Luft auf unſer Ohr die „Stimmung“ nennen, nur dieſe Gefühlsſtimmungen oder ſehr ähnliche kann der Tondichter in ſeine Darſtellung durch Klänge legen und im Zuhörer hervorrufen, ſogar auf den Willen wirken laſſen; aber die Veranlaſſung zu dieſer Stimmung kann er nicht zur Vorſtellung bringen, ſo lange die Muſik des Wortes entbehrt. Die Muſik beſchäftigt allein die Empfindung, nicht den Verſtand; darum langweilen ſich Viele bei klaſſiſcher Muſik, die eine feinere Empfindungsweiſe vorausſetzt und ein Intereſſe für die Kunſtmittel ſelbſt in Anſpruch nimmt; der große Haufe ergötzt ſich an dem ſinnlichen Reiz, welchen der Ton hervorbringt, oder an der Kunſtfertigkeit des Spielenden, wie an den Sprüngen eines Seiltänzers, wo es gar nicht darauf ankommt, ob Sinn und Empfindung ſich darin ausdrücke.

Mit der Muſik auf einer Stufe ſteht, ſo ſonderbar es auch klingen mag, die Sprache der Thiere. Das Thier erhebt ſich über die ſinnliche Welt durch ſeine Empfindung. Welcher Art die Vorſtellungen oder Gedanken der Thiere ſind, das wiſſen wir nicht, und wir ſchließen, daß es nur ſehr unklare ſeien, eben daraus, daß ſie dafür keinen deutlichen Ausdruck haben, nicht bloß für uns, ſondern auch untereinander, weder für das Ohr, noch für das Auge. Wir legen dem Thiere keinen Willen im eigentlichen Sinne des Wortes bei, zu welchem die klare Vorſtellung des Gewollten gehört; wir merken an ihm keine freie Wahl deſſen, was es thut, und leiten daher ſein Thun und Laſſen von einem dunklen, unbewußten Triebe ab — dem Inſtincte. Daher ſind auch ſeine Zeichen für das Auge,

ſeine Töne für das Ohr keine Sprache des Denkens und Wollens, ſondern ein Widerhall von ſinnlichen Empfindungen, ein Ausdruck des Hungers und der Kälte, der Krankheit, der Furcht, des Schreckens, des Wohlbehagens, der Anhänglichkeit und des Abſcheues. Der Ausdruck des Bellens, Winſelns, Brüllens u. ſ. w. iſt ein ganz natürlicher, unmittelbarer Reflex oder Wiederhall der Empfindung; darum iſt es dem Menſchen leicht, die Empfindungen des Thieres zu errathen, und je näher der Rathende ſelbſt, ſeiner Empfindung nach, dem Thiere ſteht, deſto leichter wird er den Ausdruck der thieriſchen verſtehen; der Gebildete bedarf erſt der Beobachtung und Erfahrung, um die Thierſprache zu begreifen.

Aber der Menſch gehört ebenfalls in die Klaſſe der Thiere und auch ſeine Sprache beginnt mit den Aeußerungen, welche die Grammatiker in die letzte Klaſſe geſetzt haben, — die ſogenannten Empfindungswörter oder Interjectionen, d. h. Ausrufungen. Ach und O gehören nicht in die Sprache des Willens und des Denkens; ſie ſind unwillkürliche Ausbrüche der Empfindung und kommen in der Tonleiter der Sprache gleich hinter Miau und Wauwau! Der Menſch hat aber das vor dem Thiere voraus, daß er auch Sinnwörter in Empfindungswörter verwandeln kann, und zwar in recht langen Zuſammenſetzungen, die ſich durch Uebertreibung und Mangel an klarem Zuſammenhange am beſten für Ausbrüche der Leidenſchaft eignen, welche die Vernunft nicht aufkommen laſſen, wie „Tauſendſchockſchwerenoth!“ „Alledonnerwetter!“ oder andererſeits das Heiligſte zu den niedrigſten Schwüren und Flüchen herabwürdigen, wie „Sakrament“, „Herr Je“ u. dergl. — Das iſt freilich nicht die Sprache der Natur, ſondern der Unnatur, die Sprache eines herabgeſunkenen Geiſtes.

II.

Auf der Stufe der bloßen Empfindungsäußerung ſteht das Thier und der unerzogene Menſch, deſſen Sprache in Empfindungswörtern beſteht, die freilich noch meiſt von lebhaften Bewegungen des Körpers und einer ſtarken Modulation der Stimme begleitet ſind. Eine ſingende Sprache iſt in der Regel nichts Caricirtes, nichts Unnatürliches, Angenommenes, denn ſie findet ſich bei allen Völkern des Oſtens und des Südens, bei allen lebhaften und einfachen Menſchen; und jede lebhafte Darſtellung, welche ſich an das Gefühl wendet, wird wieder zur halbſingenden Deklamation und Geſtikulation oder Geberde. Unſere Schauſpieler und Sänger kehren in gewiſſem Sinne zur Natur zurück, wie jeder Künſtler; denn „die Natur iſt aller Meiſter Meiſter.“ (Goethe.) Der Geſang iſt die älteſte Sprache der Empfindung.

„Deines vollen Herzens Triebe
Gieb ſie keck im Klange frei!
Säuſelnd wandle deine Liebe,
Donnernd uns dein Zorn vorbei!“

Die alten Ueberlieferungen aus der Kindheit des Menſchengeſchlechtes ſind uns lange in Volksliedern erhalten worden, ehe man anfing, Geſchichte zu ſchreiben, und die alten Geſetze waren nicht nach Titeln, Kapiteln und Paragraphen, ſondern nach Geſängen und Verſen abgetheilt.

Unſere ſtreng gegliederte, in die Zucht des Gedankens gebrachte Sprache hat für die Glieder der Periode beſtimmte Unterſcheidungszeichen, welche zugleich eine Hebung und Senkung andeuten; nach Empfindungswörtern kommt aber ſtets ein Ausrufungszeichen. — Die hebräiſche Sprache hat ſogar für jedes Wort, nach ſeiner Stellung im Satze, ſogenannte Accente, von welchen man noch heute nicht ſicher weiß, ob ſie urſprünglich

ſyntaktiſch oder muſikaliſch geweſen ſind; die griechiſchen und zum Theil auch die römiſch-katholiſchen Geiſtlichen tragen noch heute, wie die muhammedaniſchen und jüdiſchen Vorbeter, in Recitationen oder Cantillationen vor. Unſere Phyſiologen haben ſogar gefunden, daß jeder Vokal einem beſtimmten Tone entſpreche. Die Bewegung der Stimme iſt aber urſprünglich mit einer Bewegung der Glieder verbunden, die ebenfalls eine Sprache der Empfindung darſtellt. Das Vorſtrecken des Zeigefingers oder der geballten Fauſt iſt wohl ſo deutlich, als der abgebrochene Satz: „Wirſt du!“ Das einfache Nicken des Kopfes, das langſame oder raſche Schütteln desſelben ſind ziemlich verſtändliche Zeichen der Zuſtimmung, des Zauderns und der Abneigung; ſie ſind ebenſowenig willkürlich erfunden, als das Niederſchlagen des Auges bei dem Beſchämten und das Abwenden des Geſichtes bei dem von Abſcheu Erfüllten. Der Mime muß ſeine verſtändliche Rede mit ſolchem Geberdenſpiel begleiten, wenn er den Gebildeten hinreißen will, er muß ſich zum Couliſſenreißer ſteigern, wenn er dem Ungebildeten verſtändlich ſein ſoll.

Hätten wir *nur* eine Sprache der Empfindung, ſo hätten wir vielleicht auch nur *eine*, jedenfalls ſehr wenige Sprachen. In der Empfindung ſelbſt unterſcheiden ſich die Menſchen ſehr wenig, und die Zahl der Empfindungen iſt nicht groß; unendlich viel ſind hingegen die Gegenſtände, welche die Empfindung hervorgerufen haben. Der Ausdruck unſerer Empfindung durch Ton und Geberde iſt in der Kindheit des Menſchen ſehr natürlich und bietet nichts Räthſelhaftes. Der Ausdruck folgt dem Eindruck, wie ein Echo dem Rufe; und es iſt nicht zufällig, daß Laute des Schmerzes, wie O und *Weh*, in ſo vielen Sprachen auffallend ähnlich ſind, und doch beruht dies nicht auf Verwandtſchaft der Sprachen.

Die Sprache des menſchlichen Geiſtes bezeichnet aber die

äußeren Gegenſtände, welche auf unſere Sinne einen Eindruck machen, ſo daß wir ſie ſelbſt vorſtellen, d. h. ein Bild dieſer Gegenſtände in uns ſelbſt finden, und dieſes Bild ſelbſt wieder durch Laute bezeichnen, die ein Wort ausmachen, und dieſer Laut ruft wieder in einem anderen Menſchen dasſelbe Bild hervor — dasſelbe? nein, aber ein ſehr ähnliches. Welche Beziehung iſt zwiſchen dem Worte und dem Bilde? Oder wie iſt die Sprache für das Denken entſtanden? Warum iſt dieſe Beziehung nicht überall dieſelbe? Oder wieſo ſind verſchiedene Sprachen entſtanden? Das ſind Fragen der Sprachkunde geworden, und ihre Beantwortung iſt nicht gleichgültig für die Sprachkenntniß. Aber lange vor der wiſſenſchaftlichen Forſchung iſt der denkende Menſch auf dieſe Fragen geführt worden; denn die Sprache iſt die edelſte Gabe ſchon darum, weil jede andere durch Mittheilung kleiner wird, die Sprache aber erſt durch gegenſeitige Mittheilung entſteht und wächſt und was damit zuſammenhängt — ſie weiſt auf die Beſtimmung des Menſchen hin, nur in Gemeinſchaft mit Anderen ſein Ziel zu erreichen, weil er, wie Ariſtoteles es nennt, ein „ſtaatliches" (politiſches) Thier iſt. Aber gerade darum, weil der Menſch ohne Sprache gar nicht gedacht werden kann, war es ſo ſchwer, den Urſprung der Sprache von dem Urſprunge des Menſchen überhaupt zu trennen, und der Mythus, welcher alle großen Räthſel der Menſchheit in ſinnige Bilder kleidet, iſt über dieſe Frage auffallend arm. Nach dem Schöpfungsmythus der Hebräer nennt Gott ſelbſt das Licht und die Finſterniß Tag und Nacht, aber die Thiere werden alle dem Menſchen vorgeführt, und ſie heißen ſo, wie er ſie nennt; das thut Adam ſogar noch, ehe ihm die Frau beiſtehen konnte, obwohl die Weiſen des Talmuds behaupten, daß von zehn Maaß Rede, die auf die Erde gekommen, neun den Weibern angehören. Und für wen nannte er ſie, wenn er noch allein war?! Im

Paradieſe lag es freilich nicht allzufern, den Löwen beim Namen zu rufen, wie ein Schooßhündchen.

Es liegt aber auch jener naiven Darſtellung der tiefe Sinn zu Grunde, daß Denken und Sprechen unzertrennlich ſind, wie auch in alten Sprachen für beide dasſelbe Wort gebraucht wird. Ein Bibelerklärer des zwölften Jahrhunderts ſieht in Adam nur ein Bild des Verſtandes, der die Dinge benennt.

Hat nun etwa die Wiſſenſchaft Urſprung und Sprache zeitig und richtig erkannt? Von Ariſtoteles bis nahe an unſere Tage galt die Sprache als etwas „Conventionelles", was nicht zufällig an „Convent" erinnert. Man ſprach von Conſtitutoren der Sprache in einer Weiſe, wie von Gründern eines Staates, als ob man zuſammengekommen wäre und darüber abgeſtimmt hätte, wie ein Ding heißen ſolle — etwa nach dem paſſendſten und bequemſten Vorſchlage. Freilich hatte dieſe Uebereinkunft den Vorzug vor der adamitiſchen Octroirung, daß man gleich den gordiſchen Knoten zerhieb und nicht erſt zu fragen brauchte, wie aus einer Sprache viele geworden; denn es hinderte nichts, einen Sprachconvent in jedem Lande zu berufen, — natürlich mußte dieſe Berufung durch irgend andere Mittel, als die Sprache ſelbſt geſchehen, die ja erſt zu conſtituiren war. In ſolche Widerſprüche gerieth die Wiſſenſchaft, als ſie den Urſprung ihres eigenen Organs, der Sprache, erklären wollte. Den Urſprung der Sprachverſchiedenheit betrachtet die öſtliche Sage als ein Verhängniß Gottes über die übermüthigen Menſchen, durch welche ſie über die Erde zerſtreut wurden. Dieſe Auffaſſung macht die Urſache zur Wirkung, — denn die räumliche Trennung bewirkt die Abſonderung der Sprachen, — ſie iſt aber der Ausdruck eines patriotiſchen Gefühls, welches nur eine Sprache für berechtigt hält.

An den Grenzen der letzten Jahrhunderte nahm die Philoſophie und daher auch Sprachphiloſophie einen gewaltigen Um-

ſchwung. Es wäre Unrecht, die Namen der Männer zu übergehen, welchen hauptſächlich der Umſchwung zu danken iſt, um ſo mehr, als ſie unſerem Vaterlande, zum Theil der Stadt Berlin, angehören. Die enge Verbindung zwiſchen Sprechen und Denken mußte auch die Sprachlehre oder Grammatik mit der Denklehre, oder Logik in Wechſelwirkung ſetzen. Die Sprache giebt nicht directe Zeichen für die Dinge ſelbſt, wie ein gemaltes Bild, ſondern nur für unſere Vorſtellungen, — das iſt ein wichtiger Punkt für das Verſtändniß ihres Weſens und Schickſals. Selbſt unſere Vorſtellungen von den Dingen erſtrecken ſich nur auf Eigenſchaften des Dinges, die auf uns einwirken, z. B. die Farbe durch das Licht, der Ton durch die Luft, die Dichtigkeit durch den Taſtſinn; was das Ding außerdem für ſich ſelbſt oder, wie der Königsberger Philoſoph Kant es nannte, „das Ding an ſich“ ſei, ob überhaupt die Eigenſchaften, die wir als zu einem Dinge gehörig zuſammenfaſſen, ein Ding ſind, ob bei verſchiedenen Vorſtellungen von den Dingen nur eine die richtige ſei, das ſind Fragen, welche mit der Sprachkunde näher verwandt ſind, als man glaubt; denn ein großer Theil der jetzt faſt berüchtigten Hegel'ſchen Philoſophie beſteht darin, aus der Bedeutung der Wörter die Dinge ſelbſt zu erklären. Doch ſollte hier nur auf die Beziehung der Sprachkunde und Philoſophie hingewieſen werden, um es begreiflich zu machen, wie die Logik des Königsberger Philoſophen auf die Sprachwiſſenſchaft einwirken mußte. Ein bedeutender Anſtoß kam jedoch von anderswoher — von der franzöſiſchen Republik und Napoleon's Weltplänen, welche auf die neueſte Zeit ähnlich gewirkt haben, wie Alexander's Züge auf die alte Welt, nämlich eine Verbindung des Oſtens mit dem Weſten hervorriefen.

Am 10. Germinal des Jahres 3 der Republik (1795) wurde bei der National-Bibliothek zu Paris eine Schule der

lebenden orientaliſchen Sprachen angelegt, und wenige Jahre darauf führte die ſonſt unglückliche egyptiſche Expedition einige Orientaliſten in lebendige Berührung mit Sprache und Sitten Afrikas und Aſiens. Bis dahin war die Philologie an den Kreis der beiden klaſſiſchen Völker, Griechen und Römer, gebannt; die Gelehrten Deutſchlands hatten kaum angefangen, unter dem Einfluß Leſſing's ſich ihrer Mutterſprache zu bedienen; Franzöſiſch herrſchte in diplomatiſchen Kreiſen und in der Belletriſtik, Griechiſch und Latein war in Allem muſtergültig.

Wohl hatte man ſchon früher erkannt, daß die bekannten Sprachen viele Aehnlichkeit mit einander darbieten, ſowohl in ihren Lauten, als in ihrem Bau und ihrem Verhältniß zu den Ideen und Anſchauungen; aber man tappte an der Aeußerlichkeit umher, wie ein Arzt, der Symptome und Kennzeichen als Krankheiten ſelbſt behandelt. Durch die Kenntniß der morgenländiſchen Sprachen, deren Verwandtſchaft mit den europäiſchen unter den Gelehrten noch nicht ganz feſtgeſtellt iſt, wurde der Geſichtskreis erweitert, und zu Anfang dieſes Jahrhunderts gab ein berühmter Orientaliſt — indirect der Lehrer aller jetzigen Orientaliſten — Silveſtre de Sacy eine allgemeine Grammatik heraus, welche 1807 von J. S. Vater, Profeſſor in Halle, deutſch bearbeitet wurde, indem die beſondere Beziehung auf das Franzöſiſche hier durch das Deutſche erſetzt wurde. Das Buch iſt ſoweit populär gehalten, daß es noch heute Denjenigen empfohlen werden kann, welche die Grundanſchauungen aller Sprachen kennen lernen wollen. Die höheren Fragen ſind nur hin und wieder angedeutet, aber die Lehre von den Wörtern und Sätzen iſt ſo deutlich und anſchaulich, daß ſie uns gewiſſermaaßen eine Brücke baut, um von den Beſonderheiten unſer eigenen Sprache zu den fremden zu gelangen und uns leichter in den Geiſt einer anderen zu finden. Hingegen iſt das Lehrbuch der allgemeinen Grammatik, welches der in

Frankfurt a. M. verſtorbene Berliner Dr. S. Stern (Berlin 1840) herausgab, ein Verſuch, die wichtigſten Erſcheinungen der Sprache aus philoſophiſchen Begriffen abzuleiten und nur Gelehrten verſtändlich. Sprachkunde und Sprachkenntniß erhielten eine neue Grundlage in Deutſchland, als Wilhelm von Humboldt, Grimm und Bopp, von deutſchen und indiſchen Dialekten ausgehend, die verrufene Etymologie oder Wortableitung zu größten Ehren brachten.

Wie die Naturforſchung Wunder und Aberglaube beſeitigt, indem ſie die ewigen Geſetze der Natur nachweiſt, ſo ſchwindet die Willkür der Wortvergleichung vor den Geſetzen, die auch in der organiſchen Veränderung der Laute und Begriffe in den Sprachen und Dialekten herrſchen. Wir kennen jetzt genau die allmählichen Umwandlungen eines großen Sprachſtammes, welcher Indien zum Vaterlande hat und deſſen Zweige ganz Europa, das alte und das neue, umranken; wir ſprechen jetzt von der indo-germaniſchen, ja indo-europäiſchen Sprach- und Stammfamilie, und es gehört zu den Errungenſchaften der Sprachvergleichung, daß wir nun mit voller Sicherheit die Stammverwandtſchaft aller Nationen Europas erkennen. Sollte dieſe Erkenntniß, wenn ſie allgemein geworden, nicht auch dahin wirken helfen, die nationale Eiferſucht und Ausſchließlichkeit zu dämpfen, der blutigen Kampfgier den Boden zu entziehen und den Segen des Friedens zu fördern?

Aber auch Alterthumskunde und Geſchichte haben an der Sprachvergleichung einen tüchtigen Bundesgenoſſen erhalten. Ein einziges Beiſpiel genüge zur Beleuchtung. Die indo-germaniſchen Stämme, welche, wahrſcheinlich durch Waſſermangel getrieben, ihren Weg nach dem Weſten nahmen, hatten Ackerwerkzeuge, Fuhrwerk und Joch, ſie kannten Boote, Ruder und Steuerruder — wir müſſen dies annehmen, weil alle Wörter für dieſe Gegenſtände in allen europäiſchen Sprachen von einem

Stammwort abgeleitet ſind; aber Maſt und Segel ſiud ſpäter erfunden, denn benachbarte Länder bezeichnen ſie mit ganz verſchiedenen Wörtern, wie Segel und voile. Welchen Nutzen hat nun dieſe vergleichende Sprachforſchung für die Sprachkenntniß? Sehen wir auch ab von dem Verſtändniß der älteſten Sprachdenkmäler Europas, der alten Lieder, Sagen und Gedichte, welche jetzt als heimiſche Litteraturkunde bis in die unteren Schulklaſſen gezogen ſind und in gelungenen Ueberſetzungen auch den erwachſenen Leſer anziehen, ſo iſt auch die Kenntniß und Erlernung neuerer Sprachen für Denjenigen bedeutend erleichtert, der auf ſprachvergleichendem Wege das Gedächtniß und den Verſtand zu unterſtützen verſteht.

Leider iſt hier noch viel zu wenig geſchehen, weil bei der Wahl des Lehrers in einer fremden Sprache vor Allem auf die praktiſche Kenntniß der Sprache geſehen werden muß, und dieſe in der Regel nicht mit einer wiſſenſchaftlichen Kunde der beiden Sprachen verbunden iſt, in welcher ſich der Unterricht bewegt; viel weniger in dreien, wie z. B. das Engliſche in Sächſiſch-Deutſches und Romaniſch-Franzöſiſches zu zerlegen iſt. Dient alſo einerſeits die Herleitung eines Wortes zu einer, das Gedächtniß erleichternden Verbindung mit ſchon bekannten Wörtern der eigenen oder fremden Sprache, ſo giebt ſie uns auch andererſeits den Schlüſſel zur ſtrengeren Abgrenzung des Begriffes, zur Unterſcheidung verſchiedener Wörter für denſelben Begriff, der ſogenannten Synonymen, ſowie für den Zuſammenhang verſchiedener Begriffe desſelben Wortes oder der ſogenannten Homonymen.

Betrachten wir z. B. einen grammatiſchen Ausdruck ſelbſt, das Wort Artikel; wie hängt die Bedeutung dieſes Beſtimmungswortes mit dem „Artikel“ eines Kaufladens und dem Abſchnitt eines Verfaſſungsgeſetzes zuſammen? Ars, franzöſiſch und engliſch art, iſt die Kunſt und der Kunſtgriff; „articulus“,

etwas künſtlich Zuſammengeſetztes, ein Gelenk, dann ein Glied des Gelenks, daher ein Theil eines Satzes, eines Faches, eines Geſetzes; daher auch die gegliederte Sprache des Menſchen im Gegenſatze zu den Tönen aus articulirten, d. h. künſtlich gereihten Lauten, beſteht.

Man benannte die verſchiedenen Arten der wichtigen Begriffswörter nach ihrer Bedeutung: Dingwort, Zeitwort, auch verb, d. h. das „Wort", als das wichtigſte Wort; die weniger bedeutungsvollen Wörter heißen bloß „Partikel", d. h. Theilchen, nämlich des Satzes, und das Beſtimmungswörtchen als Glied „Artikel".

Nun meine ich natürlich nicht, daß es die Aufgabe eines jeden Sprachſchülers ſei, Urſprung und Zuſammenhang aller Wörter zu kennen, deren praktiſcher Gebrauch ihm Bedürfniß iſt, ſo wenig als ein Banquier zu wiſſen braucht, in welcher Mühle ſeine Papiere fabricirt werden, wenn es nicht Banknoten ſind, deren Fälſchung oft am Waſſerzeichen zu erkennen iſt, oder ein Goldſchmied ſich darum kümmert, aus welchen Minen der Dukaten kommt, den er einſchmilzt, wenn er echt und unbeſchnitten iſt. Es iſt aber Sache des Lehrers, die Fälle zu kennen, in welchen ein tieferes Eingehen auf den Urſprung und die Verwandtſchaft die Kenntniß und den praktiſchen Gebrauch erleichtert und fördert, andererſeits auch den höher Gebildeten zu befriedigen, dem die Sprache noch etwas mehr iſt, als ein bloßes Verkehrsmittel, als eine Münze, die man beliebig wechſelt, wenn man nur denſelben Werth erhält. Ob man das überhaupt von der Sprache behaupten kann, ob es möglich iſt, einen anderen Ausdruck zu gebrauchen, aus einer Sprache in die andere zu überſetzen und genau denſelben Begriff, denſelben Gedanken damit zu verbinden? Das iſt allerdings eine ſehr praktiſche Frage, ſowohl in der mündlichen und ſchriftlichen Anwendung der eigenen, als in der Aneignung einer fremden

Sprache. Wie oft quält man ſich mit der Umſchreibung eines Begriffes, eines Gedankens, um ein wohlklingenderes Wort zu finden, eine eintönige Wiederholung zu vermeiden; wie oft verzweifeln wir, unſere klare Vorſtellung in einer fremden Sprache deutlich zu machen, wie oft iſt ſelbſt der vorgerückte Schüler dem fremden Lehrer gegenüber in der Verlegenheit einer mangelhaften Verſtändigung. Iſt das ſtets eine, mit Recht entmuthigende Folge geringer Fähigkeit des Einen oder Anderen? Auch hier wird uns die Geſchichte der Sprachwiſſenſchaft Aufſchluß geben.

Als man ſich überzeugt hatte, daß die Sprache nicht etwas Erfundenes, Gemachtes, von den Menſchen willkürlich Angenommenes ſei, als man in den verſchiedenen Sprachen einen ſehr ähnlichen Bau des Satzes, der Conſtruction, eine ähnliche Eintheilung der Wörter nach gewiſſen Begriffen und Vorſtellungen herausgefunden, da kam man auf den Gedanken, daß die Sprache überall den allgemeinen Geſetzen der Denkwiſſenwiſſenſchaft, der Logik entſprechen müſſe, jede Ausnahme ſei eine Verirrung; man bildete ſich eine allgemeine Schablone, nach welcher jede Sprache gemeſſen wurde. Die Sprache, ſagte man ganz richtig, iſt ein Organismus im Menſchen, — und den Titel: „Organismus der Sprache“ führt das Lehrbuch von Becker, welches eine längere Zeit die deutſchen Schulen beherrſchte.

Wie in den mit Gefäßen und Werkzeugen ausgeſtatteten Körpern die einzelnen Theile gewiſſe Verrichtungen auszuüben haben, Athmen, Verdauung, Fortpflanzung, die in ihrem Zuſammenwirken Dasjenige ausdrücken und verwirklichen, was wir die Idee des Lebens nennen, ſo iſt die Sprache mit ihren Wörtern und Bildern, mit ihren Sätzen und Perioden ein zuſammenhängender Ausdruck des menſchlichen Gedankens: des geiſtigen Lebens. Wie der körperliche Organismus durch Mangel

an Nahrung und Uebung durch augenblickliche Beſchädigung oder durch dauernden krankhaften Zuſtand in ſeinen Functionen, d. h. in den eigentlichen Verrichtungen, zurückbleibt oder einen verkehrten Weg einſchlägt, welcher die Erhaltung des Ganzen bedroht, ſo kann die Sprache durch Mangel an Stoff und Uebung, durch verkehrte Anwendung die Entwickelung und Verwirklichung des menſchlichen Denkens hindern, den Geiſt verwirren, abgeſehen davon, daß ja die Sprache dazu dienen ſoll, eine Verſtändigung unter verſchiedenen Menſchen herbeizuführen; denn die Sprache iſt dem Menſchen auch für ſich ſelbſt Bedürfniß. Wenn man zu ſagen pflegt: Kinder und Narren reden mit ſich ſelbſt, ſo iſt das nicht ganz richtig, weil hier nur die eine Seite der Sprache ins Auge gefaßt iſt, nämlich der Zweck, welchen man durch die Mittheilung erzielt; praktiſche Menſchen ſprechen um des Angeredeten willen, ſie wollen gehört und verſtanden ſein. Man verlangt deshalb von einem Redner, daß er ſich auf den Standpunkt des Hörers ſtelle, zu dem Ungeübten und Ungebildeten herablaſſe, allerdings die ſchwerſte Herablaſſung! Von dieſer Seite aus wird es mit Recht getadelt, wenn ein Schauſpiel zuviel Monologe oder Selbſtgeſpräche enthält; denn das Drama ſoll uns das wirkliche äußere Leben ſo täuſchend als möglich darſtellen; der Dramatiker ſoll Charaktere und Geiſtesrichtungen in ihren äußeren Wirkungen darſtellen; der Monolog iſt ein lautes Denken, das nur in gewiſſem Zuſtande der Aufregung, des Trunkes und des Schlafes für berechtigt gehalten wird. Aber die Sprache iſt nicht bloße Mittheilung für Andere; ſie iſt auch ein Bedürfniß für die Aeußerungen des Geiſtes, wie die Bewegungen für den Körper; eine geſchwätzige Zunge macht den Eindruck eines zappelnden Körpers. Der Schwätzer verletzt den Hörer, denn er ſpricht eben nicht, um gehört zu werden: es kommt gar nicht darauf an, was geſprochen wird, — es giebt auch verſtändige Schwätzer,

ja in unſerer Zeit vielleicht mehr geiſtreiche als dumme. „Es iſt eine ſehr unſchuldige Gewohnheit, das Schwatzen," ſagt Theremin, „nur für den, der es hören muß, nicht leicht zu ertragen," — am allerſchwerſten freilich für den, der, weil er hören ſoll, auch ſchweigen muß und ſelber ſchwatzen möchte. Man kann freilich auch reden, ohne zu denken, das ſind die langen Reden mit kurzem Sinn. Aber kann man denken, ohne zu ſprechen? Ich meine: Giebt es Begriffe und Gedanken ohne alle Sprache? Können wir uns etwas klar und deutlich vorſtellen, ohne daß uns zugleich die Worte und Gedanken in den Sinn kämen? Gewiß ſehr ſchwer. Aber noch mehr, ſind nicht unſere Begriffe und Gedanken erſt unter Mitwirkung der Sprache entſtanden? Muß nicht Derjenige, der anders ſpricht, auch anders denken, anders vorſtellen? Dieſe gewaltige Wechſelwirkung zwiſchen Denken und Sprechen in den Vordergrund geſtellt zu haben, iſt das Verdienſt einiger Sprachforſcher unſerer Zeit, namentlich des Berliner Profeſſors Steinthal.

Wohl iſt die Sprache ein Organismus, aber nicht ein und derſelbe für alle Menſchen, für alle Nationen. Wie der Grundbau des Thieres mit ſeinen Werkzeugen der Bewegung, des Ernährens, Fortpflanzens ſich vom Menſchen bis zum Wurm in ähnlichen und doch ſo verſchiedenen Formen darſtellt, wie die Flügel des Vogels und die Hände des Menſchen dasſelbe Verhältniß zum ganzen Körper darſtellen, ſo iſt auch jede Sprache der Ausdruck einer gewiſſen Anſchauungs- und Denkweiſe, beide ſind von einander nicht zu trennen; die Sprache eines Volkes iſt der unmittelbare Ausdruck ſeines Geiſtes, und der bekannte Spruch: „Wer den Dichter will verſtehn, muß in Dichters Lande gehn," gilt nicht bloß wörtlich von der Sprache, und zwar von ihren äußeren Zeichen, den Lauten — Ausſprache und Accent lernt man nur im Lande —, er gilt aber auch von dem Geiſt der Sprache, den man ſich nur eigen machen kann,

wenn man den Geiſt des Volkes begreift. Iſt es nicht ſonderbar, bemerkt Lichtenberg, daß eine wörtliche Ueberſetzung faſt immer eine ſchlechte iſt, und doch läßt ſich Alles gut überſetzen. Man ſieht hieraus, wie viel es ſagen will, eine Sprache ganz verſtehen; es heißt, das Volk ganz kennen, das ſie ſpricht. Welcher Unterſchied iſt ſchon zwiſchen dem deutſchen Geiſt und dem franzöſiſchen esprit ſelbſt! Man verſuche es z. B., Begriffe wie: ein gebildeter Menſch, ein humoriſtiſcher Aufſatz, franzöſiſch oder engliſch wiederzugeben; es wird nicht ganz gelingen, denn unſere Bildung und unſer Humor ſind echt deutſch, obwohl Humor urſprünglich ein Fremdwort iſt. Denn gerade eingebürgerte Fremdwörter bekommen ſehr leicht eine eigenthümliche Bedeutung, und man muß ſich vorſehen, das Fremdwort in anderer Sprache zu gebrauchen. Das lateiniſche Doctor, Lehrer, iſt zu einem Titel geworden; im Deutſchen und Engliſchen bedeutet Doctor ſchlechtweg Arzt, nicht aber das franzöſiſche docteur. Das lateiniſche civilis, in der römiſchen Republik entſtanden, hieß urſprünglich bürgerlich, politiſch, daher bürgerfreundlich, leutſelig, populär, und erhielt im Franzöſiſchen und Italieniſchen den Begriff der Artigkeit überhaupt; die deutſche Artigkeit ſtammt von Art, es iſt die richtige Art, ſich zu benehmen. Als man aber anfing, die Sitten der Höfe nachzuahmen, und die franzöſiſche Etiquette — urſprünglich Sitte, dann Hofſitte — in die bürgerlichen Kreiſe drang, da machte die civilité der courtoisie, die Artigkeit der Höflichkeit Platz. Civil wurde im Franzöſiſchen als bürgerlich ein Gegenſatz von militaire, im Deutſchen auch ein Gegenſatz von criminal, verbrecheriſch; civiliſiren heißt aber nicht zu Bürgern, ſondern zu geſitteten Menſchen machen, und die Civilliſte iſt nicht das Verzeichniß von Bürgern, ſondern die Summe, die der König vom Staate erhält.

Denken und Sprechen hängt alſo mit dem Boden der Cultur, den Einrichtungen und Sitten, den Anſchauungsweiſen

der Länder und Völker so innig zusammen, daß nicht nur die gründliche Kenntniß der Sprache, sondern auch der richtige Gebrauch der Wörter und Redeweisen keineswegs durch bloßes mechanisches Auswendiglernen erzielt wird. Und doch überbietet man sich in neuerer Zeit in Mitteln, die Kenntniß fremder Sprachen zu erleichtern; der mündliche Unterricht soll durch Briefe ersetzt werden, und es fehlt nur noch ein Sprachtrichter, durch welchen man löffelweise einnehmen kann. Vergnügungs- und Handelsreisen lassen es freilich wünschenswerth erscheinen, in dem fremden Lande mit Kellnern, Kutschern und Kunden sich über das Nothwendige zu verständigen, und zu dem Flittergolde, mit welchem sich unsere höheren Töchterschulen umgeben, gehört auch ein bischen Französisch, Englisch und womöglich auch Italienisch. Für solche vorübergehende, einzelne Zwecke lohnt es sich freilich kaum, eine fremde Sprache zu lernen, und die Engländer beweisen, wie der beste Dolmetscher die am besten klingende Sprache ist. Die neuen Erfindungen, welche in allen Ländern ihre Namen behalten, der engere persönliche Verkehr, welcher die Einrichtungen und Gegenstände des gewöhnlichen Lebens von Land zu Land trägt, Heimath und Fremde immer ähnlicher gestaltet, sie erleichtern freilich die gewöhnliche Verkehrssprache, vermindern aber auch das Bedürfniß der babylonischen Sprachverwirrung in dem Maaße, als die Mode es vermehrt. So erscheint, genau besehen, gerade die angeblich praktische Seite des Sprachunwesens als Etwas, wohinter sich eine gewisse Eitelkeit versteckt, und die Wenigen, welche eine bessere Einsicht haben, fürchten, ihre Ansicht auszusprechen, denn sie müssen gewärtig sein, daß man ihnen eigensüchtige Beweggründe unterschiebe, und wenn sie gar das Unglück haben, nur eine Sprache zu verstehen, daß man auf sie die Fabel vom Fuchs mit abgehauenem Schwanz anwende. — Also weniger die Ausübung fremder Sprachen, als ein richtiges Verständniß derselben ist die

Aufgabe Desjenigen, der ſich eine höhere Bildung aneignen will; den Genuß, einen Schriftſteller in der Urſprache zu leſen, kann keine Nachbildung ganz erſetzen, und die Morgenländer vergleichen ſehr ſinnig ein überſetztes Gedicht mit einem umgekehrten Teppich, an welchem die Figuren in ihren Umriſſen zu erkennen ſind, aber ohne Farbe, ohne Licht und Schatten. Die Erlernung einer Sprache zu dieſem Ziele erfordert freilich viel Zeit und ernſtlichen Fleiß; die Fortſchritte ſind Anfangs weniger merklich, und man hat ſelten Gelegenheit, ſie zur Schau zu tragen. Es gehört aber dazu auch noch etwas Anderes, was vielleicht unſere Zeit zu wenig beachtet. Um mehrere Sprachen nicht bloß zu gebrauchen, ſondern auch zu verſtehen, muß man vor Allem eine Sprache inne haben. „Sprache-Lernen," ſagt Jean Paul (Levana, 7. Bruchſt.), „iſt etwas Höheres, als Sprachen-Lernen; alles Lob, das man den alten Sprachen als Bildungsmittel ertheilt, fällt doppelt der Mutterſprache anheim, welche noch richtiger die Sprachmutter hieße, und jede neue Sprache wird nur durch Verhältniß und Ausgleichung mit der erſten verſtändig. Eine Erziehung in zwei Sprachen zugleich, die Manchem als etwas Beneidenswerthes erſcheint, wirkt ſchädlich auf die Bildung des Verſtandes, ja ſelbſt in gewiſſem Sinne auch des Charakters." „Ein Volk," ſagt Jahn (Bereicherung des hochdeutſchen Sprachſchatzes), „das ſeine eigene Sprache verlernt, giebt ſein Stimmrecht in der Menſchheit auf und iſt zur ſtummen Rolle auf der Völkerbühne verwieſen." Seine eigene Sprache verſtehen, iſt freilich ein Leichtes, aber die Mutterſprache richtig gebrauchen, iſt viel ſchwerer, als es ſcheinen dürfte, und gerade das iſt die Aufgabe des Mannes, des Bürgers, der ſich den öffentlichen Angelegenheiten widmet und auf welchen das Sprichwort paſſen ſoll:

Die Luſt zu reden kommt zu rechter Stunde,
Und wahrhaft fließt das Wort aus Herz und Munde.

Ueber Waſſerwirthſchaft.

Von

H. von Samſon-Himmelſtjerna
in Dorpat.

Hamburg.
Verlagsanſtalt und Druckerei A.-G. (vormals J. F. Richter),
Königliche Hofbuchhandlung.
1899.

Das Recht der Ueberſetzung in fremde Sprachen wird vorbehalten.

Druck der Verlagsanſtalt und Druckerei Actien-Geſellſchaft
(vormals J. F. Richter) in Hamburg, Königliche Hofbuchdruckerei

Digitized by Google

Vor einiger Zeit hatte ich an Stelle eines ausgefallenen Vortrages eine improviſirte Mittheilung zu machen. Ich hatte dazu das valencianiſche Waſſergericht gewählt, weil ich vorausſetzen durfte, daß dieſer Gegenſtand auch bei ungeordneter Darſtellung durch ſein räthſelhaftes, ja man möchte ſagen geheimnißvolles Weſen Intereſſe erwecken werde; denn während mehr als zwanzig Jahren hatte das valencianiſche Waſſergericht immer und immer wieder meine Erinnerung beſchäftigt, — immer und immer wieder hatte es mir Fragen aufgedrängt, für welche mir jede Antwort gefehlt hatte.

Dieſen, auf das valencianiſche Waſſergericht bezüglichen Fragen habe ich damals, und noch bis vor Kurzem, vollkommen rathlos gegenübergeſtanden. — Wie iſt es möglich und wie zu erklären — habe ich mich immer vergeblich gefragt —, daß in einem umfangreichen und aufs Allerdichteſte bevölkerten Bezirke von gegen 32 Quadratkilometern eine Behörde, von Bauern erwählt und aus ſimplen Bauern beſtehend, — daß eine ſolche primitive Behörde alle auf Waſſerſachen bezügliche Dinge, die dort wichtigſten Lebensfragen, ganz ſelbſtſtändig regele? — daß ſie die geſammte, doch ſo complicirte Waſſerverwaltung und -Juſtiz und dazu die Executivgewalt in Waſſerſachen in ihren Händen vereinige? — daß ſie bei ihren Verfügungen und Entſcheidungen an keinerlei geſchriebenes Geſetz gebunden ſei, noch auf Präjudicate ſich ſtützen könne, da von ihren Verhandlungen gar keine Protocolle aufgenommen werden? — und wie iſt es zu erklären, daß dabei der Competenz dieſer

einfachen Leute und dieſem ſummariſchen Verfahren auch die vornehmſten und hochgeſtellteſten Perſonen unterſtehen, und zwar vollkommen inappellabel, ohne die Möglichkeit der Anrufung einer höheren Inſtanz? — daß ferner die Durchführung der Verfügungen dieſer allerprimitivſten Behörde, nach öffentlicher Verhandlung der bezüglichen Sache auf offener Straße, ohne daß der Urtheilsverkündigung eine merkliche Berathung der Richter mit einander vorangegangen wäre, ſich ohne irgend einen Aufſchub noch Zeitverluſt aufs Prompteſte, jedenfalls noch vor Sonnenuntergang, ſich vollziehe, nöthigenfalls, bei Zahlungsunfähigkeit des Schuldigen, durch Verſteigerung ſeiner Habe, beziehungsweiſe durch ſeine Ausmiethung zum Abarbeiten der Straffumme, — und das alles einzig und allein auf Grund der eigenen Autorität, ganz ohne Mitwirkung einer ſtaatlichen Executivgewalt? — (ſo hat z. B. während meiner Anweſenheit in Valencia im Frühjahr 1877 der Königliche Statthalter vor dem bäuerlichen Tribunale perſönlich erſcheinen und die ihm zudictirte Straffumme vor allem Volke baar auszahlen müſſen) — und, was noch merkwürdiger, daß die despotiſche Gewalt dieſer primitiven und zugleich ſo mächtigen Inſtitution Jahrtauſende hindurch nicht nur ertragen, ſondern ſogar von den Betheiligten gegen alle Angriffe, namentlich gegen alle Verſuche der jedesmaligen Eroberer des Landes, ihr nationales Recht an Stelle des localen Gewohnheitsrechtes einzuführen, geſchützt worden iſt und ſich Jahrtauſende hindurch unverändert erhalten hat, trotz des bunteſten Wechſels aller inzwiſchen mehrfach umgeſtalteten politiſchen und religiöſen Verhältniſſe der Umgebung, unverändert ſeit graueſter Prähiſtorie bis heute?[1] — ja, zuletzt das vielleicht dunkelſte Räthſel: daß die geſchäftige abendländiſche Wiſſenſchaft, welche doch den unſcheinbarſten Dingen Aufmerkſamkeit zuzuwenden pflegt und ſie mit Hülfe der bekannten ſieben Fragen der ſcholaſtiſchen Rhetorik zu ergründen

ſucht, — daß die Wiſſenſchaft dieſe doch wahrlich auffällige Erſcheinung, ja dieſe wohl größte kulturhiſtoriſche Merkwürdigkeit Europas, bisher gänzlich vernachläſſigt, ſelbſt ihr Vorhandenſein ſo gut wie ignorirt hat?*

Zu meiner Schande will ich es geſtehen: bis vor Kurzem iſt es auch mir erſchienen, daß alle dieſe Räthſelfragen ſich lediglich auf ein Curioſum bezogen, gleichſam auf ein Naturſpiel, welches nicht werth ſei, zum Gegenſtande ernſter Unterſuchung gemacht zu werden, etwa ſo wie unſer aufgeklärtes Zeitalter es für eine lächerliche „wiſſenſchaftliche Spielerei" erklären würde, wenn durch einen modernen Dr. Katzenberger verſucht werden würde, die biologiſchen Abnormitäten zum Gegenſtande einer beſonderen Disciplin zu machen, und wenn neuerdings gehofft wurde, durch das Studium der Naturſpiele und Mißbildungen die Geheimniſſe des Variirens der Lebensformen zu ergründen. — Freilich habe ich zuweilen vermuthet, nur unwandelbar hohe Moralität habe Jahrtauſende hindurch ein ſo ſummariſch waltendes Inſtitut nicht nur ertragen, ſondern ſogar mit Zähigkeit daran feſthalten können; — aber auch ſolche zähe Moralität wäre doch — habe ich gemeint — nur etwas Abnormes geweſen. — So bin ich denn bis vor Kurzem geneigt geweſen, in dem valencianiſchen Waſſergerichte ein zwar ſehr kurioſes, aber doch nicht belangreiches, ſociales Naturſpiel, vielleicht eine Art von ſocialem Wunder zu erblicken, jedenfalls aber eine Anomalie, deren Aufklärung wohl Neugierde befriedigen, nicht aber beitragen könnte, unſere Kenntniſſe in wahrhaft nutzbringender Weiſe zu erweitern. Seit einiger Zeit aber hat ſich meine Meinung darüber vollſtändig geändert. Ich bin zur Ueberzeugung gelangt, daß an die Erſcheinungen des valencia-

* Man ſehe jedoch meinen, wenn auch kurzen Bericht in den Verhandlungen der Berliner Anthropologiſchen Geſellſchaft 1880, S. 429.
R. Virchow.

niſchen Waſſergerichtes Fragen allerausgedehnteſter Tragweite ſich nothwendig anknüpfen, — Fragen, welche die Grundbedingungen für das Wohl und Wehe der Menſchheit betreffen, — Fragen namentlich, welche in nächſtem Zuſammenhange ſtehen mit den größten und tiefſten ſocialen und ethiſchen Problemen, wie ſie durch die unbehaglichen, ja in hohem Grade beunruhigenden Zuſtände unſeres modernen Abendlandes in dringender Weiſe aufgeworfen worden ſind. — Ich habe mich inzwiſchen davon überzeugt, daß in dem valencianiſchen Waſſergerichte nichts Iſolirtes und Abnormes zu erblicken iſt; daß es vielmehr, ebenſo wie ihm analoge Erſcheinungen, als Ueberlebſel aus glücklicherer und normalerer Vergangenheit aufgefaßt werden muß; — daß es auf das tiefſte Weſen der geſunden Menſchennatur zurückweiſt und an Kant's berühmtes Wort gemahnt: „Nächſt dem geſtirnten Himmel über mir iſt nichts ſo geeignet, mit Bewunderung zu erfüllen, als das ſittliche Vermögen in meiner Bruſt." — Wodurch in mir ſolcher Auffaſſungswandel bewirkt worden und wozu er ſich ſchließlich ausgewachſen hat, — das will ich heute, ſoweit es die knapp bemeſſene Zeit erlaubt, in Kürze anzudeuten verſuchen. Weitere Ausführungen ſoll dann eine beſondere Schrift über „Waſſerwirthſchaft" bringen.

Dieſe Aenderung in meiner Auffaſſung des valencianiſchen Waſſergerichtes iſt zunächſt veranlaßt worden durch einen Artikel des Herrn Kulturingenieurs P. Roſenſtand-Wöldike über „Waſſerwirthſchaft und Landwirthſchaft".[2] Unter dem von dem bekannten amerikaniſchen Nationalökonomen Carey herſtammenden Motto: „Der Landbau iſt überall der Anfang der Kultur und ihr Erhalter" wird in dieſem Artikel ſchlagend nachgewieſen, daß die in unſerem Abendlande übliche Waſſerwirthſchaft den Landbau — und ſomit auch die allgemeine Kultur — aufs Allerſchwerſte, gleichſam principiell und grundſätzlich, ſchädige und gefährde, indem ſie darauf ausgehe, das

wichtigſte Lebenselement des Landbaues — das „lebendige“ Waſſer — ihm auf dem kürzeſten Wege möglichſt raſch und vollſtändig zu entziehen, es fortzuſchaffen und dem Meere zuzuführen, wo es zur Förderung des menſchlichen Wohlſeins gar nichts mehr beitragen könne; — auf ihrem Wege von den Quellen bis zum Meere würden die Waſſerläufe im Abendlande mit ganz geringfügigen Ausnahmen ſchon dadurch dem Landbau entzogen, daß man ſie überall, zwecks raſcher Entwäſſerung, den niedrigſten Stellen zuführe, und daß man ſie dabei in erſter Reihe der Induſtrie zur Verfügung ſtelle und in zweiter zu Verkehrszwecken benutze, beides zumeiſt unter direkter Zurückſetzung und Schädigung des Landbaues, — wobei dann durch ihre möglichſte Tieflegung und raſche Abführung die Gewäſſer ſich gar oft im Unterlaufe der Ströme zu verheerenden Ueberſchwemmungen aufſtauen, falls ſolche nicht durch koſtſpielige und zugleich wenig zuverläſſige Uferbauten verhindert worden ſind, — — während doch ſowohl im Intereſſe des Landbaues und der allgemeinen Kultur, als auch zur Sicherung gegen Hochfluthen von alledem genau das Gegentheil geſchehen müßte und unter geſunderen Verhältniſſen mit beſtem Erfolge auch thatſächlich geſchieht.

Durch eine wirklich rationelle Waſſerwirthſchaft müſſe, wie Herr P. Roſenſtand-Wöldike zeigt, zunächſt das raſche Abfließen des wichtigſten Lebenselementes des Landbaues möglichſt gehindert werden; — durch ſeitliche Ableitungen mittelſt nahebei horizontaler Kanäle müſſe das Waſſer in möglichſt weitem Umkreiſe dem Landbau zur Verfügung gehalten werden; — erſt in zweiter Reihe ſeien Waſſerüberſchüſſe für den Verkehr, zunächſt der Bodenproducte, in Anſpruch zu nehmen; — ganz zuletzt, in allerletzter Stelle, erſt wenn dem Landbau und der Verfrachtung ſeiner Producte Genüge gethan worden, dann erſt dürfe das nun noch überſchüſſige Waſſer der Induſtrie zur Verwendung für ihre Zwecke überlaſſen werden.

Herr Roſenſtand-Wöldike bemerkt ſchließlich, daß in vollem Umfange ſolche rationelle Waſſerwirthſchaft auf der ganzen Welt allein in China ſeit Jahrtauſenden ununterbrochen in voller Blüthe beſtehe.

Dieſe letztere Bemerkung mußte einen Jeden, der ſich mit chineſiſchen Dingen eingehend beſchäftigt hatte, aufs Lebhafteſte frappiren; und auch der Umſtand, daß ſie keineswegs neu war, mußte auffallen. Die Bemerkung hatte ſich auf Ausſprüche geſtützt, die ſchon vor mehr als einem Menſchenalter von hervorragender Seite gethan, aber ihrer Zeit gänzlich überhört worden waren. Schon im Jahre 1872 hat folgender Ausſpruch des Profeſſors Reuleaux citirt werden können: „China mit ſeiner viertauſendjährigen Kulturperiode iſt als ein praktiſches Beiſpiel dafür zu betrachten, daß die Völker nur dort dauernd beſtehen, wo die richtige Beherrſchung, Benutzung und Vertheilung des Waſſers bereits zur zweiten Natur geworden iſt;“[3] — und an demſelben Orte iſt ein ganz analoger, ebenfalls unbeachtet gebliebener Ausſpruch von Charles de Poſton citirt worden, welcher die dringende Nothwendigkeit betont, von dem uralten Waſſerwirthſchaftsſyſteme der Chineſen nähere Kenntniß zu erlangen; — und ſchon vor mehr als vierzig Jahren iſt durch den Freiherrn Auguſt von Haxthauſen[4] vergeblich darauf hingewieſen worden, daß die in der Urzeit ſo dicht bevölkerten Länder der aſiatiſchen Türkei und Perſiens und der Weltmonarchien von Aſſyrien und Babylon ihren blühenden Zuſtand nur den ausgedehnten Bewäſſerungsſyſtemen verdankt haben, nach deren Zerſtörung jene ausgedehnten Ländergebiete zu entvölkerten und unbewohnbaren Wüſten und Steppen geworden ſind, in denen nur wenige Kulturoaſen ſich erhalten haben, und daß man es noch heute an China und Indien ſehen könne, wie nur bei ausgedehnter Bewäſſerung dichte Bevölkerung möglich bleibe.

Durch alles dieſes mußte die Frage angeregt werden: ob nicht in der That ein cauſaler Zuſammenhang beſtehe zwiſchen einerſeits wahrhaft rationeller Waſſerwirthſchaft und andererſeits wahrhafter, auf ſocial-ethiſcher Grundlage aufgebauter und daher andauernder Kultur? — Man wird ſofort geneigt ſein, hier mehr als eine zufällige Gleichzeitigkeit von Thatſachen zu erblicken, man wird einen cauſalen Zuſammenhang mindeſtens für möglich halten, wenn man beobachtet, daß ſeit unvordenklicher Zeit nur in China nebeneinander beſtanden haben einmal friedliches, nur ſelten geſtörtes und gleichſam automatiſch ſich wiederherſtellendes, geordnetes Zuſammenleben allerdichteſt zuſammengedrängter Bevölkerungen, — und daneben, ſeit gleich unvordenklicher Zeit und ebenfalls automatiſch ſich regulirend und erhaltend, das denkbar vollkommenſte Waſſerwirthſchaftsſyſtem; — und man wird jenen cauſalen Zuſammenhang noch wahrſcheinlicher finden, wenn man ferner conſtatirt, daß allerorts, wo über glückliche ſociale Zuſtände Barbarei hereingebrochen iſt, vorher die geregelte Waſſerwirthſchaft gewaltſam zerſtört worden war, ſo daß es den Anſchein gewinnen muß, die vollkommene Waſſerwirthſchaft bilde die wichtigſte Vorbedingung, die conditio sine qua non, für Herſtellung und Erhaltung hoher Kultur; — und noch gebieteriſcher drängt ſich die Vermuthung jenes cauſalen Zuſammenhanges auf, wenn man ſchließlich beobachtet, daß in unſerer abendländiſchen Gegenwart perverſe ſociale Strebungen mit principieller Mißwirthſchaft in Waſſerſachen Hand in Hand gehen; und daß in unſerem modernen Abendlande von beiden Seiten, ſowohl volks- als auch waſſerwirthſchaftlich, auf Untergrabung und Ruin der Kultur, ſchließlich auf Herſtellung einer ununterbrochenen allgemein abendländiſchen Kulturwüſte hingearbeitet wird, wie deren der Occident der alten Welt, von der Pamier-Hochebene bis zu den Säulen des Herkules, ſchon ſo gar viele partielle von großer

Ausdehnung aufzuweiſen hat. — Hier fehlt der Raum zum Nachweiſe, daß eine dereinſtige europäiſche Kulturwüſte kein leeres Schreckgeſpenſt iſt, — daß vielmehr in der That die moderne Kultur des Abendlandes eine gar gebrechliche iſt, in gar labilem Gleichgewichte auf ſchwachen Füßen ſteht und bei geringem Anſtoße in Trümmer gehen kann; — daß z. B. Englands überwiegende Weltmacht ſehr wohl an einem Tage in den Staub würde ſinken können, ebenſo wie Spaniens Uebermacht durch den Untergang ſeiner großen Armada (1588) gebrochen wurde. Nach Verluſt ſeiner Flotte wäre England einer ausgehungerten Feſtung gleich, die ſich auf Gnade und Ungnade ergeben muß, und die geſchleift wird, um ſie unſchädlich zu machen.

Indeſſen genügt es noch nicht, die Gleichzeitigkeit und Succeſſion der vorſtehend erwähnten Thatſachenreihen zu conſtatiren, um den cauſalen Zuſammenhang zwiſchen dauernd rationeller Waſſerwirthſchaft und andauernder Kultur zu erweiſen. Aus dem collegium logicum wiſſen wir, daß die volksthümlichen Schlüſſe aus Analogie und e contrario nicht zwingend ſind; ſie bedürfen der Beſtätigung aus einem Principe.

Mehr als geneigt zum Statuiren der Möglichkeit und Wahrſcheinlichkeit eines cauſalen Zuſammenhanges zwiſchen vernünftiger Waſſerwirthſchaft und Kultur jeder Art, bereits entſchloſſen dazu und überzeugt davon iſt Jeder, der es verſucht hat, ſich von den Grundbedingungen Rechenſchaft zu geben, unter denen allein wirklich ſociale und ethiſche Kultur: Friede unter den Menſchen, dauernd beſtehen, d. h. ſelbſtthätig nach Störungen ſich ohne Einbuße wiederherſtellen und erhalten könne. — Als erſte und unerläßliche Vorausſetzung hierzu bietet ſich eine Beziehung dar, welche überall in der Welt ſich wiederfinden läßt und alle Erſcheinungen geſetzmäßig harmoniſch regelt, die ſinnfälligen ſowohl, als auch die geiſtigen.

Wie ein Körper nur dann dauernd in Ruhe verharrt, oder nur dann die Bahn ſeiner Bewegung ſtändig verfolgt und nach geſchehener Störung in die Ruhelage, beziehungsweiſe zu ſeiner Bewegungsbahn ſelbſtthätig zurückkehrt, nur dann, wenn die auf ihn einwirkenden und von ihm ausgehenden Kräfte mit einander im *Gleichgewichte* ſtehen, — — ſo und nicht anders vollzieht ſich auch die geiſtige, die ſociale und ethiſche Entwickelung der Nationen.[5] — Eine bis zur Trivialität allgemein anerkannte, aber dennoch in der Praxis zu wenig beachtete Thatſache iſt es, daß dauernd friedliche Entwickelung einer Nation nur dann und nur für ſo lange möglich iſt, wenn ſie die ihr unentbehrlichen Subſiſtenzmittel ſelbſtſtändig, ohne fremde Beihülfe, zu erzeugen vermag, — wenn die Summe ihrer dringendſten Lebensbedürfniſſe der Geſammtheit der ihr unabhängig zu Gebote ſtehenden Befriedigungsmittel entſpricht, — wenn mithin bei Vertheilung der nothwendigſten Güter Niemand geſchädigt zu werden braucht, — wenn hinſichtlich der Unentbehrlichkeiten, wie man zu ſagen pflegt, Gleichgewicht zwiſchen Nachfrage und Angebot ſich herſtellen *kann*. — Am unentbehrlichſten aber von Allem iſt die Befriedigung der leiblichen Bedürfniſſe; iſt dieſen letzteren gegenüber ſtändiger Mangel an eigenen Befriedigungsmitteln entſtanden, ſo ſind keinerlei geiſtige Mächte, ſo ſind weder Staatskunſt, weder Religion noch Moralität im Stande, der Nation den inneren und äußeren Frieden zu bewahren; nothgedrungen muß dann in ihrem Innern wilder Kampf ums Daſein ausbrechen: die Stärkeren werden nothwendig in den Beſitz der Subſiſtenzmittel-Quellen ſich ſetzen und werden die unterdrückten und nothleidenden Schwächeren zwingen, dieſelben für ihre Herren auszubeuten; oder aber im weiteren Verfolge des ungeſunden Proceſſes wird die nothleidende Nation ſich auf das glücklichere Nachbarvolk ſtürzen und es ſich dienſtbar machen, — ſei es unverblümt und brutal auf dem Wege der Eroberungs- und

Unterjochungskriege,[6] ſei es mit verhüllenden und beſchönigenden Mitteln, wie durchs Aufnöthigen unerbetener Schutzherrſchaft, durchs gewaltſame Aufdrängen gewerblicher Erzeugniſſe, oder durch irgend ein anderes analoges Ausbeutungsſyſtem; — und unabweislich muß in allen dieſen Fällen die „ſociale Frage" entſtehen, die nach einem landläufigen Ausdrucke eine „Magenfrage" iſt und in der That in ihrem tiefſten Grunde und in ihren Anfängen ſtets eine Magenfrage geweſen iſt. — Wo immer eine der zahlreichen abendländiſchen Kulturen zu Grunde gegangen iſt, da hat ſich ohne Ausnahme jedesmal der Niedergang durchs Auftauchen der „ſocialen Frage" angekündigt; und dieſer, mit elementarer Gewalt ſich geltend machenden „Magenfrage" gegenüber haben ſich ſtets, ausnahmslos, Staatskunſt, Moralſyſteme und Religionen ohnmächtig erwieſen; in dieſer Erfahrung liegt das Beunruhigende und das Bedrohliche der Zuſtände unſeres modernen Abendlandes, deſſen im Uebrigen glänzende Kultur es über der vorwiegenden Sorge für jenſeitiges Seelenheil verabſäumt hat, den leiblichen Bedürfniſſen der Völker ſelbſtſtändige und dauernde Befriedigung zu ſichern.

Von allen Nationen der Welt hat nur die chineſiſche allein eine ſociale Frage nie gekannt; von allen Ländern der Welt iſt nur in China eine eigentliche ſociale Frage nie aufgetaucht und überhaupt undenkbar geblieben. Und wodurch hat ſich allein China gegen die Kulturgefahren der ſocialen Frage immun erhalten? Es blieb ihnen unzugänglich, weil allein China es verſtanden hat, in allen Theilen des Reiches zur Verpflegung des Volkes — in der Regel — genügende Subſiſtenzmittel hervorzubringen; — weil allein China ſeit fünftehalbtauſend Jahren den Landbau als das vornehmſte aller Gewerbe gepflegt und bevorzugt und vorzugsweiſe ihm, dem Landbau, die Nutzung der Gewäſſer geſichert hat; — weil Chinas Landwirthſchaft niemals Raubbau betrieben, ſondern es immer verſtanden hat, die Ertragsfähigkeit des heimiſchen

Bodens entſprechend dem Anwachſen der Bevölkerung zu ſteigern und ſolches noch für unabſehbare Zeiten zu thun vermag — nicht nur durch Cultivirung noch öde daliegender Länderſtrecken, ſondern auch auf Grund der dort landläufigen Einſicht: „daß wohl die Ausdehnung eines Ackers ſich begrenzen laſſe, nicht aber ſeine Ertragsfähigkeit;" — weil China nie darauf ausgegangen iſt, ſeine Induſtrie in ungeſundem Tempo, vorzugsweiſe zum Export und auf Koſten des heimiſchen Landbaues, zu ſteigern, und weil es zufolge deſſen von den, das ſociale Gefüge lockernden Plagen ſowohl ſtändigen Arbeitermangels, als auch ſtändiger Arbeitsloſigkeit verſchont geblieben iſt; — weil zufolge alles deſſen allein China, trotz äußerſter Verdichtung der Bevölkerung, niemals an Subſiſtenzmitteln Mangel gelitten und niemals Nahrungs- und ſonſtige Lebensmittel einzuführen, noch ſolche durch Eroberungskriege zu erwerben gebraucht hat; — und weil durch ſolches geſicherte Sichſelbſtgenügen allein in China dauernd friedliches Zuſammenleben ermöglicht worden iſt.

Daß aber der Landbau einzig und allein bei umfaſſend vernünftiger Waſſerwirthſchaft ſtetig und ſicher genügende Erträge zu liefern vermag, iſt unſchwer einzuſehen. Wo es der Landwirthſchaft verſagt iſt, in Zeiten der Dürre zur Wäſſerung ihre Zuflucht zu nehmen, dort bewährt ſich das ungariſche Sprichwort: „Das Wetter iſt der Landwirth;" nur bei günſtiger Witterung erntet der Landmann den Lohn ſeiner Sorgen und Anſtrengungen; Ungunſt des Wetters aber vereitelt alle ſeine Mühen und ruft allgemeinen Mangel hervor, Preisaufſchlag für die unentbehrlichſten Lebensbedürfniſſe, Störung aller Vorausberechnungen, Beunruhigung, Haſt des Wettlaufs nach Gewinnung der nothwendigſten Dinge, kurz alle die Calamitäten, welche den ſocialen Frieden gefährden, — Uebelſtände, welche in gleichem Maaße ſich nicht geltend machen können, wenn dem Landmanne die Möglichkeit offen ſteht, ſeinen Saaten durch

Zuführung der erforderlichen Feuchtigkeit Gedeihen zu ſichern. — Es iſt aber klar, daß zur Sicherſtellung der Ernten alleinige Wäſſerung der Wieſen nicht genügen kann. Wenn der Acker auch mittelſt des von den bewäſſerten Wieſen erzielten Futters reichlichſte Düngung erhalten hat, wenn aber die Entwickelung der Ackerpflanzen durch Dürre beeinträchtigt oder verhindert wird, ſo iſt die Wieſenbewäſſerung vergeblich geweſen, faſt iſt es, als wäre ſie gar nicht geſchehen. — Nur wo, wie in China, die Regel: mener l'eau **partout**, ne la laisser nulle part befolgt wird, nur dort kann von wirklich vernünftiger und von ſicher erfolgreicher Waſſerwirthſchaft die Rede ſein.

Ohne ſeine umfaſſende und niemals geſtörte rationelle Waſſerwirthſchaft und ohne die ſelbſtverſtändliche Präponderanz ſeines Landbaugewerbes hätte China es nicht vermocht, ſeiner dichtgedrängten Bevölkerung den inneren und äußeren Frieden dauernd zu bewahren und alle ihn beeinträchtigenden Störungen gleichſam automatiſch zu beſeitigen: auf altbewährter Grundlage den Frieden wiederherzuſtellen, wenn er durch unabwendliche elementare Calamitäten oder durch innere oder äußere Feinde bedroht worden war. Solchen Gefahren ſind die Kulturen der übrigen Nationen ſchließlich erlegen, und es iſt hohe Zeit, daß unſer modernes Abendland ſich auf das „respice finem“ beſinne.

Wenn ſomit ein auf vernünftiger Waſſerwirthſchaft begründeter blühender Landbau die erſte und unentbehrlichſte conditio sine qua non zur Herſtellung und Erhaltung ſocialen Friedens und hoher Kultur bildet, ſo iſt doch nicht in ihm die alleinige Gewähr für dauernde Fortführung glücklicher Zuſtände zu erblicken; dieſe können nur dann nach eingetretenen Störungen ſich gleichſam automatiſch ohne merkliche Einbuße immer wieder herſtellen, wenn außer der Kunſt richtiger Waſſerbenutzung und -Vertheilung den bezüglichen Bevölkerungen noch gewiſſe andere Befähigungen und deren ſelbſtverſtändliche Verwendung

„zur zweiten Natur“ geworden ſind, — moraliſche Befähigungen, deren in der Regel nur dicht bei einander wohnende Menſchen theilhaft werden können, — die aber, wie die Erfahrung der abendländiſchen Nationen gezeigt hat, nicht immer von ihnen erworben werden.

Was hat die blühenden und dichteſt bevölkerten Reiche des Alterthums der abendländiſchen Welt nach verhältnißmäßig kurz dauerndem Flore zu Fall gebracht? — Die von ihren Bevölkerungen ermöglichten und geduldeten Exceſſe ihrer egoiſtiſchen, despotiſchen und prieſterherrſchaftlichen oder aber wild demokratiſchen Regierungen, — dieſe Exceſſe haben durch dauernde Störung des ſocialen Gleichgewichtes zu innerem Unfrieden und zu unheilvollen Expanſionsunternehmungen führen müſſen, — weil die bezüglichen Bevölkerungen in ſich diejenigen moraliſchen Schutzmittel nicht ausgebildet hatten, welche die Wiederherſtellung geſtörter Geſundheit automatiſch herbeiführen.

Dem chineſiſchen Volke dagegen war es ſchon in prähiſtoriſcher Vorzeit gelungen, ſich vor den drei großen Gefahren zu ſchützen, welche den ſocialen Frieden und die Kultur bedrohen. — Wilde Demokratie hat in China niemals Fuß faſſen können, weil ſchon ſeit hohem Alterthume der Jugend als heilige Pflicht und als ſelbſtverſtändliche Weltweisheit eingeprägt wird: Gehorſam gegenüber dem autokratiſchen Landesherrn und ſeinen Beamten, wie gegen Vater und Mutter; — und wüſte Despotie hat ſich in China nie erhalten können, ja iſt kaum jemals auszuüben verſucht worden, weil ſchon ſeit hohem Alterthume der Jugend zur heiligen Pflicht gemacht wird: gegen einen Landesherrn und ſeine Beamten ſich zu erheben, wenn ſie untreu den Traditionen, anders als wie Vater und Mutter das Volk behandeln; aus dem Nebeneinander dieſer anſcheinend ſich widerſprechenden und ausſchließenden, thatſächlich aber ſich das Gleichgewicht haltenden Gebote erklärt es ſich, daß in China der

Kaiſer in Zeiten der Gefahr allerumſchränkteſte Gewalt zum Landeswohle auszuüben vermag, daß dagegen zu gewöhnlichen Zeiten eine beiſpiellos unabhängige Selbſtverwaltung das Leben der Nation regelt; ebendaraus auch erklärt es ſich, daß China ſchon 22 Male ſeine ausgelebten und verkommenen Dynaſtien gegen lebensfriſche auszutauſchen verſtanden hat; — daß es ſchon ſehr früh, ſchon vor 2200 Jahren, von feudalen Gewaltſamkeiten ſich für immer befreit hat; daß von ſeinen 257 hiſtoriſchen Kaiſern nur äußerſt wenige ein ſchlimmes Andenken hinterlaſſen haben; und daß die Geſchichte keines einzigen der abendländiſchen Reiche von ſoviel Weisheit und Großthaten und von ſo andauerndem und ungetrübtem Glücke zu vermelden hat, wie diejenige Chinas; — Prieſter aber hat China ſchon vor hiſtoriſcher Zeit, alſo ſeit mehr als fünftehalbtauſend Jahren, überhaupt nicht gekannt, und es hat niemals von ihnen, durch Vorſpiegelung jenſeitiger Glückſeligkeiten, irre gemacht werden können in der Sorge für Frieden und Wohlſein hienieden.

Braucht es noch erwähnt zu werden, daß die Geſchichte der Nationen des Abendlandes einen gar anders gearteten Geſammteindruck hinterläßt? — daß hier faſt ausnahmslos die eingeſchüchterten oder fanatiſirten Völker mißbraucht worden ſind und ſich haben mißbrauchen laſſen für die ehr- und habſüchtigen Zwecke ihrer weltlichen und geiſtlichen Beherrſcher, welche ſie bedrückten und gegen einander hetzten? — daß hier die als wahrhaft wohlthätig unvergeſſen gebliebenen Herrſcher ſo wenig zahlreich ſind, wie in China die in ſchlimmem Andenken ſtehenden? — Es iſt wahrlich keine Uebertreibung, wenn von den abendländiſchen Annalen geſagt worden:[7] „Im Grunde iſt die Geſchichte doch nichts weiter, als ein Tagebuch, in dem die Menſchheit hauptſächlich ihre Sünden und Thorheiten verzeichnet hat. Beim Durchblättern ihrer blutbefleckten Annalen ſtarren uns auf jeder Seite die Verbrechen an, welche Herrſchſucht,

Eroberungsgier, Religionswuth, Habſucht begangen haben; und neben dieſen großen Freveln ſtoßen wir überall auf andere, die nicht einmal das Imponirende des Schrecklichen beſitzen und aus kleinlichen Motiven der Engherzigkeit, des Neides, der Eitelkeit, zum Theil auch aus bloßer Narrheit hervorgegangen ſind, kaum aber minderes Elend in der Welt zur Folge gehabt haben, als jene.“ [8]

Aber auch dort, wo keine Verbrechen an der Menſchheit begangen werden, wo im Gegentheile allen Errungenſchaften hoher Geiſteskultur Gelegenheit gegeben iſt, zum Wohle der Menſchheit zuſammenzuwirken, — auch dort gelingt es nicht, befriedigende Verhältniſſe herzuſtellen, ſolange dazu die unerläßliche Vorbedingung fehlt: ſelbſtſtändige Erzeugung der nothwendigſten Nahrungs- und Lebensmittel. — Wie unvermögend politiſche Weisheit, gewiegteſte Staatskunſt, ſcharfſinnig ausgeklügelte Moralſyſteme, geſinnungstüchtige religiöſe Bethätigung, hochentwickelte Wiſſenſchaft, rührige und leiſtungsfähige Induſtrie und Technik, rege Handelsthätigkeit, — wie unvermögend alle dieſe Aeußerungen unſerer modernen Kultur bleiben müſſen, — wie unvermögend, dort befriedigende Zuſtände herzuſtellen, wo für letztere jene unentbehrliche Vorausſetzung fehlt, wo bei entſetzlicher Mißwirthſchaft in Waſſerſachen beſtändiger Mangel an den unentbehrlichſten Nahrungs- und ſonſtigen Lebensmitteln ſich eingeſtellt hat, — das wird unverkennbar beim Betrachten der unbefriedigenden Geſchicke, welche während des letzten Menſchenalters Deutſchland erfahren hat, obgleich es, im Gegenſatze zu den Nörgeleien Unzufriedener und Unbefriedigter, doch das beſtverwaltete Reich des Abendlandes iſt.

Bis zu den Jahren 1870 und 1871 ſind die unbefriedigenden Zuſtände Deutſchlands von allen Patrioten auf die traurigen Verhältniſſe der Bundesregierung zurückgeführt worden, deren klägliche Politik die Entwickelung der heimiſchen Kräfte

lähmte und es verhinderte, daß die deutſche Nation eine ihrem inneren Werthe angemeſſene internationale Stellung erlange. — Nach den Ereigniſſen der Jahre 1870 und 1871 hat kein Patriot daran gezweifelt, daß nun durch eine geſundere Politik ein heilſamer Wandel werde herbeigeführt werden: daß durch Aufrichtung des neuen Deutſchen Reiches, durch Entfeſſelung der nationalen Kräfte und durch Erlangung einer angemeſſenen internationalen Stellung das deutſche Vaterland nothwendig und gleichſam von ſelbſt die „beſte der möglichen Welten" darſtellen und ungetrübter Glückſeligkeit von ſelbſt werde theilhaft werden.

Alle die dazu in Ausſicht genommenen, die politiſche Geſundung bezweckenden Bedingungen ſind erfüllt worden: durch angemeſſene Bundesverfaſſung, durch Gewährung von Handels- und Gewerbefreiheit, Preß- und Verſammlungsfreiheit, durch Vereinheitlichung des Straf- und Civilrechts u. ſ. w. iſt Deutſchland zu einem induſtriell und militäriſch ungeahnt leiſtungsfähigen Staate geworden, — aber von den ſchönen Hoffnungen auf ungetrübte Seligkeit in der beſten der möglichen Welten hat ſich gar nichts erfüllt, wiewohl zu ihrer Realiſirung keine Opfer geſcheut worden ſind, und anerkannt werden muß, daß Deutſchlands Regierung von keiner anderen der Welt in Schatten geſtellt wird. Nichtsdeſtoweniger iſt, im Gegenſatze zu den freudigen Erwartungen, die Unzufriedenheit mit dem Beſtehenden allgemeiner geworden, als ſie es jemals geweſen war, und für das beſtändige Wachſen der Unzufriedenheit giebt die ununterbrochen fortſchreitende Parteizerſplitterung und das unaufhaltſame Anwachſen der ſocialdemokratiſchen Partei und das drohende Auftauchen des Anarchismus den untrüglichen Gradmeſſer ab.

Die unzähligen Panacäen, wie jede politiſche Partei deren zur Heilung der Zuſtände empfiehlt, haben das Gemeinſame, daß ſie alle im Grunde nur politiſche, nicht aber ſociale Sanirung anſtreben, d. h. daß ſie auf Herſtellung eines dauernden

Gleichgewichtes zwiſchen den Machtfactoren ausgehen, nicht aber auf Erzielung eines dauernden Gleichgewichtes zwiſchen den dringendſten Bedürfniſſen der Bevölkerung und zwiſchen den Mitteln zu ihrer ſelbſtſtändigen Befriedigung. Solange aber die unabweislichen Bedürfniſſe nicht ſelbſtſtändig befriedigt werden können, und ihre ſelbſtſtändige Befriedigung nicht einmal angeſtrebt wird, — ſolange es den fieberhaften Anſtrengungen der Induſtrie und des Handels überlaſſen bleibt, zur Beſchaffung der unentbehrlichen Nahrungs- und ſonſtigen Lebensmittel die nöthigen Tauſchwerthe zu liefern, — und ſolange die Sicherung des Abſatzes dieſer letzteren die Hauptaufgabe der nationalen Vertretung bildet; — ſolange muß nothwendig das politiſche Gleichgewicht, das Gleichgewicht zwiſchen den Machtfactoren, wenn es ſich auch jemals herſtellen ließe, doch immer und ewig ein nur labiles bleiben und beim geringſten Anlaſſe geſtört werden. Der gewiegteſten Staatskunſt, mag ſie auch auf die erhabenſte und lauterſte Religion ſich ſtützen, wird es nie und nimmer gelingen, ohne zuvor ſelbſtſtändige Beſchaffung der dringendſten Nahrungs- und ſonſtigen Lebensmittel geſichert und ohne dadurch zuvor ſocialen Frieden ermöglicht zu haben, dauernde Regelung der Machtverhältniſſe, dauernden politiſchen Frieden herzuſtellen. — Umgekehrt aber, wenn die Nation die Möglichkeit erlangt hat, die Mittel zur Befriedigung ihrer unabweislichen Bedürfniſſe ſich ſelbſtſtändig zu erzeugen, und wenn ſie die Segnungen der hieraus ſich ergebenden Sicherheit und Zufriedenheit kennen und ſchätzen gelernt hat, dann muß es, wie in China während Jahrtauſenden, in Jedermanns Intereſſe liegen, den auskömmlichen Zuſtand zu erhalten und den Machtverhältniſſen, welche ihn ſtützen, Dauer zu verleihen.

Somit iſt nicht zu verkennen, daß zur Herſtellung und Bewahrung ſocialen Friedens und zur Begründung ſtetig und ununterbrochen ſich entwickelnder Kultur zwei Vorbedingungen

unerläßlich ſind, eine materielle und eine moraliſche: die materielle hat die ſelbſtſtändige Ernährung der Nation durch vernünftige Waſſerwirthſchaft zu ermöglichen, und die moraliſche hat die Aufrechthaltung der ſegensreichen Ordnung zu ſichern. — Nun iſt es aber einleuchtend und in der Erfahrung begründet, daß hohe moraliſche Ausbildung nicht dort erlangt wird, wo auf weite Gebiete verſtreuten Menſchen genügender Raum bleibt zur rückſichtsloſen Befriedigung ihrer egoiſtiſchen Gelüſte, — ſondern daß nur bei dichtem Zuſammenwohnen und bei naher Berührung der Einzelnen mit einander die menſchliche Geſellſchaft zu rückſichtsvoller und unverbrüchlicher Moralität gelangen kann.[9] — Daher iſt in erſter Linie die Erfüllung der bezeichneten materiellen Vorbedingung unumgänglich, weil nur dadurch Verdichtung einer friedlichen Bevölkerung ermöglicht wird, welche letztere dann in zweiter Linie aus ihrer Mitte die moraliſche Vorbedingung für dauernde Kultur zu beſchaffen vermag. — Es braucht nun nicht mehr ausgeführt zu werden, wie überall das Beginnen vergeblich bleiben müßte, die natürliche Ordnung der Dinge umzukehren, d. h. vermöge ſtaatlichen Zwanges und religiöſer Mittel Stabilität der Verhältniſſe und Beſtändigkeit der Entwickelung dort herzuſtellen, wo nicht zuvor die unabhängige Beſchaffung der Subſiſtenzmittel durch vernünftige Waſſerwirthſchaft und dadurch ſocialer Friede ermöglicht worden war; — und wie überall, wo dieſe erſte Vorbedingung für ſocialen Frieden und für dauernde Kultur durch Zerſtörung der waſſerwirthſchaftlichen Anlagen hinfällig gemacht wurde, auch nothwendig moraliſche Verödung und Barbarei platzgreifen mußte und nicht ferngehalten werden konnte.

Es beſteht alſo thatſächlich, laut Erfahrung, zwiſchen vernünftiger Waſſerwirthſchaft und andauernder Kultur ein nothwendiger cauſaler Zuſammenhang, derart, daß, wo gedeihliche waſſerwirthſchaftliche Verhältniſſe zerſtört wurden, unvermeidlich

die vormals glücklichen und blühenden Gebiete in öde Trümmerfelder ſich verwandeln mußten, wie z. B. die unermeßlichen, nun faſt menſchenleeren Regionen Centralaſiens, die vor Alters ſiebenzigfach zahlreichere Bevölkerungen ernährt haben, heute aber nur vereinzelte Kulturoaſen aufweiſen, — und wo Mißwirthſchaft in Waſſerſachen beſteht, dort kann die Kultur kein beſtändiger, ſich ſtetig entwickelnder, ſondern nur ein gleichſam zufälliger, künſtlich hervorgerufener und daher nur vorübergehender Zuſtand ſein.

Das hier Vorangeſchickte ſoll nicht, wie eine dürre und ſterile „akademiſche" Betrachtung, in den Sand verlaufen; es ſoll vielmehr zu einem Vorſchlage hinüberleiten, welcher zuverſichtlich als „praktiſch" bezeichnet werden darf, inſofern als er ſich zweifellos wird ausführen laſſen, — wenn nicht in der Gegenwart, ſo doch in der Zukunft, — ſobald dazu der Wille erwacht ſein wird. — Wenn die Unzufriedenheit noch allgemeiner geworden und die Einſicht wird gezeitigt haben, daß ſocialer und internationaler Friede weder nach den hochherzigen Träumereien privater — weltlicher und geiſtlicher, männlicher und weiblicher — Friedensfreunde oder nach den weltbeglückenden Theorien ehrgeiziger und herrſchſüchtiger Volksparteiführer, — noch auf dem Wege der gar feinen Combinationen hochofficieller Friedensapoſtel ſich herſtellen laſſe, — dann wird man ſich vielleicht darauf beſinnen, daß die Löſung des ſocialen Problems nur dort zu ſuchen ſei, wo ſie ſchon in grauem Alterthume gefunden worden iſt; — man wird dann vielleicht an eine glücklichere Vergangenheit wieder anknüpfen wollen; — und dann wird der Wille ſeinen Weg finden.

Wenn hier Wiederanknüpfung an eine glücklichere Vergangenheit in Ausſicht genommen wird, ſo handelt es ſich dabei nicht um die unmögliche Repriſtination vorgetäuſchter, angeblich ehemaliger Zuſtände, wie ſie von den „Natur"-Schwärmern à la

Jean Jaques Rouſſeau oder von den deutſchen Romantikern oder den oſtſlaviſchen Byzantikern, den Slavophilen, erträumt worden ſind, ſondern es werden, wie man ſehen wird, gar nüchterne Verwendungen uralter Erfahrungen und moderner Errungenſchaften der Wiſſenſchaft und Kultur, in nachweislich heilſamer und erprobt wegſamer Richtung, in Vorſchlag gebracht.

Vor der Formulirung und Begründung des Vorſchlages und vor ſeiner Vertheidigung gegen wahrſcheinliche Einwendungen muß nochmals darauf zurückgekommen werden, daß rationelle Waſſerwirthſchaft nicht nur im Orient, ſondern auch im Abendlande, ſpeciell auch in Europa, ſich bereits als derjenige Boden erwieſen hat, auf welchem allein ſocialer und internationaler Frieden und hohe Kultur dauernd gedeihen können.

Denn es iſt wohl nicht daran zu zweifeln, daß Europa, wenigſtens was ſeine Mittelmeerländer, vielleicht auch entlegenere Gebiete, anbetrifft, — daß Europa ſich zu prähiſtoriſchen Zeiten in lange währenden, glücklichen, blühenden und friedlichen Verhältniſſen befunden hat, und das zwar mittelſt ausgedehnter rationeller Waſſerwirthſchaft, von welcher heute, nach vielfachen Verwüſtungen, nur noch vereinzelte Reſte in Spanien, Südfrankreich, Norditalien, ja ſelbſt noch in der Schweiz, bis in die Schwarzwaldthäler hinein, ſich im Betriebe erhalten haben. Unter dieſen, aus prähiſtoriſcher Zeit überkommenen Reſten ſteht Valencia als hervorragendes Beiſpiel da wegen der intakten Vollkommenheit der dortigen Wirthſchafts- und Juſtizorganiſation. Es iſt wahrſcheinlich, daß die Wiſſenſchaft, wenn ſie den bezüglichen Fragen Aufmerkſamkeit ſchenken wollte, auch an anderen Orten für analoge Einrichtungen graueſtes Alterthum conſtatiren würde, wie z. B. im Hochgebirge des Canton Wallis, wo eine ſehr primitive Bewäſſerungsorganiſation noch heute aufs Beſte fungirt,[10] — und im Canton Graubünden, wo eine ſolche noch vor Kurzem beſtanden hat,[11] — und in Norditalien,

wo die Anfänge der ſpäter ausgebauten Irrigationen ſich offenbar in graueſtes Alterthum verlieren: in die Zeiten, da die keinenfalls geringen Kulturen der Hetrurier, Rhätier, Umbrier, Oskier ꝛc. noch nicht vom römiſchen Raubſyſtem verſchlungen worden waren. In Südafrika — in Rodeſia — ſind nach einer brieflichen Nachricht kürzlich von ausgedehnten Bewäſſerungsbauten ganz zufällig die Ruinen entdeckt worden, deren Alter mindeſtens auf dreitauſend Jahre geſchätzt werden muß. Durch ſyſtematiſche Forſchung würden wohl die Gebiete der prähiſtoriſchen Bewäſſerungskulturen in ungeahnter Weiſe erweitert werden. — Wie entwickelt, und namentlich wie friedlich bei mannhafter Kriegstüchtigkeit, die Kultur dieſer glücklichen prähiſtoriſchen Völkerſchaften geweſen iſt, erſieht man an den Iberern, über welche Nachrichten von bemerkenswerther Zuverläſſigkeit ſich erhalten haben.[12]

Die Iberer bildeten zweifellos im eigentlichen Sinne des Wortes die Urbevölkerung der pyrenäiſchen Halbinſel; daß ſie ſehr früh das Land beſiedelt haben und während ſehr langer Zeiträume dort ſelbſtſtändig anſäſſig geweſen ſind, beweiſt die Thatſache, daß ſie bereits ſpäteſtens im achten Jahrhundert v. Chr., als ihre Küſten zum erſten Male von den Phöniciern angeſegelt wurden, eine hochentwickelte Kultur und ein unabhängig ausgebildetes Schriftthum beſaßen und nach geſchriebenen Geſetzen und Verträgen ihr Leben regelten.[13] — Da die Kelten viel ſpäter als die Iberer in die pyrenäiſche Halbinſel als Nomaden eingewandert ſind und auf die rauhen Hochebenen des Innern und auf die Gebirge des Nordens und Nordweſtens beſchränkt blieben zu einer Zeit, da die Iberer als Ackerbauer bereits zu hoher Kultur gelangt waren, ſo kann daran nicht gezweifelt werden, daß die älteſten Bewäſſerungen Spaniens von den Iberern angelegt worden ſind und daß die gewohnheitsrechtlichen Waſſergeſetze, wie ſie noch heute unverändert in Valencia ge-

handhabt werden, iberiſchen Urſprunges ſind. — Die eminent friedliche Sinnesart der Iberer wird durch ihr, wohl jeder Analogie entbehrendes Verhältniß zu den eingewanderten Kelten bezeugt. Es liegen keinerlei Nachrichten darüber vor, daß zwiſchen den urangeſeſſenen Iberern und den eingedrungenen Kelten jemals Kämpfe ſtattgefunden haben; wohl aber iſt es ſicher, daß die letzteren durch abgeſchloſſene Verträge auf gewiſſe Theile des Landes beſchränkt geblieben ſind.[12] Für die während langer Zeiträume ungeſtört friedlichen Beziehungen zwiſchen den beiden Bevölkerungen zeugt auch der Umſtand, daß unter ihnen Miſchheirathen häufig waren, ſo daß das beſondere Miſchvolk der Celtiberer entſtehen konnte; und wenn die Kelten Spaniens ſich außerordentlich vortheilhaft von denen Galliens und Kleinaſiens unterſchieden haben, ſo kann wohl nicht daran gezweifelt werden, daß ſie ihre Veredelung dem erzieheriſchen Einfluſſe der Iberer zu verdanken haben.[13] — Bei aller Friedlichkeit ihrer Geſinnung aber haben die Iberer in hohem Maaße ihr ſtolzes Bedürfniß nach Unabhängigkeit, und ihre zähe Tapferkeit bei Vertheidigung ihrer Freiheit — z. B. in den zweihundert Jahre lang währenden Kriegen gegen die Römer, von denen ſie im Grunde nicht beſiegt wurden — an den Tag gelegt, wie im ſelben Maaße kaum ein anderes Volk es gethan hat,[14] ausgenommen vielleicht die durch ihre Waſſerwirthſchaft hervorragenden und auch von keinem der aſiatiſchen Eroberer unterjochten Armenier und Kurden, ſowie die klaſſiſchen Meiſter der Waſſerwirthſchaft, die Chineſen, welche während zweihundert Jahren, bis 1280 p. Chr., trotz Verkommenheit der letzten Kaiſer der großen Sung-Dynaſtie und trotz Treuloſigkeit ihrer Miniſter nicht müde wurden, gegen den Andrang der Mongolen zu kämpfen, dann aber ihre Beſieger beſiegt haben, ſie zu Chineſen umwandelnd. — Die Iberer werden uns als unermüdlich fleißige Ackerbauer geſchildert, als mäßig im Genuſſe ihrer frugalen Koſt

und ihres Gerſtenſaftes, als hervorragend durch Stärke und Kraft, durch Ausdauer und Abhärtung und durch gleichgültige Todesverachtung; ſie „opferten lieber ihr Leben als ihre Keuſchheit" und waren unverbrüchlich treu ihrem gegebenen Worte und dem geſchloſſenen Vertrage.[15] — Daß mit dem Freiheits- und Unabhängigkeitsſinne der Iberer keine „nationaliſtiſch"-dummſtolze Ueberhebung verbunden war, iſt daraus erſichtlich, daß ſie — gleich den Chineſen — ihre Heimath und ihr Volk mit keinem beſonderen Namen benannten.[12] — Durch alle dieſe Züge ähnelt der Charakter der Iberer durchgängig demjenigen der Chineſen, wie letzterer thatſächlich beſchaffen iſt, im Unterſchiede von den bekannten tendenziöſen Entſtellungen; ganz beſonders auffallend iſt, daß beide letztgenannten Völker niemals Prieſter gekannt haben und daß bei allen beiden die Kulthandlungen auf naive, wohlfeile und unblutige, den Naturgewalten dargebrachte Huldigungen ſich beſchränkt haben,[16] bei den Iberern ohne Gebrauch von Tempeln.[17]

Sollte es ein Zufall ſein, daß überall, wo im „Abendlande" — im Gegenſatze zu Oſtaſien — noch wohlerhaltene Reſte der prähiſtoriſchen Bewäſſerungskultur ſich finden — wie in Valencia, Damascus, in Armenien und Kurdiſtan, im Aderbeidjan, in Chiwa, in Bukhara, im Seraſſchauthale in Perſien u. ſ. w. — daß ebendort, ausnahmelos, überall wir auch Landbaubevölkerungen antreffen, welche ſich durch lautere Moralität, durch ernſten und feſten Selbſtſtändigkeitsſinn von ihrer verkommenen Umgebung außerordentlich vortheilhaft unterſcheiden? Liegt nicht vielmehr die Vermuthung nahe, daß durch nichts anderes die moraliſche Entwickelung und Stetigkeit ſo ſehr begünſtigt wird, als wie es durch die beſonderen Verhältniſſe der Bewäſſerungskultur geſchieht, durch harte, unter ſtrenger Selbſtzucht und ſtrammer Selbſtverwaltung ausgeübte, aber ſicher und reich belohnte Arbeit einer dichten Bevölkerung? — Und läßt

ſich die Frage abweiſen: ob in der Bewäſſerungskultur nicht das am ſicherſten wirkende Mittel zu erblicken ſei zur Sanirung ſocial-kranker Zuſtände? Sollten nicht die Regierungen es als eine ihrer heiligſten und dringendſten Aufgaben anſehen, die Wiedereinführung des Bewäſſerungslandbaues zu begünſtigen und zu fördern? Sollte nicht auf dieſem Wege möglich werden, es herbeizuführen, daß die Bevölkerungen dereinſt wieder aus eigenen Bezugsquellen über genügende Nahrungs- und ſonſtige Lebensmittel verfügen, ohne ſie von auswärts ſich verſchaffen zu müſſen? Sollte nicht auf dieſem Wege dereinſt ſocialer und internationaler Friede und Sicherung der Kultur zu erlangen ſein? — Alle dieſe Fragen erſcheinen wichtig genug, um die Mühe eingehenden Studiums und näherer Erwägung zu rechtfertigen, welche zunächſt den Bedingungen zu gelten haben, unter denen im hohen Alterthume die großartigen Bewäſſerungsanſtalten entſtanden ſind und unter welchen die noch heute beſtehenden Reſte dieſer letzteren während unabſehbarer Zeiträume ſich haben unverändert erhalten können.

Alle die erwähnten Zeugen vormals glücklicher Zuſtände, alle die wohlerhaltenen Reſte prähiſtoriſcher Kultur haben ein Gemeinſames an ſich: daß nämlich die abendländiſche Wiſſenſchaft gänzlich verabſäumt hat, das innere Weſen ihrer waſſerwirthſchaftlichen Organiſation zu ergründen; beim Conſtatiren ihres Beſtehens ſind ſie offenbar nur als kurioſe Anomalien erſchienen; nie hat man ſich bemüht, eine Erklärung für ihre räthſelhaften Erſcheinungen zu finden. Und doch hätte ſelbſt oberflächlichſte Erwägung alsbald erkennen laſſen müſſen, daß dieſe, vom Volksmunde als „irdiſche Paradieſe“ angeſprochenen Gebiete keineswegs Geſchenke einer überreichen Natur ſeien, ſondern vielmehr coloſſale und überaus ſinnreiche Schöpfungen menſchlicher Arbeit. Man hat es unterlaſſen, feſtzuſtellen: wann und mit welchen Mitteln dieſe rieſigen Arbeiten ausgeführt

wurden, — mittelſt welcher Veranſtaltungen hier und da die Erhaltung der angeblich „paradieſiſchen“ Zuſtände ermöglicht worden iſt, — unter welchen Bedingungen vormals „paradieſiſche“ Kulturbezirke dem Untergange geweiht worden ſind und wodurch manche von ihnen noch heute, vor unſeren Augen, dem Verfalle entgegengebracht werden, — ob ſolche „irdiſche Paradieſe“ ſich wiederherſtellen oder gar neu ſchaffen ließen. — Dieſe wiſſenſchaftliche Gleichgültigkeit und Vernachläſſigung iſt denn auch der Grund dafür, daß die eingangs erwähnten, durch die „paradieſiſchen“ Zuſtände der huerta de Valencia angeregten Räthſelfragen unlösbar erſcheinen.

Und doch bildet das alles die Vorfragen, welche zuvor erledigt und in günſtigem Sinne beantwortet ſein müſſen, ehe an die Löſung des hier vorſchwebenden Problems auch nur herangetreten und ehe daran gedacht werden kann, die abendländiſchen Waſſergeſetzgebungen in erſprießlicher Weiſe abzuändern. Denn dem im Polizeiſtaate Aufgewachſenen und in den entſprechenden Rechtsvorſtellungen Geſchulten liegt die Einſicht fern, daß gedeihliche Waſſerwirthſchaft nur dort ſich erhalten konnte, wo locale Selbſtverwaltung und prompte Juſtiz in einem Maaße geübt werden, wie die abendländiſchen Waſſergeſetze ſie nicht gewähren.

Allem zuvor wird daher die Wiſſenſchaft durch Erforſchung der „irdiſchen Paradieſe“, der wohlerhaltenen Reſte uralter Bewäſſerungskultur, deren inneres Weſen zu ergründen haben; ſie wird die adminiſtrativen und judiciären Bedingungen aufzuweiſen haben, unter denen allein dieſe, uns wunderbar dünkenden Einrichtungen Jahrtauſende hindurch ſich unverändert erhalten konnten. — Erſt wenn nachgewieſen worden, daß ihre Erhaltung nicht beſonderen ſtaatlichen Veranſtaltungen zu danken geweſen iſt, ſondern daß überall, unter den verſchiedenſten äußeren Bedingungen, unabhängig von den jedesmaligen Staats-

formen, immer dieſelben Factore der unabänderlichen Menſchennatur, auf welche immer und überall gerechnet werden darf, den Untergang jener Schöpfungen zu verhindern, — dann erſt kann gehofft werden, unter denſelben Bedingungen ähnliche Einrichtungen mit der Möglichkeit gleicher Beſtändigkeit und Dauer wieder ins Leben zu rufen. — So wenig als es gelingen konnte, die Geſetze des Sonnenſyſtems in der Studirſtube willkürlich zu conſtruiren, ebenſo vergeblich wäre es, die Vorausſetzungen für die Beſtändigkeit und Dauer menſchlicher Schöpfungen vom grünen Tiſche aus zu decretiren, ſie vom Gehirne abzuſpinnen: ſie wollen der Natur — beziehungsweiſe der Kulturgeſchichte — abgelauſcht werden.

Wiewohl die dazu erforderlichen Vorſtudien nicht vornehmlich die techniſchen und finanziellen Seiten der uralten Bewäſſerungsanlagen ins Auge zu faſſen, ſondern vor Allem ihre adminiſtrativen und judiciären Verhältniſſe zu ergründen haben werden: wie die Aufſicht über die regelrechte Handhabung der Anlage bewerkſtelligt wird? — wie und von wem und für welche Zeitdauer die Aufſeher gewählt werden? — welche Competenzen ihnen zuſtehen? — auf welche Weiſe und von wem ſie für ihre Mühewaltung remunerirt werden? — ob und in welcher Art ſie wegen Amtsverletzungen zur Verantwortung gezogen werden? — ferner: wer die Laſten der Inſtandhaltung der Anlage zu tragen hat? — nach welchen Regeln dieſe Laſten auf die Betheiligten vertheilt werden? — ſodann: ob und an wen und nach welchem Kanon für die Benutzung des Waſſers Abgaben zu entrichten ſind? — in welcher Weiſe die Vertheilung des jedesmal disponiblen Waſſers unter die Betheiligten geſchieht? — und weiter: nach welchen Grundſätzen vorgekommene Unterlaſſungen oder Begehungsdelicte in Waſſerſachen beſtraft werden? — wer in ſolchen Fällen als Kläger aufzutreten hat? — bei wem die bezügliche Klage anzubringen iſt? — wer über die Klage zu

entſcheiden hat? — welches Proceßverfahren in Waſſerſachen beobachtet wird? — und endlich: in welcher Weiſe die Ausführung der richterlichen Entſcheidung herbeigeführt und ſichergeſtellt wird? u. ſ. w. — —, wiewohl alle dieſe adminiſtrativen und judiciären Fragen den Hauptgegenſtand der Studien bilden würden, — ſo wäre es doch ſehr erwünſcht, wenn gleichzeitig auch den techniſchen und finanziellen Seiten der Anlagen Aufmerkſamkeit geſchenkt würde. — Es darf wohl vorausgeſetzt werden, daß in adminiſtrativer und judiciärer Hinſicht, zur dauernden Erhaltung der Werke, überall nahebei dasſelbe Syſtem ſich vorfinden würde; in techniſcher und finanzieller Hinſicht dagegen, was die Dispoſition der Anlagen und die Koſten ihres Betriebes betrifft, werden ſich offenbar, je nach den localen Verhältniſſen, wohl ſehr erhebliche Unterſchiede conſtatiren laſſen. Sind nun auch die moderne Technik und Agrarphyſik hinreichend vorgeſchritten, um dieſe letztere Reihe von Daten allenfalls entbehren zu können, ſo werden dieſelben doch immerhin nicht nur zur weſentlichen Bereicherung der Wiſſenſchaft dienen, ſondern auch für etwaige Neuanlagen werthvolle Anhaltspunkte liefern. — Selbſtverſtändlich wäre es erwünſcht, wenn jedesmal mit klimatologiſchen und meteorologiſchen Daten auch Angaben geliefert werden würden über die Bodenbeſchaffenheit, über den Waſſerbedarf der verſchiedenen Kulturen, über die Wäſſerungsepochen und -Zeiten, über die Beſtellungsmehrkoſten und die Mehrerträge des bewäſſerten Bodens im Vergleiche zu dem unbewäſſerten u. ſ. w.

Wer aber würde — auch wenn die gegenwärtige Anregung auf fruchtbaren Boden fallen ſollte — wer würde die Unterſuchungen anſtellen, wer würde die Reſultate der Forſchungen überſichtlich ordnen, und wann würde die Arbeit zum Abſchluſſe gelangen? Es iſt ja klar, daß das Alles unabſehbar wäre, wenn es der privaten Initiative überlaſſen bliebe. Ueber ein nicht gewöhnliches Maaß von Kenntniſſen, Hingebung und Geduld,

und auch von Geldmitteln, müßte verfügen, wer ſich einer ſolchen Forſchung hingäbe, — und es wäre deren eine große Reihe anzuſtellen. Nicht nur die bezüglichen Fragen der Waſſergeſetzgebung und der landwirthſchaftlichen Wiſſenſchaft und Technik müßte der Forſcher beherrſchen, ſondern auch das bezügliche Ortsidiom, damit er mit den betreffenden Bauerbevölkerungen in nahen Verkehr treten könne u. ſ. w. Und wäre etwa eine ſolche private Unternehmung ſehr verlockend in unſerer Zeit des Streberthums? Welche Ausſichten würde ſie eröffnen? Und welche Garantie hätte man dafür, daß alle Berichte nach einheitlichem Plane abgefaßt ſeien und ſich gegenſeitig ergänzen würden? Wenn überhaupt der Kapitaliſt nicht geneigt iſt, auf Erfolge lange zu warten, — wer hätte wohl Luſt, bedeutende Geldmittel zu opfern für Zwecke, die an maaßgebender Stelle noch gar nicht ins Auge gefaßt worden?

Daher würde die, ſelbſt im beſten Falle gar zeitraubende Löſung des hier vorſchwebenden langathmigen Problems nur dann in abſehbarer Zeit zu erwarten ſein, wenn die Regierungen, unter Theilung der Arbeit und nach einheitlichem Programme, an ſie heranträten, und wenn ſie dazu zu einem internationalen Unternehmen ſich vereinigten, wie ſie es bereits vielfach für Zwecke gethan haben, welche in viel geringerem Grade das Wohl und Wehe der Menſchheit zu fördern vermögen. Bei aller Sympathie für die Beſtrebungen der Wiſſenſchaft muß man doch eingeſtehen, daß die internationalen Commiſſionen, Expeditionen und Vereinigungen zum Zwecke der Gradmeſſungen, der Beobachtung der Sonnenfinſterniſſe und Venusdurchgänge, der magnetiſchen und meteorologiſchen Verhältniſſe der Polarregionen u. ſ. w. nicht entfernt in ſo directer Beziehung zu den dringendſten Bedürfniſſen der Menſchheit ſtehen, als es bei internationaler Erforſchung der uralten Waſſerwirthſchaften der Fall ſein würde.

Daher geht mein Antrag dahin: die Regierung des Deutſchen Reiches möge die Initiative ergreifen zur internationalen Erforſchung der hier bezeichneten räthſelhaften Verhältniſſe; und ich wage die Behauptung, daß am eheſten auf dieſem Wege, — wohl allein auf dieſem —, internationaler Friede, Abrüſtung und Verminderung der Militärlaſten ſich werden anbahnen und mit der Zeit erreichen laſſen. Das Unternehmen würde in der That zu einem wirklichen Friedenswerke ſich geſtalten, und dem eminent friedlichen Deutſchen Reiche geziemt es, dazu die Initiative zu ergreifen. Rückhaltlos könnten die übrigen Regierungen zu einem Vorſchlage ihre Zuſtimmung ertheilen, der weder argliſtige Hintergedanken vermuthen ließe, noch zu ſeiner Annahme ſchwer zu erfüllende Vorbedingungen erfordern würde.

Zum Entwerfen des Arbeitsprogramms für ein derartiges Unternehmen iſt zunächſt ein Ueberblick erforderlich über das zu erforſchende Gebiet, um diejenigen Punkte zu erkennen, auf welche die Unterſuchungen ſich zu richten und auf welche ſie ſich zu beſchränken hätten. Von einer ſolchen Recognoscirung durfte erwartet werden, daß ſie bereits einige Anhaltspunkte zur vorläufigen Kritik der Anſchauungen, von welchen in unſerem Abendlande bei Regelung der Waſſerwirthſchaft ausgegangen wird, liefern werde, ſowie vorläufige Fingerzeige hinſichtlich der Richtung, in welcher die abendländiſchen Waſſergeſetze zu reformiren ſein werden.

Dieſe Erwartung hat ſich als eine berechtigte erwieſen. Soweit die erreichbaren litterariſchen Hülfsmittel es zuließen, habe ich das Wichtigſte geſammelt, was über die noch im Betriebe ſtehenden Bewäſſerungskulturen der „alten Welt", mit Ausſchluß Aegyptens und Indiens, berichtet worden, ſowie über die in Verfall gerathenen und zerſtörten; und aus dem geſammelten Materiale, wie empfindliche Lücken es auch, namentlich

durch Vernachläſſigung des Weſentlichſten, aufweiſt, ſo treten doch ſchon jetzt die wichtigſten Punkte hervor, die zu einem Geſammtbilde eines ſozuſagen idealen Waſſerwirthſchafts-Syſtemes ſich zuſammenfügen laſſen, welches überall mit Erfolg innegehalten worden iſt und von welchem im Weſentlichen nicht abgewichen werden ſollte. Freilich kann dieſes Geſammtbild nur als ein ganz proviſoriſches und unmaaßgebliches gelten, und die ſich aufdrängenden Vermuthungen, aus denen es ſich zuſammenſetzt, ſind auf ihr Zutreffen an Ort und Stelle zu prüfen; denn die vorliegenden Berichte geben, mit Ausnahme weniger beiläufiger Bemerkungen, nur Darſtellungen der äußeren ſinnfälligen Thatſachen, ohne das innere Weſen der Anlagen, ihre adminiſtrative und judiciäre Seite, zu berückſichtigen.

Aegypten und Indien mußten, wie geſagt, dabei ganz außer Acht gelaſſen werden, weil hier, um zu dem gewünſchten Verſtändniſſe zu gelangen, mehr als auf anderen Gebieten man ſich zuvor durch einen Wuſt philologiſcher und theologiſcher, beziehungsweiſe mythologiſcher Data hindurchzuarbeiten gehabt hätte und ſelbſt beim Beherrſchen dieſer Disciplinen immer noch zweifelhafte dunkle Punkte übriggeblieben wären. Denn wie in Aegypten, ſo auch in Indien haben die Exceſſe Jahrtauſende hindurch währender Prieſterherrſchaft das Verwaltungsſyſtem mit kaum durchdringbarem Schleier von myſtiſchen Allegorien zu umkleiden gewußt. Aus ähnlichen Gründen ſind auch die von den ſpaniſchen Eroberern in Mexico, Peru und Chile vorgefundenen großartigen Bewäſſerungsanlagen unberückſichtigt geblieben; hier kam noch hinzu, wie z. B. aus Prescott's Geſchichte der Eroberung Mexicos hervorgeht, daß die Ueberwältiger jener alten Kulturreiche der hier in Rede ſtehenden Seite ihrer Staatsverwaltungen nur wenig Aufmerkſamkeit zugewendet haben, was wohl auch von den ſpäteren Erforſchern des Alterthums jener Regionen geſagt werden darf.

Wie ſehr moſaikartig das von mir zu ſkizzirende Bild wird ausfallen müſſen und von wie weit auseinanderliegenden Orten die zuſammenzufügenden Steine oder Stifte des Moſaikbildes hergenommen werden mußten, und wie ſich derart empfindliche Lücken ausfüllen ließen, — mag an ein paar Beiſpielen gezeigt werden. — In dem valencianiſchen Waſſergerichte, wie ich es in meiner improviſirten Darſtellung zu ſchildern verſuchte, erſcheint außer den ſieben bäuerlichen Richtern noch eine achte, mit einer Haſelgerte ausgerüſtete Perſon, welche ich, mit Anderen, beim Beobachten der Gerichtsverhandlungen für den Büttel der Behörde gehalten habe. Nachträglich aber habe ich feſtſtellen können, daß dieſe achte Perſon der Oberverwalter (atandador) aller valencianiſchen Waſſerſachen, alſo der den ſieben Waſſergrafen übergeordnete „Waſſerherzog“ iſt, welchem zunächſt die Beaufſichtigung der ſieben großen Zubringerkanäle und die Regelung ihrer Ausmündungsſchleuſen am Turiaſtrome obliegt. Es ergab ſich ferner, daß bei dieſem bäuerlichen „Waſſerherzoge“ alle Klagen in Waſſerſachen angebracht werden und daß er, gleichſam als Staatsanwalt und Unterſuchungsrichter in Waſſerſachen, nach angeſtellter Vorunterſuchung die Klageſachen entweder niederſchlägt, oder aber ſie den zur Gerichtsſitzung verſammelten ſieben bäuerlichen Waſſergrafen zur Verhandlung und Entſcheidung übergiebt. Es ergab ſich ſchließlich die Vermuthung, wenn nicht gar die Gewißheit, daß dieſer Waſſerherzog den Waſſergrafen die vorliegenden Klageſachen ſchon vor der öffentlichen Sitzung zur Vorberathung unterbreitet hat und daß dieſe darüber bereits vorläufige Urtheile gefällt haben, bei denen es ſein Bewenden behält, falls das Verhör in der öffentlichen Sitzung keine neuen Momente bringt, widrigenfalls die Sache auf acht Tage vertagt wird; — denn nur ſo kann das Verkünden des Urtheils ohne erkennbare Berathung der Richter unter einander erklärt werden. Nachträglich erfuhr ich endlich

aus dem angeführten Werke des Marqués de Cruilles, daß dieſer Waſſerherzog bis zu Anfang der ſiebenziger Jahre als Amtsabzeichen das Werkzeug zum Handhaben der Schleuſenbretter geführt habe: die zweizinkige „Harpune", deren eine Zinke nach innen, gegen die Achſe des Stieles, gebogen iſt; — daß ihm aber zu Anfang der ſiebenziger Jahre ein verkleinertes, meſſingenes, vergoldetes Abbild davon als Amtsabzeichen verliehen worden war, welches er aber nur bei beſonders feierlichen Gelegenheiten, wie bei Aufzügen der Gewerkſchaften, führt, während er zu den gewöhnlichen Sitzungen des Waſſergerichtes eines hölzernen Modelles dieſes Ehrenabzeichens ſich bedient. — Als ich nun ſpäter in Rev. J. C. Porter's „Five years in Damascus" (London 1858) die Notiz fand, daß in Damascus an einem beſtimmten Tage des Jahres eine großartige Proceſſion ſtattzufinden pflege, in welcher ein beſonders hochangeſehener „Scheich" ein zweizinkiges „Scepter" trage, deſſen eine Spitze nach innen, gegen die Achſe des Stieles gebogen ſei, — ſo wurde es mir ſofort klar, daß in Damascus offenbar dieſelbe ſtramme Waſſerverwaltungs- und Waſſerjuſtiz-Organiſation, wie in Valencia, vorliege, und daß der die Proceſſion abhaltende „Scheich" dieſelbe Stellung habe, wie in Valencia der „Waſſerherzog". Nun wurde es auch begreiflich, daß die beiden dürftigen Nachrichten: die Waſſerverwaltung der Landſchaft von Damascus ſtehe unter der Herrſchaft „ſehr ſtrenger Geſetze", — die Regelung der ſtädtiſchen Canaliſation laſſe aber Manches zu wünſchen übrig, — ſehr wohl neben einander beſtehen können. Denn die beiden Zuführer der ſtädtiſchen Canaliſation ſind in Damascus von denen der ländlichen Bewäſſerung vollkommen getrennt und werden wohl auch geſondert verwaltet; und erſt die ſtädtiſchen Abfuhrkanäle, wie z. B. der „Sorpionenkanal", werden in das Syſtem der ländlichen Berieſelungen aufgenommen. — Ein zweites Beiſpiel mag es veranſchaulichen, wie das ſo

lückenhafte Moſaikbild gelegentlich durch eine vereinzelte Nachricht eine allgemeingültige Ergänzung erfahren konnte. Mit zwei Ausnahmen laſſen alle Nachrichten eine Frage ganz unbeantwortet —: die Frage nämlich nach der Beſoldung der Waſſerverwaltungsbeamten. Nur Alexander von Middendorff geht in ſeinem großen Werke über das Ferganá-Gebiet auf dieſe Frage ausführlich ein. Er zeigt, wie gewiſſe Regierungen Centralaſiens es für angezeigt gehalten haben, den ſeit Jahrtauſenden bewährten Beſoldungsmodus derart zu ändern, daß dem Waſſerverwaltungsbeamten, ſo wie anderen Staatsdienern, ein feſtes Gehalt geſichert ſei; wie aber jedesmal man ſich genöthigt geſehen hat, im Intereſſe der Bewäſſerungsſache zu dem altbewährten Beſoldungsſyſteme zurückzukehren. Wenn man nun durch den Freiherrn von Haxthauſen erfährt, daß in der Umgegend von Eriwan große Theile des vormals reich kultivirten Bodens wieder zur Einöde geworden ſind und daß hier die Waſſerverwaltungsbeamten ſo beſoldet werden, wie es in Ferganá als unpraktiſch befunden worden iſt, ſo liegt die Folgerung doch ſehr nahe, daß dasjenige Beſoldungsſyſtem, an welchem im Ferganá-Gebiete mit dauerndem Erfolge feſtgehalten worden iſt, unbedingt in das ideale Moſaikbild einer normalen Waſſerwirthſchaft aufgenommen werden muß. — Aehnlich verhält es ſich mit anderen Waſſerverwaltungs- und Waſſerjuſtiz-Fragen.[18]

Alle Nachrichten, welche über glückliche Waſſerwirthſchaftsgebiete aus Europa und Weſtaſien vorliegen: aus Spanien, Syrien, Armenien, Transcaucaſien, Perſien, Chiwa, Ferganá — auch aus Transbaikalien — alle haben ſie das Gemeinſame an ſich, gewiſſermaaßen Kulturoaſen zu ſchildern inmitten troſtloſer Wüſten und Steppen, beſäet mit den noch kenntlichen Spuren vormaliger Bewäſſerungsanlagen und blühender Kultur. In Centralaſien ergiebt z. B. die Schätzung, daß es dort vormals

ſiebenzigmal mehr kultivirtes Land gegeben hat und eine entſprechend zahlreichere Bevölkerung, als gegenwärtig. Ganz Analoges würde wohl eine vergleichende Schätzung für Transcaucaſien und Armenien ergeben. Ich ſelbſt habe im Jahre 1859 den bleibenden Eindruck dortiger Verwüſtungen aus neuerer Zeit gewonnen, z. B. in dem ſüdöſtlich von Tiflis in den armeniſchen Vorbergen belegenen Thale von Bolniſſi, welches, eingebettet in Berglehnen vom herrlichſten Magneteiſenſtein, etwa zehn Werſt lang und drei Werſt breit, bis zu Ende des vorigen Jahrhunderts eine außerordentlich dichte Bevölkerung durch Bergbau, Hüttenbetrieb und üppigſten Landbau ernährt hat. In einem Umkreiſe, der etwa dem halben Flächenraume einer Stadt von etwa 35 000 Einwohnern entſprechen dürfte, habe ich ununterbrochene Spuren von ehemaligen Wohnungen und von Gartenumfriedigungsfundamenten, ſowie von Berieſelungskanälen gefunden, mitten drin nicht weniger als ſieben meiſt noch gut erhaltene Kirchen in byzantiniſcher Bauart, zum Theil bedeckt mit den herrlichſten Sculpturen und Ornamenten vollkommenſter Kunſttechnik. In dieſem etwa fünfundzwanzig Quadratkilometer umfaſſenden Gebiete fand zur Zeit meiner Anweſenheit nur die kleine Ziegenheerde eines einzigen Hirten auf ſonnenverbranntem Boden ihre kärgliche Nahrung. Das vormals ſo reiche Gebiet iſt, bei der Verkommenheit der damaligen gruſiniſchen Herrſchaft, durch den Perſereinfall des Jahres 1797 gänzlich verwüſtet worden. Die Waſſerleitungen wurden zerſtört, die wehrfähigen Männer und die älteren Frauen wurden niedergemacht, die jüngere Bevölkerung geblendet und in die Sclaverei fortgeführt. Der Anblick der großartigen Ruinen inmitten einer erſt kürzlich verödeten Landſchaft mußte einen unvergeßlichen Eindruck machen. — Von ungleich ausgedehnteren Verwüſtungen im unteren Kurathale berichtet Freiherr von Haxthauſen. Da hat es z. B. faſt in der halben Ausdehnung der Ghuta von Damascus, d. h.

von nicht weniger als fünftauſend Quadratkilometern, zwiſchen dem Kuraſtrome und dem Araxes eine Kulturlandſchaft gegeben, welche ihr Berieſelungswaſſer aus einem etwa zweihundert Kilometer langen, die beiden Ströme verbindenden Hauptkanale erhalten hat und berühmt geweſen iſt wegen ihres überaus üppigen Land- und Gartenbaues. Noch ſind die Spuren der Waſſerleitungen deutlich erkennbar; das ganze Gebiet aber war zur Zeit Haxthauſen's und iſt wohl noch heute eine ausgebrannte, menſchenleere Einöde.

Von den Umgegenden mancher jener Oaſen oder „Paradieſe" erfährt man, bis zu welchem Zeitpunkte ſie in Kultur geſtanden haben, wann und in Folge welcher Ereigniſſe ſie zur Einöde geworden ſind. Zuweilen wird es erſichtlich, daß nicht Einfälle barbariſcher Eroberer die Verwüſtungen verſchuldet haben, ſondern lediglich ſtaatliche Mißwirthſchaften, Erpreſſungen und Räubereien allmächtiger Satrapen und ihrer gierigen Helfershelfer, deren Habgier gleichſam die goldene Eier legenden Hennen abſchlachtete, — oder aber auch ſentimentaler Unverſtand, welcher die Waſſerbeamten beſſerſtellen und die Colonen von dem vermeintlich harten Drucke der uralten Waſſergeſetze befreien wollte, durch Reviſion derſelben in modern-demokratiſchem Sinne, aber Alles zu Grunde richtete. Von ſolchen „wohlwollenden", noch heute ſtattfindenden Verwüſtungen in grauenvollem Umfange giebt Alexander von Middendorff aus Centralaſien anſchauliche Beiſpiele, — aus denen auch erſichtlich wird, wie geeignet gewiſſe Beamte ſind zur Kulturmiſſion, die ſie ſich zuſprechen.

Durch welche Wunderwirkungen aber inmitten ſolcher Verwüſtungen vereinzelte Kulturoaſen, die heute ſprichwörtlich als „Paradieſe" bezeichnet werden, ſich intact erhalten haben, — darüber und über die bei ſolcher Erhaltung wirkſamen Kräfte fehlen ausnahmslos alle und jede Nachrichten. — Die Vermuthung kann hier nur auf ſtark ausgeprägte moraliſche

Kräfte verfallen, welche den bezüglichen Bewohnern jener „Paradieſe“ „zur zweiten Natur“ geworden waren. — In der That wird denn auch den Bewohnern aller dieſer „Paradieſe“ ein ebenſo friedliches, wie auch feſtes, energiſches Weſen nachgerühmt, wodurch die ſocialen Verhältniſſe dieſer „Paradieſe“, ebenſo wie ihre Fruchtbarkeit gegen die troſtloſe Wüſte und barbariſche Wildheit der Umgebung ſich grell abheben. — Darin aber: in ſolchen ſiegreichen Wirkungen moraliſcher Mächte über phyſiſche Kräfte, haben wir doch keine Wunder zu erblicken, ſondern vielmehr das Walten der ewigen Weltordnung. Es müßte im Gegentheil als ein Wunder, d. h. als eine Umkehrung der Weltordnung erſcheinen, wenn es roher, phyſiſcher Kraft gelänge, die Schöpfungen moraliſcher Mächte dermaßen bis auf die letzten Reſte auszutilgen, daß aus dieſen keine Wurzelausſchläge mehr zu neuer Lebensentfaltung und neuem Blühen und zu neuem Fruchtbringen erwartet werden dürften. Darin beſteht ja doch die in der Weltordnung begründete Bevorzugung des Menſchen, daß nur er mit ſolchen geiſtigen und namentlich mit ſolchen moraliſchen Mitteln ausgeſtattet iſt, welche es ihm möglich machen, ja welche ihn dazu drängen, durch Ausdauer und Opfer aller Art über die rohen Naturkräfte und über barbariſchen Egoismus ſchließlich den Sieg davonzutragen. — Das war es, was ich meinte, als ich zu Beginn dieſes Vortrages bemerkte: das valencianiſche Waſſergericht rege zu Fragen an, welche aufs Nächſte das Wohl und Wehe der Menſchheit betreffen, welche im engſten Zuſammenhange ſtehen mit den tiefſten ſocialen und ethiſchen Problemen. — Noch in einem anderen Sinne hätten wir in der Thatſache, daß abendländiſche Kulturoaſen durch moraliſche Mächte intact erhalten worden ſind, keine Wunderwirkungen, ſondern lediglich natürliche Erſcheinungen zu erblicken. Denn es iſt ja doch unmittelbar klar, daß ſociales und ethiſches Vermögen nur dort ſich kräftig entwickeln und nur dort inſtinct-

artig „zur zweiten Natur" werden konnte, — nur dort, wo Menſchengemeinſchaften zu dichtem Beieinanderwohnen gelangt waren und ſchon um der Selbſterhaltung wegen ſich gegenſeitig zügeln, d. h. ſich unverbrüchliche ſittliche Geſetze auferlegen mußten, — während im Gegentheile auf ſpärlich bewohnten Gebieten dem vereinzelten Menſchen noch hinreichender Raum bleibt zu den wildeſten Ausſchweifungen ſeines Egoismus. — Von Wunderwirkungen hätten wir allenfalls zu reden, wenn in dünn bevölkerten Regionen, wie in Finland, hohe ſociale Bildung ſich entwickelt hat; aber auch dieſes Beiſpiel hat uns nur darüber zu belehren, wie gewaltige Wirkungen andauernde und nicht unterbrochene Arbeit ſittlicher Kräfte hervorzubringen vermag.

Die Vermuthung, daß die „paradieſiſchen" Kulturoaſen des Abendlandes als Zeugniſſe aufzufaſſen ſein dürften für ſchon in prähiſtoriſchem Alterthume erlangte hohe ſociale und ethiſche Kultur, — dieſe Vermuthung wird über alle Zweifel erhoben, ſie wird zur vollen Gewißheit, ſobald wir den Blick über das Abendland hinaus, über die Pamirhochebene hinweg, weiter nach Oſten ſchweifen laſſen, ſobald wir die Grenzgebirge überſtiegen haben, welche Oſtaſien — ſagen wir das Gebiet der ſeit grauеſten Uralters beſtändig und nur mit localen vorübergehenden Unterbrechungen blühenden chineſiſchen Kultur — von den abendländiſchen Kulturwüſten ſcheiden. — Dort im fernen Oſten findet ſich das genaue Gegentheil der inmitten menſchenleer gewordener Einöden belegenen blühenden und bevölkerten Oaſen des Abendlandes. Dort breitet ſich noch heute ein ſchon ſeit Jahrtauſenden ohne Unterbrechung beſtangebautes Gebiet vor den erſtaunten Blicken des Abendlandes aus: ein fortlaufender Garten, welcher ein Drittheil der Menſchheit ausgiebig ernährt und nur äußerſt wenige, vorübergehend wüſte Lücken aufzuweiſen hat, nämlich die vereinzelten Zeugen jüngſter Aufſtände, wie gegenwärtig im Nordweſten des Reiches der Schauplatz des

Dſunganenaufſtandes und in der Umgegend von Nanking die Spuren des Taipingaufſtandes, welche beide — wie auch der gegenwärtig ſich ausbreitende Aufſtand — die Ausrottung der entarteten, das Reich ſchädigenden Mandſchudynaſtie ſich zum Ziel geſetzt hatten. — Dieſe großen Aufſtände, welche ein Charakteriſtikum der chineſiſchen Geſchichte bilden, ſtehen, wie ſo vieles Andere in China eigenartig iſt, in directem Gegenſatze zu den abendländiſchen Empörungen und Revolutionen. Dieſe ſind im Abendlande in der Regel, ja eigentlich immer, vergebliche und ephemere Verſuche, mit dem Alten gänzlich aufzuräumen und Funkelnagelneues zur Geltung zu bringen, — während im Gegentheile die chineſiſchen Aufſtände und Umwälzungen niemals einen anderen Zweck gehabt haben, als ſchädliche Neuerungen — wie gegenwärtig den verderblichen Aemterverkauf — zu beſeitigen und das bewährte Alte wieder zur Geltung zu bringen. — Somit erinnern die abendländiſchen Kulturoaſen und ihre öden Umgebungen an für die Geſammtheit tödtlich verlaufene Kataſtrophen, die chineſiſchen Kulturlücken dagegen an ſchließlich ſiegreich beſtandene Kämpfe der Naturheilkraft gegen vorübergehende Störungen der Geſundheit.

Geht man aber der unverwüſtlichen ſocialen Geſundheit der chineſiſchen Welt auf den Grund, ſo vermißt man freilich alle diejenigen Krankheitserreger, welche von jeher bis heute die abendländiſchen Völker vergiftet haben; aber auch ohne Prieſterthum und die von ihm entfachten Religionsverfolgungen und -Kriege, die China nie gekannt hat; — auch ohne ſchrankenloſe Despotie und zügelloſe Demokratie, die beide in China ebenſo unbekannt geblieben ſind, wie die im Abendlande geführten Eroberungskriege; — auch ohne ſolche und ähnliche „politiſche", kulturwidrige Kämpfe um Macht und Vorherrſchaft hätte das chineſiſche Volk ſocialen Frieden ſich zu bewahren nicht vermocht, — wenn ihm nicht von Anfang an bis heute geglückt

wäre, die nationalen Bedürfniſſe aus nationalen Mitteln fortlaufend ſelbſtſtändig zu befriedigen; und dieſes nationale Sichſelbſtgenügen entſpringt und wurzelt in tiefſtem Grunde in Chinas, erſt durch allerrationellſte Waſſerwirthſchaft ermöglichtem, genügend ausgiebigem Landbau. So iſt denn in der That, wie Profeſſor Reuleaux es ſchon vor mehr als einem Menſchenalter angedeutet hat, — ſo iſt in China der praktiſche Beweis dafür erbracht worden: daß zur zweiten Natur gewordene rationelle Waſſerwirthſchaft die allererſte und unentbehrlichſte Vorbedingung iſt zur Entfaltung dauernder, ſchließlich alle Lebensgebiete umfaſſender Kultur.

Die ſeit unvordenklicher Zeit ungeſtört betriebene Waſſerwirthſchaft Chinas hat denn auch neben größter Oekonomie und feinſter Ausbildung, und neben gleichzeitiger Anwendung aller denkbaren Hülfsmittel auch durch die Großartigkeit ihrer Ausdehnung und ihrer Anſtalten alles überboten, was in dieſer Beziehung jemals im Abendlande vereinzelt hier oder dort geleiſtet worden iſt. Alle Bewäſſerungsſyſteme, welche im Abendlande hier oder dort zur Anwendung gelangt ſind, finden ſich in China ſämmtlich in der raffinirteſten Ausbildung und in den koloſſalſten Dimenſionen vertreten. Nicht nur wird mit den allereinfachſten Mitteln das Waſſer zur Berieſelung von Niederungen geſchöpft, ſondern auch auf Hunderte von Fußen hohe Berglehnen emporgehoben, deren unabſehbar ausgedehnte Terraſſirungen alle die ſogenannten Weltwunder des Abendlandes in tiefen Schatten ſtellen. Die größten Kanäle, die das Abendland kennt, diejenigen der Wüſtenoaſe von Chiwa, ſind Zwerge, wie deren China zu Tauſenden zählt, und dem großen Kaiſerkanale mit ſeiner Länge von über tauſend Kilometern, ſeiner Breite bis zu tauſend Fuß, ſeinen gewaltigen Bergabtragungen und rieſigen Dammaufſchüttungen und Kanalbrücken von neunzig Bogen kommt im Abendlande gar nichts, auch nicht entfernt, in die Nähe.

Das Merkwürdigste aber an allen diesen, nicht nur durch ihre Ausdehnung, sondern auch durch ihre feine Durchdachtheit staunenswerthen, wasserwirthschaftlichen Anlagen, — das Merkwürdigste an ihnen ist nicht die Ueberwindung technischer Schwierigkeiten bei ihrer Ausführung, — sondern die Schwierigkeit, ja die Unmöglichkeit, über die Jahrtausende ungestört waltenden, anscheinend selbstthätig wirkenden Veranstaltungen zum fortlaufenden Betriebe dieser Werke aus der Litteratur auch nur halbwegs befriedigende Auskünfte zu erhalten. Man erfährt nur, daß einige wenige dieser Anlagen staatliche Schöpfungen sind und durch staatliche Specialbeamte verwaltet werden. Welche Bewandtniß es aber mit der Verwaltung der unzähligen communalen und privaten Anlagen hat, ist aus Reiseberichten und Zeitschriften ebensowenig zu ersehen, wie aus den abendländischen Uebertragungen und Bearbeitungen chinesischer Werke; man erfährt darüber an Zusammenhängendem absolut gar nichts, obschon die so sehr reiche chinesische Litteratur darüber sehr Werthvolles enthalten muß. Ich habe danach an der vielleicht reichsten Fundgrube, an der Bibliothek des Petersburger asiatischen Museums, fast vergeblich Umschau gehalten; ich habe die gewiegtesten Kenner der chinesischen Litteratur vergeblich zu Rathe gezogen; mehr als gelegentliche und ganz aphoristische Bemerkungen sind darüber nicht zu finden.

Dieser Mangel an Nachrichten über die Regelung der chinesischen Wasserwirthschaft erklärt sich aus zwei Ursachen: einmal aus der barbarischen Gleichgültigkeit, welche der Abendländer den bezüglichen hochwichtigen Fragen gegenüber zu bewahren pflegt; (weiß man doch von der gewohnheitsrechtlichen Wassergesetzgebung der Huerta de Valencia bis heute gar nichts, obschon ihr Studium Jedermann zugänglich gewesen ist!) — sodann aber aus der eigenartigen Natur der chinesischen Gesetzgebung, deren Gepflogenheiten mit den abendländischen grell

contraſtiren. Im Abendlande geht die Bureaukratie darauf aus, möglichſt alle Einzelheiten des bürgerlichen Lebens durch Normalſtatuten allgemeingültig zu regeln. In Rußland ſollen ſich z. B. auch die landwirthſchaftlichen Vereine oder die Geſellſchaften zum gegenſeitigen Schutze gegen Feuersgefahr überall, zu größerer „Feſtigung des Staatsgedankens", demſelben Normalſtatute anpaſſen, ebenſo im Jakuten- und Tſchuktſchenlande Nordſibiriens, wie in Turkeſtan, in Beſſarabien und in Polen. In China dagegen beſchränkt ſich die ſtaatliche Geſetzgebung auf eine verhältnißmäßig ſehr geringe Zahl allgemeiner, für das ganze Reich maaßgebender Regeln, den Provinzen in ſehr weitem Umfange es überlaſſend, ihr ortsübliches Herkommen zur Geltung zu bringen; dieſes aber iſt zumeiſt nur ein gewohnheitsrechtliches, gar nicht codificirtes. Dieſe Sachlage bringt es mit ſich, einmal, daß jeder Chineſe von allgemeiner Bildung die techniſche Qualifikation beſitzt zum Verwalten irgend einer der ſo ſehr verſchieden gearteten Provinzen im Auftrage des Reiches, d. h. zum Wachen über die richtige Anwendung der Reichsgeſetze; — und ſodann, daß ein ortsunkundiger Provinzialgouverneur ſich abſolut in der Unmöglichkeit befände, das ihm anvertraute Gebiet zu verwalten ohne Hinzuziehung eines mit dem örtlichen Gewohnheitsrechte vertrauten Honoratiorenrathes. Somit entzieht ſich dem oberflächlichen Beobachter des chineſiſchen Reiches und dem Erforſcher ſeiner Geſetze faſt alles das, was die europäiſchen Waſſergeſetzgebungen caſuiſtiſch fein ausgegrübelt aufweiſen. Aber bei Kenntniß der Sprache müßten der Specialforſchung die local ſo ſehr verſchiedenen gewohnheitsrechtlichen Beſtimmungen in Sachen der Waſſerwirthſchaftsverwaltung nicht ſchwerer in China zugänglich werden, als in Valencia, Damascus, Malatia, Tabris, Chiwa und im Seraſſchauthale.

Indeſſen genügen die ſpärlichen und zerſtreuten Nachrichten über die chineſiſche Waſſerverwaltung doch ſchon inſofern, als

ſie nirgends einen Widerſpruch erkennen laſſen mit dem, was in den wenigen im Abendlande intact gebliebenen uralten Waſſerwirthſchafts-Diſtricten noch heute üblich iſt; und dieſe Uebereinſtimmung beſtätigt die Richtigkeit der Annahme, daß in prähiſtoriſcher Zeit, wahrſcheinlich ſchon bei den erſten Landbauverſuchen, die Waſſerwirthſchaft überall aus derſelben Nothwendigkeit und aus derſelben Naturbeobachtung hervorgegangen iſt und überall dieſelbe Regelung erfahren mußte. Und mit Hülfe ſelbſt dieſer ſpärlichen und zerſtreuten Notizen ließe ſich ſchon heute ein ſozuſagen prähiſtoriſches Waſſerrecht zuſammenſtellen, welches freilich gar lückenhaft bliebe, aber doch eine Liſte vieler Rechtsgrundſätze enthielte, im Hinblicke auf welche die abendländiſchen Waſſergeſetzgebungen reformirt werden müßten, damit ſie der Wiedererrichtung rationeller Waſſerwirthſchaft nicht hinderlich im Wege ſtünden.

Eine wahrhaft zeitgemäße, den Nothſtänden der Gegenwart Rechnung tragende Pflichterfüllung wäre es, wenn die abendländiſchen Regierungen ohne Zögern die nöthigen Opfer an Arbeit und Zeit brächten, um durch Specialforſchungen ein möglichſt vollſtändiges Repertorium aller der uralten, noch im Betriebe erhaltenen Waſſerwirthſchafts-Einrichtungen und -Gewohnheitsrechte herſtellen zu laſſen. Der Löſung einer ſolchen Aufgabe könnten, bei gutem Willen, keine ernſtlichen Schwierigkeiten im Wege ſtehen, und in verhältnißmäßig kurzer Zeit könnte das bisher ganz unbekannt gebliebene Gebiet hinreichend durchforſcht worden ſein. Selbſtverſtändlich würde dabei das Princip der Arbeitstheilung zur Anwendung kommen müſſen, natürlich unter Gewährleiſtung der nöthigen Einheitlichkeit der Arbeit. Ein internationales Unternehmen dieſer Art würde recht eigentlich und in eminentem Sinne die Aufgabe einer „Abrüſtungs- und Friedens-Conferenz" bilden. Denn, wie hier Eingangs gezeigt und durch China „praktiſch" bewieſen worden,

würde doch nichts ſo ſehr als durch Steigerung der Landbauproduction mittelſt Wiedererrichtung rationeller Waſſerwirthſchaft die Verheißung erfüllt werden: „Friede ſei auf Erden und den Menſchen ein Wohlgefallen.“

Dieſem vielleicht weitſchichtig erſcheinenden Gedanken wird wohl die ſcheinbar beachtenswerthe Einwandfrage entgegengeſtellt werden: Darf ernſtlich angenommen werden, daß mit den complicirten Geſellſchafts-, Erwerbs-, Beſitz- und Rechtsverhältniſſen des modernen Abendlandes das Zurückkehren zu den einfachen Einrichtungen der primitiven Waſſerwirthſchaft vereinbar wäre? — und wenn nicht, würde das in Ausſicht genommene internationale Forſchungsunternehmen nicht alsdann gegenſtands-, zweck- und ausſichtslos erſcheinen müſſen? — Bei näherer Betrachtung muß ſich indeſſen dieſes Bedenken als unbegründet erweiſen.

Selbſtverſtändlich kann ja an eigentliche Repriſtination prähiſtoriſcher Zuſtände und Verhältniſſe nicht im Entfernteſten gedacht werden. Wie durch keine Kunſt und keine Energie die bereits vom Meere aufgenommene Welle wieder dorthin, von wo ſie ausging, emporzuheben iſt, — ſo können weder die patriarchaliſchen Beziehungen noch die ſchamaniſchen Auffaſſungen dort wieder hergeſtellt werden, wo die Frau bereits anderen Aufgaben, als dem Hausweſen und der Kindererziehung ſich zu widmen ſucht und wo bereits das Stadium der „religiöſen Liquidation“ allgemeiner beſchritten worden iſt, als die Geſchäftsführer des Glaubens es zugeben mögen. — Aber wie gar manche der in hohem Alterthume gleichſam inſtinctmäßig von der Familie und von der patriarchaliſchen Stammesgemeinſchaft ausgeführten Thätigkeiten heute mit Ueberlegung und planmäßig, zum Zwecke des allgemeinen Nutzens, mittelſt Aſſociation und Staatshülfe ins Werk geſetzt werden, — ſo wäre es auch keineswegs undenkbar, daß ein Gleiches zur Wiederherſtellung rationeller Waſſerwirthſchaft geſchähe.

Nach den Beobachtungen Alexander von Middendorff's in Transbaikalien und Eugène Simon's in China darf es als gewiß gelten, daß überall die erſten Anfänge der Ackerbewäſſerung in der Nähe der Quellgebiete der Ströme ſtattgefunden habe, dort wo die Waſſerläufe das rauhe Gebirge verlaſſen; — und daß die Künſte der Waſſerwirthſchaft erſt verhältnißmäßig ſpät in die meiſt ſumpfigen Flußniederungen hinabgetragen worden ſind, wann die Hochebenen bereits dicht bevölkert worden waren. — Mit gleicher Gewißheit darf nach den genannten Beobachtungen angenommen werden, daß die erſten Ackerbewäſſerungen überall zuerſt in verhältnißmäßig kleinen Umfängen von ſeßhaft werdenden Familien angelegt worden ſind und erſt nach Maaßgabe des Anwachſens der Familienverbände an Ausdehnung gewonnen haben, bis ihnen der patriarchaliſche, beziehungsweiſe despotiſche Staat immer größere und größere, zuletzt die rieſigen Dimenſionen der „hängenden Gärten der Semiramis" in Weſtaſien und der Coloſſalwerke Chinas verliehen hat; — und die hiſtoriſche Forſchung wird es wohl einſt, wenn auch nicht ſtricte nachweiſen, ſo doch in hohem Grade wahrſcheinlich machen können, daß die urſprünglichen, patriarchaliſchen, einfachen adminiſtrativen Einrichtungen zur gerechten Vertheilung des Waſſers und zur Sicherung der Kanäle gegen Verſchüttung und Verſchlämmung auch dann, als ſchon die Bewäſſerungsanlagen größere, ja größte Umfänge angenommen hatten, nothgedrungen beibehalten werden mußten, weil die Verwaltung der Anlagen durch ſtaatliche, an ihnen nicht direct betheiligte Organe mit der Umſtändlichkeit, welche die Ueberwachung dieſer letzteren mit ſich brachte, nicht fortlaufend erfolgreich gehandhabt werden konnte.

Wenn zur Löſung ſozuſagen idealer Aufgaben, wie zur Armenpflege, zur Sicherung gegen Unfälle aller Art, zur Altersverſorgung u. ſ. w. Aſſociationen und Staatshülfe an Stelle der

Familie und patriarchaliſcher Stammesgemeinſchaften erfolgreich eingetreten ſind: — und wenn mit internationalen Kräften ins Werk geſetzte Arbeiten ſich der Polarforſchung, der Herſtellung von Sternkarten u. ſ. w. angenommen haben, — ſo müßte doch ſolche Gemeinſamkeit noch leichter ſich erlangen laſſen und noch wirkſamer ſich zu erweiſen haben, wo es ſich um Befriedigung noch greifbarerer Bedürfniſſe und um Abſtellung noch dringenderer Nothſtände handelt: um die unumgänglich nothwendige Vermehrung und Verſtärkung der Nahrungs- und ſonſtigen Lebensmittelbeſchaffung durch größere Ergiebigkeit des Landbaues mittelſt Wiederherſtellung rationeller Waſſerwirthſchaft. Warum ſollten ſich nicht künſtliche Familienverbände, d. h. Ackerbewäſſerungs-Genoſſenſchaften, in der Nähe der Strom-Quellgebiete bilden, ſobald der Staat ihre Bildung durch Verleihung des Expropriationsrechtes und des Rechtes zur ſelbſtſtändigen und unabhängigen Verwaltung auf Jahrtauſende hindurch erprobter Grundlage ermöglichte? Und warum ſollte der Staat die Bildung von Ackerbewäſſerungs-Genoſſenſchaften nicht gar befördern wollen, da er es doch für Wieſenent- und -Bewäſſerungen durch das Inſtitut der Zwangsgenoſſenſchaft thut?

Daß es eine der unabweislichſten Pflichten der Staatsverwaltungen wäre, dem Landbau, auch unter nördlicheren Breiten, das Waſſer in reichlicherem Maaße als bisher zuzuführen und ihm mehr als nur die ſpärlichen „Broſamen vom reichgedeckten Tiſche der Induſtrie" zu gönnen, namentlich da der Landbau nachweislich vom Waſſer einen vielfach höheren Nutzen dem Volksvermögen bringe, als die Induſtrie es zu thun vermöge, — das Alles iſt ſchon vor mehr als einem halben Jahrhundert (1843) ſchlagend nachgewieſen worden vom Grafen de Gasparin in ſeinem noch heute nicht veralteten Cours d'agriculture (3. Aufl. I, 377, 447, 459 und 460) und auch ſpäter mit neuen Beweiſen belegt worden in Journal d'agri-

culture pratique 1878, I, 467 und II, 654, 690 und 776. — Und der agronomiſche Fachmann Eugène Simon hat nach zehnjährigem Studium des chineſiſchen Ackerbaues nachgewieſen, daß Frankreich, welches etwa 36 Millionen Einwohner nur mit Hülfe ausländiſcher Lebensmittelzufuhren unterhält, deren 140 Millionen, alſo die vierfache Zahl, ganz ſelbſtſtändig ernähren könnte, wenn es chineſiſcher Acker- und Waſſerwirthſchaft ſich hingeben wollte (Cité chinoise p. 358).

Mithin wäre ein internationales Unternehmen mit dem Zwecke, die prähiſtoriſch gültigen Bedingungen zur Einrichtung und Erhaltung von Ackerbewäſſerungen zu erforſchen, keineswegs ſo gegenſtands-, zweck- und ausſichtslos, als es vielleicht auf den erſten Blick erſcheinen mag.

Noch ein anderer Einwand bietet ſich dar. Wo, nach Profeſſor Reuleaux' Worten, die richtige Beherrſchung, Vertheilung und Benutzung des Waſſers bereits „zur zweiten Natur" geworden, — da vermag die Bevölkerung eine patriarchaliſche, primitive und ſummariſche Verwaltung und Juſtiz in Waſſerſachen zu ertragen. Die abendländiſche Bevölkerung aber würde ſchwerlich dazu befähigt ſein. Eine patriarchaliſche Waſſergeſetzgebung, welche kleinen Leuten, wie in Valencia, die Autorität inappellabler Verwaltung und Juſtiz auch über Große und Mächtige einräumte, würde weder dem Agrarierthum, noch der Socialdemokratie in der abendländiſchen Bevölkerung angepaßt erſcheinen und keineswegs geeignet ſein, beide in ſocialem Frieden zu vereinigen.

Dieſer Einwand wäre unwiderlegbar, wenn daran gedacht werden ſollte, Ackerbewäſſerungsſyſteme nach Art der hier vorſchwebenden durch ſtaatliche Initiative — etwa wie die Pariſer Nationalwerkſtätten des Jahres 1848 — gewaltſam ins Leben zu rufen. Dagegen verliert der Einwand ſeine Bedeutung, ſobald es ſich nur darum handeln ſoll, daß der Staat der frei-

willigen Bildung von Ackerbewässerungs-Genossenschaften Raum gebe, welche befugt seien zu einer unabhängigen Selbstverwaltung in patriarchalischem Sinne, also auch etwa zur zwangsweisen Ausscheidung — beziehungsweise zur meistbietlichen anderweitigen Vergebung der bezüglichen Grundstücke — solcher Genossen, welche der beauftragten Autorität sich nicht fügen. — Innerhalb solcher, freiwillig zusammengetretener Bewässerungs-Selbstverwaltungs-Genossenschaften würde der Sinn für rationelle Wasserwirthschaft sicherlich überraschend schnell „zur zweiten Natur" werden und sie würden sicherlich rasch Nachahmung hervorrufen. Sehr belehrend ist, was Alexander von Middendorff[19] von dem raschen und unvermittelten Uebergange nomadisirender Buriäten in Transbaikalien zu bewässerndem — also allerhöchst vollkommenem! — Landbau referirt, — also nicht nur vom plötzlichen Aufgeben einer unhaltbar gewordenen „zweiten Natur", sondern auch vom raschen Aneignen einer vortheilhaften „zweiten Natur".

Noch eines letzten Einwandes gegen die vorliegende Anregung muß hier gedacht werden. Man sagt vielleicht: die „Paradiese" von Valencia, Syrien, Westasien, Centralasien und China erfreuen sich klimatischer Bedingungen, die sich nicht willkürlich herstellen lassen; mithin wären bezügliche Versuche in Deutschland aussichtslos.

Dagegen aber ist anzuführen: erstlich, daß gar viele dieser „Paradiese" sich im Hochgebirge befinden unter äußerst rauhem Klima, wie diejenigen Westasiens, Nordchinas und Transbaikaliens — (z. B. in Eriwan sinkt die Wintertemperatur bis zu —26° R.) — und zweitens, daß auch durch moderne Ackerbewässerungsanlagen in klimatisch und durch die Bodenverhältnisse wenig begünstigten Localitäten der Beweis geliefert worden ist: welche Wunder die Ackerbewässerung zu verrichten vermag. Die glänzenden, paradiesesartigen Erfolge der Ackerbewässerung

auf der rauhen Hochwüſte des Salt-Lake in Nordamerika ſind bekannt; nicht minder die ſtaunenswerthen Erfolge, die in der Sand- und Moorwüſte der belgiſchen Campine durch Bewäſſerung erzielt worden ſind. Im ruſſiſchen Gouvernement Cherſon, das von äußerſt ſtrengen Wintern heimgeſucht wird, wurde (laut der ruſſiſchen „Landwirthſchaftlichen Zeitung" 1880, Nr. 8) von etwa 150 Morgen ausgeſogenen ungedüngten Wieſenlandes gleich im erſten Bewäſſerungsjahre 1878 fünfunddreißigfältige Weizenernte erzielt; und auch im zweiten Jahre waren — ohne Dünger — die Erfolge überraſchende: der Hanf erreichte eine Höhe von 2,85 Meter und chineſiſche Rübe (rjedka) ganz coloſſale Dimenſionen. Auch auf die ſchönen Bewäſſerungserfolge der däniſchen „Heide-Geſellſchaft" iſt hinzuweiſen, ſowie auf die wahrhaft erſtaunlichen Reſultate, welche neuere Ackerbewäſſerungsanlagen in den ruſſiſchen Gouvernements Samara, Saratow, Tambow und im Gebiete der Doniſchen Koſaken ergeben haben. („Kurze Skizze über das Berieſelungsweſen in Rußland", Bericht des Miniſteriums der Landwirthſchaft und der Domainen, St. Petersburg 1895, ruſſiſch.) — Es darf erwartet werden, daß in Deutſchland mit Ackerbewäſſerung gegebene gelungene Beiſpiele in hohem Grade die Aufmerkſamkeit auf ſich ziehen würden.

Je mehr man mit dem Gedanken an Wiedereinführung rationeller Waſſerwirthſchaft ſich beſchäftigen wird, um ſo tiefer wird man ſich davon überzeugen, daß kein ausſichtsvolleres und ſegensreicheres Kultur- und Friedenswerk unternommen werden könne, als eine mit internationaler Gemeinſamkeit auszuführende Erforſchung der Bedingungen, unter welchen Bewäſſerungsanlagen in uralter Zeit errichtet und Jahrtauſende hindurch bis auf den heutigen Tag intact erhalten worden ſind.

Anmerkungen.

[1] Vergl. Cruilles, el marqués de: „Guia de Valencia antigua y moderna, dedicada à la sociedad economica de amigos del pais, en el centenario de su instalacion.“ I und II, Valencia 1876, XV, 456 und 492 Seiten. (Dem Verfaſſer iſt zur Anerkennung ſeiner Gelehrſamkeit die Ehrenmitgliedſchaft des Vereins verliehen worden.) Es habe nicht ermittelt werden können, welcher Herrſchaft der Urſprung des Bewäſſerungsſyſtems und die Einſetzung des Waſſergerichts von Valencia zu danken ſei (II, 438). — Wieviele Ordonnanzen auch darüber erlaſſen worden, in allen finde ſich die ausdrückliche Erklärung, daß das Waſſergericht, „wie ſeit Alters“, ſo auch weiterhin an dem bisher benutzten Orte zu tagen habe — (d. h. unter dem Nordweſt-Portale der Kathedrale, des alten Dianen-Tempels, der an der Kultusſtätte der eingeborenen Iberer von Cnejus Scipio erbaut worden war, I, 67 u. fg., II, 438—441). — Die Berechtigung zur Benutzung dieſes Ortes ſei älter, als jede Erinnerung der Menſchen und beruhe auf einem der gewichtigſten Beſitztitel der Rechtsgeſchichte — „es un titulo de los mas poderosos de derecho“ (II, 441). — Es beruht mithin auf einem Irrthum, wenn, geſtützt auf Jovellanos, beziehungsweiſe Jaubert de Paſſá, G. D. Romagnoſi: „Vom Waſſerleitungsrecht“ (Halle 1840) S. 318 u. fg. und Richard Glaß: „Die waſſerrechtliche Geſetzgebung“ (Altenburg 1856) S. 19 ganz Falſches über die Einrichtung lehren, und Wilhelm Roſcher (Syſtem der Volkswirthſchaft II, Stuttgart 1888, 12. Auflage, S. 139) angiebt, das Waſſergericht von Valencia beſtehe ſeit dem Jahre 1239 p. Chr. Damals hat lediglich eine der zahlreichen Wiederbeſtätigungen der Inſtitution ſtattgefunden, durch den König Don Jaime I. von Arragon, welcher im Jahre 1238 Valencia von den Mauren wiedererobert hatte. Die Unbegründetheit, ja Widerſinnigkeit der bezüglichen Angaben des Jaubert de Paſſá wurde ſchon durch C. Fr. von Rumohr nachgewieſen („Reiſe . . . in die Lombardei . . .“ (Lübeck 1838) S. 81—83.

[2] In „Baltiſche Wochenſchrift“ 1897, Nr. 36.

[3] Nach Touſſaint, Fr. W.: „Die Bodenkultur und das Waſſer ꝛc.“ (Breslau 1872); aus welchem Jahre der citirte Ausſpruch ſtammt, habe ich nicht zu eruiren vermocht.

[4] „Transcaucaſien“ (Leipzig 1856) II. 54.

[5] Vergl. meine „Weſtöſtlichen Kontraſte“ (Hamburg 1897) und die dort angeführten Haacke, Dr. Wilhelm: „Die Schöpfung des Menſchen und ſeiner Ideale“ (Jena 1895) passim, insbeſondere S. 418 fg. und 448 fg., und Schäffle, Dr. A. E. Fr.: „Bau und Leben des ſocialen Körpers ꝛc.“ (Tübingen 1895) II passim, insbeſondere S. 485 fg.

[6] Für welche es nie an entſchuldigenden und beſchönigenden Vorwänden gefehlt hat; — und dieſe ſind dann zur Entflammung der Maſſen ſicherlich oft in gutem Glauben vorgeſchützt worden. Die enthuſiaſtiſchen Friedensfreunde überſehen die elementare Gewalt der Noth; ſtatt in fruchtloſen Declamationen ſich zu ergehen, thäten ſie beſſer, auf Beſeitigung der Noth durch Steigerung und Sicherung der Erträgniſſe des Landbaues und durch Einſchränkung der Luxusbedürfniſſe hinzuwirken.

[7] Schack, Graf Adolph von: „Ein halbes Jahrhundert" (Stuttgart, Leipzig, Berlin und Wien 1889) III, 134.

[8] Die chineſiſche Welt verdankt die Beſtändigkeit ihres ſocialen Friedens und ihrer geiſtigen Kultur nicht zum geringſten Theile der Uebereinſtimmung ihrer, Gleichgewicht anſtrebenden Moral mit der inductiven, ſozuſagen experimentellen Methode ihrer Geſetzgebung (vergl. Simon, Eugène: „La cité chinoise", Paris 1891, S. 149 und 150), welche ſich freihält von den Gefahren, die verhängnißvolles Verfolgen eines zufällig erwählten Principes mit ſich bringt. „Les institutions humaines sont de leur nature si imparfaites, qu'il suffit presque toujours, pour les détruire, de tirer de leurs principes toutes les conséquences." (Tocqueville, Alexis de: „Oeuvres complètes" VIII, Paris 1865, S. 485.) — Die hiſtoriſche Wiſſenſchaft unſeres Abendlandes hat es leider mit beklagenswerther Einſeitigkeit bisher verabſäumt, die Erfahrungen der chineſiſchen Welt in den Kreis ihrer Betrachtungen aufzunehmen und zum Gemeingute aller Gebildeten zu machen; bei ſolcher Einſeitigkeit vermag ſie nicht ihrer Aufgabe zu genügen: „einestheils für die theoretiſche Erkenntniß Aufſchluß über die Geſetze, welche den Lebenslauf der Staaten und Völker beherrſchen, anderentheils für die Praxis der Politik Winke und Fingerzeige hinſichtlich deſſen zu geben, was zu geſchehen habe, oder vielmehr was zu vermeiden ſei." (Baumgarten, Hermann: „Spanien unter den Habsburgern" in „Preußiſche Jahrbücher", redigirt von K. Hayn, III, S. 58.)

[9] Die infolge unglücklicher hiſtoriſcher Präcedenzen von jeher ſchwach bevölkerten und aus eben dem Grunde noch täglich ſich entvölkernden öſtlichen Provinzen der preußiſchen Monarchie — (ſie entſandten im Decennium 1881—1890 nicht weniger als 521430 Auswanderer, während die ſehr viel ſtärker bevölkerten Weſtprovinzen gleichzeitig nur 69365 Perſonen durch Auswanderung verloren, nach Moritz Nobbe in „Preußiſche Jahrbücher" XCII, S. 233 u. fg.) — dieſe preußiſchen Oſtprovinzen gehen wegen Arbeitermangel ihrem landwirthſchaftlichen Ruine entgegen; ſie ſinken zu niederen landwirthſchaftlichen Intenſitätsſtufen zurück und ſind zu einem ergiebigen Tummelplatze für ländliche Socialdemokratie geworden. — Dagegen kennt die durch Bewäſſerungskultur ausgezeichnete Landwirthſchaft des dichteſt bevölkerten und ſich ſelbſtſtändig ernährenden

Großherzogthums Baden keinen landwirthſchaftlichen Nothſtand irgend welcher Art.

[10] Chriſt, H.: „Das Pflanzenleben der Schweiz" (2. Auflage, Zürich 1879), S. 110—114.

[11] Nägeli, Prof. Dr. C.: „Ueber die Pflanzenkultur im Hochgebirge" in „Zeitſchrift des Deutſchen und Oeſterreichiſchen Alpenvereins" VI, Abth. 1, Separatabdruck S. 8.

[12] Movers: „Phönicien" in Erſch und Gruber's „Allgemeiner Encyclopädie", 3. Section, Bd. 24, S. 441 u. fg. — Humboldt, W. von: „Prüfung der Unterſuchungen über die Urbewohner Hispaniens vermittelſt der baskiſchen Sprache" (Berlin 1821), S. 131, 136, 137, 145, 148, 149, 151, 152, 153, 154, 159, 185. — Kiepert, Heinrich: „Beitrag zur Ethnographie der iberiſchen Halbinſel" (in „Monatsberichte der K. Preuß. Akad. d. Wiſſenſch. zu Berlin", Jahrg. 1864), S. 149, 150—152, 154, 157, 163, 164, 177, 180. — Strabo III, 1 (bei Müllenhof: „Deutſche Alterthümer" I [Berlin 1870], S. 77—108). — Kiepert, a. a. O. S. 113.

[13] Humboldt, a. a. O. S. 145, 148, 149, 151, 152. — Kiepert, a. a. O. S. 152—157, 164.

[14] Humboldt, a. a. O. S. 150, 151, 154.

[15] Ebendort S. 152—154. — Kiepert, a. a. O. S. 157. — Polybius, bei Kiepert, Heinrich: „Lehrbuch der alten Geographie" (Berlin 1878), S. 481.

[16] Humboldt, a. a. O. S. 149, 151.

[17] Ebendort S. 149—152. — Bemerkenswerth iſt der Valencianer, der Erben iberiſcher Waſſerwirthſchaft, naiv-kindlicher, ſozuſagen „mitigirter" Katholicismus. Dank ihrer humanen Sinnesart ſind die Valencianer dem Wüthen der Inquiſition entgangen, obwohl es weltbekannt war, daß das Chriſtenthum der valencianiſchen Landleute nicht einwandfrei genannt werden konnte.

[18] Ueber die Syſtemloſigkeit, Unfertigkeit, perniciöſe Verblendung und Reformbedürftigkeit der abendländiſchen Waſſergeſetzgebungen einerſeits und über die in ihnen während der letzten Decennien aufgetauchten, wenn auch geringen, ſo doch erfreulichen Anfänge zu geſunderer Erkenntniß und Praxis vergl. Stein, Dr. Lorenz von: „Handbuch der Verwaltungslehre" ꝛc., Stuttgart 1876, 2. Aufl., S. 321—337. — Heilſamer Wandel wird ſich erſt dann herbeiführen laſſen, wenn die abendländiſche Geſetzgebung, anſtatt ſtreng einſeitig nach deductiver Methode zu arbeiten, vielmehr inductiv, unter Berückſichtigung nicht nur der hinfälligen abendländiſchen, ſondern auch der andauernd lebensfähigen oſtaſiatiſchen Einrichtungen, verfahren wird.

[19] In „Reiſe in den äußerſten Norden und Oſten Sibiriens in den Jahren 1842 und 1844", Bd. IV, Abth. I, Beil. IV, pp. XXVIII, XXIX und 721.

Zum Weſen der Erfindung.

Von

E. Raſch,
Oberingenieur am Bayeriſchen Gewerbemuſeum in Nürnberg.

Hamburg.
Verlagsanſtalt und Druckerei A.-G. (vormals J. F. Richter)
Königliche Hofbuchhandlung.
1899.

Das Recht der Ueberſetzung in fremde Sprachen wird vorbehalten.

Druck der Verlagsanſtalt und Druckerei A.-G. (vorm. J. F. Richter) in Hamburg.
Königliche Hofbuchdruckerei.

Der moderne Menſch pflegt mit einer gewiſſen Selbſtgefälligkeit die Jetztzeit als das Zeitalter der Erfindungen zu bezeichnen.

Und in der That ſcheint der Stolz, daß „wir es ſo herrlich weit gebracht haben", der ſich in dieſem häufig gebrauchten Worte wiederſpiegelt, ein berechtigter. Hat doch die ſeit Jahrtauſenden ſtagnirende Technik innerhalb des letzten Jahrhunderts Wandlungen erfahren, die — wie E. Hartig ſagt — oft genug den Charakter des Wunderbaren an ſich tragen. „So groß jedoch der Gegenſatz einer Dampfmaſchine unſerer Tage mit dem älteſten Steinhammer des vorhiſtoriſchen Menſchen ſein mag: dasjenige Geſchöpf, welches zuerſt ſeine Hand mit einem ſolchen Werkzeuge bewaffnete, welches vielleicht einen Fruchtkern zum erſten Male auf dieſe Weiſe einer harten Schale abgewann, es mußte — ſo ſcheint es — einen Hauch jenes Geiſtes in ſich verſpüren, welcher einen Entdecker unſerer Zeit unter dem Aufblitzen eines neuen Gedankens beſeelt." [1]

Mit Recht deuten dieſe trefflichen Worte Lazarus Geiger's darauf hin, daß die fieberhaft ſchnelle Entwickelung der modernen Technik keineswegs einer geſteigerten Leiſtungsfähigkeit unſeres Geſchlechtes als beſonderes Verdienſt zuzuſchreiben iſt. Die rapiden Fortſchritte ſind mehr eine Folge der ſorgfältigen Ausbildung und Verbreitung der geiſtigen Werkzeuge. „Dieſe haben ſich" — wie Reuleaux in ſeiner Kinematik gelegentlich

meint — „ähnlich denjenigen der neueren mechaniſchen Werkſtätten aufs Mannigfaltigſte gemehrt, — die Leute, die damit arbeiten, ſind die alten geblieben.“ Pflegt man doch im Gegentheil ernſt über immer mehr und mehr abnehmende Kunſtfertigkeit und Geſchicklichkeit des Arbeiters der modernen Werkſtätten zu klagen, der, Vorſchriften receptmäßig befolgend, Maſchinen bedient, welche durch den Witz ihres Erfinders bis in ihre kleinſten Theile belebt ſind, ſo daß „ſie ſtellenweiſe für vernunftbegabt gehalten werden könnten.“ Und gerade dieſe erſchütternde Tragik, daß der kunſtfertige Arbeiter an ſeinem Werkzeug — der Maſchine — ſelbſt auf die Stufe der Maſchine herabſinkt, warnt den Techniker, Conſtructeur, Ingenieur eindringlich davor, in übertriebener Werthſchätzung ſeiner Thätigkeit, ſeines Werkzeuges — „des wiſſenſchaftlichen Vermögens der Menſchheit“, mit deſſen Zinſen ja nur er wirthſchaftet — zu vergeſſen.

Zwar kann ihm dieſes, einem fruchttragenden Acker gleichende Grundcapital nicht gekündigt werden; unverſtändig wäre es jedoch, die Quellen, die das Gelände ſtets von Neuem befruchten, zu verſtopfen und die Ertragfähigkeit des Bodens zu unterbinden.

Er ſei deſſen eingedenk, daß die wahren, ſelbſtſtändigen Erfindungen — die häufig den Charakter von Offenbarungen an ſich haben — nicht wie die muſtergültige Conſtruction einer Dampfmaſchine gelehrt werden können. Noch nie dürfte es einem Conſtructeur — ſelbſt dem geſchickteſten ſeines Faches — gelungen ſein, eine ſelbſtſtändige Erfindung von Bedeutung zu machen, wenn er ſich eines Tages mit dieſem feſten Vorſatz hinter ſeinen Arbeitstiſch geſetzt haben ſollte. Der Erfolg der Bemühungen dürfte in den ſeltenſten Fällen kaum ein gequältes Nachempfinden, Ummänteln, Umgehen vorhandener Vorbilder ſein, ein Graus dem Patentamt und eine Freude der Patentſtreitigkeiten ſchlichtenden Juriſten und Anwälte.

Darin ſtimmen ſämmtliche berühmten Denker und Forſcher,

denen man einen weitſchauenden Blick für das Wahre zutrauen kann, überein, daß alle großen, wahren Erfindungen und Entdeckungen Ausfluß eines gewiſſen Witzes des Unbewußten ſind, Offenbarungen, die an den Ideen der Zeit gereift, ſich aus dem Unbewußten heraus zur Verwirklichung drängen — daß ſie keineswegs das Ergebniß klar verfolgbaren, ſpeculativen Suchens ſind.

Die meiſten wirklichen, ſelbſtſtändigen Erfindungen kommen — wie der große Helmholtz in Bezug auf Faraday ſagt — „vollkommen überraſchend, wie durch einen unbegreiflichen Inſtinct gefunden, zu Tage.“ „Faraday ſelbſt wußte die Gedankenverbindungen, die ihn zu einer Reihe wiſſenſchaftlicher Entdeckungen von folgenſchwerſter Bedeutung geleitet hatten, auch ſpäter kaum in klarer Weiſe wiederzugeben.“

Goethe meint in einer bemerkenswerthen Sentenz: „Alles, was wir Erfinden, Entdecken, im höheren Sinne nennen, iſt die bedeutende Ausübung eines originalen Wahrheitsgefühles, das, im Stillen längſt ausgebildet, unverſehens mit Blitzesſchnelle zu einer fruchtbaren Erkenntniß führt.“ Voltaire nennt alle Handlungen des Genies „Werke des Inſtincts“. Lombroſo meint, „daß die höchſten Ideen der großen Denker, vorbereitet durch äußere Eindrücke und von ihrem Feingefühle verarbeitet, unerwartet ans Licht treten.“ Sehr ſcharf beobachtend rückt Schopenhauer dem Weſen der Erfindung zu Leibe. „Unſere beſten, ſinnreichſten und tiefſten Gedanken,“ ſagt er, „treten plötzlich ins Bewußtſein, wie eine Inſpiration.“ „Offenbar ſind ſie Reſultate langer und unbewußter Meditation und zahlloſer, oft weit zurückliegender, im Einzelnen vergeſſener Apercus . . . . Selten liegt der ganze Proceß unſeres Denkens und Beſchließens auf der Oberfläche, d. h. beſteht in einer Verkettung deutlich gedachter Urtheile, obwohl wir dieſe anſtreben, um uns und Anderen Rechenſchaft geben zu können: gewöhnlich aber geſchieht in der dunklen Tiefe die Rumination des von

außen erhaltenen Stoffes, durch welche er zu Gedanken umgearbeitet wird."

Wenn nun unsere Philosophen die Entstehung der Erfindungen im Unbewußten suchen, so dürfte es eine lohnende Aufgabe sein, diesen Vorgängen im Unbewußten nachzuspüren, sie dem Bewußtsein nahe zu bringen, die Erfinderthätigkeit zu einer bewußten zu machen. Eine hohe Aufgabe wahrlich — zur Zeit liegen nur verschwommene Umrisse schattenhaft vor uns; es gilt jedoch das Mikroskop geduldig mit der Zeit scharf einzustellen, so daß schließlich das Bild fest umrissen vor dem Objectiv der Erkenntniß vor uns liegt.

Die Lösung dieser Frage nach dem Wesen der Erfindung ist nicht müßige Spielerei und hat nicht lediglich erkenntnißtheoretischen Werth, sie ist von größter Wichtigkeit für das Industrierecht.

In der patentrechtlichen Praxis macht sich bekanntlich Nichts so schwer fühlbar, als der Mangel einer befriedigenden Definition der Erfindung.

Der Philosoph besäße zwar die Strenge der Logik, beherrscht aber nicht den gewaltigen Apparat, den wir Technik nennen.

Wir Techniker besitzen dagegen — um es ruhig einzugestehen — nicht das Rüstzeug und die Ruhe des Philosophen.

Uns ist auch nicht der breit-behagliche Ueberblick des Philosophen, Theologen, Philologen eigen, der inneren Zusammenhang und Wechselwirkung zwischen unserem Beruf und anderen Disciplinen lebendig erkennen läßt.

„Der Beruf des Technikers ist heutzutage nicht ein Handwerk;" aber vom Handwerker haben wir — sit venia verbo — nicht Alles bis jetzt abschütteln können.

Es ist dies eine nothwendige Folge der raschen Entwickelung unserer Disciplin einerseits und des zwingenden Princips der stetigen Differenzirung innerhalb derselben andererseits.

„Mit der Tagesplage unſerer Berufsthätigkeit erfüllt, ſchauen wir nur auf den Aſt, auf dem wir ſitzen; auf den Stamm achten wir jedoch nicht.“ [2]

Wir können die Wahrheit dieſer ernſten Worte eines unſerer weitſchauenden Fachgenoſſen ohne jede Beſchämung anerkennen: unſere Disciplin iſt jung; ſie hat in kurzer Friſt die techniſchen Aufgaben von Jahrhunderten nachgeholt. Es wird ſicher eine Zeit des Beſinnens, der ruhigen Umſchau kommen, in der wir gewiſſermaaßen das Integral, das Facit unſerer jetzigen raſtloſen Differenzirung bilden und Klarheit über brennende Fragen von allgemeinſtem ſocialem Intereſſe ſchaffen werden.

Wir werden uns klar werden über Manches, das wir jetzt im erſten Rauſch des Erfolges außer Acht zu laſſen ſcheinen: wohin wir eigentlich hinaus wollen mit der raffinirten Entwickelung der Maſchine, des Menſchenſurrogates.

Wir werden klar erkennen, was „Technik“ iſt und ſein ſoll und welche hohe Aufgabe dem Techniker zufällt. Sicher beſteht ſie nicht darin, mit möglichſt großer Routine während der achtſtündigen Bureauzeit den logarithmiſchen Rechenſtab zu ſchieben, ſtehende Dampfmaſchinen oder liegende, Ankerwickelungen für Gleichſtromdynamos oder Wechſelſtrommaſchinen zu entwerfen, je nachdem ihn das Schickſal in die eine oder andere Specialabtheilung der Maſchinenfabrik, an den einen oder den anderen Conſtructionstiſch warf.

Wir wiſſen nicht, ob die Entwickelung der Großinduſtrie vom kulturellen und nationalökonomiſchen Standpunkt aus ein Fortſchritt zum Guten oder zum Böſen iſt, wir wiſſen nicht, ob Kapitalanhäufung, Truſtbildung auf der einen Seite und Aufgehen des Kleinhandwerkes im Arbeiterproletariat auf der anderen Seite eine *nothwendige*, unabwendbare *Folge* des techniſchen Fortſchrittes iſt, ob ſie überhaupt im cauſalen Zuſammenhang mit der *Technik* ſteht oder ob ſie lediglich eine

Folge der wachsenden Uebervölkerung und Concentration des Kapitals ist. Wir wissen nicht, welche Werthe die Technik schafft, ob ihre Producte geeignet sind, angesichts der in geometrischer Progression wachsenden Uebervölkerung auf die Dauer die eigentlichsten Lebensbedingungen des Menschen zu erleichtern, bei denen die Nahrungsmittelfrage, der Hunger, schließlich die ausschlaggebende Rolle spielt. Wir ahnen vielleicht, daß neben der Ausdehnung des Transportwesens der Technik schließlich auch die directe Aufgabe werden muß, Nahrungsmittel im eigentlichen Sinne des Wortes zu schaffen, sei es durch technische Förderung der landwirthschaftlichen Production, sei es dadurch, daß der Traum des großen Siemens in Erfüllung geht und der Techniker dereinst aus „Steinen Brot", aus unorganischen Substanzen organische Nahrungsmittel, machen wird.

Sobald die Technik ihre große Aufgabe, das eigentliche große Ziel erkannt haben wird, das ihr in der Entwickelungsgeschichte der Menschheit gesteckt ist, werden wir die sociale Frage mit Klarheit durchschauen. Sobald die Industrie nicht nur lediglich handwerksmäßig „auf Bestellung" arbeitet, wird auch der Ingenieur die ihm gebührende hohe sociale Stellung einnehmen. Durch leere Propaganda zur „Hebung des Ingenieurstandes" will und kann der Techniker seine gesellschaftliche Stellung nicht bessern! Alle jene Fragen von höchster nationalökonomischer Tragweite werden unbedingt ihre Lösung finden, sobald wir nur ihren inneren Werth erkennen.

Auch die häufigen und berechtigten Klagen über unsere Gesetze betreffend den gewerblichen Rechtsschutz, das Patentgesetz, das Gebrauchs-, das Geschmacksmustergesetz, gegen den Gesetzgeber, den Juristen und gegen die Praxis des Patentamtes sind nicht immer ganz gerecht.

Wir verlangen beispielsweise von jedem Beamten des Patentamtes, daß er in jedem einzelnen Falle die schwere Frage, ob

eine neue Erfindung vorliegt oder nicht, correct entſcheiden ſoll, wir verlangen, daß der Geſetzgeber, der Juriſt, uns ein ideelles Recht correct in unfehlbaren, für unzählige Fälle verſchiedenſter Art zutreffenden Paragraphen verbrieft; und doch ſind wir ſelbſt, die wir es zuerſt wiſſen ſollten, nicht im Stande, dem Juriſten das Weſen der Erfindung zu ſchildern, geſchweige denn ihm eine ſtrenge, allgemeingültige Realdefinition der Erfindung an die Hand zu geben. Hoffentlich bringt uns das zwanzigſte Jahrhundert einen Philoſophen, der, in den Reihen der Techniker ſtehend, mit umfaſſendem Geiſt die großen Probleme löſt, die mit dem techniſchen Schaffen und mit der nationalökonomiſchen Aufgabe der Technik verknüpft ſind.

Dies zur Entſchuldigung zahlreicher Anleihen, die ich bei der flüchtigen Behandlung meines Themas bei Philoſophen, Dichtern und Denkern nothgedrungener Weiſe machen muß; ich hoffe, daß den Anſchauungen, die jene über das Weſen der Erfindung ausſprechen, eine gewiſſe Beweiskraft zugeſprochen werden darf, wenngleich ſie auch nicht durch den Pythagoräiſchen Lehrſatz bewieſen werden können.

Die meiſten Dichter und Denker ſprechen ſich nun, wie wir oben geſehen haben, einſtimmig dahin aus:

> „Erfindungen werden im Unbewußten geboren und treten ſprunghaft in die Welt des Realen.“

Eins müſſen wir jedoch von vornherein bei jedem Erfinder vorausſetzen. Er muß die Principien beherrſcht haben, die ſeiner Erfindung zu Grunde liegen. Der Kongoneger kann daher lediglich durch Inſpiration eine neue Wärmekraftmaſchine, etwa den Dieſelmotor, nicht erfinden, wenn er die Principien der mechaniſchen Wärmetheorie, die dieſer Neuerung zu Grunde liegen, ſowie die zu löſende Aufgabe nicht erfaßt hat.

Die erſte Phaſe einer Erfindung iſt das Erfaſſen eines Problems, das Erhaſchen einer Aufgabe. Der Endzweck aller

Erfindungen ſeit dem Aufdämmern der erſten Kultur iſt die Verbeſſerung der vorhandenen Lebensbedingungen, das Schaffen neuer Hülfsmittel hierfür. Der Erfinder geht an den Mängeln, die ja allem Irdiſchen anhaften, nicht achtlos vorüber — wie das Thier. Der erſte Menſch, der einen Stein ergriff, um die Wucht ſeines Fauſtſchlages zu vergrößern; der, zum Wurfe ausholend, die Grenzen der ihm erreichbaren Wirkungsſphäre weit hinausſchob und dadurch den Grundſtein zu unſerer hochentwickelten Balliſtik legte; der Menſch, der den erſten Hammer in einen Stiel fügte und das Arbeitsgebiet ſeiner Fauſt durch dies Werkzeug der Werkzeuge, das getreue Abbild ſeines Armes und der geballten Fauſt, ins Unbegrenzte hinein vervielfältigte — er war ein eminenter Erfinder.

Die Erkenntniß des Mangels, der Unvollkommenheit dringt ſtärker auf den feiner als gewöhnliche Sterbliche empfindenden Erfinder ein. Man muß ihm mit Lombroſo ein größeres Feingefühl, ein feineres Empfindungsvermögen gegen äußere Eindrücke, gegen die Unzulänglichkeit der Dinge und Vorgänge der Außenwelt zugeſtehen. Das Talent reproducirt. „Es gleicht," wie Jürgen-Meyer ſagt, „einem Schützen, welcher nach einem — wie uns ſcheint — ſchwer zu treffenden Punkte zielt; das Genie aber hat Zielpunkte, die für unſer Auge gar nicht wahrnehmbar ſind. Wohlverſtanden liegt hierbei das Neue nicht in den Elementen, ſondern in der Richtung des neuen Schuſſes, der gethan wird."

„Ich habe ein neues Wild auf dem Korn. Ich habe den Schimmer von einer Methode, nach welcher eine Kolbenſtange veranlaßt werden kann, ſenkrecht auf und nieder zu gehen," ſagt Watt fein empfindend gelegentlich ſeiner Erfindung der Gelenkgeradführung. Die Stellung eines Problems iſt das erſte und — faſt ſcheint es — das wichtigſte Moment im Entwickelungsgang einer Erfindung. Der Erfinder hat, wie Watt ſo trefflich von ſich ſagt, „ein neues Wild auf dem Korn". Das Jagd-

fieber hat ihn ergriffen, er trägt das ihn quälende Problem wie eine unbequeme Bürde mit ſich herum, bis er ſie gelegentlich abſchütteln kann. Und manches mittelmäßige Talent iſt daran zu Grunde gegangen und geht täglich daran zu Grunde, weil ihm die Befriedigung, welche dem Genie erreichbar wird, verſagt iſt.

So ſtehe ich in meiner Berufsthätigkeit beiſpielsweiſe alljährlich mehrmals vor der Aufgabe, Erfinder des „wahren Perpetuum mobile" zu berathen. Es iſt nun ein überaus undankbares und gewöhnlich völlig ausſichtsloſes Bemühen, dieſe Erfinder innerlich von der Widerſinnigkeit ihrer Bemühungen zu überzeugen. Sachliche Beweiſe, und wenn ſie noch ſo draſtiſch und populär ſcheinen, prallen von den zumeiſt ungebildeten und in einen ganz beſtimmten Punkt ihres Problems (gewöhnlich „die koloſſale Ueberſetzung" ꝛc.) verbohrten Erfinder ab. Am beſten wirkt es noch immer, zum Schluß vor ihren Augen ein techniſches Werk aufzuſchlagen (etwa Bauſchinger: Die Schule der Mechanik; München, Oldenburg), in dem ja die meiſten Varianten des Problems behandelt ſind, ſo daß ſie zu der Einſicht kommen, daß ihre Erfindung nicht mehr *neu*, beziehungsweiſe patentfähig und weiterer Zeit- und Geldaufwand unrentabel iſt.

Einer gewiſſen Tragik entbehrte es nicht, als vor Kurzem ein zweiundachtzigjähriger Nürnberger Seidenwirker ſeine Idee (die bekannte Hebercombination) vor ſeinem Tode „wenigſtens noch deponiren" wollte, damit das Reſultat dreiundzwanzigjähriger Arbeit der Nachwelt nicht verloren gehe.

Das Perpetuum mobile ſcheint in der That ſeine unheilvolle Anziehungskraft noch nicht in den techniſch nicht durchgebildeten Kreiſen verloren zu haben, die mit einem gewiſſen bewußten Nihilismus über das Geſetz von der Erhaltung der Energie hinwegſchreiten und auch allen Belehrungen gegenüber ein mitleidiges Lächeln des Beſſerwiſſenden behalten.

So veröffentlicht das „Oeſterreichiſche Patentblatt" 1899

S. 201: — Perpetuum mobile. — Johann Papitz in Berlin. 20. April 1899.

Der wahre Erfinder ſinnt und grübelt im Geheimen unabläſſig nach Löſung des ihm verſchwommen vorſchwebenden Problems, nach Befriedigung des ihm zum Bewußtſein gekommenen Zwieſpaltes. Sämmtliche Erſcheinungen der Außenwelt beſitzen nun vor ſeinem Auge eine weitere Bedeutung, als die ihnen zukommt und die vor uns Allen klar und deutlich erkennbar daliegt. Sie könnten ihm ja vielleicht zur Löſung ſeines Problems dienen! Er combinirt — gewöhnlich ohne ſich davon Rechenſchaft abzulegen — unabläſſig. Jedes Ding, jeder Vorgang des Lebens wird mit geſchärftem Blick geſehen und probirend mit ſeinem Problem in cauſalen Zuſammenhang gebracht. Jeder Mechanismus, jedes Getriebe, jeder phyſikaliſche Vorgang, der ihm zufällig aufſtößt, wird ſeiner ſchemenhaften Erfinder-Idee probeweiſe eingefügt, wobei das ſtets wachende kritiſche Gewiſſen entſcheidet, ob dieſes neue Element zur Löſung der geſteckten Aufgabe geeignet iſt oder nicht. Zahlloſe vergebliche Verſuche können es ſein, die ſeine Pſyche, theils unbewußt, theils bewußt, immer aufs Neue rege halten, bis er die Naturkräfte in Combinationen lockt, die ſein Problem befriedigen können. Die 36 Blätter eines Kartenſpiels laſſen ſich bekanntlich in überaus mannigfaltiger Weiſe auflegen bezw. combiniren und zwar beträgt die ungeheure Anzahl dieſer Permutationen 36! (ſechsunddreißig Facultät) d. h.

$$36! = 1 \times 2 \times 3 \times 4 \times \ldots\ldots 35 \times 36.$$

Um wieviel größer iſt nun die Mannigfaltigkeit, mit der die zahlloſen Elemente, Mechanismen, Getriebe, Verfahren der Technik und die verſchiedenen phyſikaliſchen Vorgänge in urſächlichen Zuſammenhang gebracht werden können. „Die in der Welt der Erſcheinungen waltenden Kräfte tragen" — ſagt J. Kohler — „die Potenz zu unendlichen neuen Combinationen in ſich; die aus

ihr uns entgegenblitzenden Bilder enthalten die Keime zu tausend neuen Gestalten, denn ihre Bildungselemente sind überaus reich und fruchtbar; die Welt ist begrenzt, insofern sie ihre Gesetze hat, aber sie ist unendlich, indem sie innerhalb dieser Gesetze eine unbegrenzte Entwickelung von Gestalten bietet."

Wie ein Strom durchziehen die einzelnen Bilder und Vorgänge des täglichen Lebens die Sphäre der inneren Beobachtung des Erfinders, mit allen Nervenfasern gespannt liegt sein Innenleben — wie ein Jäger — auf der Lauer, bereit, in dem Momente zuzufassen, in dem ihm ein Zeichen gegeben wird, daß das für die Lösung des Problems brauchbare, das gesuchte Element vorüberfließen will. Seine auch im Unbewußten nimmer rastende Kritik über Wahr und Falsch, Wichtig und Nichtig läßt ihn diesen Moment nicht verpassen und giebt seinem Bewußtsein dieses Signal. Die überraschende Zweckmäßigkeit irgend einer Combination, die ihm häufig der Zufall in die Hände spielte und die er bei systematisch-bewußtem Suchen vielleicht nicht gefunden haben würde, bringt ihm die Möglichkeit der Lösung seines Problems plötzlich zum Bewußtsein.

Fragt man irgend einen Erfinder, wie er auf seine Idee gekommen ist, so kann man 100 gegen 1 wetten, daß er eine vollständig befriedigende Antwort nicht geben kann.

Daß das Unbewußte und der Zufall thätig waren, spiegelt sich auch in den gewöhnlich etwas verschwommenen Aeußerungen wieder, wie etwa: „es wäre recht sonderbar," „merkwürdig" gewesen, ... es sei in ihm „plötzlich" die Idee „aufgetaucht" . . . . und dergleichen mehr.

Wir können nun jedoch keineswegs mehr sagen, Erfindungen seien ein Spiel blinden Zufalles. Wir wissen bereits, daß das Erfinden äußerst intensive Functionen der Psyche zur Voraussetzung hat. Einmal die bewußte Empfindung der Unzulänglichkeit und des Mangelhaften, das allen Dingen und Erscheinungen

des täglichen Lebens anhaftet; zweitens die Erkenntniß der Urſache dieſer Unvollkommenheit und als Folge das nervöſe, angeſtrengte Suchen nach Löſung dieſes Widerſpruches zwiſchen dem „Soll“ und dem „Haben“, — mit einem Worte, die Fixirung des Problems.

Der zweite Schritt der Erfinderthätigkeit war ein — größtentheils unbewußt verlaufendes — Probiren, ein Combiniren von Dingen, die im täglichen Leben uns hundertfach, ohne beobachtet zu werden, aufſtoßen, mit dem löſungsbedürftigen Problem und die gleichfalls häufig unbewußt bleibende Kritik des Werthes der ſpontan geübten Combinationsthätigkeit. Daß die jeweiligen ſinnlichen Wahrnehmungen und mithin auch der Zufall ein gewichtiges Wort mitſprechen, kann nicht abgeleugnet werden. Jeder zufällig erblickte Hebel, jedes Getriebe, jeder phyſikaliſche Vorgang ſpricht zum Erfinder: „Siehe zu, ob du mich für die Löſung deines Problems gebrauchen kannſt.“ Eine Legion complicirteſter und gewöhnlich nur verſchwommen und unſcharf im Bewußtſein haftender Denkoperationen geht dem Erhaſchen der befriedigenden Combination, der Löſung voran.

In demſelben Augenblick, in dem das Hülfsmittel, welches zur Löſung des Problems führt, von dem Spürſinn des Erfinders erhaſcht wird, in dem die Möglichkeit der Löſung ſeines Problems in dem Bewußtſein des Erfinders auftaucht, iſt die eigentliche Erfinderthätigkeit beendet — wenngleich die nun folgende Aufgabe, den nur im Skelet, im Umriß gegebenen Erfindergedanken zu Fleiſch und Blut zu verdichten, ihm eine praktiſche Form zu geben, häufig der weitaus größere Theil der Arbeit iſt und große Anſprüche an Zeit und Geld ſtellt.

Die praktiſche Conſtruction einer Erfindung iſt berufsmäßige Arbeit eines Ingenieurs.

Sie kann ſehr wohl einem an der Erfindung Unbetheiligten übertragen werden; ja manche Autoren rathen dies geradezu an.

Der Erfinder bewegt ſich weniger ſicher auf dem Boden der praktiſchen Wirklichkeit, in dem ſich die Dinge bekanntlich härter an einander ſtoßen ſollen, als die Gedanken. Er iſt gewohnt, in ſeiner Erfindung Kräfte ſpielen zu ſehen, wo der Conſtructeur faßbare Hebel, Räder, Getriebe fühlen muß, da er ja den raumloſen Gedanken in räumliche Gebilde umzuwandeln hat. Der Erfinder wird auch gar zu leicht geneigt ſein, ſeine Erfindung mit Feinheiten von häufig zweifelhaftem Werth und mit weiteren Erfindungen ſecundärer Natur zu ſpicken, die ſich im Rahmen der erſten, umfaſſenden Erfinder-Idee bewegen, ſo daß die Gefahr nahe tritt, der wichtigſte Erfinder-Gedanke könne unter der Fülle ſecundärer, mehr nebenſächlicher, erdrückt werden. Falls der Erfinder nicht gleichzeitig ein kühler, geſchickter Conſtructeur iſt, ſo kann ihm entſchieden angerathen werden, die praktiſche Verwirklichung ſeiner Idee einem nüchternen Techniker zu übertragen, der keineswegs von vornherein geneigt ſein wird, die Erfindung in liebevoller Einſeitigkeit zu verhätſcheln, ein Fehler, in den der Erfinder ſeinem Geiſteskinde gegenüber gar zu leicht verfällt. Der Conſtructeur geht, wie ein ſtrenger Pädagoge, oft recht unzart mit dem Geiſteskind des Erfinders um, das häufig zu phantaſtiſchen, unpraktiſchen Auswüchſen hinneigt.

Der Erfinder hüte ſich wohl, von vornherein ſofort conſtructive Elemente in ſeine Idee hineinzumiſchen; er vermeide im erſten Stadium ſeiner Erfindung Alles, was mit dem conſtructiven Ausbau zuſammenhängt. Er laſſe die leicht verwiſchbare, einer flüchtigen Paſtell-Skizze ähnliche Idee ruhig in ſeinem Geiſte ausreifen, bis das Skelet fix und fertig vor ihm ſteht. Auch jetzt gehe er nicht ſofort an das Conſtruiren. Die erſten Aufzeichnungen, Fixirungen ſeiner Erfinder-Idee erfolgen am zweckentſprechendſten ſchematiſch. Gerade die ſchematiſche Darſtellungsweiſe iſt außerordentlich geeignet, eine Idee am reinſten, in umfaſſender Allgemeinheit, auf einen Blick überſichtlich, wieder-

zugeben. Das Gesammtbild wird nicht durch die für die Erfinder-Idee unwichtige äußere Form, durch Nebensächlichkeiten getrübt. Das Fleisch, das späterhin die dürren Knochen des Skelets zu umkleiden hat, ist für die Erkenntniß des *eigentlichen Wesens* einer Erfindung vor der Hand ohne Bedeutung. Und gerade für den Erfinder ist es unbedingt erforderlich, daß er sich genau klar wird, worin das Wesen seiner Erfindung beruht, weil unser Patentgesetz an den Erfinder die Forderung stellt, eine *exacte Definition* seiner Erfindung zu geben. Das Patentgesetz verlangt, daß der Erfinder einen eindeutig bestimmten *Schutzanspruch* aufstellt, der das Wesen seiner Erfindung vollständig, erschöpfend wiedergiebt und umfaßt. Es kann nicht genug hervorgehoben werden, daß durch Ertheilung eines Patentes keineswegs eine Erfinder-Idee *an sich*, wie eine solche in facto vorliegt, in ihrer ganzen Tragweite vor Nachahmung geschützt wird. Ein wirklicher Schutz wird nur dann erreicht und vom Patentrecht zugestanden, wenn der Erfinder es versteht,

> durch eine einfache, logisch und technologisch richtige Definition, durch den Patentanspruch, das Wesen des Erfindungs-Gedankens eindeutig und in seiner ganzen Tragweite zu umgrenzen.

Ist der Schutzanspruch einmal zu eng gefaßt, so ist dasjenige Gebiet der Erfindung, das über den Kreis dieser Definition hinausragt, vogelfrei; der Erfinder geht des ihm eigentlich gebührenden Schutzes verlustig.

Da nun vor dem Patentrecht ja lediglich die *logische Kraft einer richtig formulirten Definition*, nicht aber die vielleicht wirklich vorliegende Erfindung als solche, rückhaltlose Anerkennung findet, so erwächst hieraus den betheiligten Kreisen, dem Erfinder und dem technischen Sachwalter, die eindringliche Mahnung zur Uebung und Gewöhnung an logisch konsequentes und technologisch richtiges Denken.

Allgemeine Recepte für die Abfaſſung von Patentanſprüchen laſſen ſich natürlich nicht aufſtellen.

Auf einen Punkt von Bedeutung macht E. Hartig in ſeinen „Studien in der Praxis des Kaiſerlichen Patentamtes“ aufmerkſam. Er weiſt in dieſer trefflichen Arbeit mit Recht darauf hin, daß es nicht möglich iſt, das Weſen einer Erfindung durch nebeneinanderreihendes Aufzählen von ſämmtlichen Gliedern einer Maſchine, durch ein „Inventarverzeichniß“ klarzulegen. Man ſolle mehr die zeitlich verlaufenden Vorgänge ins Auge faſſen und, wie er es nennt, die „verbalen Begriffe“ aus einem Erfinder-Gedanken herausſchälen. Jedoch auch das nackte Aufzählen der zeitlich verlaufenden Vorgänge, die ſich an die einzelnen Glieder einer Maſchine knüpfen, kann, ſo ſcheint es, das innere Weſen noch nicht bloßlegen. Wichtiger und umfaſſender dürfte jedenfalls die Vorſchrift ſein, bei einer Beſchreibung ſtets den Zweck als Richtſchnur im Auge zu behalten, der ſowohl die Erfindung, als Ganzes betrachtet, als auch die einzelnen in zeitlicher Reihenfolge verlaufenden Vorgänge und ſchließlich auch die todten Glieder des ganzen Mechanismus beſeelt.

Machen wir uns den Zweck klar, der jedem einzelnen Theile, jedem Hebel, jedem Zapfen, jeder Schraube einer Maſchine zu Grunde liegt, ſo ſind wir auch geradezu gezwungen, zwiſchen Weſentlichem und Unweſentlichem, Wichtigem und Unwichtigem zu unterſcheiden, über die Valenz, die Werthigkeit eines jeglichen Gliedes, einer jeglichen im Dienſte der Hauptaufgabe ſtehenden Bewegung Kritik zu üben. Zur Erklärung des Weſens der Dampfmaſchine iſt der Arbeitsvorgang des expandirenden Dampfes im Cylinder von größerer Wichtigkeit, als die Schieberſteuerung, dieſe wieder von größerer Bedeutung, als der Kurbelzapfen, als das Maſchinenbett oder gar die Fundament-Schrauben. Um jedoch andererſeits die Anforderungen an ſtabile Fundamentirung einer Dampfmaſchine

klarzulegen, wird eine Umkehr in der Wichtigkeit der oben aufgezählten Elemente eintreten. Es ist klar, daß hier die Verankerung im Fundament, die Form des Maschinenbettes, die Massenvertheilung gegenüber der Steuerung und den Arbeitsvorgängen im Cylinder gebieterisch in den Vordergrund treten.

Wenn wir nun die Erfindung in ihren einzelnen Entwickelungsphasen vom Aufblitzen eines Problems an bis zur ausgereiften, praktisch verwerthbaren Lösung begleitet haben, so ist es für den Erfinder ein harter, mühevoller Weg gewesen, der ihn zur letzten Station, zum Patent führte, zum Patent, das viele Hoffnungen und gewöhnlich mehr Enttäuschungen für ihn zu bergen pflegt.

Die Enttäuschungen würden ihm häufig erspart bleiben, falls er Unparteilichkeit genug besäße, um sich die Frage, ob seine Neuerung, seine Construction auch wirklich eine Erfindung ist, streng sachlich, ohne Selbstüberschätzung beantworten zu können.

Die Gefahr liegt jedoch nahe, daß der Erfinder den Werth seiner sogenannten „Idee", in die er sich mit einer gewissen liebevollen Zärtlichkeit versenkt hat, zu überschätzen geneigt ist. Und doch gilt auch hier, bei der Fassung des Patentanspruches, bei der Definition seiner Erfindung der Grundsatz, daß — wie Hartig richtig meint — Derjenige am meisten erreicht, der am wenigsten verlangt.

Jedoch kommt ein weiterer mildernder Umstand in Frage, der es entschuldigt und erklärt, daß die meisten Erfinder zur Selbsttäuschung und Ueberschätzung ihrer „Erfinderthätigkeit" hinneigen. Es ist dies der Mangel an einer vom Patentamt sanctionirten Definition der Erfindung. Am treffendsten scheint immerhin noch die Definition der „Enquetecommission" zur Revision des Patentgesetzes 1887, S. 4, zu sein; sie lautet:

„Erfindung ist Lösung eines technischen Problems, die nach ihrem technologischen Begriff neu und nach Art

ihrer Verwirklichung in mindeſtens einer Ausführungsform vollſtändig dargelegt iſt."

Jedoch auch bei dieſer etwas verſchlungenen Definition tritt ein Glied auf, das nicht abſolut ſtarr und ſcharf umriſſen, ſondern wie Kautſchuk dehnbar iſt.

„Was iſt eine nach ihrem technologiſchen Begriff neue Löſung?" Man könnte beinahe verſucht ſein, „die Erfindung" zu antworten und an die Katze zu denken, die, ſich im Kreiſe herumdrehend, vergeblich bemüht iſt, den eigenen Schwanz zu erhaſchen.

Faſt ſcheint es, als ob Goethe auch hier den Nagel auf den Kopf trifft, obwohl er kein Patentanwalt, ſondern bekanntlich Dichter und Wirklicher Geheimrath war. Wenn er auch keine Definition giebt, ſo beantwortet er doch die Frage, „was iſt Erfinden," mit dem kurzen, befriedigenden:

„Es iſt der Abſchluß des Geſuchten!"

Vielleicht dürfte es nicht müßig ſein, zu unterſuchen, ob die erfinderiſche Thätigkeit Analoga in der Thätigkeit des menſchlichen Geiſtes aufweiſt, und ferner, ob vielleicht die unterſcheidenden, ſowie die tangirenden Merkmale zur Klarſtellung des Weſens der Erfindung beitragen können.

Wir haben bis jetzt bemerken können, daß das Erfinden in einer kritiſch geregelten Combination an und für ſich bekannter Elemente des Wiſſens und der Erfahrung (d. i. Geſetzmäßigkeiten, denen Stoff, Kraft, Raum und Zeit folgen) beſteht. Dieſe combinatoriſche Geiſtesthätigkeit im allgemeinſten Sinne des Wortes allein iſt jedoch lediglich „Probiren"; zur Erfindung wird dies Probiren, wenn ein gewiſſer Endzweck durch die ineinandergreifende Kette der Combinationselemente in einer vorhin nicht bekannten Weiſe verwirklicht wird.

Verwandte Merkmale ſind auch jeder ſchöpferiſchen Thätigkeit eigen.

Wenn wir vorhandene Elemente a, b, c, d .... in einem speciellen Fall derart in inneren Zuſammenhang bringen, daß die einzelnen Bildungselemente a, b, c, d .... in Folge dieſer Abhängigkeit eine Complexion φ (a b c d e ...) mit vorhin unbekannter Wirkung φ (a b c d e ...) = x bilden, ſo iſt dieſe Thätigkeit als eine ſchöpferiſche zu bezeichnen.

Es ſcheint faſt, als ob dieſe Begriffsbeſtimmung ſowohl Entdeckung, als auch Erfindung und künſtleriſche Schöpfung umfaßt und ſomit die nächſthöhere Gattung (das genus proximum) der Erfindung angiebt.

Es erübrigt nun, dem artbildenden Unterſchied (der differentia specifica) zwiſchen künſtleriſcher Schöpfung, Entdeckung und Erfindung nachzugehen.

Zwiſchen dem Schaffen des Künſtlers, des Erfinders, des Entdeckers ſcheinen Weſens-Unterſchiede nicht zu beſtehen, etwa der Art, daß man das künſtleriſche Opus als „Ausfluß des Göttlichen", als „Offenbarung" und daß man im Gegenſatz dazu die Entdeckung des Phyſikers, Mathematikers, die Erfindung des Ingenieurs mehr als pedantiſch-gewiſſenhaftes Austüfteln bezeichnen könnte.[3]

Das Unbewußte ſpielt, wie wir geſehen haben, hier wie dort dieſelbe, mehr oder minder weſentliche oder unweſentliche Rolle. Unterſcheidend ſind lediglich die Eigenſchaften, die das Geſchaffene kennzeichnen.

Die künſtleriſche Schöpfung (Compoſition, Dichtung, Skulptur, Bild) ſtellt uns bekannte Elemente in einer „Compoſition" vor, deren innerer Aufbau eine äſthetiſche Wirkung, die Befriedigung der Pſyche im Gefolge hat.

Die Entdeckung erweitert unſer Wiſſen und unſere Erfahrung.

Wenn der Mathematiker die beiden Seiten a und b eines Rechteckes in inneren Zuſammenhang bringt, ſo ſagt man, er

bildet eine ſogenannte „Function“ und drückt dieſen inneren Zuſammenhang allgemein durch das Functionszeichen φ (oder f) aus. Findet er nun, daß Function φ (a b) eine vorhin nicht bekannte Eigenſchaft beſitzt, etwa die, daß ſie den Flächeninhalt x des Rechtecks angiebt, ſo hat er unzweifelhaft eine Entdeckung gemacht, und zwar iſt ſie darin zu ſuchen, daß er es verſtanden hat, dieſen beiden bekannten Elementen a b ein vorhin unbekanntes Reſultat abzuzwingen, nämlich daß

$$a \times b = x.$$

Das Gleichheitszeichen „=“ deutet an, daß ein Gleichgewicht zwiſchen Soll und Haben, daß eine gewiſſe Befriedigung die Thätigkeit des Combinirens abſchließen muß. Es trifft dies nicht lediglich für mathematiſche, phyſikaliſche, ſondern auch für die Erfindung und für die künſtleriſche Schöpfung zu.

Wohlgemerkt liegt das Unbekannte nicht in den Einzelelementen, auch nicht in der zeitlichen oder räumlichen Combination der einzelnen Bildungselemente, ſondern lediglich in der Neuheit der *Wirkung* durch den beſonderen verwirklichten Fall.

Wenn es nun zutreffen dürfte, daß eine Kunſtſchöpfung einen *äſthetiſchen*, eine Entdeckung einen *erkenntnißtheoretiſchen* Effect beſitzt, ſo iſt es ſchwieriger, den *Effect der Erfindung* eindeutig zu kennzeichnen.

Und zwar hat dies darin ſeinen Grund, daß wir vor der Hand uns darüber noch nicht klar ſind, was Technik iſt und was Technik ſoll; kurzum, der Mangel an einer Realdefinition des Begriffes „Technik“ macht ſich hier ſchwer fühlbar.[4]

Im Allgemeinen wird jedoch die Unterſuchung, ob in einem ſpeciellen Fall eine Wirkung als „techniſcher Effect“ angeſehen werden kann, nicht ſchwer fallen; jedenfalls hat ſich dieſe Frage in der patentrechtlichen Praxis, wo ſie ſpeciell bei Berührungspunkten zwiſchen Geſchmacksmuſter und Gebrauchsmuſter auftaucht, ohne Inconſequenz entſcheiden laſſen.

Digitized by Google

Setzen wir den Begriff „technisch" als eindeutig bestimmbar voraus, so kennzeichnet sich die Erfindung als

„Schöpfung mit technischem Effect."

Wir können somit künstlerische Schöpfung, Entdeckung und Erfindung in das nachstehende Schema bringen:

Art	Gattung (genus proximum)	Art unterscheidendes Merkmal (differentia specifica)
Künstlerische Schöpfung (Artbezeichnung fehlt dem Sprachgebrauch)	Schöpfung $q\ (a'\ b'\ c'\ d' \ldots.) = x$	Effect: ästhetisch
Entdeckung		Effect: erkenntnißtheoretisch
Erfindung		Effect: technisch

Lediglich die Qualität des Effectes, der Charakter der Wirkung und somit auch der Zweck einer Schöpfung dürfte das artunterscheidende Merkmal zwischen künstlerischem Opus, Entdeckung und Erfindung bilden und ebenso auch den Maaßstab für den inneren Werth dieser abgeben.

Die Gesetze und die Voraussetzungen des Schaffens sind jedoch bei allen Dreien die gleichen.

P. K. von Engelmeyer-Moskau meint in einer seiner tiefen Arbeiten:[5]

„Drei Elemente bilden das technische Schaffen und überhaupt die technische That: erstens das Wollen, zweitens das Wissen und drittens das Können" . . . . „Wer nur will und nicht weiß, der ist ein Phantast. Wer nur weiß und nicht kann, der ist ein Ohnmächtiger."

Einwandfreier und von weit größerer definirender Kraft

dürfte es jedoch sein, nicht die Schaffensvorgänge an sich, sondern das Resultat der Schöpfung durch „Wollen, Wissen und Können" zu kennzeichnen.

v. Engelmeyer sagt weiter selbst: „Es ist einleuchtend, daß nicht nur das technische, sondern alles menschliche Schaffen, ja sogar jede zielbewußte That sich nach dem Schema des Dreiactes (Wollen, Wissen, Können) auffassen läßt."

Und in der That hat Goethe's „Faust" nicht nur impulsives „Wollen", den Willen zur Schaffung der tiefsten der Dichtungen, zur Voraussetzung. Goethe war gewiß auch ein „Wissender", der den inneren Zusammenhang zwischen Sein und Schein, menschlichem Wollen und Können in einer Tiefe durchschaute, wie wenig andere Sterbliche.

Ebenso ist sein „Können" gigantisch, wenngleich wir seine Schöpfungen nicht durch ihre Leistung in Pferdekraftstunden oder durch den technischen Nutzeffect η abschätzen können.

Es scheint gerade für die Erkenntniß des Wesens der Schöpfung, sei sie künstlerisch, wissenschaftlich oder technisch, von Bedeutsamkeit zu sein, daß die Entstehungsgesetze für die Gattung „Schöpfung" Wesensunterschiede nicht erkennen lassen.

Nicht das Schaffen an sich: Zweck, Ziel und Effect der Schöpfung bilden vielmehr das artunterscheidende Merkmal, die Differentia specifica, zwischen Kunstschöpfung, Entdeckung und Erfindung.

Dichtung, Composition, Gemälde und Skulptur appelliren an die Psyche des Menschen, haben einen ästhetischen Effect.

Jedes Kunstwerk regt zu neuer Bethätigung des Willens an: es vermehrt die jeweilige Summe, das Integral des Gewollten, es giebt der menschlichen Psyche Gelegenheit und Raum, sich in neuen Regungen auszuleben, und wirkt fruchtbar, wie der Sauerteig, der des Menschen Seele zersetzt oder läutert, zum Guten oder Bösen, Schönen oder Häßlichen mit suggestiver Kraft hindrängt, je nach der inneren Tendenz und dem Werthe des Opus.

Die Entdeckung hat einen Effect, der sich von dem der künstlerischen Schöpfung scharf unterscheidet.

Das Ziel des Entdeckers ist Erkenntniß des Seins, das Wissen. Er will in erster Linie das Integral des Gewußten vergrößern, bereichern. Jede Entdeckung bietet einen Beitrag, um den inneren Zusammenhang in der Natur zu ergründen, um das Räthsel des Seins und Werdens der Lösung näher zu bringen.

Und nun der Erfinder! Seine Schöpfung, die Erfindung, kann und will nicht die Psyche, auch nicht den Erkenntnißdurst des Menschen befriedigen.

Die Erfindung ist dem Realen gewidmet: sie bereichert den Schatz menschlichen Könnens durch neue Hülfsmittel.

Wenn der Geist willig, das Fleisch, die Materie schwach, träge ist, so giebt jede Erfindung ein Mittel, um natürliche Vorgänge zu beschleunigen, die Wirksamkeit der Dinge zu erhöhen.

> Die Aufgabe der Technik besteht darin, das physische Können des Menschen durch räumlich oder zeitlich gekennzeichnete Hülfsmittel zu erhöhen.

Der Inhalt des menschlichen Daseins ist von Hause aus flach und beschränkt: er wird ständig vertieft und ist bis ins Erstaunliche erweitert worden, einzig und allein durch die selbstschöpferische Thätigkeit des menschlichen Geistes.

Die Kunst schuf zuerst vorhin nicht gekannte Gefilde, auf denen die Psyche sich ausleben, sich dem Schönen in Tönen und Bildern hingeben kann.

Die Entdeckung und Erfindung fand lange keinen Raum zur Entfaltung: die genetische Kraft war im klassischen Alterthum gewissermaaßen absorbirt durch eine rückhaltslose Hingabe im Genusse der künstlerischen Schöpfung.

Bis in die Neuzeit hinauf klebte daher auch der Forschung eine gewisse mystische, künstlerische Auffassung des Seins an, eine Auffassung, die am liebsten nur das als „wahr" aner-

kennen wollte, was dem ſelbſtgeſchaffenen Schönheitsideal und der jeweiligen ethiſchen Weltanſchauung ſich zwanglos einfügen ließ.

Der zweite „Act“ in der Kulturgeſchichte wurde durch die Entdeckung, durch die ſtändige Bereicherung des „Gewußten“ eingeleitet. Die dritte Entwickelungsſtufe wird durch die techniſche Erfindung beherrſcht, die nunmehr die letzte Lücke in dem Dreiact der ſchöpferiſchen Thätigkeit des Menſchen ausfüllt.

Die Berechtigung der techniſchen Schöpfung, Erfindung gegenüber der wiſſenſchaftlichen und künſtleriſchen ſteht außer Frage: der Entwickelungsgeſchichte der Menſchheit zufolge dürfte ſie nicht nur die letzte, ſondern auch die höchſte Stufe bilden, auf der es dem Menſchen vergönnt iſt, ſich als Schöpfer auszuleben. Der Effect einer Erfindung iſt poſitiv greifbar und unbeſtritten gegenüber dem der künſtleriſchen und wiſſenſchaftlichen Schöpfung, während der Effect der letzteren beiden der Bekrittelung durch ſubjective Modeanſchauungen zugänglich iſt.

Vorausſetzung bei der Schöpfung und mithin auch bei der Erfindung iſt die Neuheit des Effectes einer Complexion $\varphi\ (a\ b\ c\ d\ \ldots) = x$.

Der Ausdruck „neue Erfindung“ iſt mithin eigentlich tautologiſch: eine „alte Erfindung“ iſt objectiv ein Unding.

Allerdings werden täglich zahlreiche Nacherfindungen gemacht, die ſubjectiv die Kennzeichen der Erfindung beſitzen und von den Erfindern ohne Kenntniß bereits vorhandener Löſungen wiederholt werden; objectiv fehlt jedoch die Bedingung, daß bei der Complexion

$$\varphi_1\ (a\ b\ c\ d\ \ldots) = x$$

der Effect x unbekannt iſt, ſobald eine Complexion

$$\varphi_2\ (a'\ b'\ c'\ d'\ \ldots) = x$$

alſo mit dem gleichen Effect x, bekannt war. Der Grundſatz: „Wenn zwei Größen einer dritten gleich ſind, ſo ſind ſie unter ſich ſelbſt gleich, iſt hier ohne Weiteres anwendbar; die Com-

plexion φ_1 iſt ſomit identiſch mit φ_2: eine Erfindung liegt nicht vor.

Sehr häufig tritt der Fall ein, daß innerhalb der Geſammtcomplexion φ_1 (a b c d . . .) mit dem neuen Effect x eine kleinere Anzahl von Einzelelementen infolge ihrer eigenartigen Anordnung ebenfalls einen neuen Effect x_2 aufweiſen, oder daß ein Element, etwa c, durch eine Complexion neuer Erfindungselemente erſetzt iſt, ſo daß wir für den letzteren Fall erhalten

$$\begin{aligned} \varphi_1\ (a\ b\ c) &= x \\ \varphi_2\ (\alpha\ \beta\ \gamma) &= x_2. \end{aligned}$$

Weiter kann von φ_2 ein Element (etwa β) durch eine dritte Complexion φ_3 ($\delta\ \varepsilon\ \gamma$) mit neuem Effect x_3 erſetzt werden u. ſ. f. Und in der That werden in jede Erfindung mit der Zeit eine Reihe von neuen, verbeſſernden Erfindungen ($\varphi_2\ \varphi_3\ \varphi_4 \cdots \varphi_n$) ſtaffelförmig eingeſchachtelt, die jedoch begrifflich, technologiſch und patentrechtlich der Erfindung φ_1 untergeordnet ſind und in einem Abhängigkeitsverhältniß zu φ_1 ſtehen, derart, daß

φ_2 nicht ohne φ_1,
φ_3 nicht ohne φ_2,
φ_4 nicht ohne φ_3
: : :

möglich iſt.

Ich möchte daher φ_1 als Erfindung erſter Ordnung, φ_2 als Erfindung zweiter Ordnung u. ſ. f. bezeichnen.

Bei patentrechtlichen Streitfragen pflege ich gewöhnlich die Analyſe von Erfindungen nach dem im Obigen nur kurz angedeuteten Verfahren einzuleiten; dieſelbe hat mir ſtets gute Hülfe geleiſtet. Zu beachten iſt dabei, daß man ſtets von dem Effect $x_1\ x_2$ der collidirenden Erfindungen ausgeht und dann erſt die Complexionselemente aus den Erfindungen φ_1 und φ_2 herausſchält und einer vergleichenden Unterſuchung unterwirft.

Ein Beiſpiel möge dies kurz erläutern. Prof. Dr. W. Nernſt hat ein elektriſches Glühlicht in Vorſchlag gebracht, bei dem der glühende, leuchtende Körper aus ſogenannten Leitern zweiter Klaſſe beſteht, welche ſich im kalten Zuſtande nahezu wie Stromiſolatoren verhalten, im hocherhitzten Zuſtande dagegen den elektriſchen Strom verhältnißmäßig gut leiten.

Schaltet man ein derartiges Glühſtäbchen in einen elektriſchen Stromkreis ein, ſo wird der Effect gleich Null, d. h. es tritt überhaupt eine techniſche Wirkung und insbeſondere die gewünſchte Lichtwirkung nicht ein.

Erhitzt man jedoch durch eine beliebige Vorwärme-Vorrichtung das Stäbchen bis zur Rothgluth, ſo wird es ſelbſt ſtromleitend, wird durch den in Wärme ſich umſetzenden Strom nunmehr dauernd auf Weißgluth erhalten und ſtrahlt — auch nach dem Aufhören des Vorwärme-Proceſſes — ſelbſtſtändig ein Licht aus, das aus hier nicht zu erörternden Gründen gegenüber den bekannten elektriſchen Beleuchtungsmitteln den Vorzug einer hohen Oekonomie beſitzt.

Die einzelnen Complexions-Elemente ſind nun

a) Glühkörper aus Leitern zweiter Klaſſe,
b) elektriſcher Strom,
c) Vorwärme-Verfahren.

Nebenbei bemerkt mag werden, daß die Bildungselemente einer Erfindung ſehr vielgeſtaltig ſind. Im vorliegenden Falle iſt beiſpielsweiſe Element a ein räumlich und ſubſtanziell gekennzeichneter Körper, Element b eine Form der Energie und Element c ein Verfahren, alſo ein verbaler Begriff.

Das Ziel, welches erreicht werden ſoll und erreicht wird, iſt: ein ökonomiſches elektriſches Licht. Die Urſache der Lichtwirkung iſt der elektriſche Strom (b) einerſeits und das Vorwärme-Verfahren (c) andererſeits; beide Elemente b und c wirken auf das Object (a), den Glühkörper, ein.

Digitized by Google

Wir haben alſo

Elektriſcher Strom b
Vorwärmung c
} eines Glühkörpers a = Licht = x

oder

$$\varphi_1 \ (b\ c \rightarrow a) = x_1.$$

Innerhalb dieſer Complexion b c → a ſind nun die Elemente c und a zahlreicher Variationen fähig.

Wir haben unter c ganz allgemein jedes Vorwärmeverfahren bezeichnet. Bei dieſer Faſſung würden ſämmtliche Ausführungsformen innerhalb des Kreiſes φ_1 fallen, wären alſo von φ_1 abhängig, gleichgültig, ob man die Vorwärmung durch ein Streichholz c', eine Zündflamme c'' oder durch eine complicirte Heizvorrichtung bewirkt, wie ſie Nernſt in ſeinen Patenten beſchreibt.

Dieſe elektriſche Vorwärme-Vorrichtung beſteht bekanntlich aus einer im Nebenſchluß zum Speiſeſtrom ſtehenden Platinheizſpirale (α), die beim „Anzünden" des Glühkörpers (a) durch den elektriſchen Strom (b') glühend gemacht wird, den eigentlichen Glühkörper (a) vorwärmt und ſodann durch eine elektriſche Regulirung (β) ausgeſchaltet wird. Die Vorwärmung c iſt alſo durch eine Complexion φ_2 ($\alpha\ \beta$) erſetzt worden, ſo daß

$$\varphi_1 \ (\overline{b\ c} \rightarrow a) = x_1$$
$$\downarrow$$
$$\varphi_2 \ (b'\ \alpha\ \beta) = x_2.$$

Soll nun $\varphi_1 \ (\overline{b\ c} \rightarrow a) = x_1$, alſo die umfaſſendſte Complexion, eine berechtigte Erfindung darſtellen, ſo muß die Vorausſetzung zutreffen, daß die Complexion Strom-Vorwärmung eines ſogenannten Elektrolytglühkörpers, noch nie den Effect Licht gehabt hat. In Wirklichkeit hat jedoch Jablochkoff bereits vor zwanzig Jahren in einem deutſchen Patent eine Complexion beſchrieben, die den gleichen Effect (Licht) haben konnte. Jedoch hat er nicht den allgemeinſten Fall behandelt, daß nämlich c

jede beliebige Vorwärmung darstellt. Jablochkoff bewirkt in eleganter Weise bekanntlich die Vorwärmung dadurch, daß er zwischen den Elektroden des Glühstäbchens Hochspannungs-Funken überspringen läßt, welche das im kalten Zustande isolirende Glühstäbchen bis zur Leitungsfähigkeit erhitzen.

Diese specielle Ausführungsform (c′) der Vorwärmung c verhindert mit einem Schlage, daß die allgemeinste, weittragendste Form der Erfindung

$$\varphi_1 \ (b\,\overline{c} \rightarrow a) = x_1$$

Gegenstand eines Schutzes sein kann, da bereits bekannt war,

$$\varphi \ (b\,(c') \rightarrow a) = x.$$

Und in der That beschränkt sich der Schutz des Nernst'schen Patentes denn auch lediglich dem Patentanspruch gemäß auf „eine vom Glühkörper getrennte, äußere Wärmequelle zur Erzielung eines bekannten Effectes (Vorwärmung — Licht)".

Was ist überhaupt noch neu? Diese Frage spielt in dem Patentwesen in dem oft erbitterten Kampfe der Parteien,[6] dem Patentamt einerseits und dem Erfinder andererseits, zuweilen eine geradezu grausame Rolle und macht oft jahrelange Erfinderthätigkeit zu nichte, eitle Hoffnungen zerstörend. Man könnte häufig versucht werden, Erfindungs-Jägern, die das Jagdgebiet der Erfindungen, das technische Kapital an vorhandenen Mechanismen und Elementen nicht beherrschen und kennen, zur Abschreckung rundweg mit dem Sohn des Akiba zu erklären: „Es sei Alles schon dagewesen." Und in der That würde diese Radikalkur häufig Segen stiften und Arbeit und Kapital vor unnützer Vergeudung bewahren. Jedoch hätte eine derartige Regierung der Neuheit auch noch einen ernsten, einen tieferen Sinn.

In einem zum mindesten überaus geistvoll geschriebenen Werk, betitelt „Grundlinien einer Philosophie der Technik", weist Ernst Kapp darauf hin, daß unsere meisten Erfindungen von der Natur bereits „vorerfunden" sind, daß unsere Erfinder

organiſche Vorbilder unbewußt copiren. Und wenn wir dem Unbewußten in den früheren Ausführungen nur ein eng umgrenztes Thätigkeitsgebiet zugeſtanden, ſo geht Kapp ſo weit, im Unbewußten ein „organiſirendes Princip" zu erblicken, das nach Bethätigung ringt und dem Erfinder — gewiſſermaaßen „ſuggeſtiv" — die Löſung unterſchiebt. Jedoch läßt ſich dieſe äußerſt frappirende Thatſache, daß viele unſerer Erfindungen ein Spiegelbild organiſcher Vorbilder, wie Kapp es nennt, „Organprojectionen" ſind, auch ohne Zuhülfenahme dieſes dem nüchternen Techniker etwas myſtiſch erſcheinenden, organiſirenden Princips erklären.

Die Natur hat ſeit Anbeginn des Weltalls an zahlloſen Problemen gearbeitet; und ſie hat nicht fruchtlos gewirkt, ſie hat ſie gelöſt. Klar iſt es, daß ſie nie irrt, daß die Löſung ſtets dem Zwecke angepaßt iſt. Die ganze Entwickelung des Weltalls, die Entwickelung der Pflanzen, der Thiere, der einzelnen Organe dieſer, iſt ſtets im Kampfe ums Daſein vom Zwecke und von der Wahrheit geleitet worden, die ja im letzten Grunde mit dem Zweckmäßigen identiſch ſcheint.

Organe, die den Keim des Zweckmäßigen in ſich tragen, haben ſich — geläutert durch die Prüfung der Jahrtauſende — erhalten; ſie haben ſich den Lebensbedingungen der Zeiten angepaßt und beſtehen heute noch in den Gliedern von Menſch, Thier und Pflanze. Unzweckmäßige Anläufe und Auswüchſe fielen dem Untergange anheim. Und wenn in der üppigen, erſten Entwickelungsperiode unſerer Erde groteske Saurier mit phantaſtiſch-furchtbaren Gliedern und Waffen die Lüfte und Wäſſer durchwälzten, ſo zeigt unſere jetzige Welt ein nahezu friedlich und harmlos ſcheinendes Bild. Der Kampf ums Daſein wird jetzt mit anderen Waffen ausgetragen, mit „Waffen, die der Intellect geſchaffen" und die, den Stempel des Zweckmäßigen an ſich tragend, uns ein Ziel auf dem kürzeſtmöglichen Wege erreichen laſſen.

Unſere älteſten Dampfmaſchinen, die Waſſerhaltungs-Maſchinen, gleichen mit ihren „kraftſchlüſſigen Ketten, Zahnbögen, den ſchlotternden Geſtängen und ihren Balanciers“ melancholiſch nickenden Ungeheuern und erinnern mit ihrer ungebundenen Willkür in Bewegung und Form unwillkürlich an den Ichthyoſaurus. Die unzweckmäßigen Glieder der Maſchine ſind (ebenſo wie der Ichthyoſaurus) verſchwunden und haben Zweckmäßigerem Platz gemacht. Ueberall treten uns eindeutig beſtimmte, der Willkür entzogene Bewegungen und Arbeitsvorgänge in den elegant laufenden modernen Maſchinen, die von verhältnißmäßig großer Einfachheit ſind, entgegen.

Es iſt nun einleuchtend, daß manche Erfinder-Aufgaben in der Technik geſtellt werden, die, wie ſich gewöhnlich ſpäter zeigt, die Natur bereits gelöſt hat.

Die Aehnlichkeit eindeutig lösbarer Probleme wird dann auch den praktiſchen Löſungen eigen ſein, die ſowohl in der Natur als auch in der Technik ihre Daſeins-Berechtigung erringen, ihre Prüfung vor dem unerbittlichen Forum der Zweckmäßigkeit beſtehen müſſen.

Der erſte Hammer beſaß ohne Zweifel dieſelbe Aufgabe, die ſo lange ſein getreues Vorbild, der menſchliche Vorderarm mit der zur Fauſt geballten Hand — unter tauſend anderen Aufgaben allerdings —, beim Fauſtſchlage erfüllt hatte. Aufgabe und Zweck des Hammers iſt es, dieſe Schlagwirkung womöglich durch Verlängerung des Hammerſtieles und Vergrößerung des Hammergewichtes noch zu vergrößern, die Leiſtungsfähigkeit des Fauſtſchlages zu erhöhen.

Der Hammer ſoll nicht die überaus mannigfaltigen Functionen der Hand übernehmen; er ſoll nicht kneten, faſſen, kratzen, nein, er ſoll einzig und allein zur Erzeugung der Schlagwirkung dienen, dafür aber auch den Schlag deſto gründlicher und intenſiver ausführen.

Und wie viel enger iſt die Aufgabe eines Hammers gegenüber ſeinem organiſchen Vorbilde! Wie weit ins Einzelne geſpalten iſt die Aufgabe der Werkzeuge, die alle unter den Begriff „Hammer“ fallen! Wie innig hat ſich die Form des Hammers ſtets dem jeweiligen Zwecke angeſchmiegt! Man denke nur an den Hand-, den Zuſchlaghammer, den Hammer des Schuhmachers, des Uhrmachers und an den Dampfhammer! In der That beſchränkt ſich die Aehnlichkeit einer „Organprojection“ mit ihrem Vorbild nur in der Uebereinſtimmung des Zweckes, der Aufgabe. Wird dieſe Aufgabe im Laufe der Zeit eine andere, ſo verſchwindet auch die — auf den erſten Blick recht verblüffend wirkende — Aehnlichkeit zwiſchen Organprojection und Vorbild. Und gerade hieran ſcheint Kapp hartnäckig vorbeigeſehen zu haben! Die Aufgabe eines Dampfhammers hat mit der einer menſchlichen Hand, die zu tauſend und abertauſend ſubtilen Bewegungen, „Manipulationen“, fähig iſt, wenig gemein — und in der That dürfte wohl auch Niemand die empfindungsfähige, nervöſe Hand eines Geigenvirtuoſen mit einem Dampfhammer vergleichen wollen.

Aus dem Entwickelungsgang dieſes erſten Werkzeuges, des Hammers, laſſen ſich einige morphologiſche Principien herausſchälen, die uns auch aus ſämmtlichen Erfindungen entgegenleuchten und denen, wie es ſcheint, zum mindeſten ein großer Antheil an dem Fortſchritte und der rapiden Entwickelung der Technik zugeſprochen werden muß, wenn man nicht gar ſo weit gehen will, die Urſache dieſes Fortſchrittes in der allmählich mehr und mehr durchſickernden Erkenntniß, Beachtung und Uebung dieſer Principien zu ſuchen.

Zweck jeder Erfindung, jedes Werkzeuges, jeder Maſchine war die Erhöhung der Leiſtungsfähigkeit in Erfüllung einer Aufgabe. Dieſes Ziel ſcheint nun — wenn wir der Entwickelungsgeſchichte der Technik überhaupt trauen und aus ihr

eine Lehre ziehen können — durch die Anwendung zweier Principien auf dem kürzeſten Wege erreicht worden; einmal durch das bereits berührte Princip, das in Beſchränkung der Mannigfalt der Aufgabe beſteht, und zweitens durch die Beſchränkung der Bewegungswillkür; und ſcheint es faſt, als ob das Paradoxon, „in der Beſchränkuug zeigt ſich der Meiſter," hier zur uneingeſchränkten Geltung kommt und jedem Erfinder als nie irrende Richtſchnur empfohlen werden kann.

Das Urbild des Hammers, die menſchliche Hand, kann von dem in Kugelgelenken, Scharniren, Bändern und Sehnen geführten Arm noch zu tauſenderlei Functionen verwandt werden; die Beſchränkuug dieſer Functionen auf eine, den Schlag, führte zur Erfindung des Werkzeuges, des Handhammers. Wird deſſen Bewegungsfreiheit der Willkür entzogen und wird die Bewegungsmöglichkeit auf eine einzige, eindeutig beſtimmte Bewegung beſchränkt, ſo haben wir die Maſchine, den Schwanzhammer und den Dampfhammer erfunden; der letztere kann nicht mehr die mannigfaltigen, von der Willkür und Geſchicklichkeit des Arbeiters abhängenden Bewegungen eines Handhammers ausführen; die einzige Bewegung, die durch zwangläufige Führungen erzielte Verticalbewegung, führt er jedoch weit präciſer und intenſiver als ein von Hand bethätigter Hammer aus.

Reuleaux hat dieſes Princip in ſeiner Kinematik ausgeſprochen, ſcheint es jedoch nicht umfaſſend genug formulirt zu haben.

Wenn er den Fortſchritt der Technik in der Vermeiduug des Kraftſchluſſes uud das Allheilmittel dagegen im Paarſchluß ſieht, ſo trifft dies keineswegs allgemein zu.

Unter Hinweis auf die Figuren 1 und 2 möge hier kurz der Unterſchied zwiſchen Kraftſchluß und Paarſchluß erläutert werden.

Die primitivſte Art der Lagerung der in der Pfeilrichtung

Digitized by Google

umlaufenden Welle a (Fig. 1) eines Waſſerrades war die, daß man die durch das Waſſerrad belaſtete Welle einfach auf zwei glatte Querbalken b eines Bockes ſetzte. Da die umlaufende Welle nun auf den Querbalken b ſeitlich abrollen würde, ſo ordnete man einen Anſchlagriegel c auf dem Joch b an, gegen den nun die Welle a aufzulaufen beſtrebt iſt.

Das Eigengewicht des Rades (alſo eine Kraft, die Schwerkraft) verhindert ein Steigen der Welle und hält ſie — unter normalen Umſtänden wenigſtens — in der gewünſchten Drehachſe.

Dieſer „Kraftſchluß" iſt naturgemäß eine unvollkommene Art der Lagerung bei Kraftübertragung: ein geringfügiges

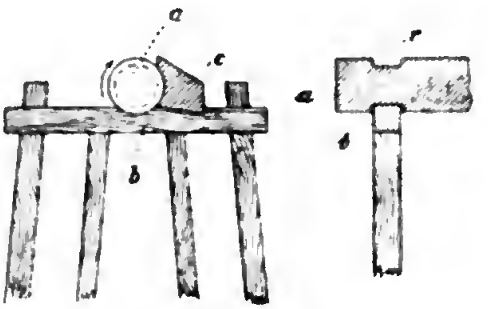


Fig. 1.

Hinderniß kann die ganze Welle mitſammt dem Waſſerrade aus der gewünſchten Lage ausheben. Ebenſo iſt eine horizontale Verſchiebung der Achſe in keiner Weiſe verhindert.

Bei längerem Lauf ſtrebt jedoch dieſe Lagerung einer bei Kraftübertragung wenigſtens, vollkommeneren Form, dem Paarſchluß, ganz von ſelbſt zu. Der Zapfen a nutzt ſich nämlich am Umfange an der Auflagerſtelle mit der Zeit ab und bildet ſchließlich eine tiefere Rille r, die nunmehr bereits laterale Vorſchiebungen des Rades in der Wellenachſe ganz von ſelbſt verhindert.

Ebenſo gräbt ſich der Zapfen a im Auflagerbalken b und in dem Anſchlagriegel c förmlich ein Bett ein, derart, daß auch das Ausſpringen der Welle aus der Drehachſe zum großen Theil verhindert iſt.

Vervollständigen wir nun die Umhüllung des Zapfens a, derart, daß der Zapfen vollständig durch eine ringförmige Lagerhülse umſchloſſen wird, ſo erhalten wir den ſogenannten Paarſchluß, wie ihn Fig. 2 ſchematiſch ebenfalls an einer Wellenlagerung veranſchaulicht.

c iſt eine Welle, die jedoch von vornherein mit einer Einziehung, mit dem ſchwächeren Zapfen a und dem Bund b verſehen iſt, ſo daß eine Verſchiebung der Welle in der Achſenrichtung ausgeſchloſſen iſt. Ebenſo iſt auch die Beweglichkeit in der Verticalebene durch die den Zapfen a am ganzen Umfange umſchließenden, feſtſtehenden Lagerſchalen d gehemmt. Während alſo beim Kraftſchluß (Fig. 1) die Begrenzung der Bewegungs-

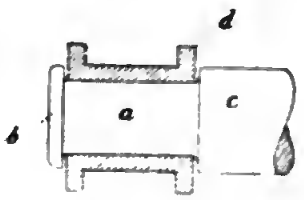


Fig. 2.

freiheit durch Mitwirkung einer Kraft, der Schwerkraft erfolgt, wird dies beim Paarſchluß (Fig. 2) lediglich durch die geſtaltliche Ausbildung der aneinander gekettеten Theile (Zapfen und Lagerſchale: „ein Paar“) und durch die Feſtigkeitseigenſchaften der Conſtructionstheile erreicht.

Allerdings trifft es nun häufig zu, daß der Paarſchluß dem Kraftſchluß überlegen (ſpeciell bei der Kraftübertragung) erſcheint, ſo daß man verſucht iſt, den Paarſchluß als höhere Form des Kraftſchluſſes anzuſehen. In Wirklichkeit hat dies jedoch keineswegs allgemeinere Gültigkeit.

Es würde beiſpielsweiſe durchaus keinen Fortſchritt in der Elektrotechnik bedeuten, falls man den Anker einer Dynamomaſchine, etwa durch Stellringe der Achſe begrenzt, paarſchlüſſig gegen die Feldmagnete laufen ließe. Man geſtattet ihm viel-

mehr — zu Gunsten des Nutzeffectes — sich kraftschlüssig pendelnd in die magnetische Schwerachse einzustellen. Aehnlich wäre es paradox, in der Feinmechanik die Ersetzung des Kraftschlusses durch Paarschluß zu fordern.

In den exacten Theilmaschinen und Meßinstrumenten soll gewöhnlich der „todte Gang", das Spiel, vermieden werden, d. h. die Bewegungsfreiheit der Theile soll auf die zulässige, die gewünschte Bewegung beschränkt werden; und dies wird in der Feinmechanik gerade durch ausgiebigst angewandten Kraftschluß erreicht. Ueberall finden wir bei Führungen, bei der Lagerung von Mikrometerschrauben u. s. w. Spannfedern, Gefühlschrauben und sonstige kraftschlüssige Glieder angewandt, die das Spiel verhindern sollen, eine Aufgabe, die selbst der geübteste Mechaniker durch Einschleifen von paarschlüssigen Führungen nicht erreichen kann.

Die Vermeidung des Kraftschlusses kann mithin keineswegs allgemeines Princip sein. Ein weit umfassenderer Grundsatz, den Reuleaux auch unbedingt gefühlt hat, verbirgt sich dahinter: es ist die Beschränkung der Bewegungsfreiheit innerhalb der Maschine, die Differenzirung, zur Erreichung größtmöglichster Leistungsfähigkeit.

Die Zange kann als Abbild des menschlichen Gebisses angesehen werden. Das Gebiß hat die Aufgabe, Gegenstände, insbesondere Speisen, Nahrungsmittel, zu zerbeißen und zu zermalmen. Die erstgenannte Aufgabe fällt auch den Beiß- und Kneifzangen zu — jedoch besteht die Aehnlichkeit der Zange, der Organprojection, mit dem organischen Vorbild, dem thierischen Gebiß, auch nur, solange der Zweck des Beißens, des Zertheilens beiden gemeinsam ist. Die Aehnlichkeit ist verwischt, wenn der Zweck ein anderer wird, beispielsweise bei der Flachzange, der Schmiedezange oder gar bei der Einspannklaue der Materialprüfungsmaschine, die eben schon, wie der Name sagt,

mehr einer „Klaue“ gleicht. Auch bei all den erwähnten Werkzeugen tritt das genannte Princip der erhöhten Leiſtungsfähigkeit bei Einſchränkung der Aufgabe, des Zweckes in den Vordergrund; man verlangt nicht mehr, daß eine Zange Gegenſtände, wie das Gebiß zermalme, ſondern höchſtens zertheile, zerbeiße oder feſthalte.

Als Vorbild aller optiſchen Apparate müſſen wir das Auge anſehen.

Wenn wir uns zum erſten Male klar machen, daß die Natur in unſerem Auge optiſche Probleme vor unermeßlicher Zeit praktiſch gelöſt hat, die des Menſchen zwerghaftem Witz auf die Dauer doch nicht unenthüllt blieben, ſo weiß man nicht, ob vor der geheimnißvoll waltenden, nie irrenden Natur oder vor dem Erkenntnißdurſte des Menſchen uns Staunen und Bewunderung erfüllen ſoll.

Die Erkenntniß des Sehproceſſes konnte uns erſt aufgehen, als wir den photographiſchen Apparat, das getreue Abbild des Auges, erfunden hatten. Im Auge ſpielen ſich photographiſche Proceſſe in rapider, ſtetiger Aufeinanderfolge ab, wobei von der achromatiſch gebauten Kryſtallinſe des Auges auf der lichtempfindlichen Netzhaut ein ſtets wechſelndes Bild der Außenwelt entworfen und in jedem Moment dem Bewußtſein übermittelt wird. Im photographiſchen Apparat, der bis ins Kleinſte dem Auge nachgebildet iſt, macht ſich dagegen auch — wie in allen techniſchen Erfindungen, die einen Fortſchritt bedeuten — eine Einſchränkung der Aufgabe bemerkbar. Der photographiſche Apparat ſoll nicht eine Reihe von zeitlich aufeinanderfolgenden Erſcheinungen reproduciren — dies erreicht ſeine Erweiterung, der Kinematograph —, ſondern nur einen einzigen Moment dauernd für alle Zeit fixiren, mithin die Thätigkeit des Auges, die ja Täuſchungen und der Aufmerkſamkeit des unſcharf Beobachtenden unterworfen iſt, in einer beſtimmten Richtung zu

verfeinern — und dieſer Aufgabe entledigt er ſich ja bekanntlich „mit photographiſcher Treue".

Beim Teleſkop, einer Combination der im Auge bereits vorhandenen Linſen, wird die Fähigkeit des Auges ebenfalls in einſeitiger Richtung verſchärft, verfeinert. Ein Rieſenteleſkop verlängert die Tragweite des Auges bis zu den entfernteſten Geſtirnen, als Opernglas iſt es nicht zu verwenden und über die Lebeweſen eines Waſſertropfens kann es uns vollends keinen Aufſchluß geben; hier muß das Mikroſkop an ſeine Stelle treten und die Fähigkeit des Auges in umgekehrter Richtung verfeinern. Jedoch wird auch hier, wie bei den übrigen techniſchen Variationen des Auges, die Leiſtungsfähigkeit nur erhöht, indem der Erfinder aus der Aufgabe des Auges einen kleinen, engumgrenzten Kreis herausgreift, den Zweck, die Anwendbarkeit, kurz, die Mannigfaltigkeit der Aufgabe beſchränkt.

Dasſelbe Princip leitet auch das Telephon, das Analogon unſeres Ohres. Die Membran, welche durch die Schallwelle in Vibration verſetzt wird, das Trommelfell, iſt beiden Apparaten, dem Ohr wie auch dem Telephon, gemeinſam. Beim Ohr jedoch bringen die Tonſchwingungen die abgeſtimmten Stäbchen des Corti'ſchen Organs in Reſonanz, gleichſam als wenn die Saiten eines Claviers beim Hineinſingen eines Tones mitklingen. Von dieſem „Miniaturclavier", wie es Helmholtz nennt, aus werden die die Vibrationen durch einen Aſt des Gehirnnerves zu den entſprechenden Gehirnpartien telegraphiſch gewiſſermaaßen übermittelt. Und wie das Corti'ſche Organ die rauhen, groben Schallwellen in ſubtile Nervenimpulſe umwandelt, ſo überſetzt auch die Inductionsſpule des Telephons die rohen Schallbewegungen der Membran (des techniſchen Trommelfelles) in fein abſchattirte elektriſche Stromimpulſe um, welche Leitungsdrähte, meilenweit mit Blitzesſchnelle durcheilend, in einem zweiten techniſchen Ohr, dem Empfängertelephon, die vernommene Botſchaft dienſtfertig reproduciren.

Aber auch hier wird die ſtaunenerregende Fähigkeit des „techniſchen Ohrs“, den Raum zu durchdringen, auf Koſten der Anwendbarkeit erreicht.

Die Anwendbarkeit des Telephons iſt eben an das Vorhandenſein zweier Apparate und der intransportablen Leitung gebunden, iſt alſo keineswegs mehr ſo mannigfaltig, wie die des organiſchen Vorbildes, des Ohres.

Wie aus den angeführten Beiſpielen zur Genüge erhellt, beſteht eine Aehnlichkeit zwiſchen techniſchen Löſungen und den organiſchen Vorbildern nur, falls der Zweck beider Organe identiſch oder ähnlich iſt. Daß die Natur gleichen Geſetzen wie die Technik beim Bau ihrer Werke, ihrer Erfindungen unterworfen iſt, beſtätigt nur die Richtigkeit, die Wahrheit der Geſetze, die ja der raſtloſe Menſch ſich nicht (wie philoſophiſche Seifenblaſen) aus den Fingern geſogen, ſondern mit ſeinem Spürſinn dem Wirken der Natur abgelauſcht hat.

Die Pflanze bietet Löſungen von zahlreichen Problemen. Sie iſt dem Künſtler ein Vorbild für die Schönheit der Form, ein Wunder im architektoniſchen Aufbau, eine chemiſche Fabrik, in der die geheimnißvollſten chemiſchen Reactionen der Aſſimilation praktiſch verwerthet werden.

Die verwirrende Fülle der Probleme geſtattet uns jedoch kaum, die Geſetze, die hier befolgt werden, klar zu durchſchauen.

Beſchränkt ſich dagegen der Zweck eines Organs auf Löſung einer einzigen Aufgabe, ſo leuchtet uns auch zuweilen aus der Löſung ein klar durchſichtiges Geſetz entgegen.

Das prägnanteſte Beiſpiel dafür bleibt immer der architektoniſche Anbau des Knochens. Drei Gelehrten, Meyer-Zürich, Wolff-Berlin und Culmann, haben wir die Erkenntniß zu verdanken, daß die Natur mit größtmöglicher Oekonomie ihre Werke baut. Culmann wies nach, daß die ſchwammartig ſpongioſen Bälkchen der thieriſchen Knochen keineswegs ein regel- und zweck-

loſes Gewirre von Knochenſubſtanz und Hohlräumen ſei, wie man bisher geglaubt. Er wies nach, daß das netzartige Gefüge der Knochenſubſtanz genau in denſelben Linien angeordnet iſt, welche der Ingenieur in der Graphoſtatik an Körpern ähnlicher Form entwickeln würde, die ähnlichen Kräftewirkungen (wie die Knochen) ausgeſetzt ſind.

Fig. 3.

Er entwarf beiſpielsweiſe einen Kran, dem er die Umriſſe des oberen Endes eines menſchlichen Oberſchenkelbeines gab, nahm eine den Verhältniſſen beim Menſchen entſprechende Belaſtung an und zeichnete in dieſen Kran die reſultirenden Zug- und Drucklinien ein. Es zeigt ſich nun, daß im menſchlichen Oberſchenkelbein die Knochenbälkchen genau dieſelbe Anordnung

Fig. 4.

haben, wie die theoretiſchen Zug- und Drucklinien am knochenähnlichen Kran.

Das Netzwerk des Knochengefüges iſt mithin genau nach den Geſetzen der Statik aufgebaut, ähnlich wie das Gitterwerk einer kunſtgerechten Brücken-Conſtruction.

Auch dieſes Beiſpiel zeigt deutlich, daß die Technik wohl denſelben Geſetzen wie die Natur folgt, und daß — falls beiden eine und dieſelbe Aufgabe geſtellt iſt — ihre Löſungen (und die Mittel zur Löſung) Identität aufweiſen. Keineswegs ſind Erfindungen und techniſche Conſtruction jedoch lediglich als nackter Abklatſch organiſcher Vorbilder anzuſehen. Die naheliegende Conſequenz, welche aus der Theorie der Organprojection gezogen werden könnte, bei Löſung techniſcher Probleme die Natur zu copiren, würde heilloſe Irrungen und Enttäuſchungen zeitigen.

Ein ſchlagendes Beiſpiel dafür bietet die Erfindungsgeſchichte der Nähmaſchine. Zahlreiche mühevolle Verſuche, die Handnaht maſchinell zu imitiren, ſind vergeblich geweſen, bis man ſchließlich mit dieſem Princip brach und unter Anwendung des Ketten- und Hakenſtiches verhältnißmäßig leicht zu befriedigender Löſung gelangte.

Aber auch dies Beiſpiel zeigt, daß die Beſchränkung der Aufgabe, die Theilung der Aufgabe auf zwei getrennte, Hand in Hand arbeitende Mechanismen dem Probleme die Löſung bot.

> Differenzirung, d. h. Beſchränkung in der Mannigfaltigkeit der Aufgabe und in der Bewegungswillkür einer Maſchine ſcheint das große, fortſchrittliche Princip zu ſein, das ſich aus der Entwickelungsgeſchichte der Erfindungen herausſchälen läßt und ſämmtliche Erfindungen wie ein rother Faden durchzieht.

Neuerdings macht O. Hertwig[7] in einer akademiſchen Feſtrede darauf aufmerkſam, daß dieſes morphologiſche Princip allgemeine Gültigkeit auch über die Grenzen der Technik hinaus beſitzt. Er geht auf die Anwendbarkeit gewiſſer organiſcher

Entwickelungsgeſetze, auf die ſocialen Probleme ein und weiſt darauf hin, wie gerade die durch geſteigerte Beherrſchung der Naturkräfte ſo außerordentlich geſteigerte Production auch die ſocialen Verhältniſſe völlig umgeſtaltet habe, ſo daß das wiſſenſchaftliche und techniſche Zeitalter zugleich auch das ſociale geworden iſt. Wie aber die Biologie uns zeige, daß eine höhere Organiſationsſtufe nur erreicht werde durch weitgehende „Differenzirung" der Theile und hierdurch bedingte größere gegenſeitige Abhängigkeit derſelben, ſo bedinge auch in der Staatenentwickelung die ſtets fortſchreitende Arbeitstheilung und die hierdurch hervorgerufenen, verwickelten Gegenſeitigkeitsverhältniſſe einen langſamen Fortſchritt zu höherer Organiſation mit reicherem ſittlichen Inhalt.

Im vorigen Jahrhundert haben ſich erfinderiſche Köpfe damit abgemüht, die Natur copirend, wunderliche Automaten zu bauen.

Das Staunen jener Zeit war Vaucanſon's Ente, welche fraß und es ſogar bis zur Verdauung gebracht hatte, desſelben Meiſters Flötenſpieler, der alle Finger richtig bewegte, die Clavierſpielerin des jüngeren Droz, welche auch beim Spiel gleichzeitig ihren Händen mit den Augen folgte und nach beendeter Kunſtleiſtung aufſtand, um der Geſellſchaft eine höfliche Verbeugung zu machen. In unſeren Augen iſt die Löſung dieſer Aufgaben, die eine beträchtliche Summe von Scharfſinn erforderte, gleichbedeutend mit leerer Spielerei, die wir mitleidig belächeln; und doch war es jenen Erfindern bitterer Ernſt. Das Ziel, dem wir Alle nachjagen, iſt eben im Laufe der Zeit ein anderes geworden; dies iſt der Grund des techniſchen Fortſchrittes.

„Wir ſuchen jetzt nicht mehr," wie Helmholtz ſagt, „Maſchinen zu bauen, welche die tauſend verſchiedenen Dienſtleiſtungen *eines* Menſchen vollziehen, ſondern verlangen im Gegentheil, daß eine Maſchine *eine* Dienſtleiſtung, aber an Stelle von *tauſend* Menſchen verrichte."

Anmerkungen.

[1] Lazarus Geiger, Zur Entwickelungsgeſchichte der Menſchheit, S. 87, 389 ꝛc.

[2] Peter Klimentitſch von Engelmeyer-Moskau, Dingl. Polyt. Journal 1899, Heft 2 ff.

[3] Kohler, Induſtrierechtliche Abhandlungen und Gutachten, Dichter und Erfinder, S. 1 ff. Berlin, Carl Heymann.

[4] „Technik iſt die Kunſt, Naturerſcheinungen planmäßig und auf Grund der erkannten natürlichen Wechſelwirkungen der Dinge ins Leben zu rufen." Peter K. von Engelmeyer, Dingl. Polyt. Journal 1899, Heft 7.

[5] Allgemeine Fragen der Technik. Dingl. Polyt. Journal 1899.

[6] Das Patentamt war urſprünglich als eine Stelle gedacht, die dem „Schutzſucher" Schutz gewährt. Das hat ſich allmählich geändert und wäre an und für ſich auch in der Ordnung, wenn nicht aus den patentamtlichen Verfügungen (Vorbeſcheiden ꝛc.) eine feindſelige Zugeknöpftheit ſpräche, die es geradezu als vornehmſte Pflicht zu betrachten ſcheint, jede Ertheilung eines Patentes auch dann hintanzuhalten, wenn der Anmeldung eine ſchutzfähige Erfindung zu Grunde liegt. Der Verkehr mit dem Patentamt beim Verfolg einer Patentanmeldung iſt ſelbſt für den geſchickteſten Ingenieur und allgemein Gebildeten nahezu ausſichtslos, ſofern dieſer nicht bereits ſich ſeine Erfahrungen in dieſer Hinſicht erkauft hat. Die Folge davon iſt die Entwickelung des Patentanwalt-Unweſens, über das man heute eine ſo lebhafte Klage erhebt. Es iſt erſtaunlich, daß man gegen das Letztere ſogar mit legislativen Maaßregeln, einem eigenen Geſetz, vorgehen will, während doch die Urſache in der hyperformalen Geſchäftspraxis und Geſchäftsſprache des Patentamts zu ſuchen iſt. Hier ſcheint in der That die merkwürdige Auffaſſung Princip zu ſein, daß die Sprache nur da wäre, um zu verſchweigen; zu verſchweigen, daß die Erlangung eines Patentes gewöhnlich auch dann möglich iſt, ſelbſt wenn der Vorbeſcheid dies als „ausgeſchloſſen" hinſtellt, daß es ferner lediglich auf eine entſprechende Formulirung des Patentanſpruches ankommt, zu verſchweigen, welch ein Patentanſpruch gebilligt werden kann u. ſ. f.

[7] O. Hertwig, Die Lehre vom Organismus und ihre Beziehungen zur Socialwiſſenſchaft, Jena 1899, G. Fiſcher.

Dante.

Von

Chr. Hönes,
Dekan in Nürtingen.

Hamburg.
Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vormals J. F. Richter),
Königliche Hofbuchhandlung.
1899.

Das Recht der Ueberſetzung in fremde Sprachen wird vorbehalten.

Druck der Verlagsanſtalt und Druckerei A.-G. (vorm. J. F. Richter) in Hamburg.
Königliche Hofbuchdruckerei.

Digitized by Google

1. Das Leben.

Unter den Culturvölkern des Mittelalters nimmt das italieniſche eine eigenthümliche Stellung ein. Politiſch ſcheinbar unbedeutend und machtlos, ein Anhängſel erſt des deutſchen Kaiſerthums, dann des franzöſiſchen Königthums, eine Lockſpeiſe für jeden kühnen Eroberer, ein Zankapfel für alle in den Vordergrund der Geſchichte tretenden Mächte, weiß es doch auf geiſtigem Gebiet eine führende Rolle zu übernehmen und zu behaupten. Zwei Erſcheinungen freilich, die im Mittelalter eine ſo hohe Bedeutung für das geiſtige Leben hatten, haben in Italien wenig Boden gefunden: das Ritterthum und die Kreuzzüge. Dafür aber hatte es einen Reichthum an Ueberlieferungen aus dem klaſſiſchen Alterthum, es zehrte an einer ruhmreichen Vergangenheit, während die übrigen Völker von vorn anfangen mußten. Hinwiederum tauchten auch die Ideen und Einrichtungen der Neuzeit hier viel früher auf, als anderswo. Die geographiſche Lage Italiens, die es nach allen Seiten hin offen hielt, das Papſtthum, das es in Verkehr mit allen chriſtlichen Völkern brachte, waren zwar die Urſachen, warum das Land ſo ſpät zu politiſcher Macht und Selbſtſtändigkeit gelangte, ſie brachten aber eine großartige Miſchung von Volks- und Culturelementen zu Stande, die für die Entwickelung des geiſtigen Lebens außerordentlich günſtig war. Blicken wir in das politiſche Treiben hinein, wie es ſich auf der apenniniſchen Halbinſel

im zwölften und dreizehnten Jahrhundert gestaltete, so gewahren wir hier sowohl bei den einzelnen Personen, als bei den einzelnen Gemeinwesen einen Freiheitsdrang und eine Regsamkeit, wie sonst nirgends. Die Oberherrschaft des Kaisers bestand fast nur noch dem Namen nach. Die aufstrebenden Städte ließen sich auch das Joch von Bischöfen und benachbarten Fürsten nicht mehr gefallen. Unter einander hatten sie blutige Fehden, und der Sieger verfuhr schonungslos gegen den Besiegten. Auch die Städte selber waren der Schauplatz innerer Zwistigkeiten. Meist machten verschiedene Adelsgeschlechter sich gegenseitig den ersten Rang streitig; dann entbrannte der Kampf zwischen dem Adel und dem aufstrebenden Bürgerthum. War der Adel verdrängt oder vernichtet, so traten die Zünfte, die reichen Vollbürger, an seine Stelle, und ihre Herrschaft lastete dann ebenso schwer auf dem geringen Volke. Dies veranlaßte neue Unruhen. Häufig gelang es einzelnen Volksführern, sich an die Spitze einer Partei zu stellen und mit ihrer Hülfe eine Gewaltherrschaft zu gründen. Diese rief dann wieder Verschwörungen hervor, wobei der Meuchelmord an der Tagesordnung war. Bei dem ohnehin heißen Blute des Volkes und bei der Wildheit der damaligen Sitten braucht man sich nicht zu verwundern, wenn unerhörte Greuel geschahen. Die Kirche, die berufen war, versöhnend und mildernd einzugreifen, war selbst Partei geworden, und ihre Würdenträger gaben sich allen Frevels der Parteiwuth rücksichtslos hin. So schrecklich aber auch diese Zeiten waren, so waren sie doch geeignet, eine großartige geistige Regsamkeit und gewaltige Charaktere hervorzubringen. Mit der Gefahr wuchs der Muth, ihr zu trotzen, mit dem Verluste die Fähigkeit, ihn zu ersetzen. Und neben den Helden des Lasters brachte die Zeit auch Helden der Tugend hervor. Neben den Zügen des schwärzesten Verrathes finden wir auch solche des hochherzigsten Edelmuthes. In beredter

Weiſe hebt Macaulay in ſeinem Eſſay über Dante die Vorzüge der Zeit heraus. „Religiöſe Begeiſterung, ritterlicher Sinn für Liebe und Ehre, demokratiſcher Freiheitsdrang ſind die drei gewaltigſten Mächte, die je auf die Sinnesart großer Menſchenmaſſen eingewirkt haben. Jede hat ſchon für ſich allein große Begeiſterung hervorgebracht und die wichtigſten Umwälzungen herbeigeführt. Zur Zeit Dante's wirkten alle drei oft vermengt, gewöhnlich aber im Streit mit einander auf den Geiſt des Volkes. Die ſchönſten Werke der Dichtung ſind ſtets in Zeiten politiſcher Wirren entſtanden, wie die üppigſten Reben und die lieblichſten Blumen auf einem Boden wachſen, der durch den Ausbruch eines Vulkans befruchtet worden iſt. Dies iſt der Fall ſogar in großen Gemeinweſen, wo die Arbeitstheilung dem Denker geſtattet, ſich in weiter Entfernung von den politiſchen Vorgängen der Erforſchung der Natur oder der des menſchlichen Geiſteslebens hinzugeben. Ganz anders aber iſt es in kleinen Staaten, wie in dem Dante's. Die Geſchichtſchreiber klagen darüber, daß die Parteileidenſchaften hier, wo beide Theile auf ſo engen Raum zuſammengedrängt waren, perſönliche Gehäſſigkeit annahmen, daß Jedermann ſtets in Waffen ſein mußte, und jeder Augenblick Krieg hervorrufen konnte; daß Griechenland in kleinlichen Händeln ſein beſtes Blut, womit es die Weltherrſchaft hätte erwerben können, vergoſſen habe; daß Italien die Kräfte und Fähigkeiten, durch die es ſich die Unabhängigkeit von Papſt und Kaiſer hätte verſchaffen können, vergeudet habe. Das iſt wohl wahr, aber die Sache hat auch ihre Kehrſeite. Die Menſchheit verdankt dem Römerreiche nicht ſo große Förderung, wie der Stadt Athen, noch dem franzöſiſchen Königreiche ſo viel, wie der Stadt Florenz. Die Heftigkeit der Parteileidenſchaft mag vom Uebel ſein, aber ſie ruft eine Beweglichkeit des Geiſtes hervor, die unter den jeweiligen Zuſtänden der Geſellſchaft um jeden Preis erzeugt werden muß. Der Stand der Dinge war

alſo nicht durchaus ein ſchlechter zu nennen; er war beſonders geeignet, die Gabe der Dichtung in Geiſtern zu wecken, die reich an Einbildungskraft und Beobachtungsgabe waren. Ebenſo wie die politiſchen Zuſtände wirkte der religiöſe Geiſt des Zeitalters auf dieſes Ergebniß hin. Fanatismus iſt ein Uebel, aber nicht das größte der Uebel. Jedes Mittel iſt gut, das ein Volk aus Erſtarrung und Erſchlaffung aufrüttelt, das ſeinen Geiſt von rein ſinnlichen Gegenſtänden zu, wenn auch irrigen Gedanken über Geheimniſſe der ſittlichen und intellektuellen Welt und von unmittelbar ſelbſtſüchtigen Intereſſen zu ſolchen lenkt, die ſich auf das Vergangene, das Künftige, das Fernliegende beziehen. Solche Wirkungen hat ſchon der ſchlimmſte Aberglauben erzielt, die katholiſche Religion aber hat ſelbſt in den Zeiten ihrer größten Entartung niemals den Geiſt des großen Lehrers eingebüßt, deſſen Vorſchriften die beſte Sittenlehre, deſſen Wandel das reinſte Vorbild ſittlicher Vollendung dargeboten hat."

Wie groß die Regſamkeit des Volkes und ſeine Fähigkeit, ſich von erlittenen Verluſten zu erholen, geweſen ſein muß, beweiſt nicht nur der ewige Wechſel, mit dem wir die bis zur Vertilgung beſiegte Partei an vielen Orten bald wieder als Siegerin auftreten ſehen, ſondern auch insbeſondere die Geſchichte einzelner Städte. So ſehen wir 1162 Mailand von Kaiſer Friedrich I. erobert und zerſtört und fünf Jahre darauf, 1167, in alter Macht dem gewaltigen Kaiſer trotzend. Ein kühnes, kraftbewußtes Geſchlecht wuchs heran; jede Eigenthümlichkeit ſuchte ſich in rückſichtsloſer Weiſe geltend zu machen; gewaltige Leidenſchaften wurden entfeſſelt und ihre Wirkungen waren oft entſetzlich. Der bunte Wechſel von Kriegen, Friedensſchlüſſen und Bündniſſen gab dem Feldherrn, dem Staatsmann, dem Redner reiche Veranlaſſung zur Entfaltung ſeiner Gaben und Fertigkeiten. Daneben zeigten aber auch Handel und Gewerbe, Künſte und Wiſſenſchaften einen großartigen Aufſchwung. Die

Universitäten Italiens, besonders Padua, Bologna und Salerno, standen im Mittelalter in hohem Ansehen. Arzneikunde und Rechtsgelehrsamkeit konnte sonst nirgends in Europa erlernt werden, als hier, und wenn auch das theologische Studium hauptsächlich in Paris seine Blüthe erreichte, so waren doch die Zierden dieser Hochschule Italiener (Petrus Lombardus — Thomas von Aquino) und Italien nahm regen Antheil an all den verschiedenen Formen, zu denen die mittelalterliche Theologie sich entwickelte.

In dem großen Kampfe zwischen Kaiserthum und Papstthum, der von der Mitte des elften bis zur Mitte des vierzehnten Jahrhunderts die ganze Christenheit bewegte, standen die italienischen Gemeinwesen überwiegend auf der Seite des Papstes, weniger aus religiösen Gründen, als weil ihre Freiheit vom Papste weniger zu befürchten hatte, als vom Kaiser. Das Papstthum, das in diesen kleinen Freistaaten eine Vormauer gegen das erstarkende Kaiserthum sah, begünstigte ihre Unabhängigkeitsbestrebungen und beeiferte sich, Bündnisse mit ihnen zu schließen. So war der lombardische Städtebund ein willkommenes Werkzeug für die Päpste, um die Uebermacht der hohenstaufischen Kaiser zu dämpfen, und selbst ein Barbarossa mußte trotz einzelner großer Erfolge sich endlich doch der Macht dieses Städtebundes beugen. Die Oberherrschaft des Kaisers wurde zwar nicht als unberechtigt angesehen, aber thatsächlich doch als Fremdherrschaft empfunden. Freilich, wenn schwächere Städte von stärkeren bedrängt wurden, war ihnen das Eingreifen des Kaisers stets begehrenswerth. Die Parteinamen Welfen, wie sich die Gegner, und Ghibellinen, wie sich die Anhänger des Kaisers nannten, blieben auch dann noch bestehen, als die Kaiser sich nicht mehr um Italien kümmerten und der Kampf fast ohne einen Gegenstand zu sein schien. Ob diese oder jene Partei, nicht ob der Kaiser oder der Papst herrschen solle, war die Frage.

Zu den bedeutendſten Freiſtaaten Italiens gehörte Florenz. Die Stadt hatte gegen das Ende des dreizehnten Jahrhunderts 150000 Einwohner, zählte 110 Kirchen, 300 Wollfabriken mit 30000 Arbeitern, 600 Notare, 80 Banken, die den Credit der ganzen Welt centraliſirten und die Anleihen aller Staaten Europas betrieben. Das Jahreseinkommen des Freiſtaates betrug 300000 Goldgulden.

Macaulay bemerkt hierzu, daß dieſes Einkommen dasjenige weit übertraf, das England und Irland zuſammen 300 Jahre ſpäter der Königin Eliſabeth liefern konnten. Während Dante in der göttlichen Komödie den Verfall der Sitten in Florenz und beſonders die unzüchtige Kleidung der Frauen rügt, entwirft ſein Zeitgenoſſe Villani eine viel vortheilhaftere Schilderung der Florentiner. Er nennt ſie einfach und beſcheiden, mit feinem, hellem Verſtand ſtets die beſten Auskunftsmittel erſinnend. Als geiſtreiche Spötter faßten ſie das Lächerliche mit Laune, Takt und artigem Weſen auf und vereinigten damit ein wohlbemeſſenes Benehmen. Leider war die Stadt der Schauplatz erbitterter Parteikämpfe, und alle Verſuche, Ruhe und Eintracht herzuſtellen, waren ſtets von kurzer Dauer. Wie ſchrecklich die Parteiverbitterung war, geht z. B. daraus hervor, daß die Ghibellinen eines Tages den Beſchluß faßten, die ganze Stadt zu zerſtören. Sie wurden übrigens vertrieben, ehe ſie dieſen Beſchluß ausführen konnten.

In dieſem Gemeinweſen wurde im Jahre 1265 Dante geboren. Wir ſind leider nicht in der Lage, ein lückenloſes Bild ſeines Lebensganges zu entwerfen; wir ſind lediglich auf einige Notizen der florentiniſchen Geſchichtsſchreiber, auf einzelne private und öffentliche Urkunden und auf die Andeutungen, die Dante in ſeinen Schriften giebt, die aber freilich als Dichtung und Wahrheit aufzufaſſen ſind, angewieſen. Die italieniſchen Biographen, an ihrer Spitze Boccaccio, haben kritiklos über-

lieferte Anekdoten und eigene Vermuthungen verwoben. Dante's Familie gehörte zu den angeſeheneren, war aber nicht adligen Ranges, wie man früher auf Grund eigener Aeußerungen des Dichters angenommen hatte. Dante ruft nämlich im Paradieſe beim Anblick ſeines Ahnherrn Cacciaguida aus: „O Adel des Blutes, was iſt es zu verwundern, daß die Menſchen da unten auf Erden ſo ſtolz darauf ſind, da ich bis in den Himmel den Stolz darauf gefühlt habe.“ Dieſer Cacciaguida ſoll von Kaiſer Konrad III. im heiligen Lande zum Ritter geſchlagen worden ſein; allein dadurch wurde die Familie nicht adlig, und auch dieſe Ritterwürde beruht lediglich auf dem Zeugniß des Dichters, der ſie wohl aus Familienüberlieferung hat. Scartazzini hat nachgewieſen, daß Dante's Familie in allen florentiniſchen Urkunden, wo ſie genannt wird, ſtets unter den bürgerlichen ſteht. Dem ariſtokratiſchen Geiſte des Dichters war es nun einmal Bedürfniß, ſich auch der Abſtammung nach „aus dem gemeinen Haufen“ zu erheben. Seine Familie war urſprünglich begütert, ihr Wohlſtand ſcheint aber im Sinken begriffen geweſen zu ſein; wir haben noch eine Reihe Schuldſcheine, die von Dante herrühren und die zuſammen auf den anſehnlichen Betrag von 33 000 Mark ſich beliefen. Wahrſcheinlich trat Dante das väterliche Erbe mit Schulden an und konnte ſich doch nicht entſchließen, Häuſer oder Güter zu verkaufen, weil er den Glanz des Hauſes zu ſchmälern fürchtete. Dante's Mutter ſtarb bald nach ſeiner Geburt, der Vater heirathete zum zweiten Male, ſtarb aber, ſo lange Dante noch ein Kind war. Es kann alſo weder von mütterlicher, noch von väterlicher Einwirkung bei ihm die Rede ſein. Ebenſowenig verdankte er wohl ſeinen Lehrern. Florenz beſaß zwar ein Gymnaſium, wo Dante in den üblichen Fächern, in der lateiniſchen Grammatik und Rhetorik, in der Arithmetik und auch in den Anfangsgründen des Griechiſchen unterrichtet wurde. Aber wie wenig hier geboten wurde, zeigt

ſchon das barbariſche Latein jener Zeit. Von den lateiniſchen Klaſſikern waren nur wenige bekannt und auch dieſe wurden nicht mehr verſtanden. Dante ſelbſt erzählt, daß er erſt im ſechsundzwanzigſten Lebensjahre Boethius de consolatione und Cicero de amicitia in die Hände bekommen und nicht ohne Schwierigkeit geleſen habe wegen ſeiner ſchwachen Kenntniß in der Grammatik. Der Dichter ſcheint ein Knabe geweſen zu ſein, den Wiſſensdurſt und Ruhmesdrang zu großartigen Anſtrengungen trieben. Für jede Kunſt und Wiſſenſchaft empfänglich, ſuchte er ſich beſonders in Muſik, Zeichnen, Naturwiſſenſchaften und Mathematik auszubilden; auch in körperlichen Uebungen that er ſich hervor. Ein Mann wenigſtens hat auf die geiſtige Entwickelung des Dichters großen Einfluß ausgeübt; dies war Brunetto Latini, der beſte Kenner der Alten, ein hochgebildeter Mann, für die Florentiner ihr Lehrer in den politiſchen Wiſſenſchaften, der mehrfach zu ſchwierigen diplomatiſchen Sendungen benutzt wurde. Er war der Mann der Praxis, der die Gelehrſamkeit aus den Schranken der Zunft heraus in die Kreiſe des Lebens führte. Während ſeines Aufenthaltes am Hofe Ludwig's IX. verfaßte er in franzöſiſcher Sprache eine Art Encyclopädie, den „Treſor", der den Umfang der gelehrten Bildung jener Zeit darſtellt. An einen regelmäßigen Unterricht durch ihn dürfen wir wohl nicht denken, ſondern eher an ein freundſchaftliches Verhältniß, wobei der gelehrte Meiſter ſeinem wißbegierigen Schüler die Schätze ſeiner Kenntniſſe zuführte, ihm vielleicht auch den Gebrauch ſeiner Bücherſammlung geſtattete. Wahrſcheinlich iſt der Grund zu Dante's encyclopädiſcher Bildung durch Brunetto gelegt worden. Leider war ſein Lebenswandel weniger erbaulich, und wenn er auch gewiß nicht ſittenverderblich auf ſeinen Schüler eingewirkt hat, ſo konnte er ihm doch auch kein Vorbild edler, ſittlicher Haltung geben. Auch als Dichter hat ſich Brunetto verſucht, aber ohne Geiſt und Geſchmack zu

zeigen. In einem ſeiner Gedichte ſagt er von ſich ſelbſt, er habe für ein bischen weltlich gegolten (un poco mondanetto), habe ſich aber bekehrt. Es ſcheint ihm dies aber nicht ganz gelungen zu ſein, denn Dante verſetzt ihn wegen eines häßlichen Laſters in die Hölle. Es könnte dies uns pietätlos erſcheinen, aber da ſein Lebenswandel allgemein bekannt war, ſo blieb dem Dichter, wenn er ſeinen Lehrer nicht mit Stillſchweigen übergehen wollte, nichts Anderes übrig, als ihn hier aufzuführen. Er ſagt dort von ihm (Hölle 15, 83):

Der theure Mann! Sein Vaterangeſicht
Noch ſeh' ich's vor betrübtem Geiſte ſchweben,
Wie einſtens, als er mich in heit'rem Licht
Gelehrt, wie Menſchen ew'gen Ruhm erwerben.
(Come l'om' s' eterna, wie der Menſch ſich verewigt.)
Und wie mir dies noch theuer iſt und werth,
Soll kund, ſo lang ich bin, die Zunge geben.

Da Italien das Land der Univerſitäten war, ſo liegt die Frage nahe, ob denn Dante nicht auch eine Univerſität bezogen hat. An der Luſt hat es ihm wohl nicht gefehlt, aber an den Mitteln; wenigſtens klagt er im Convito darüber, daß es ihm nicht vergönnt geweſen ſei, vom Tiſche der Engel zu ſpeiſen, d. h. offenbar eine Hochſchule zu beziehen.

Wenden wir uns nun zu ſeiner Jugend zurück! In einem Alter, wo ſonſt Frauenſchönheit wenig Eindruck auf die Seele der Knaben zu machen pflegt, in ſeinem neunten Lebensjahre, ſah Dante bei einem Maienfeſt ein achtjähriges Mädchen, deren Anblick ihn aufs tiefſte ergriff. In ſeiner früheſten Schrift (Vita Nuova = Neues Leben) ſchildert er, wie ihm ein neues Leben durch die Geliebte aufgegangen ſei, wie er ſich ewig nach ihrer Gegenwart geſehnt und doch nie vermocht habe, ſie ohne Zittern, ohne gewaltſames Schlagen aller Pulſe zu ertragen. Ein Gruß von ihr war ihm die höchſte Seligkeit. „Eine

Flamme von Zärtlichkeit für die ganze Welt kam über mich; ſie machte, daß ich Jedem verzieh, der mich beleidigt hatte.“ Den Eindruck, den die Jungfrau auf Jedermann machte, ſchildert er in folgendem Sonette:

So edel, ſittig iſt mein theures Leben,
Die Herrin, Andern ſich zum Gruße neigend,
Daß jede Zunge bebt, in Ehrfurcht ſchweigend
Und nicht ein Auge wagt, ſich zu erheben.

Sie hört ihr Lob von jedem Munde ſchweben
Und geht, ſo ſanft ſich und beſcheiden zeigend,
Daß ſie ein Wunder ſcheint, vom Himmel ſteigend,
Um ihn auf dieſer Erde kundzugeben.

Sie ſcheint ſo hold, wer immer ſie betrachte,
Und gießt durchs Aug' ins Herz ſo ſüße Triebe,
Daß die nur, die ſie fühlten, ſie verſtehn,

Und von den Lippen ſcheint ein Geiſt zu wehn,
So voll von Huld und Innigkeit und Liebe,
Daß er zu jeder Seele flüſtert: Schmachte!

Der Tod der Geliebten erſchütterte das Gemüth des Dichters aufs tiefſte, und es dauerte lange, bis er ſein Herz einer neuen Liebe öffnete und ſich der Gemma Donati vermählte.

Die Familie Donati gehörte zu den erſten der Stadt, und ſo ſchien dieſe Verbindung ein großes Glück für Dante zu ſein, aber ſie brachte ihm wenig Freude. Er erwähnt nie ſeiner Gattin; nach ſeiner Verbannung blieb ſie in Florenz und erzog die Kinder. Die Söhne nahm der Vater ſpäter zu ſich. Ein Verwandter Gemma's war der berüchtigte Corſo Donati, gewöhnlich der Baron genannt, der florentiniſche Katilina, ein Mann, der großes Unheil über ſeine Vaterſtadt brachte. Seine Schweſter, Piccarda, ein edles Weſen und ebenfalls eine Freundin Dante's, wurde von Corſo wider ihren Willen mit einem ſeiner Parteigenoſſen verlobt, und als ſie gleichwohl in ſeiner Abweſen-

heit den Schleier nahm, mit Gewalt aus dem Kloſter geriſſen und an den Brautaltar geführt. Ein anderer Donati, Foreſe zubenannt, war ein leichtſinniger Lebemann und hatte eine Zeit lang keinen günſtigen Einfluß auf Dante. Dieſer trifft ihn im „Fegfeuer“ und richtet die Worte an ihn:

Willſt du des gedenken,
Was du mit mir einſt warſt und ich mit dir,
So wird noch jetzt dich die Erinn'rung kränken.
(Fegf. 23, 115.)

Gegen weibliche Reize ſcheint Dante überhaupt nicht immer auf der Hut geweſen zu ſein. Ein Brief, den er aus den erſten Jahren der Verbannung geſchrieben hat — deſſen Echtheit freilich beſtritten wird —, beſchreibt die Verheerungen, die eine Dame aus Caſentino in ſeinem Herzen angerichtet habe. Dieſe Liebe habe alle anderen Gefühle in ſeinem Buſen vertrieben und in Feſſeln gelegt, ihm ſeinen freien Willen geraubt und den lobenswerthen Entſchluß, den er gefaßt habe, den Frauen zu entſagen, vernichtet. Canzonen, die dieſer Caſentinerin gelten, ſollen nach der Anſicht Einiger in Wahrheit die Liebe zu der ſpröden Vaterſtadt Florenz beſingen. Die Vertheidiger des Dichters ſehen auch in der Huldigung, die er im Fegfeuer der Gentucca von Lucca darbringt (ſie werde ihm eine Stadt theuer machen, der ſo Viele Uebles nachreden), nur ein Zeichen der Freundſchaft, nicht der Liebe. Allein Dante ſelbſt läßt gewiß nicht ohne Grund ſich im Paradieſe von Beatrice ſcharfe Vorwürfe machen wegen ſeines Flatterſinnes. Ein junger Vogel laſſe zwei- oder dreimal Pfeile auf ſich ſchießen;

Doch vor den Augen des bereits Beſchwingten
Wird Netz umſonſt geſpannt und Pfeil verſchoſſen;

er aber habe immer neue Pfeile der Mädchen erwartet.

Bezeichnend auch iſt es, daß der Dichter der göttlichen Komödie da, wo er in den Kreiſen der Hölle und des Fegfeuers

die Strafen für die Sünden der Fleiſchesluſt ſchildert, ſich am meiſten ergriffen zeigt. Nirgends iſt die Beklemmung ſeiner Seele tiefer und ſchmerzlicher. Es wird darum doch etwas Wahres ſein an dem Ausſpruch Boccaccio's: „Trotz ſolcher Vorzüge und Tugenden und trotz ſo hoher Gelehrſamkeit fand der Hang zur Ueppigkeit noch Boden genug, und zwar nicht allein in ſeinen jugendlichen, ſondern auch in ſeinen reiferen Jahren.“

Aus jenen Verirrungen, zu denen ihn Foreſe verleitet hatte, ſcheint ſich der Dichter bald wieder emporgerafft und fortgefahren zu haben, ſich all des Wiſſens zu bemächtigen, das ſeine Zeit beſaß. Die alten Klaſſiker, ſo viel man ihrer damals beſaß, dienten ſeinem Geiſte zur Nahrung, Ariſtoteles, „der Meiſter Derer, die da wiſſen“, wie er ihn nennt, und ſeine arabiſchen Erklärer, die großen Meiſter der Scholaſtik, und endlich auch die heilige Schrift. Die Bibel, in anderen Ländern den Laien unzugänglich und meiſt auch den Geiſtlichen wenig bekannt, wirkte in Italien, wo die lateiniſche Sprache die Sprache der Gebildeten war, nicht bloß als ein im Gottesdienſte gebrauchtes, ſondern auch als ein vielgeleſenes Buch auf das geiſtige Leben denkender Menſchen. Wie vertraut Dante mit dem Inhalt und mit der Sprache der lateiniſchen Bibel war, geht aus all ſeinen Schriften hervor.

Dante wollte aber nicht ein weltfremder Stubengelehrter werden, er ſtrebte nach thätigem Antheil an dem politiſchen Leben ſeiner Vaterſtadt, und es ſollte ihm auch bald ein entſprechender Wirkungskreis zufallen. Er hat ſeinen Mitbürgern im Krieg und im Frieden Dienſte geleiſtet. Er wurde bei Geſandtſchaften verwendet und fand auch Gelegenheit, ſich im Kriege auszuzeichnen. Er nahm 1289 an der Schlacht von Campaldino gegen Arezzo Theil, nach ſeiner eigenen Angabe „in den Waffen kein Kind mehr“. In ſeinem fünfunddreißigſten

Lebensjahre wurde ihm die Auszeichnung, daß er in den Rath der zwölf Prioren gewählt wurde. Hiermit begann sein Unglück. In Folge von Familieneiferſüchteleien waren die in Florenz übermächtigen Welfen in zwei Parteien geſpalten, in die „Weißen“ und in die „Schwarzen“. Ihr Kampf brachte die ganze Stadt in Verwirrung. Dante neigte zu den Weißen hin, bewies aber als Prior ſeine Unparteilichkeit dadurch, daß er für die Verbannung der beiderſeitigen Häupter ſtimmte, obgleich er dadurch auch ſeinen Freund Guido Cavalcante aus dem Vaterlande vertrieb. Die Weißen wurden nun bei dem Papſte Bonifacius VIII. als Ghibellinen verdächtigt und dieſer, der ſchon längſt gern Florenz in ſeine Gewalt bekommen und zum Kirchenſtaat hinzugefügt hätte, bot ſich an, ſeinen Günſtling Karl von Valois als Friedensſtifter zu ſenden. Mit aller Entſchiedenheit widerſetzte ſich Dante der Einmiſchung des Papſtes und des franzöſiſchen Prinzen; er ſoll ſogar, was freilich neuerdings mit Recht bezweifelt wird, ſelbſt unter den Geſandten geweſen ſein, die nach Rom geſchickt wurden, um die Sendung Karl's zu hintertreiben. Vor der Abreiſe ſoll er geſagt haben: „Wenn ich gehe, wer bleibt, wenn ich bleibe, wer geht?“ In Rom war alles beſchloſſene Sache, obgleich man ſich ganz uneigennützig ſtellte. Hatte doch Bonifacius ſogar dem Kurfürſten von Sachſen geſchrieben, er ſolle ſich bei Kaiſer Albrecht dafür verwenden, daß Toskana wieder in ſeine Gewalt komme. Dante lernte ſo die Zweizüngigkeit und Begehrlichkeit der päpſtlichen Politik kennen und faßte gegen Bonifacius VIII. einen tiefen Groll, der ſich an vielen Stellen ſeines großen Gedichtes faſt allzu leidenſchaftlich kundgiebt. Karl von Valois kam, vom Papſte mit Geld und Truppen unterſtützt; er verſprach zwar, ſich nicht in die inneren Angelegenheiten der Stadt zu miſchen, aber er ließ es zu, daß die Schwarzen mit Mord und Brand gegen die Weißen wütheten. Auch auf Dante entlud ſich der Zorn

der Gegenpartei. Sein Haus wurde geplündert und zerstört; er selbst wurde der Veruntreuung öffentlicher Gelder bezichtigt; und ohne jegliches Beweisverfahren, nur „weil das öffentliche Gerücht sie dieses Verbrechens beschuldige“ — so heißt es im Urtheilsspruch —, wurden er und mehrere seiner Amtsgenossen im Jahre 1302 auf zwei Jahre verbannt und in eine Geldstrafe von 18000 Lire verurtheilt. Da Dante die Geldstrafe nicht sogleich bezahlen konnte, wurde sein Vermögen eingezogen, die Verbannung auf Lebenszeit ausgedehnt und ihm bei Strafe des Scheiterhaufens verboten, das Gebiet der Stadt zu betreten.

Vergeblich machten die Vertriebenen Versuche, sich auf gütliche oder gewaltsame Weise die Rückkehr zu verschaffen. Auch der friedliebende Papst Benedikt XI. verwandte sich umsonst für sie. Unzufrieden mit seiner eigenen Partei, über die sich Dante mehrfach verächtlich und mißmuthig ausspricht, hoffte er persönlich sich mit seiner Vaterstadt aussöhnen zu können, allein die Bemühungen Derer, die im Besitze der confiscirten Güter waren, vereitelten sein Bestreben. Im siebzehnten Gesang des Paradieses läßt sich der Dichter sein trauriges Geschick durch seinen Urahn Cacciaguida vorauskündigen:

Wie Hippolyt geflohen aus Athen
Ob Phädras blut'gem Haß und argen Ränken,
So mußt auch du von Haus und Heimath gehn;
Dies wollen sie, dies ist's, worauf sie denken,
Und wo man Christum frech zum Markte trägt (d. h. in Rom),
Dort wird's zur That, dich schonungslos zu kränken
Und dem Gekränkten folgt, so wie er's pflegt,
Ein böser Ruf, allein die Wahrheit künden
Wird Gottes Rache, die den Argen schlägt.
Du wirst dich Allem, was du liebst, entwinden,
Und in dem bittern Schmerz, den dies erweckt,
Wirst du des Bannes ersten Pfeil empfinden.
Und wie geschenktes Brot versalzen schmeckt,
Wie hart es ist, zu steigen fremde Stiegen,
Wird durch Erfahrung dann von dir entdeckt,

Doch wird ſo ſchwer nichts deinen Nacken biegen,
Als die Gemeinſchaft mit der böſen Schaar (die Parteigenoſſen),
Mit der dem Banne du wirſt unterliegen.
In tollem Wahn, verrucht und undankbar
Bekämpft ſie dich, doch zeiget bald zerſchlagen
Ihr Kopf, nicht deiner, wer im Rechte war.
Wie ſinnlos dumm ſie, wird ihr Ausgang ſagen,
Und daß du für dich ſelbſt Partei gemacht,
Wird künftig dir die ſchönſten Früchte tragen.

Leider traf dieſe Weisſagung von den „ſchönen Früchten" nicht ein. Der Umſtand, daß er „ſich ſelbſt zur Partei gemacht", diente nicht dazu, ſein Leben angenehmer zu geſtalten. Aus jener leidenſchaftlich heftigen Abſage an die eigene Partei hören wir noch deutlich die Enttäuſchung heraus, die der Dichter an ſeinen Genoſſen erlebt hat, und die ſcharfen Auseinanderſetzungen, die endlich zum Bruche geführt haben. Dante ſtellte an ſich und darum auch an Andere die höchſten Forderungen und pflegte ſein Mißfallen gegen Freund und Feind rückſichtslos kundzugeben. So mag er ſich manchen hochgeſtellten Gönner entfremdet haben, und vielleicht iſt auch aus dieſem Grunde ſeine Ehe nicht glücklich geweſen. Das erfahrene Unrecht diente noch dazu, ihn bitterer und härter in ſeinem Urtheil zu machen.

Ueber das, was Dante in der Verbannung erlebte, darüber, welche Städte er geſehen und welcher Menſchen Sinn er erkannt hat, haben wir wenig ſichere Nachrichten. Zunächſt wandte er ſich nach Verona, wo die Familie della Scala, die Scaliger, herrſchten. Dieſe waren ſtets bereit, unglückliche Verbannte, beſonders ſolche von berühmtem Namen, aufzunehmen. Die Zuflucht, die der Dichter hier fand, wurde ihm aber bald genommen. Auf den ihm gewogenen Bartolomeo della Scala folgte deſſen Bruder Alboin, mit dem er ſich nicht befreunden konnte. Ruhelos wanderte der Verbannte in ganz Italien umher, er ſoll ſogar auch nach Frankreich und England gekommen ſein, und

aus einigen Stellen der göttlichen Komödie läßt ſich wenigſtens eine Bekanntſchaft mit Paris und mit Flandern erſchließen.

Auf ſeinen Reiſen fand er wohl auch in manchem Kloſter gaſtliche Aufnahme und zugleich in den Kloſterbibliotheken Mittel zu wiſſenſchaftlichen Studien; dieſe wurden nämlich trotz des unſteten Lebens mit unermüdlichem Eifer fortgeſetzt, ſo daß man wohl ſagen kann, Dante habe ſich des geſammten Wiſſensſtoffes ſeiner Zeit bemächtigt. Für ſeine ſchriftſtelleriſche Thätigkeit war es natürlich ſehr erſprießlich, daß er ſoviel von dem, was Natur und Kunſt in- und außerhalb der Grenzen Italiens Sehenswerthes boten, durch eigene Anſchauung kennen lernte und daß er Einblick in das politiſche Treiben ſo vieler Gemeinweſen gewann. Werthvoll für ihn wurde auch die Kenntniß der verſchiedenen Mundarten ſeines Vaterlandes, dadurch wurde er befähigt, der Schöpfer einer gemeinſamen Mutterſprache zu werden. Allein ihm ſelbſt brachte dieſes unſtete Leben viele Beſchwerden und Demüthigungen; er fand es, wie wir oben hörten, hart, fremde Treppen auf- und abzuſteigen, und fremdes Brot ſchmeckte ihm verſalzen. Durch alle ſeine Schriften geht die wehmüthige Klage über das Vertriebenſein aus der Vaterſtadt und über die Leiden und Entbehrungen, die ſein Leben mit ſich brachte.

Man könnte fragen, warum er denn die Verbannung ſo ſchwer genommen habe, da ihm doch bei ſeinen Gaben und Kenntniſſen die ganze Welt offen geſtanden hätte. Er bekennt ſich ja ſelbſt als einen Weltbürger, dem die Welt ſei velut piscibus aequor, „wie den Fiſchen das Meer“. Hätte er nicht wenigſtens in einer anderen Stadt Italiens eine gelehrte oder ſtaatsmänniſche Laufbahn einſchlagen können? Allein er war trotz allen Weltbürgerthums Florentiner mit Leib und Seele, und der Begriff eines gemeinſamen italieniſchen Vaterlandes war damals erſt im Werden begriffen. Zum Staatsmann oder Beamten fehlte dem Dichter die Geſchmeidigkeit des Fiſches im

Weltmeer, und ein akademiſches Lehramt war ihm, als einem Nichtakademiker, nicht zugänglich. Es iſt wohl anzunehmen, daß er ſich durch Privatunterricht da und dort ſein Brot verdient habe.

Die traurigen Erfahrungen, die er machte, und die im Zuſammenhang mit den verworrenen politiſchen Verhältniſſen ſeines Vaterlandes ſtanden, veranlaßten Dante, immer wieder über politiſche Dinge nachzudenken und nach einem Heilmittel für all dieſe Schäden zu ſuchen; und dieſes glaubte er in dem Kaiſerthum gefunden zu haben. Das alte Römerreich, das den Völkern Friede, Ordnung und gleiches Recht gebracht hatte, ſtand vor ſeiner Seele in idealem Glanze, und dieſes Römerreich fand nach ſeiner Meinung ſeine geradlinige Fortſetzung im römiſchen Kaiſerthum deutſcher Nation. Wie eine höchſte Obrigkeit da iſt für die geiſtliche Leitung der Völker, ſo muß auch die weltliche in einer Hand vereinigt ſein. Daß die römiſchen Kaiſer Deutſche waren, kam nicht in Betracht, da ſich im Mittelalter die Volkscharaktere noch nicht ſo herausgebildet und ſo ſcharf unterſchieden hatten, wie jetzt. Das römiſche Kaiſerthum hatte freilich ſeit dem Untergang des ſchwäbiſchen Kaiſerthums thatſächlich aufgehört; die Bedingungen ſeiner Lebensfähigkeit waren vernichtet. Dante zwar betrachtete es als eine ſchwere Pflichtverletzung, daß Rudolph von Habsburg, Adolf von Naſſau und Albrecht ſich um die Wirren Italiens nicht gekümmert hatten; aber in der Bevölkerung Italiens war das Andenken an die deutſche Herrſchaft ſo gut wie geſchwunden; nur einzelne lombardiſche und toskaniſche Ghibellinen wandten ſich von Zeit zu Zeit hülfeſuchend über die Alpen. Im Ganzen waren die Intereſſen faſt aller italieniſchen Machthaber und vor Allem die des immer mächtiger werdenden Frankreichs gegen die Erneuerung des alten Kaiſerthums. Aber ſiehe da! Was ein ausſichtsloſer Traum dieſes Dichters zu ſein ſchien, ſollte plötzlich zur Wirklich-

keit werden. Der 1308 zum deutſchen König erwählte Graf Heinrich von Lützelburg faßte den Entſchluß, die alten Rechte des Kaiſerthums wieder auszuüben. Wenn je ein Fürſt, ſo hat dieſer den Namen eines Romantikers auf dem Throne verdient. Franzöſiſch gebildet und von franzöſiſcher Ruhmbegierde erfüllt, ohne Kenntniß der thatſächlichen Verhältniſſe, folgte er lediglich dem Thatendrange ſeines Herzens, dem das proſaiſch gewordene Vaterland keine Nahrung bot. Wie ein Blitz aus heiterem Himmel wirkte die Nachricht von dieſem Entſchluſſe in Italien. Die faſt überall vertriebenen Ghibellinen athmeten auf, die Welfen erſchraken. Von einem höheren Geſichtspunkte faßte Niemand die Frage auf, Jeder dachte nur an ſeine Parteiintereſſen, Niemand wünſchte das Heil des ganzen Vaterlandes. Nur Einer trug mit klarem Bewußtſein ſolche Hoffnungen in ſich, und dies war ein Mann ohne Stellung, der bis jetzt umſonſt der Partei, der er angehörte, patriotiſche ſtatt ſelbſtſüchtige Geſinnungen beizubringen geſucht hatte, es war Dante.

Man kann ſich denken, wie er bei einer ſo ungeahnten, für ihn ſo herrlichen Erſcheinung erbeben mußte, aber man muß ſeine „Epiſteln" leſen, die fliegenden Blätter, die er während des ganzen Römerzuges ausſtreute, man muß ſie leſen in ihrer flammenden Beredtſamkeit, in ihrem Prophetentone, um die ganze Höhe ſeiner Verzückung und die ganze Tiefe ſeiner Verblendung zu ermeſſen. Es wird zwar die Echtheit dieſer Briefe angezweifelt, aber daß er ſolche geſchrieben hat, iſt verbürgte Thatſache, und ihr Inhalt kann wohl kaum anders gelautet haben, als der der vorliegenden. Gott hat ſich, heißt es in der erſten Epiſtel, des Menſchengeſchlechtes in ſeinem unerträglichen Jammer erbarmt, es hat ſich wieder aufgerafft der Löwe vom Stamm Juda, es kommt ein neuer Moſes, der das Volk von allen Plagen Egyptens erlöſen, ein friedlicher Titane, der die Gerechtigkeit wieder aufblühen laſſen wird. Italien, erhebe

dich in Freude und Jubel und gehe deinem Bräutigam entgegen, dem Tröſter der Welt, dem Stolze der Völker, Heinrich dem Huldreichen, Göttlichen. Wenn die gegenwärtigen Geſchlechter ſich etwas von dem alten Schwunge der Troer und Latiner bewahrt haben, ſo ſollen ſie eilen, den kaiſerlichen Aar zu grüßen, der mit der Raſchheit des Blitzes herabkommen wird. Der Luxemburger ſteigt in der That im Oktober 1310 von den Alpen herab mit einer Schaar von fünftauſend Söldnern; die verbannten Ghibellinen ſtrömen ihm von allen Seiten entgegen, auch Dante iſt unter ihnen. Er ſieht die Kaiſerliche Majeſtät, er hört ihre Worte und er ſpricht in ſeinem Innern: Ecce Agnus Dei, qui tulit peccata mundi (Siehe, das iſt Gottes Lamm ꝛc.). Aber er verlangt weder Aemter, noch Ehren, noch Belohnungen. Während ſein Landsmann und Mitbruder in Apollo, Cima da Piſtoja, in den Dienſt des Kaiſers tritt, begnügt ſich Dante, den „Meſſias“ geſehen zu haben und kehrt „an die Quelle des Arno“ zurück, um durch weitere Flugſchriften die Wege des Herrn zu bereiten und ſeine Pfade zu ebnen. Der Zug des Weltbefreiers war kein Triumphzug; der „friedliche Titane“ mußte durch Flammen und Blut vorwärtsdringen; die lombardiſchen Städte verſchließen ihm die Thore und werden nur mühſam erobert. Florenz wird der Mittelpunkt des Widerſtandes und ſeine reichen Geldmittel bereiten dem Kaiſer überall Schwierigkeiten. Die päpſtliche Zweizüngigkeit hatte zunächſt den gut katholiſchen Fürſten ermuntert, unter der Hand aber hetzte ſie gegen ihn auf, bis ſie zuletzt ſich offen gegen ihn erklärte.

Dante verdoppelt ſeine Mahnungen. „Alle Leiden, die einſt in ſeiner Treue das glorreiche Sagunt für die Sache der Freiheit erduldet hat, werdet ihr in eurer Verrätherei und Schande für die Sache der Sklaverei erfahren.“ Er wendet ſich an den Kaiſer und bittet ihn, ſich nicht mit der Unterdrückung der lombardiſchen Städte aufzuhalten, ſondern den

entſcheidenden Stoß auf das Hauptbollwerk des Widerſtandes auszuführen. Der Dichter und Träumer zeigt hier mehr ſtrategiſche Einſicht, als der kaiſerliche Heerführer, der die koſtbarſte Zeit, ſolange noch die Gegner von der Ueberraſchung gelähmt waren, in Oberitalien vergeudete und es doch nicht verhindern konnte, daß die eroberten Städte ſich wieder hinter ſeinem Rücken empörten. „Man muß die Axt an die Wurzel des Giftbaumes legen," fährt Dante fort, „die vergiftete Quelle iſt im Thale des Arno. Florenz iſt die Schlange, die die Eingeweide ihrer eigenen Erzeuger zerfleiſcht, das unreine Thier, das mit ſeiner Krankheit die Heerde des Herrn anſteckt, eine gottloſe Myrrha, die von blutſchänderiſchen Gelüſten verzehrt wird. (Das geht wohl auf das Bündniß mit dem heiligen Vater.) Erhebe dich alſo und mache deinem Zaudern ein Ende, erhabener Sprößling Iſais, glaube an deinen Herrn, den Gott Zebaoth, unter deſſen Augen du zieheſt, komm den Goliath zu erlegen mit der Schleuder deiner Weisheit und dem Steine deiner Macht; bei dieſem Sturze werden Nacht und Schatten des Schreckens das Lager der Philiſter bedecken und Israel wird erlöſt ſein."

Die Florentiner vermerkten den gegen ſie gerichteten Inhalt des Briefes ſehr übel. Als ſie daher einige Zeit ſpäter (September 1311) aus politiſcher Klugheit den größeren Theil der verbannten Weiſen zurückriefen, nahmen ſie Dante ausdrücklich von der Amneſtie aus. Und ſo kam es denn, daß der Dichter, für den bei ſeinen Lebzeiten nach dem ſchönen Ausdruck Michelangelos „der Himmel ſeine Thore immer weit offen hatte", die ſeiner Vaterſtadt unerbittlich bis zuletzt verſchloſſen fand.

Der Feldzug des Luxemburgers verlief kläglich. Der Widerſtand gegen „den Befreier" war allgemein und bildete ſich hinter ſeinem Rücken immer wieder neu, je weiter er ins Innere des Landes vorrückte. Er konnte ſich in Monza nicht der berühmten eiſernen Krone bemächtigen und mußte ſich mit einer

nachgemachten begnügen, wie er ſpäter in Rom, da ihm die Welſen den Zugang zum Heiligthum Sanct Peter's verweigerten, ſich in der Laterankirche krönen laſſen mußte. Auf der Rückkehr von Rom begann er endlich Florenz zu belagern, er erlag aber bald (Auguſt 1313) einem Siechthum, das er ſich bei der Belagerung von Brescia zugezogen hatte; und faſt ganz Italien nahm die Kunde davon mit einem wahren Gefühl der Erlöſung auf. Die Zeiten waren gar verändert ſeit den Hohenſtaufen. Dante wollte dies freilich nicht erkennen; während er früher geklagt hatte, daß „der Meſſias" ſo überlange zögerte, und in dem gewaltſamen Tode Albrecht's die himmliſche Strafe dieſer Unthätigkeit erblickte, ſucht er nun Troſt in dem Gedanken, daß der Retter zu früh gekommen ſei. Im Paradieſe erwartet ein Thron

Die Seele des hohen Heinrichs, die Italien
Zu heilen kommen wird, eh' es bereit iſt.

Nach dem Tode Clemens' V. machte ſich Dante zum Dolmetſch der öffentlichen Meinung und verlangte in einem an die italieniſchen Cardinäle gerichteten, ebenfalls den bibliſchen Ton anſchlagenden Schreiben die Zurückführung des päpſtlichen Stuhls von Avignon nach Rom. „Vielleicht," heißt es da, „werft ihr erzürnend ein: Wer iſt es, der nicht ſcheuend die plötzliche Strafe des Uſa (2. Sam. 6, 7) ſich gegen den wankenden Altar erhebt? Allerdings bin ich unter den von Jeſus Chriſtus geweideten Schafen eines der geringſten: bin ich ja ſchon viel zu arm, um mit prieſterlichem Anſehen auftreten zu können. Nicht durch Reichthum, ſondern durch Gottes Gnade bin ich, was ich bin, und der Eifer um ſein Haus verzehrt mich. Auch im Munde der Säuglinge und der Unmündigen ertönte ſchon die gottgefällige Wahrheit, und ein Blindgeborener hat die Wahrheit verkündigt, die die Phariſäer nicht bloß verheimlichten, ſondern auch boshaft zu verdrehen ſuchten." Er nennt ſich von ſo vielen

vernachläſſigten und unbewachten Schafen „eine einzige fromme, aber machtloſe Stimme, die ſich beim Leichenbegängniß der Mutter Kirche vernehmen läßt: „Ambroſius liegt im Winkel, vergeſſen liegen Auguſtinus und Beda; ſtatt ihrer führen ſie die Decretalen des Innozenz und des Cardinals von Oſtia im Munde; denn jene ſuchten Gott als das wünſchenswertheſte Ziel, dieſe (d. h. die Biſchöfe) ſtreben nur nach Einkünften und Pfründen.“ Viele ſeien im Stillen mit ihm einverſtanden, wenn ſie auch vor Erſtaunen ſtumm ſeien. „Noch lebt der Herr, und er, der der Eſelin des Bileam die Zunge zu löſen wußte, iſt auch Herr über die Thiere unſerer Tage.“

Das Schreiben, wenn es je an ſeine Adreſſe gelangte, hatte keine Wirkung; nach langer Wahlverſammlung wurde endlich (1316) Johann XXII., der Candidat der franzöſiſchen Partei, erwählt.

Noch einmal ſchien ein Hoffnungsſtern für Dante zu leuchten. Die ghibelliniſche Sache hatte an Uguccione della Faggiula einen erfolgreichen Vertreter. Die Piſaner hatten ihn zu ihrem Herrn erwählt, und an der Spitze der zurückgebliebenen kaiſerlichen Söldner brachte er den Welfen empfindliche Niederlagen bei. Im Jahre 1314 eroberte er Lucca, und hier ſcheint nun Dante einen durch die Liebe oder Freundſchaft jener oben erwähnten Gentucca verſchönten Aufenthalt gefunden zu haben. Im Jahre 1315 erfocht Uguccione einen entſchiedenen Sieg über die Florentiner, und nun ſchien ſich das Blatt vollſtändig gewendet zu haben. Allein durch ſeine Härte machte ſich Uguccione verhaßt; im April des folgenden Jahres empörte ſich Lucca gegen ihn und bald darauf auch Piſa, und er mußte ſich nach Verona an den Hof der Scaliger flüchten. Florenz erneute das Urtheil gegen die Ghibellinen, gegen die Weißen und gegen Dante und ſeine Söhne. Dante wird, als zu keiner Partei gehörig, beſonders angeführt; ſeine Söhne hatten wohl mitgekämpft.

Er hatte übrigens noch Freunde in der Stadt, die sich für seine Rückkehr bemühten. Sie riethen ihm, ein Gesuch um Begnadigung einzugeben. Man gab ihm zu verstehen, daß die Aufhebung seiner Verbannung zugestanden werden könne, aber unter den für Alle gleich geltenden Bedingungen: Zahlung einer Geldsumme und öffentliche Kirchenbuße. Dante konnte sich hierauf nicht einlassen; er war sich keiner Schuld bewußt und verzichtete lieber auf die angebotene Begnadigung. „Das also wäre die glorreiche Zurückberufung," schreibt er, „durch die Dante Alighieri, nachdem er nahezu drei Lustren die Verbannung getragen hat, seinem Vaterlande wiedergegeben würde. Diesen Lohn hat seine Unschuld verdient, dies der Schweiß und die Anstrengung, die er auf die Wissenschaft verwendet hat? Fern sei von einem Manne, der ein Vertrauter der Philosophie ist, die unbesonnene Niedrigkeit eines irdisch gesinnten Herzens, daß ich es über mich gewänne, mich zur Buße zu stellen. Fern sei es von einem Manne, der überall Gerechtigkeit predigte und der Unrecht erduldet hat, daß er den Urhebern dieses Unrechts, als wären es seine Wohlthäter, sein eigenes Geld zahle. Nicht das ist der Weg, in das Vaterland zurückzukehren. Wenn es nicht einen Weg giebt, der dem Rufe Dante's und seiner Ehre nicht zuwider ist, so werde ich niemals nach Florenz zurückkehren. Und warum nicht so? Werde ich nicht das Licht der Sonne und der Gestirne überall erblicken? Werde ich nicht unter jedem Himmel den süßesten Wahrheiten nachforschen können, so lange ich mich nicht dem Volke von Florenz gegenüber ruhmlos, ja ehrlos benehme?"

Das Anerbieten der Rückkehr und die Antwort darauf werden neuerdings stark angezweifelt, doch scheint mir die innere Wahrscheinlichkeit stark für die Geschichtlichkeit zu sprechen. Wie heiß der Wunsch nach einer ehrenvollen Zurückberufung in Dante's Seele war, das spricht er in einem der letzten Gesänge der göttlichen Komödie aus (Paradies 25, 1 ff.):

Zwäng' einſt das heil'ge Lied, zu dem die Erde,
Zu dem der Himmel mir den Stoff gereicht,
Durch deſſen Müh'n ich blaß und mager werde,
Die Härte, die von dorten mich verſcheucht,
Wo ich, ein Lamm, geruht in ſchöner Hürde,
Jedwedem Wolfe feind, der ſie umſchleicht,
Mit and'rem Ton und Haar (d. h. ergraut) als Dichter würde
Ich kehren und am Taufquell dort empfahn
Im Lorbeerkranz der Dichtung höchſte Würde.

Inzwiſchen war in Verona der jüngſte der Scaliger, Franzesco, genannt Can Grande, der während Dante's erſtem Aufenthalte noch ein Kind war, herangewachſen und hatte ſich als kaiſerlicher Statthalter von Oberitalien rühmlich hervorgethan. Bei ihm ſcheint Dante eine beſonders freundliche Aufnahme gefunden zu haben. Ehrenvoll erwähnt er ihn an verſchiedenen Stellen ſeines Gedichtes, rühmt ſeine Freigebigkeit und läßt ahnen, daß er große Thaten von ihm hoffe. Wir haben auch noch das freilich angezweifelte Widmungsſchreiben, mit dem er den dritten Theil ſeines Werkes dem edlen Gönner überſandte. Lange ſcheint es Dante am Hofe zu Verona nicht ausgehalten zu haben. Ob er mit Can Grande zerfiel, wie die Sage berichtet, oder mit den Hofleuten ſich nicht ſtellen konnte, wiſſen wir nicht. Can Grande rechtfertigte übrigens die hohen Erwartungen, die auf ihn geſetzt wurden, nicht; das Glück, das ihn eine Zeit lang begünſtigt hatte, verließ ihn in ſeinen ſpäteren Jahren.

Die letzte Zeit ſeines Lebens brachte der Dichter in Ravenna zu. Dorthin hatte ihn ein edler Ritter, Guido Novello da Polenta, eingeladen, ein Mann, der ſelbſt dichteriſch begabt war und hervorragende Männer gern in ſeinen Freundſchaftskreis zog. Man hat geglaubt, daß der Dichter hier inmitten ſeiner Söhne und Töchter noch einen ſchönen Lebensabend genoſſen habe. Allein, gerade aus dieſer Zeit tönt die Klage des

Dichters über seine drückende Armuth am vernehmlichsten, so daß es den Anschein hat, als ob Guido um das leibliche Gedeihen seines berühmten Gastes sich wenig bekümmert hätte. Er verwendete ihn einmal zu einer Gesandtschaft nach Venedig. Auf der Rückreise, die durch sumpfiges Land geschah, zog sich Dante eine Krankheit zu und am 21. September 1321 ereilte ihn der Tod. Er zählte 56 Jahre und 4 Monate. Ein so herbes Schicksal mußte auch die zäheste Lebenskraft vor der Zeit aufreiben. Es setzt eine ungeheure Kraft des Geistes voraus, mit solcher Unerschütterlichkeit an einsamen Idealen festzuhalten. Nach Boccaccio versetzte die Nachricht vom Ableben des großen Dichters ganz Ravenna in Trauer. Die edelsten Bürger von Ravenna trugen ihn zu Grabe; Guido ließ den Sarg festlich schmücken, verfaßte poetische Inschriften für das Bahrtuch und die Kränze und hielt selbst die Trauerrede. Seinen Plan, dem Dichter ein würdiges Grabmal zu setzen, konnte er nicht ausführen, da er schon im folgenden Jahre vertrieben wurde. Im Jahre 1329 wollte der Cardinallegat Bertrand du Poyet, der Dante's Schrift über die Monarchie als ketzerisch verbrennen ließ, dasselbe mit den Gebeinen des Verfassers thun, allein es widersetzten sich zwei angesehene Ritter diesem schmählichen Ansinnen. Auch die Stadt Florenz zeigte, daß sie ihren großen Bürger zu ehren wußte. Sie verlangte seine Gebeine zurück, ein Begehren, das damals und später, so oft es erneut wurde, abgewiesen wurde. Auch Leo X., Herr von Florenz und von Ravenna zugleich, wollte im Jahre 1515 die Ueberführung der Gebeine, und Michelangelo war bereit, ein würdiges Denkmal zu schaffen, allein. als man den Sarg öffnete, war er leer. Die Franziskaner, in deren Kirche der Dichter begraben war, hatten durch ein Loch in der Mauer vom Innern des Klosters an den Sarg gelangen und ihn leeren können. Erst im Jahre 1864 fand ein Maurer die Kiste, in der Dante's Gebeine ge-

borgen waren, so daß sie n ver in den Sarkophag gelegt werden konnten. Der Fund machte damals großes Aufsehen; ob freilich diese Gebeine die echten waren, ist fraglich. Im Jahre 1373 gründete die Stadt Florenz einen eigenen Lehrstuhl zur Erklärung der göttlichen Komödie, dessen erster Inhaber war Boccaccio. Von Dante's Nachkommen sind uns bloß zwei Söhne bekannt: Peter, dem die Gattin Guido's zwei Pfründen, die sie verleihen konnte, überließ (ohne daß er deshalb ein Geistlicher gewesen zu sein braucht), und Jakob, der ein geachteter Rechtsgelehrter wurde. Weil er die Sporteln nicht bezahlen konnte oder wollte, wurde Peter Dante gerichtlich belangt. Eine Tochter Dante's soll in einem Kloster verstorben sein. Die Wittwe überlebte ihren Mann noch viele Jahre.

Dante's persönliche Erscheinung war von mittlerer Größe, im Alter war er etwas gebückt. Er hatte ein längliches Gesicht, Adlernase, große Augen und großes Kinn, etwas vorstehende Unterlippe, braune Gesichtsfarbe, Bart und Haare dicht, schwarz und kraus, dem Aussehen nach stets melancholisch und in Gedanken vertieft. (Eine Frau in Ravenna meinte, die braune Farbe und der krause Bart komme vom Höllenfeuer her.) Dante selbst klagt, daß seine persönliche Erscheinung nicht vortheilhaft wirke und oft sogar die Bewunderung, die seine Schriften gefunden haben, herabstimme. Sein Gang war ernst und gemessen, seine Kleidung gewählt und standesgemäß. Sein ganzes Wesen war von seltener Höflichkeit und feinen Formen, im Essen und Trinken war er äußerst mäßig. Selten sprach er ungefragt, dann aber mit Ueberlegung und auf eine dem Gegenstande entsprechende Weise. Er liebte die Einsamkeit; fiel ihm, während er in Gesellschaft sich befand, ein Gedanke ein, der sein besonderes Interesse in Anspruch nahm, so antwortete er auf keine Frage, bis er jenen vollständig durchdacht hatte. In Siena befand er sich einst im Laden eines Apothekers; hier wurde ihm

ein Buch gezeigt, das unter Gelehrten großes Aufſehen machte. Da er es nicht mit ſich nehmen durfte, ſetzte er ſich auf eine Bank vor den Laden und fing an, eifrig zu leſen. Auf dem Platz und vor ſeinen Augen wurde in Gegenwart zahlreicher Zuſchauer ein Feſt abgehalten mit Wettkämpfen und Tänzen; aber trotz des lauten Lärmes ſah Niemand den Dichter aufblicken oder ſeine Augen von dem Buche abwenden. So ſaß er bis gegen Abend, und als ihn Jemand fragte, wie er ſich dem Anblick eines ſo ſchönen Feſtes habe entziehen können, antwortete er, er habe gar nichts davon bemerkt. (Bocc.)

2. Die kleineren Werke Dante's.

Die erſte ſchriftſtelleriſche Leiſtung Dante's, das Neue Leben, die Vita Nuova, haben wir ſchon erwähnt. Es beſteht aus Gedichten und aus zwei Arten von Proſa. Die eine ſoll die Gedichte unter einander verbinden, ihre Veranlaſſung und Entſtehung berichten, die andere zerlegt und behandelt ihren Inhalt in ſonderbar ſcholaſtiſcher Weiſe. Bei den Gedichten, die vor den Tod der Beatrice fallen, folgt die Erklärung nach, bei den anderen geht ſie voraus, „damit ſie an ihrem Ende um ſo verwaiſter erſcheinen, wie ja auch ich durch den Tod der Geliebten verwaiſt bin.“ Solche Spitzfindigkeiten muthen uns freilich ſeltſam an. Dahin gehört auch die Zahlenſpielerei. Dante bringt nämlich einen geheimnißvollen Zuſammenhang zwiſchen ſeiner Beatrice und der Zahl 9 zu Stande. Er hat ſie das erſte Mal im Alter von neun, das zweite Mal in dem von achtzehn, d. h. zweimal neun Jahren getroffen; ſie iſt geſtorben, da das Jahrhundert neunmal den Verlauf von zehn Jahren vollendet hatte (1290), und zwar nachdem die drei erſten Stunden der Nacht vorüber und noch neun Stunden übrig waren, in einem Monat, der der neunte des ſyriſchen Kalenders war. Alſo war Beatrice eine Neun, d. h. ein Wunder, deſſen

Wurzel nichts Anderes ist, als die heilige Dreieinigkeit. Wir werden später noch von den Zweifeln an der geschichtlichen Beatrice zu reden haben, aber wir müssen hier doch, dem englischen Danteforscher Moore beipflichtend, hervorheben, daß diese gezwungenen Deuteleien gerade für die geschichtliche Existenz Beatrice's sprechen. Wäre sie ein bloßes Geschöpf der Dichtung, so hätte ihr Tod in den neunten Monat des christlichen Jahres verlegt werden können, und Dante wäre der Mühe enthoben gewesen, sich mit dem syrischen Kalender zu helfen.

Die scholastische Darstellung darf uns aber nicht abhalten, auch die prosaischen Theile des Neuen Lebens als eine schriftstellerische Leistung ersten Ranges zu bewundern. Die Sprache ist edel, klar und rein, die Darstellung einfach und doch ergreifend, die Erzählung anschaulich und rührend.

Mit den Gedichten aber hat sich der junge Dante mit einem Male in die Reihe, ja an die Spitze der gefeiertsten Dichter seiner Zeit gestellt. Um seine Verdienste recht würdigen zu können, müssen wir uns zunächst mit seinen Vorgängern etwas bekannt machen.

Als Liebesdichter hat Dante seine Anregung zunächst von den provençalischen Troubadours erhalten; er hat auch selbst in provençalischer Sprache gedichtet. Im südlichen Frankreich, diesem begnadigten Winkel der Erde, war inmitten der allgemeinen Barbarei eine seltsame Kunst aufgeblüht, „die heitere Wissenschaft“ (gay saber). Dort blühten jene Liebeshöfe (cours d'amour), wo die großen und schönen Damen des zwölften Jahrhunderts alle Streitfragen, die sich unter Liebenden erhoben, zu schlichten suchten. Berühmt war der aus sechzig Frauen bestehende Liebeshof der Gräfin von Champagne, ebenso der der Königin von Frankreich. Da wurden Fragen erörtert, wie die, ob ein zu einem Ritter in einem sittsamen Liebesverhältniß stehendes Fräulein, das nachher einen Anderen heirathet, be-

rechtigt ſei, ihren früheren Geliebten zurückzuweiſen. Eine habgierige Kokette wurde verurtheilt, entweder dem Liebenden Gehör zu ſchenken oder ſeine Geſchenke abzulehnen. Dem einfachen und natürlichen Gefühl der Liebe wurde der Charakter einer verfeinerten Bildung verliehen, es wird zu einer Kunſt, einer Wiſſenſchaft, einer geſelligen Tugend geſtempelt; es wird nicht allein zum feinſten und edelſten Stoffe der Kunſtpoeſie erhoben, ſondern auch durch ſcholaſtiſche Metaphyſik verklärt, „un amour exalté et presque mystique sans cesser pourtant d'être sensuel" (Gaſton Paris). Ueberraſchend und unwiderſtehlich iſt die Liebe in ihrem Erſcheinen, durch das Auge dringt ſie unvermuthet ins Herz und verwundet es, geheimſinnig und verfeinernd iſt ſie in ihren Erſcheinungen, veredelnd und bildend in ihrem Wirken und ſo abſolut in ihren Forderungen, daß ſelbſt der Ritter vor ihr weichen muß. Ungeſetzlich iſt die Liebe und muß ſie ſein, denn in der Ehe kann die echte Liebe nicht vorkommen. Die Gräfin von Champagne hat auf die briefliche Anfrage: an inter conjugatos verus amor locum sibi valeat invenire durch ein Sendſchreiben vom 1. Mai 1174 geantwortet, worin es heißt: „dicemus enim et stabilito tenore firmamus, amorem non posse suas inter duos jugales extendere vires."

Vom ſüdlichen Frankreich kam die Liebespoeſie nach Italien und auch deſſen Dichter bedienten ſich der provençaliſchen Sprache. So Sordello von Mantua, den Dante im Fegfeuer (6, 70) verherrlicht, und Guido von Gunicelli, von dem Dante (Fegfeuer 26, 97) ſingt:

Als meines Vaters Name mir erklang,
Des Vaters von ſo Manchem, der vom Minnen
Beſſer als ich in ſüßen Weiſen ſang.

Guido fragt, warum Dante ihn ſo liebevoll anſehe, und erhält die Antwort: „Deine ſüßen Lieder werden, ſo lange die neue Sitte dauert, uns theuer ſein." Guido lehnt das Lob ab

zu Gunſten des provençaliſchen Dichters Arnald. Dante ſelbſt iſt ſich ſeiner Vorzüge wohl bewußt. So ſagt er (Fegfeuer 24, 52):

Dem Hauch der Liebe lauſch' ich ſinnend,
Was ſie mir immer verſpricht, nehm' ich wahr
Und ſchreib' es nach, nichts aus mir ſelbſt erſinnend.

Der Angeredete, der Dichter Buonagiunta von Lucca, erwidert:

Die Schlinge, Bruder, ſprach er, ſeh' ich klar,
Die von dem neuen, ſüßen Stil gehalten
Mich diesſeits hat, Guitton und den Notar (Beiname eines Dichters),
Ich ſeh', ihr laſſet nur die Liebe walten,
Und eure Feder folgt, wie ſie gebeut,
Wir aber ließen ſie nicht alſo ſchalten.

Mit einem Worte: Dante redet in ſeinen Dichtungen die Sprache des Herzens, nicht die der Convention. Die Troubadours ſind über die Höhe von Dilettanten nicht hinausgekommen. Ihre Wiſſenſchaft war zu heiter, ihr Beruf zu luſtig; es fehlt ihnen die ſinnige Betrachtung der Natur und die tiefere Ergründung des menſchlichen Herzens. Diez ſagt: „Ihre Poeſie war mehr eine Sache des Verſtandes, als des Gefühls. Die Liebe war eigentlich nur ein Vorwand zu Verſen. Ihr Hauptſtreben war der Ruhm.“ Die Italiener durften nur an die Liebespoeſie rühren, um dieſelbe alsbald zu veredeln, einen litterariſchen Geſchmack in ſie einzuführen, einen ſittlichen Zartſinn, einen äſthetiſchen Ernſt, wie man ſie unter dem Himmel Aquitaniens nie gekannt hat.

Dante ſtellt mit Recht ſeinen Stil als den neuen dem alten gegenüber, weil er es gewagt hat, ſich von dem überlieferten conventionellen Ton frei zu machen, „aus der gemeinen Schaar (der Poeten) herauszutreten“ und nur die Liebe walten zu laſſen. Ihm iſt die Liebe nicht bloß der Amor der antiken Dichter, ſondern auch der platoniſche Eros, der in dem Menſchen das Streben nach der höchſten Vollkommenheit erzeugt. Und trotzdem,

daß die Gedichte in den Brunnen der Myſtik getaucht ſind, quellen ſie mit der Friſche und Kraft der Geſundheit aus dem Born des Gemüthes heraus; in klangvoller Sprache reiht ſich Bild an Bild. Nie iſt eine Sterbliche ſo gefeiert worden, wie Beatrice. Alle Ehren des Paradieſes, alle die hohen Namen, die man bis dahin nur auf die Mutter des Heilandes angewendet hatte, werden auf ſie übertragen. Die vielen Erſcheinungen und Entzückungen weiſen nicht etwa auf eine erregte Gemüthsſtimmung hin, ſondern entſprechen der damaligen dichteriſchen Gewohnheit. So verwerthet auch die im erſten Sonett berichtete Erſcheinung ein damals übliches Bild. Es lautet in Scartazzini's Ueberſetzung:

Den edlen Herzen all, die Liebe hegen,
Kommt Gegenwärt'ges ihnen zu Geſichte,
Daß ſeine Meinung jedes mir berichte,
In Amor, ihrem Herren, Gruß und Segen!

Schon ſah die Welt der fünften Stund' entgegen,
Wo jeder Stern erſtrahlt im hellſten Lichte,
Als Amor mir erſchien im Traumgeſichte,
So daß beim Denken Schrecken mich bewegen.

Froh ſchien er mir; ich ſah mein Herz ihn tragen
In ſeiner Hand und mit dem Arm umſchließen
Die Herrin ſchlummernd, eingehüllt in Linnen.

Dann weckt er ſie, und ließ ſie, die voll Zagen,
Demüthiglich mein brennend Herz genießen.
Drauf ſah' ich, wie er weinend ging von dannen.

Das Geheimniß ſeiner Liebe theilt er Niemand mit, ja er ſtellt ſich ſogar, als wäre eine andere Dame der Gegenſtand ſeiner Sehnſucht. Er kommt mit dieſer ins Gerede, und die Geliebte verweigert ihm deswegen den Gruß, was ihn aufs Tiefſte ſchmerzt. Er trifft mit ihr bei einer größeren Geſellſchaft zuſammen, und es ſchwinden ihm dabei die Sinne. Man lächelt

und ſpöttelt über ihn. Er fragt ſich ſelber: Warum liebe ich ſie denn, wenn ich doch ihre Nähe nicht zu ertragen vermag? Aber all' die früheren Leiden können ihn nicht zurückhalten, immer wieder nach ihrem Anblick zu ſtreben. Auf weitere Wünſche glaubt er verzichtet zu haben. Vom Gruß der Geliebten beſeligt zu werden und ihren Ruhm im Lied zu beſingen, ſoll ſein einziger Lohn ſein. Der vom Dichter vorausgeahnte Tod der Geliebten erſchüttert ihn aufs tiefſte. Er ſpricht ſeine Klage in rührenden Trauerliedern aus, die er an „die Fürſten und Großen der Erde" richtet.

Quomodo sedet sola civitas plena populo, ruft der Dichter mit dem Propheten aus (Klagel. 1, 1). Lange trauert er um die Entſchlafene, da will ſich eine andere Liebe einſtellen. Eine edle Nachbarin des Dichters ſieht ihn häufig in Thränen, empfindet Mitleid mit ihm, und ihre Theilnahme gewinnt ſein Herz. Aber bald bricht die Sehnſucht nach der Entſchlafenen wieder gewaltig hervor, der Dichter ſchämt ſich der neuen Neigung; Beatrice wird wieder ſein einziger Gedanke. Am Schluſſe des Büchleins ſchreibt er: „Unmittelbar nach dieſem Sonett erlebte ich ein merkwürdiges Geſicht und ſah Dinge, die in mir den Entſchluß reiften, nichts mehr von dieſer Geſegneten zu ſagen, bis daß ich würdiger von ihr reden kann. Um dazu zu gelangen, ſtudire ich mit aller Kraft. Wenn es alſo Dem gefällt, durch den alle Dinge leben, daß meine Lebenszeit noch einige Jahre dauert, ſo hoffe ich von ihr Dinge zu ſagen, wie ſie noch nie von einer Frau geſagt worden ſind."

An dieſe Epiſode von der mitleidigen Nachbarin knüpft nun ein neueres Werk Dante's an, das Gaſtmahl (Convito). Nur ſagt der Dichter hier, daß doch endlich die zweite Liebe die erſte für längere Zeit vollſtändig verdrängt habe. Aber er meint es ſeinem guten Rufe ſchuldig zu ſein, zu zeigen, daß nicht Leidenſchaft, ſondern Tugend ihn geleitet habe. Die Liebesgedichte

werden nämlich allegoriſch umgedeutet, Beatrice iſt die Theologie, die Nachbarin iſt die Philoſophie und ihre ſchönen Augen ſind die logiſchen Beweiſe, die in die Seele dringen. Auch im „Gaſtmahl" wechſeln Poeſie und Proſa, doch iſt dieſe die Hauptſache. Mit den Gedichten ſollen die Gäſte bewirthet werden, ihre Erklärung bildet das Brot. Das Werk ſoll eine Art Encyklopädie bilden, es ſoll die Weisheit der Gelehrten dem Volke zugänglich machen. Alle Wiſſenſchaft wird durch Umdeutung der Liebesgedichte gewonnen, ein Umſtand, der das Werk für uns ungenießbar macht. Allein im Mittelalter war dies anders; hier ſpielte die Allegorie eine entſcheidende Rolle in Wiſſenſchaft und Kunſt; wir werden noch darauf zu reden kommen.

Einige ſchöne Ausſprüche aus dem „Gaſtmahl" verdienen angeführt zu werden, z. B.: „Es muß nach der eigenen Vollkommenheit, die im Mannesalter erworben wird, jene kommen, die nicht ſich ſelbſt, ſondern Andere erleuchtet, und der Menſch muß ſich eröffnen wie eine Roſe, die nicht mehr geſchloſſen bleiben kann, und den Duft verbreiten, der ſich innen erzeugt hat."

Die Gott ſuchende Seele wird mit dem Wanderer verglichen, der auf unbekannter Straße einherkommt und jedes Haus, das er erblickt, für eine Herberge hält, und wenn er ſich enttäuſcht ſieht, ſeinen Glauben auf das andere richtet, und ſo von Haus zu Haus, bis er die wahre Heimath erreicht." „Die Augen kann man den Balkon der Dame nennen, die in dem Gebäude unſeres Körpers wohnt, denn hier zeigt ſie ſich oft, wenn auch manchmal verſchleiert."

Wir finden im „Gaſtmahl" das wiſſenſchaftliche Material, aus dem die gelehrten Stücke der „Göttlichen Komödie" künſtleriſch herausgearbeitet ſind, und man muß ſtaunen über die Maſſe von Wiſſen, die Dante angeſammelt hatte. Daß ein Laie dieſes Wiſſen beſaß und daß er es vollends in der Volksſprache

und in allgemeinverſtändlicher Weiſe zum Gemeingut ſeines Volkes machen wollte, um es von der Bevormundung der Gelehrten zu befreien, war das Neue und Einzige. Und Italien verdankt es ſeinem großen Sohne, daß es früher als alle anderen Länder einen gebildeten, ſelbſtſtändigen Mittelſtand bekam.

Die Berechtigung der Volksſprache hat Dante in einem beſonderen Werke „De vulgari Eloquio“ (Ueber die Volksſprache) verfochten. Er beſchäftigt ſich hier zunächſt mit dem Urſprung der Sprache und kommt zu folgendem Ergebniß: Eine gewiſſe Form der Sprache war von Gott der Seele des erſten Menſchen anerſchaffen. Wer hat aber zuerſt von dieſer Gabe der Sprache Gebrauch gemacht? Natürlich die höchſt vorwitzige Eva, die ſich gleich mit der Schlange in ein Geſpräch einließ? Nein. Das Sprechen war eine ſo vortreffliche That des menſchlichen Geſchlechts, daß es doch eher vom Mann, als von der Frau ausgegangen ſein muß. Das erſte geſprochene Wort war Eli, d. h. Gott. Die Urſprache war die hebräiſche. In Beziehung auf die einzelnen Sprachen wird dann die Anſicht entwickelt, daß das Latein nicht etwa älter ſei, als die romaniſchen Sprachen, ſondern es ſei erſt ſpäter und auf künſtliche Weiſe nach gemeinſchaftlicher Uebereinkunft vieler Völker als Sprache der Gelehrten feſtgeſtellt worden — ein Beweis, wie nieder die geſchichtlichen Kenntniſſe und das geſchichtliche Verſtändniß im Mittelalter ſtanden. Wo findet ſich nun aber die lateiniſche Volksſprache? Dante zählt vierzehn Mundarten auf, die er wohl auf ſeinen Wanderungen kennen gelernt hatte. Keine gefällt ihm ganz. Thatſächlich hat er ſich der Florentiner Mundart bedient, aber er ſcheint die anderen ergänzend verwendet zu haben. Jedenfalls iſt es ſein Verdienſt, daß nach verhältnißmäßig kurzer Vorbereitung die nationale Sprache Italiens für alle Zeiten feſtgeſtellt worden iſt. Seinen Eifer für dieſes große Ziel konnte die Mehrzahl ſeiner gelehrten Landsleute nicht begreifen, ſie be-

dauerten höchſtens, daß er ſein Talent dem blinden Pöbel preisgebe und die Perlen vor die Säue werfe. Macaulay ſagt hierüber: „Kein Schriftſteller hat es für möglich gehalten, daß die Mundart der Bauern und Marktweiber Kraft und Beſtimmtheit genug habe für ein majeſtätiſches und dauerhaftes Werk. Dante entdeckte die reichen Schätze des Gedankens und des Ausdrucks, die in ihrem Erze verborgen lagen. Er verfeinerte ſie zur Reinheit; er hat ſo den Ruhm erworben, nicht allein das ſchönſte erzählende Gedicht der neuen Zeit verfaßt, ſondern auch eine Sprache geſchaffen zu haben, ausgezeichnet durch die Einzigartigkeit ihres melodiſchen Tonfalls und beſonders geeignet, erhabenen und leidenſchaftlichen Gedanken ihren ſtrengen und treffenden Ausdruck zu geben.“ — Das Werk über die Volksſprache iſt unvollendet geblieben, es hört merkwürdiger Weiſe mitten in einem Satze auf.

Seine politiſchen Ideen hat Dante in einem ebenfalls unvollendet gebliebenen Werk über die Monarchie (De Monarchia) niedergelegt, deſſen Grundgedanken wir auch in der „Göttlichen Komödie“ wiederfinden. Es iſt dieſes Werk das erſte politiſche Syſtem der chriſtlichen Zeit, das der ſittlichen Bedeutung des Staates gerecht wird. Der theokratiſchen Anſchauung des Mittelalters tritt hier die Idee des modernen Staates ſiegreich gegenüber. Das Chriſtenthum iſt es geweſen, das den großen Gedanken der Einheit des menſchlichen Geſchlechts und ſeiner gemeinſamen Beſtimmung in die Welt gebracht hat. Der Univerſalismus und der Kosmopolitismus ſind die Früchte davon, daher die theoretiſch wenigſtens anerkannte Allgemeinheit des Papſtthums wie des Kaiſerthums, die Aehnlichkeit der Gedanken und Gefühle bei den Völkern des Abendlandes und gemeinſame Unternehmungen, wie die Kreuzzüge. Im Verlaufe des dreizehnten Jahrhunderts vollzieht ſich ein Umſchwung. Die Eigenthümlichkeiten der Völker in Politik und Sprache machen ſich

geltend, der dritte Stand, das Bürgerthum, erringt ſich Geltung, und dieſer Stand iſt nicht ſo weltbürgerlich, wie Adel und Ritterthum. Das Nationalgefühl ſteigert ſich bis zum Nationalhaß. Dichteriſch geſtimmte Gemüther konnten nur mit Wehmuth das Schwinden der alten, großartigen Weltordnung betrachten. Sie erblickten in der werdenden neuen Welt nur ein Chaos, aus dem ſich nichts Gutes entwickeln könne. So vor Allem Dante. Daß er Kosmopolit war, geht ſchon aus der oben angeführten Aeußerung hervor, daß ihm die Welt Vaterland ſei, wie den Fiſchen das Meer. Die im Kaiſerthum geeinte Menſchheit iſt das unzertrennte Gewand Chriſti. Ein Abweichen davon iſt ebenſo ketzeriſch, als ein Abweichen von der Kirche. Der Menſch hat einen doppelten Zweck: zeitliches Glück und ewige Seligkeit. Vor dem Sündenfall vermochte er beide Zwecke durch ſich ſelbſt zu erreichen; nun aber hat er dieſes Vermögen verloren und bedarf des Papſtes, um der Offenbarung gemäß das ewige Leben zu finden, und des Kaiſers, der nach philoſophiſcher Unterweiſung das Menſchengeſchlecht dem zeitlichen Glück zulenkt. Der Abſonderungstrieb der Völker erſcheint ſomit als ein zweiter Sündenfall. Aehnlich heißt es Fegef. 16, 106 ff.:

Rom hatte, da's zum Glück die Welt bekehrt,
Zwei Sonnen, und den Weg der Welt hat eine,
Die andere den Weg zu Gott verklärt.
Verlöſcht ward eine von der andern Scheine
(d. h. das Kaiſerthum vom Papſtthum)
Und Schwert und Hirtenſtab von einer Hand
Gefaßt in übel paſſendem Vereine.
Denn nicht mehr fürchten, wenn man ſie verband,
Sich Hirtenſtab und Schwert . . . . . .
. . . . . .
Roms Kirche fällt, weil ſie die Doppelwürde,
Die Doppelherrſchaft jetzt in ſich vermengt,
In Koth beſudelnd ſich und ihre Bürde.

Es müſſen alſo beide Gewalten ſich gegenſeitig beſchränken.

Drei Sätze ſind es, in denen Dante ſein Syſtem zur Anſchauung bringt: Die Monarchie iſt zum Heil der Welt unbedingt nöthig; das römiſche Volk iſt der Träger der Weltherrſchaft; der römiſche Kaiſer hat ſein Amt unmittelbar von Gott und ſteht völlig ebenbürtig neben dem Papſte. Wie Gott alleiniger Lenker der ganzen Schöpfung iſt, ſo muß auch die Menſchheit ein irdiſches Oberhaupt haben. Das Einsſein iſt die Wurzel des Guten, das Vielſein die Wurzel des Schlechten. Das höchſte Gut iſt der Friede; dieſer aber kann nur gewahrt werden, wenn über den ſtreitenden Fürſten eine höhere Inſtanz vorhanden iſt. Der Kaiſer ferner kann allein die Gerechtigkeit wahren, weil er über alle Begier erhaben iſt; denn es gehört ihm ja Alles; auch wird er am meiſten Liebe haben, denn ihm ſtehen alle Menſchen gleich nahe. Mit der kaiſerlichen Autorität muß ſich die philoſophiſche verbinden. Der Philoſoph, in deſſen Unterweiſung der Kaiſer regieren ſoll, iſt Ariſtoteles. Er iſt die höchſte weltliche Autorität. Das Kaiſerthum iſt unauflöslich an das römiſche Volk geknüpft, und dieſes iſt, wie das jüdiſche, von Gott auserwählt. Die Juden ſollten den wahren allgemeinen Glauben unter der Mitwirkung Gottes erzeugen, die Römer den wahren allgemeinen Staat. Sie ſind das edelſte Volk ſchon durch ihre Abſtammung von Aeneas. Dieſer hat jeden der drei Welttheile geehrt durch ſeine Ahnherren und ſeine Frauen. Seine erſte Frau war die Aſiatin Kreuſa, die zweite Dido aus Afrika, die dritte Lavinia aus Italien. Die Vorausbeſtimmung Roms hat Gott durch Wunder erhärtet (der Schild, der unter Numa in die auserwählte Stadt fiel, die Gänſe, die das Kapitol retteten u. dergl.). Das römiſche Reich iſt aus dem Quell der Frömmigkeit hervorgegangen, und um dem öffentlichen Wohl zu dienen, hat es ſeine eigenen Vortheile vernachläſſigt. Chriſtus hat durch ſeine Geburt und durch ſeinen Tod die Rechtmäßigkeit der römiſchen Herrſchaft beſtätigt. Wäre ſie

nicht rechtmäßig, ſo wäre Adams Sünde in Chriſtus nicht beſtraft worden und er hätte nicht ſagen können: „Es iſt vollbracht.“ Zur Rechtmäßigkeit der Strafe gehört auch die Berechtigung des Strafenden, außerdem iſt ſie ein Unrecht. Nun wurde in Chriſtus das ganze Menſchengeſchlecht beſtraft; der befugte Richter über ihn konnte nur einer ſein, der über das ganze menſchliche Geſchlecht das Richteramt hatte. Dieſer Richter war Tiberius und zunächſt deſſen Stellvertreter Pilatus. Dieſem ſchickten Kaiphas und Herodes Jeſum zu. Der Prophet dieſes von Gott geſtifteten Kaiſerthums iſt Virgil, dem Dante unbedingten Glauben ſchenkt. Die Abhängigkeit des Kaiſerthums vom Papſtthum wurde im Mittelalter durch das Gleichniß von den beiden Lichtern am Himmel bewieſen. Wie der Mond von der Sonne, ſo erhalte das Kaiſerthum ſeine Gewalt vom Papſtthum. Dante verneint dieſe Auslegung. Jene Lichter ſeien am vierten Tage geſchaffen worden, da es noch gar keine Menſchen gegeben habe. In ähnlicher Weiſe ſucht Dante alle der Bibel entnommenen Beweiſe zu entkräften. Er wird ſo zum beredten Anwalt des Staates, ſeiner Selbſtſtändigkeit und ſeines Selbſtbeſtimmungsrechtes. Wie unendlich groß iſt der Abſtand zwiſchen ihm und einem Auguſtinus und dem düſteren Dualismus der Civitas Dei oder zwiſchen einem Gregor VII., der in dem Fürſten nicht viel mehr als einen glücklichen Räuber erblickte, oder zwiſchen ihm und Thomas von Aquino, der die Unterordnung des Staates unter die geiſtliche Gewalt ausdrücklich verlangte! Die Hauptſätze von Dante's Staatslehre faßt Kraus alſo zuſammen:

1. Er hat tiefer und energiſcher als irgend Jemand die Idee des Kulturſtaates erfaßt, deſſen Abſicht auf die geiſtige und ſittliche Hebung des Menſchengeſchlechts geht.

2. Den inneren Werth und den Vorzug der Monarchie vor jeder anderen Regierungsform hat er klarer als irgend ein Menſch des Mittelalters erfaßt.

3. Er hat für Italien den nationalen Gedanken zuerſt erfaßt und damit der ganzen nationalen Entwickelung den Weg gezeigt.

4. Er hat in dem Augenblick, wo die Völker Europas ſich entſchloſſen zeigten, die durch die geſchichtliche Entwickelung einſt gerechtfertigte, jetzt aber hinfällig gewordene Führung des Klerus in politiſchen und bürgerlichen Angelegenheiten künftig abzulehnen, klarer und eindringlicher als alle Anderen darauf hingewieſen, daß das Reich Gottes nicht von dieſer Welt ſei.

5. Er hat den Weg gezeigt, auf dem eine Reform der Kirche an Haupt und Gliedern möglich geweſen wäre; er hat das Banner des idealen und religiöſen Katholicismus entfaltet im Gegenſatz zu dem politiſchen, der die Herrſchaft über die Geiſter durch die Herrſchaft über die Leiber erzwingen will.

6. Er hat ſich an der Löſung des Problems, das richtige Verhältniß zwiſchen Staat und Kirche herzuſtellen, betheiligt.

Wenn nun Dante den Maaßſtab ſeiner Politik an den damaligen Zuſtand der Chriſtenheit legte, ſo mußte ſie ihm in tiefem Verfalle erſcheinen. War doch das Kaiſerthum, das er zum Heile der Welt für unentbehrlich hielt, geſtürzt. „Wenn aber kein Herrſcher da iſt zur Leitung, ſo geräth das ganze Menſchengeſchlecht auf den Irrweg“ (Paradies 27, 139). So hielt er es denn für Pflicht, dieſer Verirrung entgegenzutreten und die von Gott geſtiftete Ordnung aufs Neue zu verkünden. Das geſchieht in der „Göttlichen Komödie“.

3. Die „Göttliche Komödie“.

Wie die Bäche in den Strom, ſo münden die verſchiedenen Erlebniſſe und Arbeiten unſeres Dichters in dieſes Hauptwerk ein: die ideale Liebe zu Beatrice, ihre Verdrängung durch unedlere Leidenſchaften, die ſpäte Rückkehr zu ihr; ſeine Verbannung und die herben Erfahrungen, die er als Verbannter zu machen

hatte. Hierzu kommen nun seine dichterischen, wissenschaftlichen und politischen Bestrebungen. Er will die Liebespoesie der Provençalen auf italienischem Boden heimisch machen, veredeln und vergeistigen; er will das gesammte Wissen seiner Zeit in volksthümlicher Sprache und in anmuthiger Form seinen Landsleuten zugänglich machen und er will endlich seinem entarteten Geschlechte den Weg zeigen, auf dem es sein irdisches und sein himmlisches Ziel erreichen kann. Wir haben oben gesehen, daß Dante schon im „Neuen Leben" von einem „wunderbaren Gesichte" redet, und wir dürfen wohl annehmen, daß der Plan der „Göttlichen Komödie" schon in Florenz entstanden ist und den Dichter durch sein ganzes Leben begleitet hat.

Dante selbst versetzt sein Gesicht in das Jahr 1300, in das denkwürdige Jahr des „ersten Jubiläums", als auf den Ruf Bonifacius VIII. zweihunderttausend Pilger von allen Enden der Welt herbeieilten, bei den Gräbern der heiligen Apostel Buße zu thun und nach dem Worte des Geschichtsschreibers die ganze Christenheit vor ihren Richter im Thal Josaphat gekommen zu sein schien. Auch Dante ist von einem Gefühl der Reue durchdrungen; er sieht mit Entsetzen, auf welche Wege er durch die Triebe seines heißen Blutes und die Verführungen lockerer Genossen gerathen ist, und seine Wanderung durch die geheimnißvollen Regionen jenseits des Grabes soll auch eine büßende Wallfahrt sein. In der katholischen Erbauungslitteratur war es von jeher Sitte, durch ausführliche Schilderungen von Hölle und Fegfeuer die Weltlust zu vertreiben und bußfertige Gefühle zu erwecken. So soll auch unser Dichter durch einen Blick auf die unausbleiblichen Folgen des Bösen wie des Guten auf „den rechten Weg, den er verloren," zurückgeführt und seinem von Stürmen allzu lang erschütterten Dasein der Frieden wiedergegeben werden. So tief war er gesunken, läßt er Beatrice sagen, daß es nur ein einziges

Mittel gab, ihm die Hoffnung des Heils zurückzugeben: das war, ihm das Reich der Verdammniß zu zeigen und ihn den Zoll schmerzlicher Reue zahlen zu lassen. Aber Dante weiß nun, mit Goethe zu reden, „sein eigenes Selbst zum Allgemeinen zu erweitern," in dem, was er persönlich geschaut hat, den Entwickelungsgang der Menschenseele zu schildern, wie sie aus der Gottesferne stufenweise bis zur Anschauung Gottes, zur Vereinigung mit ihm gelangt. Als Führer dient in den beiden ersten Gesängen Virgil, der Vertreter der menschlichen Vernunft und der Wissenschaft, im letzten Beatrice, das Sinnbild der göttlichen Liebe und Gnade. Es kann also nach dem Sinne des Dichters der Mensch durch eigene Vernunft die schrecklichen Folgen seiner Sünde einsehen lernen — das ist die Hölle; er kann sich auch reinigen von seinen Sünden — das zeigt das Fegefeuer, aber um zur Vollkommenheit, zur Gemeinschaft mit Gott zu gelangen, dazu bedarf er der göttlichen Gnade, die ihm durch die Kirche und ihre Heiligen vermittelt wird.

Aber nicht bloß dem einzelnen Menschen will Dante den Weg zur Rettung weisen, sondern „der Menschheit ganzer Jammer ficht ihn an," er will dem vereinten, gefallenen Geschlechte seiner Zeit offenbaren, was ihm noth thut, er will für all' die wissenschaftlichen, socialen und politischen Räthsel, mit denen sich die Menschheit quält, das lösende Wort geben und ihr zeigen, wie sie schon auf Erden zum Frieden, zum Vorschmack des Paradieses gelangen kann. Er hat in seinem eigenen traurigen Geschicke erfahren, wie der Einzelne unter den Verkehrtheiten seines Zeitalters zu leiden hat, darum ist es ihm eine wichtige Angelegenheit, das Heilmittel für die Schäden seines Vaterlandes, ja der ganzen Welt klar und deutlich für Jedermann kund zu thun. Wir dürfen uns also nicht durch die visionäre Einkleidung unseres Gedichtes zu dem Glauben verleiten lassen, daß der Dichter lediglich dem Drange einer frommen Einbildungskraft

habe folgen wollen, noch viel weniger, daß er wirklich eine Viſion gehabt hätte. Dieſe ganze Viſion iſt, wie die im „Neuen Leben" beſchriebenen, lediglich die im Mittelalter beliebte Einkleidung ſittlicher oder poetiſcher Gedanken. Unbeſchadet ſeiner dichteriſchen Freiheit und Urſprünglichkeit bindet ſich Dante ſtreng an die von der Kirche geheiligte Phyſik und Metaphyſik. Auch die Reiſe in die unſichtbare Welt iſt nicht von ihm neu erfunden. Er folgt nicht bloß ſeinem hochverehrten Virgil, der freilich hierin nur der Nachahmer Homer's war, auch bei indiſchen und perſiſchen Schriftſtellern finden ſich derartige Reiſen, bei Plato und bei Cicero (Traum des Scipio). Bei chriſtlichen Dichtern und Erbauungsſchriftſtellern treffen wir eine Reihe von Zügen, die Dante verwendet, ſo daß ein geiſtreicher Franzoſe ſich einmal den Scherz gemacht hat, ein Buch zu ſchreiben mit dem Titel: „Eine göttliche Komödie vor Dante".

Für Milton und Klopſtock war es bekanntlich überaus ſchwierig, die Geſtalten der chriſtlichen Mythologie in das moderne Weltall, das uns Kopernikus enthüllt hat, unterzubringen, und ſie haben das nur in gezwungener Weiſe vermocht. Wo iſt in einem endloſen Univerſum mit ſeinen Sonnenſyſtemen und Weltlinſen ein Platz für einen Himmel und eine Hölle, die noch plaſtiſch, anſchaulich dargeſtellt werden könnten? Dieſer Verlegenheit iſt Dante überhoben. Das Mittelalter, das in irdiſcher Geographie ſehr ſchwach war, wußte um ſo beſſer Beſcheid in den hölliſchen und himmliſchen Räumen. Die Karten aus dieſem Zeitalter verſäumen nie, die Orte für Hölle und Fegfeuer genau anzugeben. Unſer Dichter brauchte faſt nichts zu erfinden, er benutzte das Ueberlieferte und zeigt, daß er gründlich darin Beſcheid weiß, aber er weiß auch da, wo es noth thut, ſeine dichteriſche Freiheit zu wahren.

Dante dachte ſich die Erde als den Mittelpunkt der Welt, und zwar als eine vom Meer umfloſſene Inſel. Im Mittel-

punkt der Erdoberfläche liegt Jeruſalem. So heißt es ja ſchon Ez. 5, 5: „Das iſt Jeruſalem, das ich in die Mitte der Völker geſetzt habe und das Land rings umher.“ Beide Halbkugeln der Erde waren einſt mit Land bedeckt, aber durch den Fall Luzifers iſt eine Veränderung eingetreten. An dem Tage, da der erſte und ſchönſte Engel ſich gegen Gott empörte und vom Himmel herabgeſchleudert wurde, wich die Erde vor Schauder zurück und ſank unter den Füßen des fallenden Luzifers zuſammen. In Folge deſſen entſtand die Kraterhöhlung der Hölle und erhob ſich auf der anderen Seite, auf der öſtlichen Halbkugel, der Berg, auf dem Jeruſalem liegt. Nicht minder entſetzte ſich die Erde in ihrem Innern, als er ſie bis zu ihrem Mittelpunkt in ſeinem Sturz durchbohrte. Was er hier berührte, drängte ſich nach oben und bildete dort den Berg des Fegfeuers, das einzige Land, das ſich auf der ſonſt mit Waſſer bedeckten weſtlichen Halbkugel findet.

So heißt es Hölle 34, 121 von Luzifer:

Vom Himmel ward er hier herabgeſtreckt;
Das Land, das erſt hier ragte, hat ſich droben
Aus Furcht vor ihm im Meeresgrund verſteckt
Und ſich auf jenem Halbkreis dort erhoben.
Um ihn zu fliehn, drang auch die Erde vor
Aus dieſer Höhl' und drängte ſich nach oben.

Eine durch den Höllenfürſten gezogene und bis an die Oberfläche der Erde verlängerte Linie würde folglich gerade auf Jeruſalem treffen, wo der Berg der Verſöhnung ſteht, und auf der anderen Halbkugel durch den Berg der Reinigung gehen. Ohne es zu wollen, hat ſomit der Urheber des Böſen auch die Stätten ins Daſein gerufen, wo der Schaden geheilt wird. In der Verlegung des Fegfeuers auf die weſtliche Halbkugel ſteht Dante ſelbſtſtändig da, die gewöhnliche Anſicht verlegte das Fegfeuer ebenfalls in den Schooß der Erde. Die Kirche hatte

keine bestimmte Ansicht hierüber aufgestellt, und so konnte des Dichters eigene Einbildung ein freundlicheres und mehr ästhetisches Purgatorium schaffen, als es in der Vorstellung der Menge vorhanden war. Zugleich hatte es den Vortheil, daß nicht das Fegfeuer vor der Hölle besucht werden mußte, und daß der Dichter nicht von der Hölle wieder den alten Weg zurückmachen mußte, sondern Hölle, Fegfeuer und Paradies in fortlaufender Wanderung besuchen konnte. Auf die Spitze des Reinigungsberges verlegt Dante das irdische Paradies, den Garten Eden. Nach einer, allerdings irrigen Ansicht soll Columbus durch die Schilderung des Dichters zu seiner Entdeckung der neuen Welt veranlaßt worden sein. Die meisten Kartographen versetzten das Paradies in den äußersten Osten von Asien, Dante hat es also von Osten nach Westen verschoben. Vom Fuße des Reinigungsberges aus erblickt er die vier Sterne (Fegf. I, 22),

> Denn rechts, dem andern Pole zugekehrt,
> Erblickt' ich eines Viergestirnes Schimmer,
> Des Anschau'n nur dem ersten Paar gewährt.

Man ist nicht einig darüber, woher dem Dichter die Kunde von dem Südkreuz gekommen ist. Auf einem arabischen Globus von 1215 ist es ebenfalls abgebildet. Jedenfalls ist die Kenntniß davon ein Beweis von der ungeheuren Belesenheit des Dichters.

Das himmlische Paradies wird von der gewöhnlichen Ansicht jenseits der Sternenwelt, in das Empyreum verlegt. Dante theilt diese Anschauung, aber er läßt die Seligen nicht unterschiedslos beisammen sein, so daß er nach langer Wanderung durch die leeren unteren neun Himmel dann auf einmal alle Verklärten beisammen gefunden hätte, sondern er läßt die Seligen, obgleich sie in Wirklichkeit den einen ruhenden Himmel bewohnen, jedesmal in dem Himmel erscheinen, der dem Grade ihrer Seligkeit entspricht.

Bekanntlich bildet im Mittelalter die Erde den feſten, unbeweglichen Mittelpunkt der Welt; ſie iſt umgeben von einem Lufthimmel, über dieſen ſteigt das Feuer als leichteres Element empor, dann folgen die ſieben durchſichtigen Planetenhimmel des Mondes, des Merkur, der Venus, der Sonne, des Mars, des Jupiter und des Saturn, und endlich der Fixſternhimmel. Ueber dieſem bewegt ſich der kryſtalliniſche Himmel, das primum mobile, und über dieſem ruht das Empyreum, der Feuerhimmel. Es iſt außerhalb des Raumes, es iſt kein Körper, ſondern ein Kreis von Licht und Liebe. Die Bewegung der verſchiedenen Himmel wird von Engeln verurſacht, und zwar nicht durch körperliche Kraft, ſondern durch das Denken. Dieſe ganze Anſchauung ſtammt von Thomas von Aquino, dem großen Lehrer des Mittelalters. Wir müſſen geſtehen, es liegt ſchon an ſich etwas Poetiſches in dieſer Weltauffaſſung, und ſie findet in Dante ihre letzte dichteriſche Verklärung, gerade wie Homer ihr die erſte poetiſche Weihe gegeben hat.

Der Name des Gedichts ſcheint uns ganz unzutreffend zu ſein. Komödie nannte der Dichter ſein Werk, weil es Anfangs rauh und ſchrecklich, am Ende erfreulich und beglückend ſei. Als weiteren Grund hierfür giebt er noch den an, daß den Namen Tragödie nur die erhabenſten Dichterwerke verdienen, ein in der Sprache des Volkes abgefaßtes Gedicht dagegen Komödie zu nennen ſei. Der Zuſatz „göttlich" bezieht ſich nicht auf den Inhalt, ſondern iſt Ausdruck der bewundernden Nachwelt. Das Versmaaß des Gedichtes iſt das der Terzinen. Es ſind drei Verſe, von denen der erſte und dritte ſich reimen, während der mittlere ſich auf die einfaſſenden Reime der nächſtfolgenden bezieht; ſie bilden ſo eine Kette, die ſich am Ende des Geſanges dadurch ſchließt, daß der letzten Terzine ein dem Mittelreim entſprechender Vers angehängt wird.

Die erſte deutſche Ueberſetzung (1767) rührt von Lebrecht

Bachenſchwanz her; ſie iſt proſaiſch und geſchmacklos. Bruchſtücke poetiſcher Bearbeitung haben A. W. Schlegel und der Philoſoph Schelling geliefert; die erſte vollſtändige dichteriſche Uebertragung verdanken wir dem Gymnaſialdirector Kannegießer. Die 5. Auflage wurde von Witte herausgegeben (Leipzig 1873). Die Arbeit zeugt von tiefem Eindringen in den Sinn des Dichters und ſucht auch deſſen gedrungenen Stil nachzuahmen, leidet aber bisweilen an Dunkelheit und wird den Geſetzen der deutſchen Rhythmik nicht immer gerecht. Fließender iſt die Ueberſetzung von Streckfuß, von deren großer Beliebtheit die zahlreichen Auflagen Zeugniß ablegen. Einzelne Unrichtigkeiten und Flüchtigkeiten hat Pfleiderer in der von ihm für Reklam beſorgten Ausgabe verbeſſert, leider auf Koſten der gewandten und ſchönen Form. Anerkannt trefflich ſind die reimloſen Ueberſetzungen von Witte und Philalethes (König Johann von Sachſen). Von neueren Ueberſetzern ſind beſonders zu rühmen Notter und Gildemeiſter. Im Ganzen beſitzen wir 18 vollſtändige Ueberſetzungen, die theilweiſe in mehreren Auflagen erſchienen ſind, und zahlreiche Ueberſetzungen einzelner Theile. Doch wird ein wahrer Genuß des Gedichtes nur Dem möglich ſein, der es im Original lieſt, denn keine Ueberſetzung kann das Original erreichen. Es geht im Deutſchen nicht ſo leicht, drei gleichklingende Reime zu finden, wie im Italieniſchen; der Ueberſetzer kommt daher oft in die Verſuchung, ein minder bedeutendes Wort, oft ſogar ein Flickwort zur Bildung des Reims zu verwenden oder den Gedanken des Dichters in einer andersartigen und zugleich weniger treffenden Wendung auszudrücken, ja am Ende ganze Verszeilen frei zu dichten. Und doch iſt bei Dante jeder Ausdruck ſo bezeichnend, jedes Wort ſo an rechter Stelle, daß auch kleine Aenderungen vom Uebel ſind. Witte ſagt: „Den Gedanken des Dichters unverändert wiederzugeben, wird der Reim nur äußerſt ſelten erlauben. Wo wie bei Dante Satz an Satz und Wort

an Wort wie die Felsblöcke einer Cyclopenmauer in einander gefügt ſind, da bedroht das Herausreißen eines ſolchen Werkſtückes die ganze Mauer, und wer verſuchen wollte, die Lücke mit anderem Geſtein, wohl gar mit Backſteinen auszufüllen, würde befürchten müſſen, das majeſtätiſche Gebäude ſchnöde zu entſtellen." Die Sprache Dante's iſt nicht leicht nachzuahmen, ſie iſt einfach und ungezwungen und doch wieder gewählt und frei von Trivialitäten. Er liebt volltönende, maſſige Worte und bemüht ſich, mit ihnen möglichſt viel zu ſagen. So erſcheint z B. unter den Weiſen, die der Dichter in der Vorhölle trifft (IV, 149), Averroes, che il gran comento feo, wörtlich Averrhoes, der den großen Commentar (zu Ariſtoteles) machte. Streckfuß überſetzte Anfangs:

> Auch Averrhoes, der dem Schacht des Weiſen
> Sein reiches Gold nachgrabend abgewann;

ſpäter:

> So auch Averrhoes, der ſeinen Weiſen
> Erklärend ſelbſt der Weisheit Ruhm gewann.

Dies iſt umſchreibende Erklärung, nicht Ueberſetzung.

Kürzer Kannegießer: Und den Erklärer, den Averrhoes (5. Auflage: Averrhoes, den wackern Exegeten). Die Kraft des Originals hat er doch nicht ganz erreicht.

Von Moſes heißt es Hölle 4, 57: Moisè legista obediente, Moſes, der gehorſame Geſetzgeber. Streckfuß überſetzt: „des Weiſen und des Frommen", 2. Auflage: „der Gott geſucht"; Kannegießer: „der unterthänig Geſetze, die er gab, von Gott empfahen" (in der 5. Auflage wird der Beiſatz ganz weggelaſſen). Näher dem Sinn des Originals wäre etwa: „Und Moſes, der im Dienen groß und im Gebieten."

Fegef. 5, 134 ſagt Pia: Siena mi fe, disfecemi Maremma. Es iſt ſchwer, das wehmüthige Wortſpiel wiederzugeben. Streckfuß hat: „Siena gebar, Maremma tilgte mich", richtig, aber

unſchön; Kannegießer beſſer: „Siena gab, Maremma nahm den Leib.“

Die Inſchrift über dem Eingang der Hölle (3, 1) wird in jeder deutſchen Ueberſetzung etwas von der erſchütternden Gewalt, die der Urtext hat, verlieren. Das dreimalige „Durch mich geht's ein“ bei Streckfuß und Kannegießer klingt nicht gut. Geradezu irreleitend iſt es, wenn Streckfuß und Pfleiderer überſetzen:

. . . . mich gründend, that er offen
Allmacht, Allweisheit, erſte Liebe kund.

Es wird dadurch der Sinn erweckt, als ob Gott durch Gründung der Hölle jene Eigenſchaften hätte offenbaren wollen, während vorher ſchon Gerechtigkeit als Beweggrund genannt iſt, und der Sinn des Folgenden einfach der iſt: mich gründete der dreieinige Gott. Das „offen“ iſt ein bloßes, um des Reimes willen eingeſetztes Flickwort.

Beſſer etwa mit Anlehnung an Scartazzini's Uebertragung:

Ich führe hin zu mitternächt'gem Grauſen,
Ich führe hin zu Qual und ew'gem Leid,
Ich führe hin, wo die Verlor'nen hauſen.
Erſchaffen bin ich durch Gerechtigkeit;
Mich gründete die Macht des Unſichtbaren,
Die erſte Lieb' und die Allwiſſenheit.
Geſchöpfe giebt es nicht, die vor mir waren,
Als ewige, die ſelbſt ich ewig bin.
Laßt, die ihr eingeht, alle Hoffnung fahren.

Die Stelle Hölle 5, 121, die wörtlich lautet: Es giebt keinen größeren Schmerz, als ſich im Elend vergangenen Glückes zu erinnern, lautet bei Notter: „Es iſt das bitterſte der Leiden, ſich zu erinnern des vergang'nen Glücks, wenn uns von ihm des Elends Bilder ſcheiden“; bei Streckfuß: „Wer fühlt wohl größeres Leiden, als der, dem ſchöner Zeiten Bild erſcheint im Mißgeſchick?“ bei Kannegießer: „Nichts Schmerzliches iſt ſchwerer,

als wenn in Angſt und Leiden man gedenkt an ſel'ge Zeit." Jede Ueberſetzung iſt richtig, aber keine erreicht die ſchlichte Einfachheit des Originals.

Die Stelle von dem „fremden Brot", Parad. 17, 58 ff., lautet bei Streckfuß:

> Wie fremdes Brot gar ſcharf verſalzen ſchmeckt
> (früher: hart und verſalzen),
> Wie hart es iſt, zu ſteigen fremde Stiegen,
> Wird dann durch die Erfahrung dir entdeckt;

bei Kannegießer:

> Dann ſpürſt du, wie nach Salz das fremde Brot
> Dir ſchmeckt, wie Treppen, die nicht eigen
> Zu wandeln dich mit Kummer ſchwer bedroht.

Beſſer wohl:

> Und wie geſchenktes Brot verſalzen ſchmeckt,
> Wie hart es iſt, zu ſteigen fremde Stiegen,
> Wird durch Erfahrung dann von dir entdeckt.

Ich habe in den angeführten Stellen meiſt die Ueberſetzung von Streckfuß benutzt und ſie zu berichtigen geſucht.

Zahlreicher als die Ueberſetzer ſind die Erklärer des Gedichts. Schon drei Jahre nach des Dichters Tod iſt eine Erklärung erſchienen; auch die beiden Söhne Dante's, Jakob und Peter, haben Erklärungen hinterlaſſen. Aus dem fünfzehnten Jahrhundert ſtammt der berühmte Commentar des Landino. Die meiſten Ueberſetzer haben noch Erklärungen zu dem Texte hinzugefügt. Unter den deutſchen Danteforſchern ſind zu nennen neben Philalethes: Karl Witte, Wegele, Hettinger in Würzburg, der Schweizer Pfarrer Scartazzini, der Freiburger Profeſſor F. H. Kraus. In neuerer Zeit hat Dante beſonders in England und in Amerika zahlreiche Erklärer und Ueberſetzer gefunden.

Laſſen wir nun kurz den Inhalt des großen Gedichtes an uns vorübergehen!

In der Mitte ſeines Lebens (alſo im Jahre 1300) befindet ſich der Dichter vom rechten Wege abgeirrt in einem dunkeln und wilden Wald. Er eilt einem ſonnbeſtrahlten Berge zu, aber ein Pardel, ein Löwe und eine Wölfin treiben ihn zurück. Da erſcheint ihm Virgil und bietet ſich als Führer durch Hölle und Fegfeuer an; in höheren Regionen werde ihn dann eine würdigere Geleiterin erwarten. Gewöhnlich verſteht man unter dem wilden Wald die Verdunkelung des ſittlichen Bewußtſeins, in die der Dichter gerathen war, unter den Thieren die böſen Leidenſchaften der Sinnlichkeit, des Stolzes und der Habſucht. Es iſt nicht unwahrſcheinlich, daß Dante an Jer. 5, 6 gedacht hat: „Darum wird ſie auch der Löwe, der aus dem Walde kommt, zerreißen, und der Wolf aus der Wüſte wird ſie verderben und der Pardel wird auf ihre Städte lauern.“

Dante trägt zunächſt Bedenken, die Reiſe mit Virgil anzutreten. Freilich, ſagt er, iſt Aeneas bei lebendigem Leib in die Unterwelt und Paulus in den dritten Himmel gekommen, aber das Niederſteigen des Aeneas hing mit Gottes Rathſchluß zur Gründung des römiſchen Reiches zuſammen, und die Verzückung des Paulus beabſichtigte eine Stärkung ſeines Glaubens; aber ich bin weder Aeneas noch Paulus. Doch Virgil macht ihm Muth, und ſo gelangen denn die Dichter zunächſt in die Hölle. Dieſe iſt im Innern der Erde und verengert ſich trichterförmig gegen deren Mittelpunkt. Jeder Abſatz bildet einen Kreis, in dem eine Gattung von Sünden ihre Strafe findet. Die Tiefe des Strafortes entſpricht der Abſcheulichkeit der beſtraften Sünden. Das ſchwerſte aller Verbrechen iſt der Verrath, weil durch ihn die heiligſten Bande, die der Treue, gebrochen werden. Eine echt deutſche Rechtsanſchauung! Die Strafen ſind eine Fortſetzung oder Darſtellung des inneren ſündigen Zuſtandes. Die Unkeuſchen werden beſtändig vom Sturm (d. h. von ihren Begierden) umhergetrieben, die Mörder werden in einem heißen

Blutſtrom geſotten, die Heuchler ſchleppen ſich in ſchweren Kutten umher, die von außen golden, innen bleiern ſind. Dante verwendet ferner in der Hölle anſtandslos neben den bibliſchen Dämonen die Geſtalten der griechiſchen und römiſchen Sagenwelt. Die Vermiſchung geht ſo weit, daß z. B. ein Engel die Dämonen an die Bändigung des Cerberus durch Herkules erinnert, daß das Monachienbild des Daniel mit einem Bild des Saturn auf der Inſel Kreta combinirt wird.

Zunächſt ſtoßen die Dichter auf die Lauen, „die ohne Schmach und ohne Lob gelebt", die ſich alſo weder für das Gute noch für das Böſe entſchieden haben. Für den Himmel waren ſie nicht würdig, aber auch die Hölle nahm ſie nicht auf, weil ſich neben ihnen die Verdammten ſtolz gefühlt hätten. Es heißt da (3, 22):

Dort hoben Aechzen, Schrei'n und Klagen an,
Laut durch die ſternenloſe Luft ertönend,
So daß ich ſelber weinte, da's begann.
Ein Sprachgemeng' und Worte, gräßlich dröhnend,
Fauſtſchläge gar und heiſeres Geſchrei,
Die Wuth aufkreiſchend und der Schmerz erſtöhnend.

Unter dieſen Elenden, „die Gott und ſeinen Feinden gleich mißfallen," befindet ſich der, „der aus Feigheit den großen Verzicht gethan hat," wohl Papſt Cöleſtin, der ſich von Bonifacius VIII. bewegen ließ, freiwillig vom päpſtlichen Stuhle wieder herabzuſteigen. (Die Kirche hat übrigens dieſen Mann unter die Heiligen verſetzt.) Im erſten Kreiſe der Hölle ſind Heiden und ungetauft verſtorbene Kinder zu treffen, deren Strafe in hoffnungsloſer Sehnſucht beſteht, ſonſt trifft ſie keine Qual. Auch Virgil hat hier ſeinen Aufenthalt. Er ſowie Homer, Horaz, Ovid und Lucanus erfreuen ſich beſonderer Ehre und gern bewillkommnen ſie Dante als ebenbürtigen Dichter. Am Eingang des zweiten Kreiſes ſteht Minos als Höllenrichter. Soviel-

mal er den Schwanz um den Leib ſchlingt, ſoviel Stufen müſſen die Verdammten hinab. Hier folgt nun die berühmte Epiſode, wo Franziska von Rimini dem Dichter ihr trauriges Loos klagt, ein Stück, ebenſo hervorragend durch die rührende Schlichtheit, mit der es erzählt, als durch die zarte Zurückhaltung, mit der es verſchweigt. Franziska war die Tochter jenes Guido von Polenta, bei dem Dante den letzten Zufluchtsort gefunden hat. Ihr Vater vermählte ſie an einen Sohn des Malateſta, der in Rimini herrſchte. Zu ihrem Unglück war ihr Gemahl ebenſo mißgeſtaltet, als ſein Bruder Paul ſchön und liebenswürdig. Er überraſchte ſie mit ihm und tödtete Beide. Die Wanderer treffen ſie, wie ſie mit dem Geliebten von einem ſchauerlichen Sturmwind umhergewirbelt wird, und ſie berichtet (5, 100):

Die Liebe, die ins edle Herz ſich ſenkt,
Fing dieſen durch den Leib, den Liebreiz ſchmückte,
Und deſſen Tödtung mich noch heute kränkt.
Die Liebe, die Geliebte ſtets berückte,
Ergriff für dieſen mich mit ſolchem Brand,
Daß keine Höllenpein ihn unterdrückte;
Die Liebe hat in ein Grab uns geſandt.
Kaina (der Ort der Mörder) harret des, der uns erſchlagen.

Wir laſen einſt, weil's Beiden Kurzweil machte,
Von Lancelot, wie ihn die Lieb' umſchlang.
Wir waren einſam, ferne vom Verdachte.
Das Buch regt' in uns auf des Herzens Drang,
Trieb uns zum Anſchau'n oft und zum Erblaſſen;
Doch eine Stelle war's, die uns bezwang;
Als ſie den ſüßen Mund ſich küſſen laſſen
Von dem Geliebten, der ſo ſchön und hehr,
Da nahte, der mich nimmer wird verlaſſen,
Da küßte zitternd mir den Mund auch er.
Ein Kuppler war das Buch und der's verfaßte,
An jenem Tage laſen wir nichts mehr.

Das Mitleid und vielleicht auch das Gefühl eigener Schuld erſchüttert den Dichter ſo, daß er wie todt niederfällt.

Ihre Wanderung führt die Dichter nun weiter zu den Schlemmern, die im Schmutze liegen, kaltem Regen ausgesetzt, dann zu Denen, die mit dem irdischen Gut nicht recht umgingen, den Geizigen und den Verschwendern. Wie sie im Leben sich gegenseitig angezogen und abgestoßen haben, so müssen sie es auch jetzt thun. Sie wälzen große Lasten mit der Brust, prallen auf einander und rufen: Was halten? Was verschwenden? Dann wenden sie sich um, um auf der anderen Seite des Kreises wieder auf einander zu stoßen. Unter ihnen sind viele Geistliche, selbst Päpste und Cardinäle. In einem schmutzigen, heißen Sumpf wälzen sich die Zornigen, sich gegenseitig schlagend und zerfleischend. Die Irrlehrer und Sectenstifter liegen in halbgeschlossenen, von Flammen durchglühten Gräbern; unter ihnen Kaiser Friedrich II., Farinata, das Haupt der florentinischen Ghibellinen, Cavalcante, dessen Sohn Guido des Dichters vertrauter Freund war, und Papst Anastasius, dessen Ketzerei übrigens nur der Sage angehört. Die Gewaltthätigen werden in drei Abtheilungen bestraft, je nachdem sie gegen Andere, gegen sich und gegen Gott Gewalt geübt haben. Unter den Ersten befinden sich Attila, Pyrrhus und Ezzelino. Die zweite Klasse, die Selbstmörder, sind in Gesträuche verwandelt und fühlen jede Verletzung eines Zweiges. Harpyen treiben sich unter ihnen umher, sie zu quälen. Uebelthäter der dritten Art, die Gott durch unnatürliche Greuel beleidigt haben, befinden sich in einer Sandwüste, auf die fortwährend Feuerflocken niederfallen. Unter ihnen sind Gelehrte von hohem Rufe, Geistliche, Bischöfe und auch Dante's Lehrer Brunetto Latini, der dem Dichter großen Ruhm verkündet. Die verschiedenen Arten des Betruges werden in zehn Abtheilungen bestraft. Die Kuppler und Verführer werden von Teufeln durch Geißelhiebe rastlos umhergetrieben; die Schmeichler stecken im Menschenmiste und müssen sich selber zerbeißen und zerkratzen. Die durch Simonie Befleckten sind

mit den Köpfen nach unten in Löcher eingerammt, aus denen nur noch die Beine hervorragen; ihre Fußsohlen stehen in Flammen. Am schwersten werden die Päpste bestraft. Sie haben ein besonderes Loch, in dem immer nur einer steckt, so lange, bis ein anderer ihm nachfolgt; dann sinkt der Vorgänger noch tiefer hinab. Dante trifft Nikolaus III., und dieser meint, es komme Bonifacius VIII., und ruft (19, 52):

Bonifaz, so kommst du doch,
So kommst du doch schon jetzt, mich fortzusenden?
Und man versprach dir manche Jahre noch?
Schon satt des Guts, ob das mit frechen Händen
Du trügerisch die schöne Frau (d. h. die Kirche) geraubt,
Um ungescheut und frevelnd sie zu schänden?

Dante hält dem Papste eine ernste Strafrede. Als der Herr dem Petrus die Schlüssel in die Hand gegeben habe, habe er nichts von ihm verlangt, als: „Folge mir." Petrus und seine Mitapostel haben von Matthäus weder Gold noch Silber begehrt;

Und nur weil Ehrfurcht meine Zunge hält
Für jene Schlüssel, die du einst getragen,
Da du gewandelt in der heitern Welt,
Enthalt' ich mich, dir Schlimmeres zu sagen;
Daß schlecht die Welt durch eure Habsucht ist.
Die Guten sinken und die Schlechten ragen.

Dante wendet auf die Päpste das Bild der apokalyptischen Hure an, die mit den Königen der Erde buhlt. Ihr Gott sei das Gold und das Silber, so daß sie hundert Mal mehr Götzen haben, als die Heiden.

Welch Unheil, Constantin, ist aufgegangen,
Nicht weil du dich bekehrt, nein weil das Gut
Der erste reiche Papst von dir empfangen.

In einem Teiche voll siedenden Pechs sind Die, die ein Staatsamt mißbraucht haben, sich zu bereichern. Teufel ver-

hindern sie am Auftauchen; diese gleichen Köchen, die die Fleischstücke in die Brühe tauchen. Einer kommt gerade mit Beute und ruft (21, 37):

Von Lucca bring' ich einen Rathsherrn mit;
Den tauchet unter nun ihr Grimmetatzen,
Und jene Stadt ist wohlversehn damit,
Drum hol' ich gleich noch mehr von solchen Fratzen.
Gauner sind Alle dort bis auf Bontur (offenbar der Aergste)
Und machen Ja aus Nein für blanke Batzen.

Der Unglückliche will noch einmal auftauchen, aber die Teufel rufen ihm zu: Hier hat ein heiliges Gesicht keinen Werth; sollen dich nicht unsere Haken fassen, so hüte dich, emporzutauchen. „Dein Tänzchen mache hier versteckt; such' unten Einem etwas abzuzwacken." Die Verdammten gleichen Fröschen an dem Rande eines Grabens, die sich bei jedem Geräusche bergen. Wagt es einer, zu weit emporzutauchen, so wird er herausgehakt und geschunden, so daß seine Qual vermehrt wird. Einer, den dieses Loos treffen soll, bittet die Teufel um Aufschub, damit er noch ein paar Andere herauslocken könne. Kaum lassen sie von ihm ab, so stürzt er sich wieder hinein. Zwei Teufel, die ihm nachfliegen, sind so erbost, daß sie sich mit einander balgen und selbst hineinfallen. Ihre Flügel werden so bepicht, daß sie nicht mehr herausfliegen können. Dante zeigt sich in dieser ganzen Schilderung als einen Meister des Humors.

An den Heuchlern und Dieben vorbei gelangen die Wanderer zu den falschen Rathgebern, die in Feuerflammen umherlaufen. Unter ihnen giebt sich einer als Guido von Montefeltro zu erkennen. Es war dies ein durch Tapferkeit und List berühmter Zeitgenosse Dante's. Im Alter wollte er seine Sünden in einem Kloster büßen, aber der Papst Bonifacius VIII. verleitete ihn, sich noch einmal in politische Ränke zu mischen. In Präneste hatten sich nämlich die vom Papste bedrängten Anhänger

der Familie Colonna eingeſchloſſen. Bonifazius ließ auf Guido's Rath ihnen Verzeihung und Rückgabe ihrer Güter anbieten, wenn ſie ihm Präneſte übergeben würden. Kaum aber war die Uebergabe erfolgt, als er die Stadt von Grund aus zerſtören ließ. Guido erzählt (27, 67):

Ich war erſt Krieger, wurde Mönch hernach,
Durch Buße mich vom Fall emporzurichten.
Gewiß wär' auch geſchehn, was ich verſprach;
Allein der Erzpfaff' — mög' ihn Gott vernichten!
Er hat mich neu den Sündern beigeſellt;
Wie und warum? das will ich jetzt berichten.
Als ich noch oben lebt' in eurer Welt,
Da ward ich nimmer mit dem Leu'n verglichen,
Doch öfters wohl dem Fuchſe gleichgeſtellt.
In allen Ränken und geheimen Schlichen
War ich geſchickt, in ihrer Uebung ſchlau,
Und drum berühmt in allen Himmelsſtrichen.
Doch als die Zeit kam, da des Haares Grau
Uns dringend mahnt, das hohe Meer zu ſcheuen
Und einzuziehn das Segel und das Tau,
Da mußt' ich, was mir erſt gefiel, bereuen;
Ward Mönch und that nun Buß' am heil'gen Ort.
Noch hätt' ich können mich des Heils erfreuen,
Allein der neuen Phariſäer (der Biſchöfe und Prälaten) Hort
. . . . . .
Nicht achtet er an ſich die höchſte Pflicht
Und nicht den Strick, der meinen Leib umfangen,
Der Jeden mager macht, den er umflicht,
Wie Conſtantin Sylveſtern augegangen,
Ihm Heilung von dem Ausſatz zu verleih'n,
So ſollt' ich jetzt als Arzt auf ſein Verlangen
Von böſem Fieber ihm den Geiſt befrein.
Ich mußte ſchweigen erſt, mich für ihn ſchämen;
Denn eines Trunk'nen ſchien ſein Wort zu ſein.
„Du darfſt nicht ſagen," ſprach er, „noch dich grämen;
Ablaß ertheil' ich dir, mich lehre du:
Wie fang' ich's an, Präneſte wegzunehmen?
Du weißt, den Himmel ſchließ' ich auf und zu:
Denn beide Schlüſſel ſind mir übergeben,

Die Cöleſtin (ſein Vorgänger) vertauſcht um träge Ruh'."
Nicht war ſo trift'gem Grund zu widerſtreben,
Und da hier Schweigen mir das Schlimmſte ſchien,
So ſprach ich endlich: „Vater, da du eben
Die Sünde, die ich thun ſoll, mir verziehn,
So wiſſe: Viel verſprechen, wenig halten,
Dadurch wird deinem Stuhl der Sieg verliehn."
Franz (d. h. der h. Franziskus) wollte, da ich ſtarb, des Amtes walten,
Mich heimzuführen, doch ein Teufel kam
Und ſprach: „Halt ein, denn den muß ich erhalten.
Er kommt mit mir hinab zu ew'gem Gram,
Weil ich, ſeitdem er jenen Trug gerathen,
Bei ſeinen Haaren ihn als Beute nahm.
Wer Ablaß will, bereu' erſt ſeine Thaten.
Doch wer bereut und Böſes will, der muß
Wohl mit ſich ſelbſt in Widerſpruch gerathen."
Ach, wie ich zuckt' in Schrecken und Verdruß,
Als er mich faßt' und mich von dannen reißend
Sprach: „Meinteſt du, ich ſei kein Logikus?"

In der neunten Abtheilung büßen die, die durch Betrug Zwietracht ausgeſäet haben. Sie werden im Kreiſe umhergetrieben und durch Teufel mit Säbelhieben zerfetzt. Die Wunden ſchließen ſich, ehe ſie wieder zu demſelben Punkte kommen. Unter ihnen iſt der von Uhland beſungene Bertrand de Born, der Zwietracht zwiſchen Heinrich II. von England und ſeinen Söhnen geſtiftet hatte. In der zehnten Abtheilung liegen die Fälſcher an ekelhaften und ſchmerzlichen Krankheiten darnieder. In der Ausmalung der gräßlichen Scenen zeigt Dante eine Anſchaulichkeit, die uns faſt zu weit zu gehen ſcheint. Im neunten Kreiſe, wo die Verräther beſtraft werden, ſind die Giganten, die ſich gegen Jupiter empört hatten, ebenſo Nimrod. Die Verräther ſtecken in einem Brunnen bis an den Kopf im Eis. Die Thränen ſelbſt, die ſie vergießen, werden zu Eisklumpen und verurſachen neue Qual. Dante findet hier eine Maſſe Landsleute; Jeder iſt bereit, die Unthaten des Anderen zu nennen. Unter ihnen iſt auch Ugolino. Dieſer hatte durch

Muth und Geſchick die Stadt Piſa zur höchſten Stufe der Macht emporgehoben und ſich dabei natürlich auch viele Feinde gemacht. Es brach ein Aufſtand gegen ihn aus; auf Veranlaſſung des Erzbiſchofs Roger, eines Ghibellinen, wurde er als Verräther mit zwei Söhnen und zwei Enkeln in einen Thurm geſchloſſen und dort dem Hungertode preisgegeben. Der Dichter trifft ihn, Haupt an Haupt gedrückt mit ſeinem Todfeinde und an ihm nagend (33, 1):

Den Mund erhob vom ſchaudervollen Schmaus
Der Sünder jetzt und wiſcht' ihn mit den Locken
Des angefreſſ'nen Hinterkopfes aus.

Im Traume, erzählt er, habe er geſehen, wie ein Wolf mit ſeinen Jungen zu Tode gejagt worden ſei und darin ſein Geſchick vorausgeahnt.

Als ich erwacht im erſten Morgenroth,
Da jammerten halb ſchlafend noch die Meinen,
Die bei mir waren, und verlangten Brot.
Theilſt du nicht meinen Schmerz, ſo theilſt du keinen.
Denkſt du, was bang zu ahnen ich begann,
Und weineſt nicht, wann pflegſt du dann zu weinen?
Schon wachten wir; die Stunde naht heran,
Wo man uns ſonſt die Speiſe bracht, und Jeden
Weht ob des Traumes Unglücksahnung an,
Da hört' ich riegeln unter mir den öden
Graunvollen Thurm — und ins Geſicht ſah ich
Den Kindern allen, ohn' ein Wort zu reden.
Ich weinte nicht; ſo ſtarrt' ich innerlich;
Sie weinten und mein kleiner Anſelm fragte:
Du blickſt ſo Vater, ach was haſt du? ſprich!
Doch weint' ich nicht uud dieſen Tag lang ſagte
Ich nichts und nichts die Nacht, bis abermal
Des Morgens Licht der Welt im Oſten tagte.
Als in mein jammervoll Verlies ſein Strahl
Ein wenig fiel, da ſchien es mir, ich fände
Auf vier Geſichtern meins und meine Qual.
Ich biß vor Jammer mich in beide Hände.

Und Jene, wähnend, daß ich es aus Gier
Nach Speiſe thät', erhoben ſich behende
Und ſchrien: „Iß uns, und minder leiden wir!
Wie wir von dir die arme Hüll' erhalten,
O, ſo entkleid' uns, Vater, auch von ihr."
Da ſucht' ich ihrethalb' mich ſtill zu halten.
Stumm blieben wir den einen Tag, den andern noch;
Und du, o Erde, konnteſt dich nicht ſpalten!
Als wir den vierten Tag erreicht, da kroch
Mein Gaddo zu mir her mit leiſem Flehen:
„Was hilfſt du nicht? mein Vater, hilf mir doch!"
Dann ſtarb er — und ſo hab' ich ſie geſehen,
Wie du mich ſiehſt, am fünften, ſechsten Tag,
Jetzt den, jetzt den hinſinken und vergehen,
Schon blind, tappt' ich dahin, wo Jeder lag,
Rief ſie drei Tage, ſeit ihr Blick gebrochen,
Da that der Hunger, was kein Schmerz vermag (d. h. mich tödten).

Der großartige Realismus der Darſtellung iſt hier mit unübertrefflicher Kunſt gemildert durch den verſöhnenden Gegenſatz des Heldenmuthes und die zarten Gefühle der Sterbenden. Goethe ſagt hierüber: „Die wenigen Terzinen, in welchen Dante den Hungertod Ugolino's und ſeiner Kinder einſchließt, gehören zu dem Höchſten, was die Dichtkunſt hervorgebracht hat; denn eben dieſe Enge, dieſer Lakonismus, dieſes Verſtummen bringt uns den Thurm, den Hunger und die ſtarre Verzweiflung vor die Seele." Ein feiner Zug des Dichters iſt noch der, daß er die vier Mitgefangenen zu unſchuldigen Kindern macht, während thatſächlich nicht bloß die Söhne, ſondern auch die Enkel erwachſen und verheirathet waren. Daß Ugolino wegen Verrätherei die Hölle verdient habe, iſt dem Dichter ſelbſt zweifelhaft. Er redet Piſa an:

Denn wenn auch Ugolin in Frevelmuth,
Wie man geſagt, die Schlöſſer dir verrathen.

Er hatte nämlich den Florentinern, um ſie zu gewinnen, einige werthloſe Schlöſſer preisgegeben, und da er wegen ſeiner Gewalt-

thätigkeit verhaßt war, benutzte man diesen Umstand, um ihn beim Volke als Verräther hinzustellen. Dante muß ihn an diesen Ort versetzen, weil er ihn nur hier seinem Todfeind den Schädel zerbeißen lassen konnte, „mit Zähnen wie des Hundes".

Im Mittelpunkt der Erde steckt Luzifer. In den Mäulern seiner drei Häupter (die offenbar ein Gegenstück zur himmlischen Dreieinigkeit bilden) zermalmt er in der Mitte Judas Ischarioth, rechts und links Brutus und Cassius, die Mörder Cäsar's, des ersten römischen Kaisers. An Luzifer's Leib müssen die Dichter erst hinabklettern, „Zott' auf Zotte greifend", von seiner Hüfte an sich drehen und wieder aufwärts klimmen, weil die Mitte des riesigen Luzifer's gerade der Mittelpunkt der Erde ist. Nun geht es in der Höhle, die noch vom Falle Luzifer's herrührt, rasch aufwärts, bis die Oberfläche der westlichen Halbkugel erreicht ist. Am Fuße des Fegfeuerberges darf der Dichter nach trauriger Wanderung wieder die Sterne sehen und reine Luft athmen.

Das Fegfeuer Dante's ist die Versinnlichung der Buße und Läuterung des gefallenen Menschen; darüber hatte die Kirche feste Vorschriften gegeben, so daß der Dichter hier seine Einbildungskraft nicht so frei entfalten kann, wie in der Hölle. Seine Eigenthümlichkeit weiß er aber doch zu wahren; so gleich in dem Umstand, daß er zum Hüter des Fegfeuers nicht etwa einen Engel oder einen Heiligen macht, sondern einen Heiden und sogar einen Selbstmörder, Cato von Utica, der sich selbst in sein Schwert stürzte, als er Roms Freiheit verloren sah. „Wer der Freiheit zu lieb aufs Leben verzichtet, der weiß, wie werth sie ist." Wie Cato sein Leben der Freiheit opferte, so gilt es hier mit Hintansetzung aller anderen Dinge, der Freiheit des Geistes nachzustreben. „Welcher irdische Mensch," fragt Dante im „Gastmahl", „war würdiger, Gott zu bezeichnen, als Cato?" Ein unbestechliches Rechtsgefühl war Cato und unserem

UNIVERSITY OF

Dichter gemeinſam, ſowie die Vorliebe für einfache, ſittenſtrenge Zeiten. Der erſte Kreis des Fegfeuers bildet den Aufenthalt der Säumigen, die mit Reue und Buße bis zum letzten Augenblick gezögert haben, den zweiten bis achten Kreis füllen Diejenigen aus, die ſich eine der ſieben Todſünden zu Schulden kommen ließen, nämlich Stolz, Neid, Zorn, Trägheit, Geiz, Völlerei, Unkeuſchheit.

Unter den Säumigen trifft Dante ſeinen Freund Caſella, der einige ſeiner Canzonen in Muſik geſetzt hat. Dante bittet ihn, eines ſeiner Lieder anzuſtimmen (Fegf. 2, 112):

„Die Liebe, die zu mir im Herzen ſpricht,"
Begann er jetzt, „und ach, die ſüße Weiſe
Verklingt noch jetzt in meinem Innern nicht.
Mein Herr und ich, wir ſtanden ſtill im Kreiſe
Der Andern dort, und Alle ſo beglückt,
Als kennten wir kein and'res Ziel der Reiſe,
Wir lauſchten nur den Tönen hochentzückt."

Auch der Hohenſtaufe Manfred iſt hier. Er hat noch im Sterben Gottes Gnade angerufen, aber weil er im Kirchenbann geſtorben iſt, muß er dreißig Mal längere Zeit, als die Dauer ſeines Bannes umfaßte, im Vorhof des Fegfeuers harren, wenn die Zeit nicht durch Fürbitte abgekürzt wird. Zahlreiche Opfer des Meuchelmordes, die noch im letzten Augenblick ſich der Gnade Gottes befohlen haben, drängen ſich an Dante heran und bitten ihn, ihre Angehörigen zur Fürbitte zu ermahnen. Einem derſelben, dem Dichter Sordello, legt Dante eine ergreifende Klage über ſein Vaterland in den Mund (6, 76):

Italien, Sklavin, Schlund voll Schmerz und Graus,
Schiff ohne Steuer auf durchſtürmten Meeren,
Nicht Herrſcherin der Welt, nein Hurenhaus.
. . . . . .
Elende, ſuch' an deines Meeres Borden,
Im Innern ſuch', und keinen Winkel letzt
Des Friedens Glück im Süden wie im Norden.

Dem deutschen Kaiser wird das göttliche Gericht angekündigt, weil er seine Sorge auf Deutschland beschränkt und seine Anhänger in Italien schutzlos den Feinden überlassen hatte. Er solle doch hören, wie seine Witwe Rom Tag und Nacht seufze: „Mein Cäsar, ach, warum bleibst du mir fern?“ Italien sei voll von Tyrannen, und jeder Bauer, der sich einer Partei anschließe, werde als Marcellus gepriesen. Von Florenz, fährt er in bitterem Hohne fort, gelte das natürlich nicht, dort führe ja Jeder die Gerechtigkeit im Munde. Athen und Sparta mit ihren berühmten Gesetzen seien nicht der Rede werth gegen die Fündlein dieser Stadt, wo das, was im October ausgesponnen würde, bis Mitte November daure. Gesetze, Münzen, Aemter und Sitten werden beständig gewechselt.

Bist du nicht einem Kranken zu vergleichen,
Der keine Ruh' auf seinen Kissen findet
Und stets sich wälzt, den Schmerzen zu entweichen?

Der Berg des Fegfeuers ist Anfangs schwer zu erklimmen,

. . . . Wer ihn zu steigen unternommen,
Trifft große Schwierigkeit an seinem Fuß,
Die kleiner wird, je mehr man aufgeklommen.
Drum wird dir erst die Mühe zum Genuß,
Erscheint dir's dann so leicht, emporzusteigen,
Als ging's im Kahn hinab den schnellen Fluß.

Ein Cherub, der die Pforte des Fegfeuers hütet, schreibt mit der Spitze des Schwertes sieben P (peccata) auf die Stirn Dante's und löscht dann auf jeder Stufe eines. Die Stolzen sind hier zu Boden gedrückt vom Gewicht mächtiger Lasten, den Neidischen sind die Augen mit Eisendraht verschlossen, um ihnen den Genuß des Lichtes zu nehmen, das sie auf Erden Niemand gönnten; sie sitzen friedlich bei einander und stützen sich gegenseitig mit den Schultern. Die Zornigen sitzen in finsterem, häßlichem Rauche, der alles um sie verdunkelt, und sind voller

Eintracht unter einander; die Trägen laufen eifrig; die Geizigen liegen mit dem Geſicht am Boden; die Schlemmer ſind mager und eingefallen und leiden Durſt und Hunger, die Unkeuſchen brennen in unausſprechlich heißer und verſengender Gluth. Iſt eine Seele völlig gereinigt, dann erkracht der Berg und es erſchallt ein lautes „Ehre ſei Gott in der Höhe". In jeder Abtheilung werden Beiſpiele der Tugend, die erſtrebt, und der Sünde, die gebüßt werden ſoll, in Bildern dargeſtellt, die theils aus der Bibel, theils aus der Geſchichte, theils aus der griechiſchen Sagenwelt genommen worden ſind. Als Vorbilder der Keuſchheit werden z. B. Maria und Diana hingeſtellt. Auf der oberſten Stufe nimmt Virgil Abſchied. Was menſchliche Leitung und Führung vermag, iſt geſchehen; er ruft dem Freunde zu (27, 127):

Des zeitlichen und ew'gen Feuers Leiden
Haſt du geſehn, bis weiterhin nichts mehr
Mein ſchwaches Auge noch kann unterſcheiden.
Durch weiſe Leitung kamſt du bis hieher;
Zum Führer nimm fortan dein Gutbedünken.
Dein Pfad iſt fürderhin nicht ſteil noch ſchwer;
Vom Sonnenlichte ſieh die Sterne blinken,
Sieh durch des Bodens Kraft und ohne Saat
Entſproſſen dir Geſträuch und Blumen winken,
Bis ſtrahlend ſich die holde Schöne naht,
Die mich berufen hat mit bittern Zähren.
Ruh' oder wandle hin auf heit'rem Pfad;
Nicht brauchſt du meine Winke mehr und Lehren,
Dein eig'ner Wille ward geſund und gut,
Und Fehler wär's, ihm irgend noch zu wehren.
Nimm über dich drum Kron' und Biſchofshut!

Eine großartige Proceſſion bewegt ſich nun auf den Dichter zu. Er ſieht die vierundzwanzig Aelteſten und die vier Thiere der Apokalypſe und Ezechiels, dann einen Wagen, gezogen von einem Greifen, d. i. die Kirche, und den, der wie ein Greif zwei Naturen in ſich vereinigt, und endlich ſieht er auf einer

Wolke von Blumen, die über ihn niederfallen, die Geſtalt des hohen Weibes nahen, die ſeine Retterin geworden iſt, mit einem Kranz von Oelzweigen, im weißen Schleier, in purpurrothem Gewande mit grünem Mantel, ſo wie der Knabe Dante ſie in Florenz geſehen hatte. Ernſt und vorwurfsvoll iſt zunächſt ihre Sprache. Daute habe hohe Gaben von der Natur und von Gott empfangen, aber er habe nicht den rechten Gebrauch davon gemacht (30, 101 ff.).

Er wandte ſeinen Schritt zur falſchen Bahn.
Trugbildern folgt' er ſchnöden Wonnelebens,
Und falſcher Lockung auch und leerem Wahn.
In Traum und Wachen rief ich ihn vergebens,
Und Mahnung haucht ich ihm und Warnung ein;
Doch blieb er taub im Leichtſinn eitlen Strebens.
Ein Mittel konnt' ihm nur zum Heil gedeihn,
So tief geſunken war er und verloren,
Und ſolches war der Anblick ew'ger Pein.

Unter heißen Thränen bekennt Dante ſeine Schuld; er wird durch Untertauchen in Lethe entſündigt und darf hierauf die Geliebte unverſchleiert ſehen. Die Beichte, die Dante ablegt, entſpricht ganz den Lehren der ſcholaſtiſchen Theologie. Er iſt zwar (im Fegfeuer) gereinigt, aber noch trübt das Bewußtſein der früheren Verſündigung den gewonnenen Frieden; leicht erläßliche Sünden haften noch an ihm und verzögern ſeinen Aufſchwung zu Gott. Die volle innere Harmonie wird erſt durch das Vergeſſen der begangenen Schuld erreicht. Das Charakteriſtiſche unſeres Gedichtes iſt nun aber dies, daß dieſe letzte Buße zugleich die Ausſöhnung des Dichters mit Beatrice iſt. Die verklärte Geliebte fällt zuſammen mit der Seligkeit des ewigen Lebens.

Am Schluſſe des 31. Geſanges ruft Dante aus:

Lebend'gen Lichtes Glanz, o Strahlenhelle!
Wer ward nicht bleich auf des Parnaſſus Steigen,

Wer trank ſo gierig ſtets aus ſeiner Quelle,
Daß er nicht zagen würd' und lieber ſchweigen,
Gilt es zu ſchildern nach der vollen Wahrheit,
Wie du, umhüllt von ſüßem Himmelsreigen,
Der freien Luft entſchleiert deine Klarheit.

Ihr „heil'ges Lächeln" zieht ihn an mit „ſeinem alten Netze" und

Den zehnjähr'gen Durſt zu ſtillen, hingen
An ihrem Reiz die Augen ſo voll Gier,
Daß mir die andern Sinne ganz vergingen. (32, 1—3.)

Im dritten Theile der großen Dichtung, dem Paradies, führt Beatrice ihren Liebling durch die neun Sphären des Himmels hindurch. Der Dichter iſt ſich der Schwierigkeit wohl bewußt, die darin liegt, das, was er in traumhafter Verzückung geſehen hat, in Worte zu bringen. Er ruft die heiligen Jungfrauen, die Muſen an, und Apollo, der ihn mit der Kraft, womit er Marſyas überwunden hat, ausrüſten ſolle; er fordert die, die in kleinem Nachen (d. h. ohne die nöthigen Kenntniſſe) ſeinem Schiffe folgen wollen, auf, zum verlaſſenen Ufer zurückzukehren,

Ich ſteure hin auf nie durchfurchten Meeren,
Minerva haucht, Apoll iſt mein Geleiter. (Par. 2, 7 ff.)

Der Dichter lernt an der Hand ſeiner Führerin zuerſt die Geſetze, wonach das Weltall ſich bewegt, und die Wirkſamkeit der Himmelskörper kennen, dann erhält er Belehrungen über die Arten der Seligkeit, über den freien Willen, den Sündenfall und die Erlöſung. In den Unterredungen, die er mit den Seligen hat, wird auch die traurige Entartung der Kirche und die Hoffnung ihrer baldigen Erneuerung ausgeſprochen. Berühmt ſind die Worte, die der Dichter ſeinem Ahnherrn Cacciaguida in den Mund legt. Dieſer ſchildert (15, 97 ff.) die alten, einfachen Sitten ſeiner Zeit:

Florenz, im alten Umkreis eng und klein,
Woraus man Terzen noch vernimmt und Nonen,
War damals friedlich, nüchtern, keuſch und rein;
Nicht Kettchen gab es damals noch, nicht Kronen,
Nicht reichgeputzte Frau'n, kein Gürtelband,
Das ſehenswerther war, als die Perſonen.
Bei der Geburt des Töchterleins empfand
Kein Vater Furcht, weil man zur Mitgift immer
Sowie zur Zeit die rechten Maaße fand.
. . . . . .
Ich ſah vom ſchlichten Ledergurt umfangen
Bellincion Berti noch und ſah ſein Weib
Vom Spiegel gehn mit ungeſchminkten Wangen,
Ich ſah ein unverbrämtes Wams am Leib
Des Nerli und des Vecchio — und den Frauen
War Spill und Rocken froher Zeitvertreib.

Cacciaguida leitet das Verderben der Stadt von den vielen fremden Volksbeſtandtheilen her, die aufgenommen wurden. Dann ſchildert er in den oben ſchon angeführten Verſen die traurige Zukunft ſeines Urenkels. Dieſer fragt, ob er nicht durch die bitteren Wahrheiten, die ſein Gedicht über viele Zeitgenoſſen ausſage, ſich jeden Zufluchtsort in ſeiner Verbannung unmöglich machen werde. Hierauf erwidert Cacciaguida (17, 124):

Wer rein nicht ſein Gewiſſen nennen darf,
Wen, ſei es eig'ne Schmach, ſei's fremde, drücket,
Dem ſchmeckt wohl deine Rede ſtreng und ſcharf.
Dennoch verkünde ganz und unzerſtücket,
Was du geſehn, von jeder Lüge frei,
Und laß nur den ſich kratzen, den es jücket.
Ob ſchwer dein Wort beim erſten Koſten ſei,
Doch Nahrung hinterläßt's zu kräft'gem Leben,
Iſt des Gerichts Verdauung erſt vorbei.
Dein Laut wird ſich dem Sturme gleich erheben,
Der hohe Gipfel ſtets am ſtärkſten faßt,
Und dies wird Grund zu größ'rer Ehre geben.
Berühmte Seelen ſind's drum alle faſt,
Die vormals du im wehevollen Schlunde
Auf jenem Berg und hier geſehen haſt;

Denn Niemand traut beruhigt einer Kunde,
Verbirgt das Bild, das sie vor Augen stellt,
Die Wurzel tief im unbekannten Grunde,
Und nur was leuchtet überzeugt die Welt.

Im Sternbild des Jupiter bilden die gerechten Herrscher durch ihre Aufstellung zuerst den Spruch: Diligite justitiam qui judicatis terram (Weisheit 1, 1), dann das Bild eines (kaiserlichen) Adlers als Zeichen der Verehrung für das von Gott gestiftete Kaiserthum. Ein scharfes Urtheil ergeht fast über alle damaligen Regenten, z. B. über Karl den Lahmen von Neapel und Jerusalem:

Dort Lahmer von Jerusalem, dort sieh
Mit einem M (1000) bezeichnet deine Sünden
Und deine Tugenden mit einem I (= 1).

Friedrich's, des Königs von Sizilien, schlechte Thaten müssen mit Abkürzungen geschrieben werden, damit sie nicht zu viel Raum einnehmen. Am schärfsten aber wird der Papst getadelt, der die Excommunication anwende, sich zu bereichern, der sich nur um Johannes den Täufer, d. h. den florentinischen Goldgulden mit dessen Bilde und weder um Petrus noch um Paulus kümmere. Der Cardinal Damiani ruft (21, 127):

Petrus war mager einst und unbeschuht,
Und Paulus fand in jenen großen Tagen
Geringe Kost in jeder Hütte gut.
Die neuen Hirten, feist, voll Wohlbehagen,
Sieht man gestützt, geführt und schwer bewegt,
Und hinten läßt man gar die Schleppe tragen.
Wenn übers Prachtroß sich ihr Mantel schlägt,
Sind zwei Stück Vieh in einer Haut beisammen.
O göttliche Geduld, die viel erträgt!

Auf den Wunsch Beatricens muß sich Dante einer Prüfung in Bezug auf Glauben, Liebe und Hoffnung unterwerfen; er steht da, wie der Student vor dem Examinator, „gleichwie der

Baccalaur, des Meiſters Fragen erwartend, ſtill ſchweigt und ſich mit Gründen rüſtet, um bereit zu ſein mit Red' und Antwort." Seinen Glauben prüft Petrus. Auf die Frage: Was iſt der Glaube? antwortet Dante mit dem Spruche Hebr. 11, 1 nach der Vulgata: Der Glaube iſt die Subſtanz der zu hoffenden Dinge, der Beweisgrund der nicht ſichtbaren. Warum iſt der Glaube Subſtanz und Beweisgrund zugleich? Antwort: Die himmliſchen Dinge ſind auf Erden ſo verſteckt, daß ſie nur im Glauben ihr Sein (Subſtanz) haben; der Verſtand kann ſeine Folgerungen nur vom Glauben aus ziehen, darum iſt er auch Beweisgrund. Petrus iſt von der Antwort befriedigt. Gewicht und Legirung der Münze ſei gut; nun komme es darauf an, ob er ſie auch wirklich im Beutel habe. Worauf gründet ſich dieſer Glaube? Auf nichts Anderes, als auf die heilige Schrift. Warum iſt dieſe Gottes Wort? Wegen der Wunder. Worauf aber beruht die Gewißheit der Wunder? Weil die Ausbreitung des Chriſtenthums ohne Wunder ſelbſt das größte aller Wunder wäre. Der Inhalt des Glaubens iſt ebenfalls in der heiligen Schrift enthalten und faßt ſich zuſammen in die Lehre von der Dreieinigkeit. Petrus iſt von dem Ergebniß der Prüfung ſo befriedigt, daß er den Dichter dreimal umarmt.

Jakobus fragt ihn nun, was die Hoffnung ſei und worauf ſie ſich gründe. „Die Hoffnung iſt die Erwartung künft'ger Seligkeit, die durch Gnade und früheres Verdienſt gewonnen wird. Sie gründet ſich auf die prophetiſchen Schriften des Alten und Neuen Bundes.

Johannes prüft in der dritten Tugend, der Liebe. Ihr Weſen hat Dante aus Plato und aus der heiligen Schrift erkannt. Sie richtet ſich auf das Gute, und je mehr ihr Gegenſtand des Guten in ſich faßt, um ſo größer iſt ſie, daher die vollkommenſte Liebe die zu Gott iſt.

Der Chor der Seligen ſtimmt nun ein Loblied Gottes

an; es ſchien, als ob das ganze Weltall in Lächeln verſunken ſei.

O unnennbare Luſt, o Seligkeit!
O Leben, wo nur Lieb' und Frieden walten!
O ſich'rer Reichthum, frei von Wunſch und Neid!

Doch nun röthet ſich das Licht, in dem Petrus leuchtet; der ganze Himmel ſtrahlt in Gluth; es ſcheint eine Finſterniß einzutreten, wie damals, als der Herr am Kreuze verblich, und Petrus erhebt eine furchtbare Anklage gegen den, der ſeines Stuhles ſich anmaaße und ſeine Grabſtätte zur Kloake gemacht habe. „Nicht deswegen wurde die Braut Chriſti von meinem Blut und von dem des Linus und Cletus genährt, um durch ſie Gold zu erwerben. Es war nicht unſer Wille, daß ein Theil der Chriſtenheit zur Rechten und ein Theil zur Linken unſeres Nachfolgers ſitzen ſollte (d. h. daß der Papſt die Partei der Welfen gegen die der Ghibellinen ergreife), noch daß die von mir verliehenen Schlüſſel die Fahnen ſchmücken, mit denen man in den Krieg gegen Getaufte zieht."

Nicht ſollte man mein Bild auf Siegeln ſehen,
Erkauftem Lügenfreibrief beigedrückt,
Drob ich erröth' und glüh' in dieſen Höhen;
Jetzt ſieht man mit dem Hirtenkleid geſchmückt
Raubgier'ge Wölfe dort die Heerden hüten.
O Höchſter, bleibt dein Schwert noch ungezückt! (27, 52 ff.)

Doch die Vorſehung, die durch Scipio Rom und die Welt zugleich gerettet hat, wird in Bälde helfen; Dante ſoll das kund thun auf Erden.

Beatrice belehrt den Dichter nun über die höchſten Geheimniſſe, über die Ordnungen der himmliſchen Heerſchaaren, über Schöpfung und Fall der Engel. Sie klagt darüber, daß die heilige Schrift vernachläſſigt werde und menſchlichen Fündlein zu lieb verdreht.

Nicht denkt man, wieviel theures Blut geflossen,
Sie auszusä'n, nicht wie Gott dem geneigt,
Der demuthsvoll an sie sich angeschlossen. (29, 91 ff.)

Die Pfaffen predigen eigene Erfindungen und schweigen vom Evangelium. Mit Wind genährt kehren die Schafe von der Weide zurück und haben nicht einmal eine Entschuldigung für ihre Unwissenheit. (Sie hätten nämlich selbst in der Bibel forschen können.)

Der Herr habe seinen Jüngern nicht gesagt: „Geht hin und prediget der Welt Possen," sondern er habe ihnen eine wahrhafte Grundlage gegeben.

Jetzt predigt man von Possen und von Schwänken,
Und die Kapuze schwillt, wenn Alles lacht,
Ihr Träger braucht an weiter nichts zu denken;
Doch hat ein Vöglein (d. h. der Teufel) drin sein Nest gemacht,
Das, würd's gesch'n, den Werth dem Ablaß raubte,
Den Lügen zu so hohem Preis gebracht.
Drob wuchs die Dummheit so in manchem Haupte,
Daß, möcht' ein Priesterwort das tollste sein,
Man's ohne Prüfung und Beweise glaubte.
Und damit mästet Sanct Anton das Schwein,
Und And're, die noch ärger sind denn Sauen,
Falschmünzer, reich an trügerischem Schein. (29, 115 ff.)

Nachdem Dante die Erkenntnißprobe bestanden hat, ist er nun würdig, der Gottesanschauung wirklich theilhaftig zu werden und damit die Vereinigung mit Gott und den Vollgenuß des seligen Lebens zu erlangen. Auch dies geschieht in stufenmäßiger Weise. Da die Gottesanschauung eine unmittelbare Vereinigung unserer geistigen Sehkraft mit dem höchsten Wesen selbst ist, so muß zunächst der Geist hierfür durch Umwandlung der natürlichen Anschauungsweise in eine übernatürliche zubereitet werden.

Dante erkennt die Wahrheit, und zwar zuerst in unvollkommenem Bilde, dann immer klarer und vollständiger, er sieht das Reich der Herrlichkeit als Abbild des göttlichen Wesens.

Ich ſah das Licht als einen Fluß von Strahlen
Im Morgenglanze durch die Fluren ziehn,
Und einen Wunderlenz die Ufer malen,
Und aus dem Strom lebend'ge Funken ſprühn.
Und in die Blumen ſenkten ſich die Funken
Gleichwie in gold'ne Faſſung der Rubin;
Dann tauchten ſie, wie von den Düften trunken,
Sich wieder in die Wunderfluthen ein,
Und der erhob ſich neu, wenn der verſunken. (30, 61.)

Der Strom iſt das ewige Heil, die Funken, die ſich hineintauchen, ſind die Engel, die Blumen die Seligen. Dante trinkt aus dieſem Lichtſtrom und gelangt dadurch zu höherer Erkenntniß. Der erſt längliche Strom erſcheint kreisrund; vor den Augen des Dichters wächſt in tauſend Stufen ein majeſtätiſches Amphitheater empor, die weiße Himmelsroſe, zu der ſich die Engel und Seligen vereinigen, in der Alles nah und Alles fern, in der jedes irdiſche Raumgeſetz aufgehoben iſt. Beatrice, die Führerin, ſtrahlt in immer hellerem Lichte.

Wenn Alles, was bis jetzo mein Gedicht
Von ihr gelobt, in ein Lob einzuſchließen,
Doch g'nügend wär's für dieſen Anblick nicht.
Denn Reize, wie ſie hier ſich ſehen ließen,
Weit überſchreiten ſie der Menſchen Art;
Ihr Schöpfer nur kann ihrer ganz genießen,
Mich überwältigte, was ich gewahrt,
Mehr als ein Dichter je von ſeinen Stoffen
Ergriffen und auch überwunden ward.
Gleichwie ein Blick, den Sonnenſtrahlen offen,
Vergeht vor ihren Blitzen, ſo geſchieht,
Dem Geiſt, den ihres Lächelns Reiz getroffen.
Vom erſten Tage, da mir Gott beſchied,
Ihr Angeſicht zu ſchaun in dieſem Leben,
Folgt ihr zu dieſem Blicke hin mein Lied;
Doch jetzt muß ich des Wunſches mich begeben,
Kein Künſtler je ſein letztes Ziel errang. (30, 16 ff.)

Beatrice ſagt dem Dichter, daß er jetzt aus der Körperwelt heraus zum eigentlichen Himmel gelangt ſei, der reines, intel-

lectuelles Licht ist, voll von Liebe, von Liebe des wahren Guten, voll von einer Wonne, die alle Süßigkeit übersteigt. Sie zeigt ihm den Ehrenplatz, wo „sitzen wird des erhab'nen Heinrich's Geist". Nur einen Theil der Himmelsrose erklärt Beatrice ihrem Liebling, dann kehrt sie zu ihrem Platze zurück, und an ihre Stelle tritt der heilige Bernhard, der Vertreter der Mystik, die zur Einigung mit der Gottheit führt. Dante ruft der Verklärten zu:

O Herrliche, Du meiner Hoffnung Leben,
Du, der's zu meinem Heile nicht gegraut,
Dich in des Abgrunds Tiefe zu begeben,
Dir dank' ich Alles, was ich dort geschaut,
Wohin du mich durch Macht und Güte brachtest;
Und deine Gnad' und Stärke preis' ich laut.
Die du vom Sclaven mich zum Freien machtest,
Mir halfst auf jedem Weg, in jeder Art,
Da möglich Alles dir, was du nur dachtest.
Hilf meinem Herzen, daß es Treue wahrt,
Daß dir sich einst die Seele zugeselle,
Die Seele, die durch dich gerettet ward. (31, 79 ff.)

Die Himmelsrose enthält die Gesammtheit der Seligen aus allen Kreisen: oben die Erwachsenen, unten, da wo in der irdischen Rose die zartesten, am wenigsten entfalteten Blätter sind, die Kinder. In der Mitte der obersten Reihe ist eine Alles ringsum überstrahlende Glanzstelle, hier thront Maria.

Der heilige Bernhard ruft sie an in Dante's Namen (33, 1 ff.):

O Jungfrau-Mutter, Tochter du des Sohnes,
Du niedrigstes und höchstes aller Wesen,
Ziel auserseh'n vom Herrn des ew'gen Thrones,
Geadelt hast du so das Menschenwesen,
Daß der's erschaffen hat, das höchste Gut,
In dir Geschöpf zu werden dich erlesen.
. . . . . .
Du giltst so viel in deiner Herrlichkeit,
Daß Gnade suchen und zu dir nicht flehen,

Wie Flug dem Unbeflügelten gedeiht,
Dem Armen pflegst du huldreich beizuſtehen,
Der zu dir fleht, ja öfters pflegt von dir
Die Gabe noch dem Flehn vorauszugehen.
Erbarmen iſt und Mitleid iſt in dir,
In dir der Gaben Fülle — ja verbunden,
Was Gutes das Geſchöpf hat, iſt in dir.
Er, der vom tiefſten Schlund ſich eingefunden,
. . . . . .
Er ſieht zu dir, ihm Kräfte zu verleihn,
Daß er die Augen höher heben könne,
Und ſeinen Blick fürs höchſte Heil zu weihn.
. . . . . .
Noch bitt' ich, Königin, dich, nach ſolchem Sehn
Geſund ihm Sinn und Neigung zu erhalten;
Laß ird'ſcher Regung ſtets ihn widerſtehn!
Sieh Beatricen, ſieh ſo viel Verklärte
Mit mir die Hände faltend zu dir flehn!

Dante fühlt, daß er das Ziel erreicht hat, wo jede Sehnſucht endet.

Und ſtets ward's klarer mir vorm Angeſichte
Und immer weiter drang der Blick hinan
Zum hohen, durch ſich ſelber wahren Lichte,
Und tiefer, größer ward mein Schaun fortan,
Daß ſolchen Blick die Sprache nicht bekunden,
Nicht die Erinnerung ihn faſſen kann.
. . . . . .
Mich hätte, glaub' ich, ganz der Blitz geblendet,
Den ich von dem lebend'gen Strahl empfand,
Hätt' ich von ihm die Augen abgewendet.
Und ich erinn're mich: mein Muth erſtand
Durch ihn, die Blitze kühner zu ertragen,
Bis ſich mein Blick der ew'gen Kraft verband.
O überreiche Gnad', ich durft' es wagen,
Feſt zu durchſchau'n des ew'gen Lichtes Schein
Und ins Unendliche den Blick zu tragen.

Im göttlichen Lichte ſieht nun Dante Alles vereinigt, was in der Welt und im menſchlichen Denken getrennt iſt (z. B.

Subſtanz und Accidenz), und Alles vollkommen, was außerhalb unvollkommen erſcheint. Die Einfachheit der Gottheit löſt ſich ihm bei längerem Schauen in eine Dreieinigkeit auf; dieſe zu ergründen, „reichen die Flügel nicht“. All' alta fantasia qui mancò possa, „der Phantaſie ging die Kraft aus“, aber ſein Geiſt wird wie von einem Blitze durchdrungen, ſein Wille wird dadurch in die Vereinigung mit Gott hineingezogen. Damit iſt das Ziel des Daſeins erreicht, und das Gedicht findet ſeinen Abſchluß in „der Liebe, die beweget Sonn' und Sterne“.

Dies der Inhalt des großartigen Werkes; und nun wollen wir uns in Kurzem noch Rechenſchaft über den Eindruck geben, den es auf uns macht. Wir werden ihn am beſten zuſammenfaſſen in die ſchon oben angeführten Worte, die der Dichter ſeinem Ahnherrn Cacciaguida in den Mund legt:

Ob ſchwer dein Wort beim erſten Koſten ſei,
Doch Nahrung hinterläßt's zu kräft'gem Leben,
Iſt des Gerichts Verdauung erſt vorbei.

Manche Stellen des Buches erregen auf den erſten Anblick ſchon unſere Bewunderung, manche dünken uns ſchwer verdaulich, ja vielleicht eher abſtoßend als anziehend zu ſein. Kein Wunder, daß ſchon Mancher das Gedicht mit den beſten Vorſätzen zu leſen angefangen hat, ohne doch zu Ende zu kommen. Hat doch ſelbſt ein Goethe trotz aller Bewunderung, die er für den Dichter hegte, bei der Hölle ſich „unfroh“, beim Paradieſe ſich gelangweilt gefühlt. Es iſt die Luft des Mittelalters, die uns hier umweht, und dieſe ſagt nicht Jedermann zu. Während die klaſſiſche Schönheit der alten Welt jedes empfängliche Gemüth immer wieder aufs Neue anzieht und feſſelt, während die moderne Dichtung uns im Innerſten ergreift, weil ſie das, was unſere Herzen bewegt, zur Darſtellung bringt, ſo müſſen wir uns bei den Kunſtwerken des Mittelalters erſt in eine ganz fremdartige Gedankenwelt vertiefen, müſſen Vieles lernen und

Vieles vergeſſen, um ſie recht genießen und würdigen zu können. Wie ſeltſam berühren uns die politiſchen Gedanken, die Dante in ſeinem Buch über die Monarchie niedergelegt hat und die ſich durch die ganze Göttliche Komödie hindurchziehen! Wie unnütz erſcheinen uns die ſpitzfindigen Unterſuchungen der Scholaſtiker, wie abſtoßend ihre Vermengung von echt wiſſenſchaftlichen Anſchauungen mit Lehren, die ſich auf Ueberlieferung oder mißverſtandene Bibelworte gründen! Allein, wie die großen Dome der kirchlichen Baukunſt, ſo zeigt uns auch dieſes Gedicht, daß ein gewaltiges geiſtiges Leben und Ringen im Mittelalter herrſchte, und daß es wohl der Mühe werth iſt, ſich gründlich darin zu vertiefen. Gehen wir einmal auf Einzelnes ein, was uns in der Göttlichen Komödie befremdlich erſcheinen kann. Zunächſt ſind wir in Verlegenheit, in welche Gattung der Poeſie wir die Göttliche Komödie einzureihen haben. Sie iſt kein lyriſches Gedicht und kein Drama, alſo muß ſie wohl ein erzählendes Gedicht, ein Epos ſein. Im Epos aber ſoll der Dichter ganz hinter ſeinen Gegenſtand zurücktreten; ſo iſt's in Odyſſee, der Ilias, wie im Nibelungenliede; hier aber iſt der Dichter ſelbſt der Gegenſtand, um den ſich Alles dreht. Seine Perſon bildet die Einheit des Ganzen, und wenn auch der Dichter die ganze Menſchheit darſtellen und verſinnbildlichen ſoll, ſo iſt doch des rein Perſönlichen und ihn allein Betreffenden ſo viel vorhanden, daß jene Verallgemeinerung nicht leicht wird. Die Klagen über ſein herbes Loos, die Entrüſtung über Florenz und über Bonifacius VIII., die freundlichen und feindlichen Beziehungen zu ganz beſtimmten Perſonen ziehen ſich durch alle Theile des Werkes hindurch. Das Gedicht iſt ferner lediglich beſchreibend und belehrend; der Leſer weiß von Anfang an, was kommen ſoll, es iſt keine Verwickelung und keine Löſung da, keine Spannung und keine Ueberraſchung. Die Perſonen, die auftreten, greifen nicht in den Gang der Erzählung ein, ſie ſtellen

ſich vor und berichten Vergangenes oder Künftiges, um dann wieder zu verſchwinden. Und ſiehe da, trotz alledem weiß der Dichter unſer Intereſſe feſtzuhalten von Anfang bis zu Ende. Schelling ſagt: „Die Göttliche Komödie hat nichts vom Epos oder vom Lehrgedicht, iſt auch nicht etwa eine Zuſammenſetzung, ſondern eine ganz eigenthümliche, gleichſam organiſche, durch keine willkürliche Kunſt wieder hervorzubringende Miſchung aller Elemente dieſer Gattung, ein abſolutes Individuum, nichts Anderem und nur ſich ſelbſt vergleichbar, ſie iſt ihre eigene Gattung.“

Wie alſo Dante in politiſcher Beziehung ſich ſelbſt zur Partei gemacht hat, ſo iſt auch ſein dichteriſches Werk in keine der gewöhnlichen Dichtungsformen einzureihen. Nur ein Dichter erſten Ranges kann es wagen, ſo ganz aus dem hergebrachten Geleiſe zu treten und ſich ſelbſt einen neuen Weg zu bahnen.

Das Gedicht enthält eine Menge von Namen, die oft gar nicht der allgemeinen Geſchichte, ja nicht einmal den Localchroniken angehören, die uns alſo auch meiſt gleichgültig ſind. Wir müſſen immer wieder in den Anmerkungen nachſehen, was man denn von den Genannten eigentlich noch weiß. Dieſe Anmerkungen ſind uns aber auch deswegen unentbehrlich, weil wir ohne ſie die geſchichtlichen und wiſſenſchaftlichen Anſpielungen des Gedichtes nicht verſtehen — ein Umſtand, der natürlich den Genuß erſchwert. Wir müſſen das zugeben. Aber für die Zeitgenoſſen wurde das Werk gerade dadurch intereſſant, daß alle die Perſonen, die die Aufmerkſamkeit größerer oder kleinerer Kreiſe auf ſich gezogen hatten, darin auftraten, daß an alle zeitgeſchichtlichen Ereigniſſe der Maaßſtab der ewigen Gerechtigkeit gelegt wurde. Was aber den anderen Punkt betrifft, ſo war es nun einmal dem Dichter darum zu thun, nicht bloß zu ergötzen, ſondern auch zu belehren; das Mittelalter wollte überhaupt in Allem Belehrung finden und legte deshalb auch den

Dichterwerken des Alterthums, wie der Aeneide einen lehrhaften Zweck unter. Für ein rein äſthetiſches Genießen hatte man keinen Sinn; nur ihrem lehrhaften Inhalt verdankte die Göttliche Komödie ihren Ruhm und ihre Beliebtheit. Aber das iſt das Großartige und Einzige, daß all der gelehrte Stoff, den der Dichter hier mittheilt, dichteriſch verarbeitet iſt, ſo daß der äſthetiſche Genuß des Ganzen dadurch nicht beeinträchtigt wird. Wir freilich müſſen uns in den theologiſchen und wiſſenſchaftlichen Gedankenkreis des Dichters erſt hineinarbeiten, aber wer dies gethan hat, der wird auch jetzt noch den Genuß empfinden, den die Zeitgenoſſen des Dichters unmittelbar ſchon haben mußten. Freilich die Vorliebe des Mittelalters für allegoriſche Darſtellung und allegoriſche Auffaſſung theilen wir nicht; für uns iſt das Erzählte entweder wirklich geſchehen, und dann können wir höchſtens allgemeine Grundſätze und Nutzanwendungen daraus ableiten, oder wir haben ein Gleichniß; dann betrachten wir die äußere Erzählung nur als eine anmuthige Hülle für den ſittlich-religiöſen Inhalt. Das Mittelalter war es ſchon von den älteren Kirchenvätern her anders gewohnt. Darum konnte Dante im „Gaſtmahl" die Liebesgedichte ſeiner Jugend umdeuten auf rein geiſtige Vorgänge und in der ſchönen Tröſterin des „Neuen Lebens" die Philoſophie finden. Er ſpricht ſich (Gaſtmahl II, 1) ſelbſt hierüber aus: „Man muß wiſſen, daß die heiligen Schriften in einem vierfachen Sinn gedeutet werden können und meiſtens auch gedeutet werden müſſen. Der eine iſt der buchſtäbliche Sinn, der andere der allegoriſche, der unter der Hülle der in der Schrift gebotenen Erzählungen verborgen liegt, eine unter ſchöner Erdichtung verſteckte Wahrheit; wie wenn Ovid vor Orpheus berichtet, er habe Thiere, Bäume und Steine bewegt, ſo will er damit ſagen, daß der weiſe Menſch mit dem Werkzeug ſeiner Stimme auch die grauſamſten Herzen bewegt und bändigt. Der dritte Sinn heißt der moraliſche.

Wenn es z. B. heißt, daß Chriſtus nur drei Apoſtel auf den Berg der Verklärung mitgenommen habe, ſo iſt das moraliſch ſo zu verſtehen, daß wir zu den geheimſten Dingen nur wenige Zeugen zulaſſen dürfen. Der vierte Sinn heißt der anagogiſche, der über die Sinnenwelt hinausführende. Wenn z. B. der Prophet ſagt: Beim Auszug des Volkes aus Egypten ſei Judäa frei und heilig geworden (Pſ. 113, 1), ſo gilt das im geiſtigen Sinne von der Seele des Sünders, die aus den Banden der Sünde freigeworden iſt." Dante ſagt nun freilich, daß die buchſtäbliche Deutung ſtets vorangehen müſſe, aber je mehr auf dieſe allegoriſche Auffaſſung der Nachdruck gelegt wird, um ſo weniger wird die erſtere beachtet werden, und der Schriftſteller, der ſeine Worte ſo gedeutet haben will, wird auch da, wo er wirklich zu erzählen ſcheint, doch ſtets durchblicken laſſen, daß etwas hinter ſeinen Worten verborgen iſt, das errathen werden ſoll. Und dieſes Rathen hat nun den Erklärern der Göttlichen Komödie ſchon viel Kopfzerbrechen verurſacht. Der Deutungen ſind hier ſo viele und doch will keine uns ganz befriedigen. Es ſcheint faſt, als ob der Dichter mit Petrarka ſagen würde: „Verſtehe mich, wer will, wenn ich nur mich ſelbſt verſtehe." Wir haben oben gezeigt, daß unter den drei Thieren, die ihm entgegentreten und ihn ſchrecken, gewöhnlich Sinnenluſt (Panther), Ehrgeiz (Löwe) und Habſucht (Wölfin) verſtanden werden. Aber nun heißt es weiter, daß dieſe Wölfin Alles verſchlingen und ſich mit jedem Thiere begatten werde, bis ein edler Windhund, der nicht nach Land und Gold, ſondern nach Weisheit und Tugend trachtet, das Ungethüm erlegen werde. Unwillkürlich müſſen wir bei der Wölfin an das geld- und ländergierige Papſtthum denken, das Bündniſſe mit allen möglichen fremden Völkern ſchließt zum Nachtheil Italiens, und bei dem Windhund denken wir des Namens wegen an Can della Scala, der allerdings viele Städte der päpſtlichen Herrſchaft entriß, aber doch

die weltliche Gewalt des Papſtes nicht zu vernichten, noch viel weniger die Habſucht aus der Welt zu ſchaffen vermochte. Läßt man ſich einmal auf die politiſche Deutung ein, ſo liegt es nahe, beim Löwen an Frankreich oder Karl von Valois zu denken und beim Panther an Florenz mit ſeinen „Weißen" und „Schwarzen". Die neueren italieniſchen Erklärer haben mit Vorliebe die politiſche Erklärung verſucht und in Dante den Propheten des einigen Italiens geſehen. Sie haben bei ihm ſogar Weisſagungen auf Garibaldi oder Victor Emanuel gefunden, was natürlich Spielereien ſind. Sie thun auch dem Dichter wenig Ehre an, wenn ſie ſeinen ganzen Tiefſinn in politiſchen Anſpielungen ſich erſchöpfen laſſen. Aber allerdings haben wir geſehen, wie innig Politiſches und Religiöſes bei Dante verknüpft ſind, und ſo muß wohl auch bei der Deutung dieſer Allegorie Beides verknüpft werden. Wenn freilich Dante unter dem „Windhund" den Can Grande verſtanden hat, ſo ſtimmt das nicht mit der Verlegung dieſer Vorgänge in das Jahr 1300; da war dieſer erſt neun Jahre alt. Selbſt in den Jahren, in denen die „Hölle" wirklich geſchrieben wurde, hatte Can noch nicht ſolche Bedeutung erlangt; wir müßten denn annehmen, daß Dante den Anfang ſeines Gedichts in ſpäteren Jahren noch umgearbeitet habe, damals etwa, als er das Widmungsſchreiben an Can Grande verfaßt hat, das ſich unter den ihm zugeſchriebenen Briefen befindet.

Auch Beatrice iſt ſchon Gegenſtand vieler Deutungsverſuche geworden. Die Angabe Boccaccio's, daß ſie die früh verſtorbene Tochter Portinari's geweſen, die an Michel Bembo verheirathet war, wird neuerdings ſehr in Zweifel gezogen; der Name ſoll eine Allegorie ſein, „die Beglückende"; den wirklichen Namen der Gefeierten habe Dante nach damaliger Dichterſitte nicht genannt. Aber auch das wird bezweifelt, daß es ſich wirklich um ein Liebesverhältniß gehandelt habe. Dante habe

vielleicht als Knabe für Beatrice geſchwärmt, aber nichts deute darauf hin, daß er eine wirkliche Leidenſchaft für ſie empfunden habe; ihm ſei wie den Minneſängern und den Troubadours die Liebe nur ein anmuthiges Spiel geweſen und eine Gelegenheit, ſich Ruhm zu erwerben. Die verklärte Beatrice vollends ſei nicht mehr das liebend ſich hingebende Weib, ſondern ein Schutzengel, ein Genius. Sie wende dem Dichter zwar ihre Fürſorge zu, aber ſie behandle ihn doch als ein tief unter ihr ſtehendes Weſen. Daran iſt allerdings etwas Wahres, aber doch glauben wir im „Neuen Leben" den Ton wahrer Empfindung und tiefer Gefühlsbewegung zu erkennen, und wir wollen nicht vergeſſen, daß der Dichter in dieſer Jugendarbeit noch eine weitere Verherrlichung der Geliebten ankündigt. Er iſt freilich nun weit über dieſes Ziel hinausgegangen und hat etwas Größeres geliefert, und in Beatrice hat ſich ihm alles Hohe und Heilige zuſammengedrängt, aber bei jeder Begegnung mit ihr läßt uns der Dichter doch empfinden, daß ſie ihm nicht bloß eine Allegorie oder ein Sinnbild iſt, ſondern eine wirkliche Perſönlichkeit, verklärt durch ſüße, ſelige Erinnerung. Was aber iſt nun ihre ſinnbildliche Bedeutung? In der „Monarchie" hat Dante, wie wir oben geſehen haben, dargethan, daß die Menſchheit zur Erreichung ihres irdiſchen Glückes das Kaiſerthum, deſſen Prophet Virgil iſt, brauche und zur Erreichung der himmliſchen Seligkeit das Papſtthum. Alſo, hat man geſchloſſen, iſt Virgil das Sinnbild des Kaiſers und Beatrice das des Papſtes oder der Kirche. In dieſer Auslegung begegnen ſich die Jeſuiten und der reformirte Scartazzini. Allein da Beatrice vom Himmel herniederſteigt, ſo kann ſie nicht wohl Sinnbild einer irdiſchen Einrichtung ſein, nnd ſo haben wir oben ſchon ſie als göttliche Heilsgnade aufgefaßt. Aber auch die Deutung von Kraus hat viel für ſich. Er weiſt darauf hin, daß bei den altchriſtlichen Dichtern der Schleier ein ſtehendes Emblem der göttlichen Weisheit iſt. Das

rothe Gewand mit dem grünen Mantel und dem weißen Schleier deute auf die Farben von Glaube, Hoffnung und Liebe. Wem aber dieſe Vermengung einer irdiſchen Geliebten mit dem Heiligen und Göttlichen anſtößig vorkommt, der möge ſich daran erinnern, daß das Hohelied einer ähnlichen Gedankenverknüpfung ſeine Aufnahme in die Kanon verdankt. Jene nigra sed formosa (ſchwarz aber ſchön) iſt auch eine Art Beatrice. Auch die Auffaſſung der „Göttlichen Weisheit" als einer Perſon iſt bibliſch. Schon im Buche der Sprüche iſt ſie angedeutet (z. B. 8, 30), noch mehr aber tritt ſie im Buche der Weisheit hervor. So heißt es z. B. Weisheit 8, 2 f.: „Dieſelbe habe ich geliebt und geſucht von meiner Jugend auf und gedachte, mir ſie zur Braut zu nehmen, denn ich habe ihre Schöne liebgewonnen. Sie iſt herrlichen Adels; denn ihr Weſen iſt bei Gott, und der Herr aller Dinge hat ſie lieb." Auch die Myſtiker alter und neuer Zeit, z. B. Böhme, behandeln die göttliche Weisheit oder Sophia ganz als ein hehres weibliches Weſen, das die göttliche Trinität ergänzt. Die im Gedicht noch weiter vorkommenden Frauen Lucia und Matilda ſind auch ſymboliſche Geſtalten; jene ſoll das Sinnbild der erleuchtenden und zuvorkommenden Gnade ſein, dieſe ſoll die nach der ſakramentalen Entſündigung folgende Genugthuung und ſittliche Kräftigung des Gereinigten, „den neuen Gehorſam" darſtellen.

Etwas Befremdliches für uns hat noch die Vermengung chriſtlicher Anſchauungen mit griechiſch-römiſcher Geſchichte und Sage. Wie kommt Virgil, der Dichter des Auguſteiſchen Hofes, dazu, als Führer durch Hölle und Fegfeuer zu dienen? Wie Kato, der Selbſtmörder, zur Oberaufſicht über das Fegfeuer? Was thun die Ungeheuer der Sage: Charon, Minos, die Giganten, die Harpyen, Phlegyon u. ſ. w. in einem chriſtlichen Epos? Wie oft ruft der Dichter Muſen und Apoll an oder den „höchſten Zeus, der für uns gekreuzigt worden iſt". Nicht bloß in der

Form ſucht Dante den alten Klaſſikern nachzueifern, ſondern auch ihre Denkweiſe iſt für ihn durchaus maaßgebend. Was ſie berichten, muß wahr ſein, und wo zwiſchen ihnen und der Kirchenlehre ein Zwieſpalt zu ſein ſcheint, da muß durch eine künſtliche Erklärung Uebereinſtimmung hergeſtellt werden. Aber ſeinen chriſtlichen Anſchauungen vergiebt Dante doch nicht das Geringſte. So groß ſeine Begeiſterung für Virgil iſt, ſo verſetzt er ihn doch in die Hölle. Auch die Verwendung heidniſcher Sagenweſen entſpringt nicht dem Mangel an chriſtlichem Gefühl, ſondern der Dichter will ganze Gebiete des Heidenthums für das Chriſtenthum zurückerobern. Er weiß wohl, daß die Heiden Anbeter erdichteter Götter ſind, aber er findet deswegen doch einen Wahrheitsgehalt in der heidniſchen Sagenwelt und glaubt den nun auch auf chriſtlichem Boden verwerthen zu können. Macaulay ſagt hierüber ſehr ſchön: „Selten iſt die alte Mythologie in glücklicher Weiſe mit der modernen Poeſie verbunden worden. Manche Schriftſteller haben die alten Gottheiten lediglich als allegoriſche Vertreter von Liebe, Wein und Weisheit verwendet, aber welches Intereſſe können wir für Weſen haben, bei denen uns der Schriftſteller auch nicht einmal einen Augenblick lang einen auch nur conventionellen Glauben an ihr Daſein vergönnt! Dante allein hat die alten Geſchöpfe der Dichtung in wirkungsvoller Weiſe eingeführt. Seine Minos, Charon, Pluto ſind wirklich furchtbar. Niemals hat er den Weſen der Sage etwas zugeſchrieben, was mit dem Glauben der katholiſchen Kirche unvereinbar iſt; er erzählt Nichts von ihnen, was ein guter Chriſt jener Zeit nicht für möglich halten konnte. Es iſt auch nichts Kindiſches und Pedantiſches in derartigen Stellen. Im Gegentheil. Dieſer eigenthümliche Gebrauch klaſſiſcher Namen ruft in uns eine unbeſtimmte, aber ernſte Ahnung wach von einer geheimnißvollen, vorgeſchichtlichen Offenbarung, deren zerſtreute Bruchſtücke ſich unter dem Trug und Aberglauben

ſpäterer Religionen noch erhalten haben. Die Mythologie der Göttlichen Komödie iſt von älterem und großartigerem Gepräge, als die der lateiniſchen Klaſſiker; ſie athmet den Geiſt des Homer, des Aeſchylus, nicht den Ovids und Claudians. Es iſt dies um ſo merkwürdiger, da Dante mit den griechiſchen Dichtern nicht bekannt war und ſein lateiniſches Vorbild ihn eher hätte irreführen können."

Auch in den ſittlich-religiöſen Anſchauungen des Dichters könnte uns Manches anfechtbar vorkommen. Daß es Leute geben ſoll, die weder Gutes noch Böſes gethan haben, dünkt uns unmöglich, ebenſowenig billigen wir es, daß ein Papſt in die Hölle kommen ſoll, weil er aus Friedensliebe auf ſeine Würde verzichtet hat. Hinwiederum will es uns allzu mild dünken, wenn eine flüchtige Regung der Reue vor dem Tode von der Höllenqual befreit. Die Epiſode von Franzeska von Rimini iſt zwar ergreifend, aber wir müſſen uns doch fragen, ob der Dichter den doppelten Ehebruch, der hier begangen wurde, nicht allzu mild beurtheilt, und ob nicht die Rache des betrogenen Gatten, den er nach Kaina verweiſt, etwas Berechtigtes hatte. So giebt es noch Manches, wo unſer Urtheil anders lauten möchte, als das des oft lediglich von politiſchen Geſichtspunkten ausgehenden Dichters. Wenn ferner das Geſchick jedes Menſchen nach ſeinem Tode ſchon endgültig entſchieden wird, ſo verſtehen wir es nicht, wie es dann noch nöthig ſein ſoll, daß alle Todten im Thale Joſaphat vereinigt werden ſollen, um da noch einmal gerichtet zu werden, und wozu die Umkleidung mit den auferſtandenen Leibern nöthig ſein ſoll, wenn die Schatten ſchon jetzt körperliche Qualen empfinden und wenn ſie ſo handgreiflich ſind, daß der Dichter ihnen Haare ausreißen kann. Dante ſagt zwar, daß durch die Auferſtehung die Qual noch vermehrt werde, aber ſind denn dieſe Qualen noch einer Steigerung fähig?

Auch die Belehrungen über natürliche und göttliche Dinge, die der Dichter einſtreut, ſind nicht immer nach unſerem Geſchmack und ſcheinen uns oft ſehr gezwungen und künſtlich, wie auch ſeine Eintheilung der Sünden und der Strafen. Allein Alles das beweiſt doch nur, daß Dante ein Sohn ſeiner Zeit war, und ſeine Zeitgenoſſen haben weder an ſeinen ſittlichen Urtheilen, noch an ſeinen wiſſenſchaftlichen Lehren etwas auszuſetzen gehabt. Mit Recht wurde unſer Gedicht mit den gothiſchen Domen des Mittelalters verglichen, die ſich auch bemühen, Himmel und Erde zu verbinden. Sie entſprechen nicht dem klaſſiſchen Schönheitsideal, ihre Krypten und Seitenſchiffe, ihre Symbolik, ihre Zahlenverhältniſſe ſind uns oft ſchwer verſtändlich, und dennoch iſt ſolch ein Bauwerk bewundernswürdig im Ganzen wie im Einzelnen, ein Werk großartiger Schaffenskraft und einer einheitlichen, geſchloſſenen Weltanſchauung.

In der Göttlichen Komödie ſehen wir alle die geiſtigen Strömungen des Mittelalters, die ſich ſpäter entzweien und durch ihren Kampf die bisherige Weltordnung zertrümmern ſollten, noch in voller, großartiger Harmonie; ſo vor Allem Humanismus und Chriſtenthum, Scholaſtik und Myſtik.

Es iſt bekannt, wie gegen den Ausgang des Mittelalters die eingehende Beſchäftigung mit den Werken des klaſſiſchen Alterthums eine freiſinnige Denkweiſe erzeugte, die nicht bloß die kirchlichen Mißbräuche ſchonungslos aufdeckte, ſondern auch dem Chriſtenthum ſelbſt ſich entfremdete. Dante weiß ſeine Begeiſterung für die alten Römer mit ſeiner kirchlichen Geſinnung zu vereinigen. Er ſteht ferner ganz auf dem Boden der Scholaſtik. Durch ſein ganzes Gedicht hindurch begegnen wir den Lehren des Thomas von Aquino und des Buonaventura. Wir finden ſowohl das Großartige der Scholaſtik, ihre alle irdiſchen und himmliſchen Dinge umfaſſende Syſtematik, als auch das für uns Abſtoßende, ihre haarſpaltenden Eintheilungen, ihre

erzwungenen Beweisführungen. Wie oft leidet der poetiſche Eindruck unter den theologiſchen Spitzfindigkeiten, die wir mit in den Kauf nehmen müſſen. Hierher gehört auch die Vorliebe Dante's für gewiſſe Zahlen, die wir ſchon im „Neuen Leben" gefunden haben. Seine unſichtbare Welt umfaßt drei Königreiche, jedes dieſer drei Königreiche hat drei Abtheilungen und dreimal drei Kreiſe. Die Dichtung ſelbſt iſt in Terzinen abgefaßt und beſteht aus drei großen Theilen, deren jeder 33 Geſänge umfaßt. (33 iſt die Zahl 3 mit der Zahl der Vollkommenheit 10 vervielfältigt und mit ſich ſelbſt addirt. Den erſten Geſang der Hölle betrachten wir als Einleitung.)

Aber wie die hervorragenden Vertreter der Scholaſtik zugleich Myſtiker waren, ſo umweht uns auch in der Göttlichen Komödie der ganze Weihrauchsduft mittelalterlicher Myſtik mit ſeinem geheimnißvollen Zauber. Die ganze Welt des Seins wird auf die Liebe zurückgeführt; die phyſiſche Bewegung, das Thier- und Pflanzenleben, das Verſtandesleben bilden die Stufenleiter dieſer univerſellen Liebe. Unfehlbar auf ihren niederen Stufen, wo ſie nur mechaniſches Geſetz oder Inſtinkt iſt, wird die Liebe fähig zum Guten wie zum Böſen, ſobald ſie von der Vernunft erleuchtet wird. Der Himmel iſt ein Tempel ohne andere Grenzen, als die Liebe und das Licht, aber auch die Hölle ſelbſt iſt ein Werk ebenſo der Liebe, wie des Lichts und der Gerechtigkeit. Denn wie die Finſterniß nur eine Abſchwächung des Lichts, wie die Kälte nur eine Abſchwächung der Wärme, ebenſo iſt das Laſter nur eine Entartung der Liebe, nur eine von ihrem Zweck abgekehrte, auf unwürdige Gegenſtände gerichtete Liebe. Gott ſelbſt erſcheint auf dem Gipfel des Seins als die höchſte Liebe und das höchſte Licht, er breitet ſeine Strahlen über alle Geſchöpfe. Jedes iſt vollkommen, ſoweit es von Gott iſt, aber ſoweit es nicht unmittelbar aus Gott hervorgegangen iſt, ſondern durch die Weltorgane, die Spiegel der

Gottheit vermittelt ist, trägt es Mängel an sich. Je weiter ein Wesen von der Gottheit entfernt ist, um so unvollkommener ist es.

Wir sehen also Dante ganz im Fahrwasser der kirchlichen Theologie. Ist er aber in allen Fragen mit ihr einig? Ist er, wie seine katholischen Bewunderer sagen, der Homer des Katholicismus, oder, wie von protestantischer Seite vielfach behauptet wird, ein Vorläufer der Reformation? Hören wir einmal das Urtheil der Geschichte! Dante's „Monarchie" steht im Widerspruch zu den Aussprüchen hervorragender Päpste und päpstlicher Rechtslehrer; sie mußte deshalb auf kirchlicher Seite Anstoß erregen. So erscheint sie denn auf dem Venetianer Index von 1554, noch ehe sie gedruckt wurde; 1758 wurde sie in den römischen aufgenommen. Der Cardinal Serravalle, der auf dem Constanzer Concil die Göttliche Komödie ins Lateinische übersetzte, sagt von obigem Werke, es gehöre einer Richtung an, deren Sieg jeden Funken von Gesittung und Religion vernichtet hätte. Andere machen dagegen darauf aufmerksam, daß auf den Index nicht bloß häretische Bücher kamen, sondern auch verfängliche (pias aures offendentes). Auch das katholische Kirchenlexicon von Wetzer und Welte sucht Dante's Orthodoxie zu retten und behauptet, jenes Buch sei bloß deswegen auf den Index gekommen, weil die Anhänger Ludwig's des Bayern in ihrem Kampfe mit dem Papst sich darauf berufen hätten. Was aber jene scharfen Angriffe gegen einzelne Päpste betreffe, so seien sie kein Zeichen von Häresie. Auch die heilige Katharina von Siena und Bernhard von Clairvaux haben heftige Tadelworte gegen den heiligen Stuhl gerichtet, ohne deshalb von der Kirche verdammt worden zu sein. (Die Kirche war damals noch nicht so nervös, wie heutzutage, sagt ein moderner Katholik.) Immerhin haben der portugiesische Index und die spanische Inquisition einzelne Stellen der Göttlichen Komödie zu streichen

befohlen. Das Verdict der ſpaniſchen Inquiſition wirkte auch auf Rom, ſo daß das Gedicht im ſechzehnten und ſiebzehnten Jahrhundert wenig gedruckt wurde. Einzelne Commentare kamen auch auf den Index, z. B. der Landinos, weil es dort heißt: man ſolle die Ketzer mit Gefängniß, aber nicht mit dem Tode beſtrafen. Im achtzehnten Jahrhundert haben einzelne Jeſuiten Dante für einen geheimen Ketzer ausgegeben; ſein Lieblingsziel ſei die Zerſtörung der katholiſchen Kirche geweſen, er ſei das Haupt einer revolutionären Bande geweſen, zu der Katharer, Waldenſer und Albigenſer ſich vereint haben, und aus der die Freimaurerei entſtanden ſei. Zu den Lieblingsbüchern der Jeſuiten wird die Göttliche Komödie nie gehören, aber abgeſehen von der Politik bietet ſie zahlreiche Seiten dar, daran gebildete und äſthetiſch veranlagte Mitglieder des Ordens ſich erfreuen können. An der Spitze der jeſuitiſchen Danteverehrer ſteht Bellarmin, der Dante's Orthodoxie vertheidigte, freilich unter heftigem Tadel gegen ſeinen Ghibellinismus. Auch kein Papſt hat etwas gegen die Göttliche Komödie unternommen. Julius II. geſtattete es, daß Dante zweimal von Rafael gemalt wurde, im Parnas und in der Disputa. Der jetzige Papſt hat 10000 Francs für ein Dante-Denkmal in Ravenna geſpendet, hat auf ſeine Koſten die lateiniſche Ueberſetzung von Serravalle drucken laſſen und einen Lehrſtuhl für Dante an der vatikaniſchen Univerſität begründet, den gegenwärtig der Jeſuit Poletto bekleidet. Die meiſten Danteforſcher Italiens ſtehen auf kirchlichem, aber nicht auf ultramontanem Boden.

Von proteſtantiſcher Seite hat ſich ſchon der alte Flaccius auf Dante berufen, freilich ohne ihn genauer zu kennen; Löſcher fand ſogar eine Weisſagung auf die Reformation bei ihm (eine Anſicht, die neuerdings auch Göſchel und Friedrich Delitzſch getheilt haben). Fegf. 33, 43 heißt es: Ein fünfhundertundfünfzehn werde die babyloniſche Hure vernichten. Man hat

daraus 1515 gemacht. Allein lieſt man die Zahlzeichen als Wort DXV, ſo kommt man auf dux, worunter wohl Heinrich VII. zu verſtehen ſein wird. Andere deuten es domini Christi vicarius (Stellvertreter Chriſti) und denken an einen idealen Papſt. Als dem Proteſtantismus verwandt erſcheint uns der Dichter, wenn er der Anſchauung Ausdruck giebt, daß die Kirche ihrer Beſtimmung untreu geworden und völlig entartet ſei, wenn er den Grund hiervon in der Verweltlichung des Papſtthums ſucht und auf dieſes das Bild von der apokalyptiſchen Hure anwendet; wenn er über die Mißachtung der heiligen Schrift und ihre Verdrängung durch menſchliche Fabeln und Legenden klagt und den Mißbrauch des Ablaſſes brandmarkt. Die ganze Veräußerlichung der Frömmigkeit, wie ſie im Romanismus mit ſeinen guten Werken und ſeinen Leiſtungen, ſeiner Heiligenverehrung und ſeinem Ceremonienweſen uns entgegentritt, iſt ihm fremd. Sein Drängen auf innerliche Religioſität und Sittlichkeit, ſein von aller knechtiſchen Autorität freies, ſelbſtſtändiges Denken laſſen ihn als einen dem Proteſtantismus verwandten Geiſt erkennen. Aber mit alledem verläßt er doch den katholiſchen Standpunkt keineswegs. Echt katholiſch iſt ſeine Anſchauung von den zwei Gewalten, die die Menſchheit regieren ſollen, dem Kaiſerthum und dem Papſtthum. Er betont ausdrücklich, daß an dem Verderben der Kirche nicht der heilige Stuhl ſelbſt Schuld ſei, ſondern der darauf ſitze. So verhaßt ihm auch Bonifacius VIII. iſt, ſo iſt er ihm doch der Stellvertreter Chriſti, und ihn zu bedrängen iſt ein Frevel.

Und überbietend alle Miſſethäter
Sah in Anagni ich die Lilien wehn,
Gefangen Chriſt in ſeinem Stellvertreter. (Fegf. 20, 85.)

Dante ſagt ſich ausdrücklich los ſowohl von den verweltlichten Franziskanern, als von Denen, die aus übertriebener Strenge in den Ungehorſam gegen Rom verfielen. (Par. 12, 124 ff.)

Dominikus und die Dominikaner werden gepriesen (Par. 12, 106) dafür, daß sie die albigensischen Irrlehren ausgerottet haben.

Und ihre Wellen stürzten grausenhaft,
Auf ketzerisch Gestrüpp es auszubrechen,
Und mit dem Widerstand wuchs ihre Kraft.

Im achten Kreise der Hölle werden die Irrlehrer bestraft, nicht etwa, weil sie von der heiligen Schrift abweichen oder weil sie sittlich-bedenkliche Lehren aufstellen, sondern weil sie Spaltungen in der Kirche verursachen. Unter ihnen befindet sich auch Kaiser Friedrich II., und Dante hat mit ihm und Seinesgleichen kein Mitgefühl. Es ist dies zugleich ein Beweis gegen die Ansicht Witte's, Dante sei selber in Unglauben oder Irrlehre versunken gewesen, und erst mit unserer Dichtung sei er zum katholischen Glauben zurückgekehrt. Dante zeigt es deutlich an, wenn er in den Verdammten ein Bild eigener Schuld sieht; von theoretischen Verirrungen weiß er sich frei. Ueberhaupt verläßt er bei aller Freiheit und Selbstständigkeit, die er sich wahrt, nie den katholisch-thomistischen Standpunkt. Schon oben haben wir auf die emanalistische Begründung der natürlichen Unvollkommenheit hingewiesen. Die lutherische Erbsündenlehre ist ihm fremd.

Die Verdorbenheit der Welt wird lediglich dem Mangel an richtiger Leitung zugeschrieben. Die Seele sucht vom heitern Schöpfer ausgegangen Freude. Dieses Streben ist berechtigt, aber es ist ein Zaum nöthig, daß es nicht maaßlos wird, und ein Führer, der es auf das Rechte hinweise.

Drum, was man auch von andrem Grunde flüstert,
Nicht die Natur ist ruchlos und verkehrt,
Nur schlechte Führung hat die Welt verdüstert. (Fegf. 16, 88 ff.)

Aehnliche Gedanken finden wir Paradies 27, 124. Den Sündenfall kennt Dante wohl, aber seine Folge ist nicht Ver-

derbniß des Willens, ſondern lediglich Verſchlechterung unſerer äußeren Lage und Begründung einer Schuld vor Gott, die dann durch Chriſtus getilgt wird. Par. 19, 70 wird es als möglich vorausgeſetzt, daß Jemand „an des Indus Strand erzeugt", der Nichts von Chriſtus hört.

. . . . ſoweit es die Vernunft ermißt.
In That und Willen rein und unverdorben
Und ohne Sünd' in Wort und Leben iſt.

Allerdings iſt zum Eintritt ins Paradies der Glaube an Chriſtus nöthig, aber warum dieſe Bedingung da iſt, warum alſo edle Heiden ausgeſchloſſen ſein ſollen, iſt dem Dichter unbegreiflich. Das Geſchöpf kann den Willen des Schöpfers nicht völlig verſtehen. Katholiſche Ausleger rühmen es, wie der Dichter die platoniſche Idee der Liebe und die katholiſche der Gemeinſchaft der Heiligen ſo wundervoll verſchmolzen habe. „Giebt es etwas Erhabeneres, als jenes Dogma von dem Bunde zwiſchen den Heiligen, die im Himmel ſind, den Seelen, die im Fegfeuer leiden und den Gläubigen, die auf Erden leben? Alles iſt gemeinſchaftlich in der Kirche: Gebete, gute Werke, Gnaden, Verdienſte. Bei jedem Schritte ſeiner Pilgerfahrt wird der Dichter durch Seelen aufgehalten, die um die Fürbitten ihrer noch im Leben weilenden Angehörigen und Verwandten flehen; und welch rührende Theilnahme zeigen die Vollendeten für die auf Erden Gebliebenen!" (Klazko, Florent. Plaudereien.)

Witte ſagt: Die Wahrheit iſt, daß dem Dichter eben, weil er mit ganzer Seele der katholiſchen Kirche anhing, das Herz blutete beim Anblick all des ſchnöden Unfugs, der ſich in ihr eingeniſtet hatte. Er iſt Katholik im ſchönſten Sinne, der das allgemein Chriſtliche bezeichnet: denn auch den frommen Proteſtanten werden Dante's Verſe tief ergreifen, ja ſicherlich mehr erbauen, als die beiden chriſtlichen Epen Milton's und Klopſtock's. Aber auch in dem Sinne iſt er katholiſch, daß, wo

einmal Unterſcheidungslehren zur Sprache kommen, ſein Bekenntniß allerdings nicht auf Seiten der proteſtantiſchen Kirche ſteht.

Auch Macaulay ſieht in der Göttlichen Komödie eine Verherrlichung des Katholicismus, die unter allen Religionen die am meiſten poetiſche ſei.

„Die Sagen der alten Religionen boten der Phantaſie ſchöne Bilder, aber ſie faßten keine Wurzel im Herzen. Die Lehren der evangeliſchen Kirchen haben auf Fühlen und Handeln der Menſchen mächtigen Einfluß ausgeübt, aber ſie haben keine Bilder von ſinnlicher Schönheit und Größe dargeboten. Die römiſch-katholiſche Kirche hat mit den heiligen, ergreifenden Wahrheiten dieſer das ſchön Menſchliche jener Religionen vereinigt. Sie hat die Kunſt des Malers und des Bildhauers mit den lieblichſten und erhabenſten Geſtalten bereichert. Sie kann dem Jupiter des Phidias den Moſes des Michelangelo gegenüberſtellen, der üppigen Schönheit der Aphrodite die heitere und ſinnige Lieblichkeit der jungfräulichen Mutter. Die Legenden ihrer Märtyrer und Heiligen können an Gedankentiefe und Anziehungskraft mit der Sagenwelt Griechenlands wetteifern. Ihre Ceremonien und Proceſſionen bilden das Entzücken des Volkes; die ungeheure Anhäufung weltlicher Macht erweckt die Bewunderung des Staatsmannes. Zugleich aber verlor ſie nie die ernſten, erſchütternden Wahrheiten des Chriſtenthums außer Auge, als da ſind Menſchwerdung Gottes, Gericht, ewige Seligkeit und ewige Qual. Indem ſie alſo wie die alten Religionen unberechenbaren Gewinn aus Politik und Ceremonien zog, ging ſie doch nicht in dieſen Dingen auf, wie jene.“

Wir werden alſo die gut katholiſche Haltung des Dichters anerkennen, aber wir werden deswegen doch nicht verkennen, daß auch etwas dem Proteſtantismus Verwandtes in dieſem großen Geiſte liegt, daß er nicht bloß die konſervativen Beſtrebungen des Mittelalters, ſondern auch die auf eine Reform

hindrängenden in ſich vereinigt. Er iſt auch hierin der Vertreter ſeiner Zeit. Und dies iſt ja der Vorzug des Mittelalters in ſeiner Blüthezeit, daß alle die Geiſtesrichtungen, die ſich ſpäter loslöſten und entzweiten, noch zu ſchönem Einklange ſich verbinden. Der Dichter kennt, ganz im Geiſte ſeiner Zeit, keinen Zwieſpalt zwiſchen Vernunft und Offenbarung, zwiſchen Glauben und Wiſſen, zwiſchen Bibel und Ueberlieferung, zwiſchen Theologie und Philoſophie. Alle Zweige des menſchlichen Geiſteslebens ſind von Gottes Geiſt befruchtet und dienen dem einen großen Zweck der Erziehung des Menſchengeſchlechtes. Scheinbare Widerſprüche löſen ſich für tieferes Denken in Harmonie auf. Wie in einem gothiſchen Dom alle die ſcheinbar auseinanderſtrebenden und in bunteſter Mannigfaltigkeit ſich zerſplitternden Beſtandtheile ſich doch zu einem einheitlichen Ganzen zuſammenfügen, ſo iſt es auch im Geiſtesleben dieſes Zeitalters. Das Menſchengeſchlecht iſt verbunden durch eine Sprache, durch einen Glauben und durch einen Kaiſer. Wiſſenſchaftliche, dichteriſche und religiöſe Beſtrebungen, Ritterthum und Begeiſterung für die Kreuzzüge verknüpfen die Völker. Dieſes Einheitsgefühl durchdringt Dante's Weltanſchauung. Das ganze Weltall iſt einheitlich angelegt; phyſikaliſche und ſittliche Geſetze wirken einheitlich zuſammen und gelten ebenſo für die Welt der Lebenden, wie für Hölle, Fegfeuer und Himmel.

Wenn Dante in ſeinem Gedicht uns bald über theologiſche Wahrheiten, bald über aſtronomiſche, mathematiſche, geographiſche, geſchichtliche oder ſprachwiſſenſchaftliche Probleme belehrt, ſo erſcheint uns das keineswegs als Zerſplitterung oder Abſchweifung, ſondern wir fühlen, daß es ſich nur um verſchiedene Seiten der einen, die Menſchheit beglückenden und beſeligenden Wahrheit handelt.

So ſtand Dante auf der Höhe ſeiner Zeit, aber ſein Blick iſt von da aus nicht vorwärts, ſondern rückwärts gerichtet. Er

persönlich theilt die gewöhnliche Selbsttäuschung der Verbannten, daß in seiner Vaterstadt Alles wieder in den alten Zustand zurückkehren werde, und so ist auch sein politisches Glaubensbekenntniß staatlichem und wirthschaftlichem Fortschritt abgeneigt. Die großartige Entwickelung der italienischen Freistaaten ist vom Uebel, er sehnt sich nach den Zeiten zurück, wo die Ahnherren der jetzigen ersten Geschlechter noch in Leder gekleidet waren, wo die Stadt noch klein war und die Landbewohner sich nicht hineindrängten. Die Entstehung selbstständiger nationaler Staaten ist etwas Schlimmes, darum ist ihm Frankreich, wo das nationale Königthum in rücksichtsloser Weise sich geltend machte, zuwider. Alles Heil liegt in der Vergangenheit. Diese aber wird von Dante, wie dies bei allen Romantikern der Fall ist, in der willkürlichsten Weise seinem Ideal entsprechend umgedeutet. Die dichterische Fiktion, daß die römische Herrschaft von Troja herstamme, wird mit derselben Gläubigkeit aufgenommen, wie die mittelalterliche, daß das deutsche Kaiserthum die geradlinige Fortsetzung des römischen sei. Es ist ein völlig willkürliches Bild, das er von der Vergangenheit entwirft, und dieses hält er einem Zeitalter vor, in dem sich schon alle Keime der Zukunft zu regen anfingen. Ja, was noch weit merkwürdiger ist, dieser Lobredner der Vergangenheit arbeitet selbst an der Herbeiführung eines neuen Zustandes. Durch die Erhebung des Italienischen zur Schriftsprache wurde die Alleinherrschaft des Lateinischen gebrochen und das italienische Nationalgefühl mächtig geweckt — ganz gegen das Interesse einer Universalmonarchie. Dante hat durch seine heftige Anklagen gegen das entartete Pabstthum den Geistern vorgearbeitet, die diese ganze Einrichtung in Frage stellten; er hat durch seine Behandlung der höchsten kirchlichen und religiösen Fragen in der Landessprache und in volksthümlicher Form den Gedanken nahegelegt, daß auch die Laien berufen sind, über geistliche Dinge zu urtheilen und eine selbst-

ſtändige Erkenntniß davon auf Grund der heiligen Schrift zu gewinnen, und dies führte zu Folgerungen, die dem Papſtthum und dem mittelalterlichen Katholicismus gefährlich ſein mußten. Es iſt gewiß etwas Tragiſches um die Stellung, die unſer Dichter einnimmt. Nicht bloß ſein perſönliches Geſchick muß das Mitleid wecken, ſondern es war auch der Gedankenkreis, in dem er lebte, für ihn eine Quelle fortwährender Enttäuſchungen. Er verlegt ſein Ideal in eine Vergangenheit, und zwar in eine ungeſchichtliche, lediglich geträumte Vergangenheit; er ſieht in der vernehmlich ſich ankündenden Zukunft nur Verkehrtheit und Unrecht und merkt nicht, daß er ſelbſt Bahnbrecher dieſer Zukunft iſt.

Wenden wir uns vom Staatsmann und Theologen zum Dichter zurück, ſo werden wir uns die dichteriſche Begabung Dante's am beſten von Macaulay ſchildern laſſen. Er ſagt: „Die Gewalt, womit die Göttliche Komödie uns ergreift, hat ihre Hauptquelle in dem feſten Glauben, womit die Geſchichte uns erzählt wird. In dieſer Beziehung laſſen ſich nur Gulliver's Reiſen und Robinſon Crnſoe mit ihm vergleichen. Die Feierlichkeit ſeiner Berichte, die folgerichtige und pünktliche Ausführung aller Einzelheiten, der Ernſt, mit dem er ſich bemüht, den Leſern Geſtalt und Umfang von Allem, was er beſchreibt, deutlich zu machen, geben auch den kühnſten Erdichtungen den Anſchein der Wirklichkeit. Milton will weder im Himmel, noch in der Hölle geweſen ſein; er kann ſich auf prachtvolle Allgemeinheiten beſchränken. Er kann die Hölle beſchreiben als „ein Univerſum von Tod, das Gottes Fluch als Uebel erſchaffen hat, für Uebel das einzig Gute, wo alles Leben ſtirbt, der Tod lebt und die Natur in verkehrter Weiſe Alles erzeugt, was ungeheuer, was ſchauderhaft, abſcheulich und unausſprechlich iſt, ſchlimmer als alle Dichtungen der Fabel und alle Gebilde der Furcht, als Gorgonen, Hydren und ſchreckliche Chimären.“ Gewiß

eine edle Sprache, aber wo iſt dieſer gewaltige Eindruck der Wirklichkeit, den Dante ſeiner Grundabſicht gemäß hervorbringen wollte. Er mußte all' die ungeheuren und abſcheulichen Dinge beſchreiben, das, was Andere unausſprechlich nannten, ausſprechen. Wir leſen Milton und fühlen, daß wir einen großen Dichter leſen; wenn wir Dante leſen, verſchwindet der Dichter; wir hören dem Manne zu, der aus dem „Thal des Abgrunds" zurückgekehrt iſt; wir ſehen ſein von Schrecken erweitertes Auge; wir hören die ſchaudernden Töne, womit er ſeine ſchreckliche Geſchichte erzählt. Seine Erzählung iſt, was ſie ſein ſoll, beſtimmt an ſich und erregt doch zugleich im Geiſte wunderbare Bilder ſchrecklicher und unbeſtimmter Art. Sie nimmt ihre Bilder aus dem Irdiſchen und redet in irdiſcher Sprache, aber die Wirkung iſt unausſprechlich furchtbar und überirdiſch. Ueberirdiſche Dinge erregen, ſo lange ſie als ſolche betrachtet werden, unſere Gefühle nur in ſchwacher Weiſe. Erſt wenn die große Kluft, die uns von ihnen trennt, überſchritten iſt, wenn wir eine fremdartige, unbeſtimmbare Beziehung zwiſchen den Geſetzen des Sichtbaren und des Unſichtbaren wahrnehmen, bewirken ſie vielleicht die ſtärkſten Erſchütterungen, deren unſere Natur fähig iſt. Uebermenſchliche Weſen in menſchlicher Sprache zu ſchildern, ihnen menſchliche Handlungen zuzuſchreiben, mag grotesk, unphiloſophiſch und nicht folgerichtig ſein, aber es iſt die einzige Art, um auf die Gefühle der Menſchen einzuwirken und daher für die Dichtung das allein Paſſende. Die ſchwierige Aufgabe, übernatürliche Weſen darzuſtellen in einer Weiſe, die weder unbegreiflich für unſer Denken, noch völlig unvereinbar mit den Begriffen iſt, die wir von ihrer Natur haben, hat Niemand ſo gut gelöſt, wie Dante. Seine Bilder und Vergleichungen harmoniren in bewundernswerther Weiſe mit dem Anſchein ſtrenger Wirklichkeit, den er Allem zu geben weiß. Sie haben einen ganz eigenthümlichen Charakter. Er iſt vielleicht der einzige

Schriftſteller, der viel weniger verſtändlich würde, wenn alle dieſe Veranſchaulichungen getilgt würden. Seine Gleichniſſe ſind häufig eher die eines Reiſenden, als die eines Dichters. Er gebraucht ſie nicht, um ſeine Erfindungsgabe in phantaſtiſchen Analogien zu zeigen, nicht um den Leſer zu ergötzen dadurch, daß er ihm abſeits vom Wege einen Blick auf fernliegende Schönheiten vergönnt, ſondern um ihm einen genauen Begriff der beſchriebenen Gegenſtände zu geben dadurch, daß er ſie mit allgemein bekannten vergleicht. Der ſiedende Sumpf in Malebolge wird mit den Pechkeſſeln im venetianiſchen Arſenal verglichen, der Damm, auf dem er an den Ufern des Phlegethon einherſchreitet, iſt wie der zwiſchen Gent und Brügge, aber nicht ſo breit. Manche ſeiner Vergleichungen ſind beſtimmt, eine genaue Darſtellung der Gefühle zu geben, die er unter gewiſſen Umſtänden hatte. Die zarten Schattirungen von Kummer, Gram und Aerger laſſen ſich ſelbſt in einer hochgebildeten Sprache nicht leicht auseinander halten. Dante wendet die ſchärfſte und zugleich am meiſten poetiſche Art an, um ſeinen Geiſteszuſtand genau zu ſchildern. Wer je die verwirrende Wirkung einer unerwarteten üblen Kunde erfahren hat, die Betäubung, den unbeſtimmten Zweifel an der Wahrheit der eigenen Wahrnehmung, wird das folgende Gleichniß verſtehen: „Ich war gleich dem, der Uebles träumt, der noch träumend wünſcht, es möchte Alles ein Traum ſein, der will, es möchte das, was iſt, ſo ſein, als wäre es nicht. Es iſt das nur eines von hundert gleich treffenden und ausdrucksvollen Gleichniſſen. Die Bilder Homer's und Milton's ſind prachtvolle Abſchweifungen, ihre Wirkung verliert Nichts, wenn man ſie von dem Werke lostrennt. Dante's Bilder ſind anderer Art; ſie gewinnen ihre Schönheit durch den Zuſammenhang mit dem Texte und ſtrahlen ſie auf dieſen zurück. Aus dieſem Gewebe kann man die Verbrämung nicht entfernen, ohne es zu verderben. Ich erinnere nur an das Gleichniß von

den Schafen im dritten Geſang des Fegfeuers. Ich halte dies für die vollendetſte Leiſtung dieſer Art, für die am meiſten maleriſche und zugleich liebliche Art des Ausdrucks:

Gleichwie die Schäflein aus dem Stalle gehen,
Eins, zwei und drei, indeſſen noch verzagt
Die andern mit gebeugten Köpfen ſtehen,
Bis, was das erſte that, nun jedes wagt,
Wenn jenes harrt, geduldig die Beſchwerde
Des Drangs erträgt und nach dem Grnnd nicht fragt,
So ſah ich jetzt von der beglückten Heerde
Die vordern ſich bewegen und uns nah'n.

Niemand kann die Göttliche Komödie betrachten, ohne zu bemerken, wie wenig Eindruck die Formen der äußeren Welt auf Dante's Geiſt gemacht zu haben ſcheinen. Seine Gemüthsart und ſeine Lage leiteten ihn dazu, ſeine Beobachtung faſt ausſchließlich auf die menſchliche Natur zu beſchränken. Der wundervolle Anfang von Fegf. 8 bietet hier ein treffendes Beiſpiel. Anderen Schriftſtellern mag der Abend die Tageszeit für Thau, Sterne und leuchtende Wolken ſein, für Dante iſt er die Stunde zarter Erinnerung und heißer Andacht, die Stunde, wo das Heimweh kommt, wo das Herz des Schiffers ſchmilzt und die Liebe des Pilgers aufflammt, wo der Glockenton zu trauern ſcheint um einen Tag, der entſchwunden iſt und nicht mehr wiederkehrt."

Die Stunde war es, die zu ſtillem Weinen
Vor Heimweh den gerührten Schiffer zwingt,
Am Tag der Trennung von den theuren Seinen,
Die Liebesleid dem neuen Pilger bringt,
Wenn fernher klagend ob des Tags Erbleichen
Das Trauerlied der Abendglocken klingt.

Den Geſammtcharakter der Göttlichen Komödie hat Karducci alſo zuſammengefaßt: „Sie beſitzt die unſchuldsvolle Naivität des Volksgeſanges gleich der Lerche, die ſich aus den feuchten

Saatfeldern des Herbſtes trillernd emporhebt, um freudetrunken ſich in der Sonne zu verlieren, den Schwung des prophetiſchen Hymnus, der ſich von oben auf die Erde herabläßt, wie der Adler, wenn ſich die Gewitterwolken zuſammenziehen, die gefällige und doch kräftige Miſchung mannigfaltiger, reicher Bilder, Farben und Töne; einen Wechſel, der an den Uebergang von den Hügeln Toskanas zu den Bergen der Emilia gemahnt, und weiter die dunklen Schatten, aus denen grauenvolle Bildungen emporſteigen, wie aus der vergifteten Fieberluft in den Korkwaldungen der alten Maremmen neben dem Lichtglanz, der wie ein Frühlingstag über dem tyrrheniſchen Meer über der heiteren Fläche dieſes Geſanges ſich lagert, und endlich die jungfräuliche Freude, die aus der klaren, hellen Idee herausleuchtet, erhaben, rein, beſtimmt in ſeinen Umriſſen, ruhevoll wie ein Sommertag in den Alpen."

Ueber Dante's Stil ſagt Macaulay: „Der Stil iſt, wenn nicht ſein höchſter, ſo doch ſein beſonderer Vorzug. Ich kenne Nichts, mit dem er zu vergleichen iſt. Die edelſten Muſter griechiſcher Sprache müſſen vor ihm zurückſtehen. Er gebraucht ſo wenig Worte und ſo treffende Worte, als man überhaupt brauchen kann. Der erſte Ausdruck, in den er ſeine Gedanken kleidet, iſt immer ſo kräftig und ſo umfaſſend, daß Weiteres nur die Wirkung beeinträchtigen könnte. Es wird wahrſcheinlich keinen Schriftſteller in der ganzen Welt geben, der ſo viele ſcharf gezeichnete Bilder darbietet und der eine ſo conciſe Darſtellungsart hat. Dieſe Vollendung des Stils iſt der Hauptvorzug des Paradieſes, das ſonſt den beiden vorhergehenden Theilen nicht ganz ebenbürtig iſt. Der kräftige, glückliche Ausdruck zieht den Leſer an, ſelbſt durch die theologiſchen und kirchengeſchichtlichen Abſchnitte hindurch, deren ſich hier nur zu viele finden. Ich erinnere nur an den dritten Geſang der Hölle und den ſechsten des Fegfeuers als an unvergleichliche Stellen dieſer Art. Ich

kenne keine Stelle bei den großen atheniſchen Rednern, die an Stärke der Invective und an Bitterkeit des Sarkasmus dieſe letztere (den Wehruf über Italien) erreicht. Der beredteſte Staatsmann dieſes Jahrhunderts bemerkte, daß nach Demoſthenes Dante der Schriftſteller iſt, der am aufmerkſamſten von jedem angehenden Redner ſtudirt werden ſollte."

So groß Dante als Dichter iſt, ſo iſt er doch noch größer als Menſch. „Er iſt einer der größten aller Menſchen," ſagt Karducci, „weil in ihm wie in Wenigen das ſittliche Bewußtſein, man kann ſagen, das geſchichtliche Gewiſſen der Menſchheit bis zu einem heroiſchen Grade ausgebildet war." „Das Geheimniß ſeiner Macht liegt weſentlich in der fühlbaren Gegenwart Gottes, die ſeine ganze Kunſtſchöpfung durchdringt. Die Verbannung und die traurigen Jahre der Wanderung haben den Mann und den Dichter, zu dem, was er iſt, gemacht; das Exil ſchuf ihm den wunderbaren Ernſt ſeiner Auffaſſung und die düſtere Herrlichkeit ſeiner Gedankenwelt; die Reiſen drückten dem Dichter die Palette in die Hand und häuften darauf die Farben, derer ſein Pinſel bedurfte. Dante's Schwermuth bricht nicht die Thatkraft ſeiner Seele; er hält feſt an der beſtimmten Erwartung ſeines Ruhmes. Er glaubt unerſchütterlich an ſeine Miſſion nicht bloß als Dichter, ſondern auch als Diener der Vorſehung, aufgefordert, die Lage der Dinge, die Geſchicke der Kirche und des Reichs zu verkündigen. Iſt Shakeſpeare der umfaſſendſte, ſo iſt Dante der tiefſinnigſte Geiſt, der ſich in rhythmiſcher Form je ausgeboren hat." (Kraus.)

Ueber ſeine äußere Erſcheinung ſagt Macaulay: „Dante's Melancholie war keine phantaſtiſche Laune. Sie war auch nicht die Wirkung rein äußerer Umſtände. Sie kam von innen. Weder Liebe noch Ruhm, weder die Conflicte dieſer Erde noch die Hoffnung auf den Himmel konnten ſie zerſtören. Niemand kann dieſe Züge ſehen, vornehm wie ſie ſind, bis zur Herbheit,

die dunklen Furchen ſeiner Wangen, den langen, wehvollen Blick des Auges, den düſteren, verachtenden Schwung der Lippen, ohne ſofort zu wiſſen, daß dieſe Züge einem Manne angehören, der zu ſtolz und zu feinfühlend war, um jemals glücklich zu ſein."

Was er verdient, wird nie von ihm geſagt.
An Blinde war ſein helles Licht verloren;
Eh' ſchilt man, die ſich wider ihn verſchworen,
Als man ein Lobeswort entſprechend ſagt.

Hinab ſtieg er ins Reich der Irrthumsnacht,
Dann auf zu Gott, den Blick uns zu entfloren;
Der Himmel ließ ihn ein zu ſeinen Thoren,
Den aus den eig'nen ſeine Stadt verjagt.

Undankbar Vaterland, das ſeine Leiden
Zum Unheil dir erzeugt; willſt du mir ſagen,
Daß hier die Trefflichſten am meiſten leiden.

So iſt's, und wohl kann zum Beweiſe dienen,
Daß Keiner härtern Bann als er getragen,
Wie nie ein Größerer als er erſchienen.

(Sonett Michelangelos, überſetzt von Scartazzini.)

797

Berühmte Schauspieler im griechischen Alterthum.

Von

Dr. F. Völker
in Bielefeld.

Auf Grund der Dissertation des Verfassers „de Graecorum fabularum actoribus“ (Diss. phil. Hal. vol. IV. Halle 1880, M. Niemeyer) und unter Berücksichtigung neuerer Forschungen.

Hamburg.
Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vormals J. F. Richter),
Königliche Hofbuchhandlung.
1899.

Digitized by Google

Das Recht der Ueberſetzung in fremde Sprachen wird vorbehalten.

Druck der Verlagsanſtalt und Druckerei Actien-Geſellſchaft
(vormals J. F. Richter) in Hamburg, Königliche Hofbuchdruckerei.

In dem Entwickelungsgang des Bühnenweſens im griechiſchen Alterthum können wir zwei Hauptepochen unterſcheiden. Die erſte umfaßt die Zeit von der Entſtehung des griechiſchen Dramas im Beginn des fünften Jahrhunderts bis etwa auf die Zeit Alexanders des Großen. In dieſe Epoche fällt die Blüthezeit der griechiſchen Tragödie unter Aeſchylus, Sophokles, Euripides und der Komödie unter Ariſtophanes, Eupolis, Kratinus, ſowie der größte Theil des vierten Jahrhunderts. Die zweite Epoche beginnt mit dem Ausgange des vierten Jahrhunderts. Um dieſe Zeit vollzog ſich nämlich im Bühnenweſen inſofern eine Umwälzung, als diejenigen Berufsklaſſen, die durch die Bühne in Anſpruch genommen wurden, Schauſpieler, Muſiker u. ſ. w. ſich zu einer Art von Künſtlergenoſſenſchaften (*σύνοδοι τῶν περὶ Διόνυσον τεχνιτῶν* [Vereine der dionyſiſchen Künſtler]) vereinigten; es ſuchte und fand alſo Alles, was der Bühne diente, in ſochen Vereinigungen korporativen Charakters eine beſſere und angemeſſenere Vertretung ſeiner Standes- und Berufsintereſſen. Die Einrichtungen und die Beſchaffenheit dieſer Künſtlerkollegien haben ſchon vor 25 Jahren ausführlich dargelegt O. Lüders (die dionyſiſchen Künſtler) und P. Foucart (de collegiis scenicorum artificum apud Graecos).

Faſſen wir nun die Entwickelung des Standes der griechiſchen Schauſpieler insbeſondere näher ins Auge, ſo finden wir, daß die erwähnte Vereinigung zu Korporationen

nur den natürlichen Abschluß einer organischen Entwickelung dieses Standes bildet. Es steht fest, daß die ersten Verfasser von Tragödien und Komödien in Ermangelung besonderer ausübender Künstler die Hauptrollen ihrer Stücke selbst gespielt haben, also in der ältesten Zeit Dichter und Schauspieler noch identisch gewesen sind (Plut. Solon 29 — „*ἐθεάσατο τὸν Θέσπιν αὐτὸν ὑποκρινόμενον, ὥσπερ ἦθος ἦν τοῖς παλαιοῖς*“ [er sah den Thespis selbst spielen, wie das bei den älteren Dichtern Brauch war] — cf. Aristot. Rhet. III, 1, 3). Diese Personalunion von Dichter und Schauspieler mußte natürlich nach und nach aufhören, als die wachsende Vervollkommnung des Dramas, die Feinheit der Charakterentwickelung auch eine vollkommnere Darstellung auf der Bühne erheischte und als das Publikum mit zunehmendem Verständniß und Interesse für dramatische Poesie auch erhöhte Anforderungen an die künstlerische Darstellung erhob.

Als also die einfachen Verhältnisse der ältesten Zeit den höheren Ansprüchen nicht mehr genügten, wirkten die Dichter nicht mehr als Darsteller in ihren Stücken, sondern neben den Dichter trat der Schauspieler als Vertreter eines neuen Standes. (Dafür, daß Sophokles jene Personalunion aufgab, giebt der Biograph noch als besonderes Motiv seine schwache Stimme an.) Doch blieb der Schauspieler zunächst noch in naher Beziehung zum Dichter. Der Dichter beschäftigte für seinen Bedarf eigene Schauspieler und wies ihnen ihre Rollen zu. (Sophokles zog, wie ein Biograph ausdrücklich bemerkt, beim Schaffen seiner Dramen die Anlagen und Kräfte seiner Schauspieler mit in Betracht.) Die meisten der Schauspieler der älteren Zeit werden wir in solcher Verbindung mit Dichternamen erwähnt finden, daß jeder vornehmlich die Stücke *eines* Dichters gespielt zu haben scheint.

Die Schauspieler der nächsten Zeit finden wir nicht mehr in so naher Beziehung zu den Dichtern. Schon in der in der sogenannten *νέμησις ὑποκριτῶν* (Vertheilung der Schauspieler)

enthaltenen Beſtimmung, die bald in Kraft trat (vergl. Rohde im Rhein. Muſ. XXXVIII. p. 273 f.), wonach je drei concurrirende Dichter vom Staate drei Protagoniſten zugewieſen erhielten, die durchs Loos auf die drei Dichter vertheilt wurden, nachdem ſie ſich ſelbſt ihre Deuteragoniſten und Tritagoniſten ausgeſucht hatten, tritt die mehr ſelbſtſtändige Stellung der Schauſpieler gegenüber den Dichtern in die Erſcheinung. Der Schauſpielerſtand hatte ſich nach und nach aus ſeiner abhängigen Stellung herausgearbeitet, er gelangte mit der Zeit zu immer größerem Anſehen. Für die ſociale Stellung des griechiſchen Schauſpielers im Gegenſatz zum römiſchen iſt charakteriſtiſch eine Bemerkung des Livius (XXIV, 24), die er mit Bezug auf den im Jahre 214 in Syrakus auftretenden griechiſchen Schauſpieler Ariſto macht: „Huic et genus et fortuna honesta erant; nec ars, quia nihil tale apud Graecos pudori est, ea deformabat.“ Daß dieſes Urtheil des Römers nicht erſt für das dritte Jahrhundert gilt, werden wir weiterhin ſehen. Die künſtleriſche Leiſtung des Schauſpielers erfreute ſich zu Ariſtoteles Zeiten ſchon einer ſolchen Werthſchätzung, daß der letztere Rhet III, 1, 4 geſteht: „Die Schauſpieler haben jetzt größere Bedeutung als die Dichter.“

Die Schauſpieler traten mit der Zeit unter einander in ein feſteres Verhältniß, indem weniger befähigte Künſtler ſich an hervorragende Kollegen anſchloſſen. Zu ſolchen kleineren Verbänden führte ja ganz naturgemäß die ſchon längſt beſtehende Verwendung der Schauſpieler nach ihrer Begabung als Protagoniſten, Deuteragoniſten und Tritagoniſten. So wird z. B. der Redner Aeſchines, der ſich einige Zeit als Schauſpieler verſucht hatte, von Demoſthenes (d. f. l. 246) als Tritagoniſt des Theodoros und Ariſtodemos bezeichnet, und zwar bezeichnet der Ausdruck, den der Redner wählt (*τὰ τρίτα λέγων διετέλεσεν* [beſtändig als Tritagoniſt diente]), ein dauerndes Verhältniß; ſein

Zeitgenoſſe Iſchandros wird Deuteragoniſt des Neoptolemos genannt. Zu Geſellſchaften vereinigt werden wir namhafte tragiſche und komiſche Schauſpieler bei den von Philipp und Alexander von Mazedonien veranſtalteten Feſten finden. (Ein ergötzliches Bild einer in der Provinz umherziehenden Geſellſchaft untergeordneter Kräfte — Simylos, Sokrates, Aeſchines — entwirft Demoſthenos d. cor. 262.) Die Weiterentwickelung dieſer kleinen Schauſpieler-„Enſembles" führte dann ſchließlich zur Vereinigung größerer Verbände in den Künſtlergenoſſenſchaften der „Dionyſiſchen Künſtler" nach der Zeit Alexanders des Großen.

Wenn wir nun der Betrachtung deſſen näher treten, was aus dem Alterthum über einzelne namhafte griechiſche Schauſpieler des fünften und vierten Jahrhunderts überliefert iſt, ſo haben wir zunächſt auf eine charakteriſtiſche Eigenthümlichkeit des griechiſchen Schauſpielerweſens hinzuweiſen: Weibliche Weſen waren überhaupt von der Ausübung dieſer Kunſt ausgeſchloſſen, wir haben es alſo nur mit Schauſpielern zu thun. Sodann war ein Schauſpieler entweder nur in der Tragödie oder nur in der Komödie beſchäftigt, wir haben alſo immer zu unterſcheiden zwiſchen tragiſchen und komiſchen Schauſpielern, ebenſo wie im griechiſchen Alterthum die tragiſchen Dichter ſtreng zu ſcheiden ſind von den komiſchen Dichtern.

Tragiſche Schauſpieler.

Kleandros — Mynniskos aus Chalkis.

Der anonyme Biograph des Aeſchylus berichtet, der Dichter habe zuerſt den Schauſpieler Kleandros beſchäftigt, ſpäter habe er ihm den Mynniskos aus Chalkis beigeſellt. Der letztere wird öfter erwähnt. Nach einer auf der Akropolis gefundenen Inſchrift ſpielte er noch unter dem Archonten Alkaios (422/1) in einer nicht mehr feſtzuſtellenden Tragödie die Rolle des Protagoniſten. Von dem komiſchen Dichter Platon (425—400

ſeine Blüthezeit) wurde er in einer bei Athenäus erhaltenen Stelle der Komödie Syrphax als Gourmand verſpottet in folgenden Worten:

A. Da haſt Du einen Orf (Fiſch) aus Anagyrus.

B. Den kenne ich; er iſt ein Liebling des Mynniskos aus Chalkis.

A. Da haſt Du recht.

Daß er ein hervorragender Mime geweſen, geht daraus hervor, daß Plutarch ihn mit den bedeutendſten Schauſpielern einer jüngeren Generation, mit Nikoſtratos, Kallippides, Theodoros und Polos zuſammen erwähnt. Um zu entſcheiden, ob die Athener durch Krieg oder durch Kunſt und Wiſſenſchaft mehr Ruhm erworben haben, werden zur Beleuchtung der beiderſeitigen Leiſtungen der Athener die berühmten Männer ſelbſt aufgeführt und zwar mit den Zeichen und Merkmalen ihrer Werke. So werden auch die berühmten tragiſchen Dichter genannt mit den Attributen der Tragödie. „Mit ihnen", heißt es weiter, „mögen auch die tragiſchen Schauſpieler einherziehen, ein Nikoſtratos, Kallippides, Mynniskos, Theodoros und Polos, gewiſſermaaßen im Gefolge der Tragödie, als eines prachtliebenden, vornehmen Weibes."

Ariſtoteles ſchließlich ſtellt in der Poetik den Mynniskos als Vertreter der älteren Schule dem Kallippides und Timotheos als Vertretern einer jüngeren, weniger maßvoll ſpielenden gegenüber. Der Philoſoph fragt, ob die Nachahmung der Wirklichkeit im Epos oder die in der Tragödie die beſſere, d. h. welche von beiden weniger überladen ſei, und behauptet, die Nachahmung in der Tragödie erſcheine mehr überladen, weil ſie eben Alles vermittelſt der Nachahmung und des Geberdenſpiels veranſchaulichen müſſe. Die epiſche Nachahmung weiche von der tragiſchen in demſelben Maaße ab, wie das Spiel der früheren Schauſpieler von dem der ſpäteren. „Denn Myn-

niskos nannte den Kallippides, weil er allzusehr übertrieb, einen Affen."

Kleidemides.

Den Namen eines Schauspielers des Sophokles finden wir erwähnt in Aristophanes Fröschen V. 791, und zwar in folgendem Zusammenhange: Aiakos, der Thürhüter an den Pforten des Hades, wird von des Dionysos Diener, Xanthias, gefragt, was denn die Veranlassung sei zu dem Lärm und Geschrei, das sich unter den Bewohnern des Hades erhoben. Aiakos erwidert, durch des Euripides Ankunft sei Streit unter den Toten entstanden, ob der Ehrenplatz neben Plutos Throne dem Aischylos verbleibe, oder dem Euripides, der ihn für sich in Anspruch nehme, eingeräumt werden solle. Als nun Xanthias fragt, ob nicht auch Sophokles Anspruch auf den Sitz erhoben habe, erwidert Aiakos: „Der wahrhaftig nicht, er küßte vielmehr den Aischylos, als er kam, und reichte ihm die Rechte, und jener bot ihm den Sitz an. Doch will er jetzt, wie Kleidemides versicherte, nur als Ersatzmann dasitzen, und, wenn Aischylos siegt, es dabei bewenden lassen; wenn jener aber nicht siegt, will er mit Euripides den Kampf um die Meisterschaft durchkämpfen."

Der Scholiast bemerkt zum Worte „Kleidemides", Kallistratos habe vermuthet, Kleidemides sei ein Sohn des Sophokles, Apollonius behaupte, er sei ein Schauspieler des Dichters gewesen. Da weder von den Biographen noch von Suidas unter den Söhnen des Dichters ein Kleidemides genannt wird, so ist die Vermuthung des Kallistratos nicht zutreffend. Es bleibt also, wenn Apollonius recht unterrichtet ist, nur der Schauspieler. Die Art, wie Kleidemides zusammen mit Sophokles erwähnt wird, berechtigt uns anzunehmen, daß er das Vertrauen des Dichters in hohem Grade besessen hat. („Sophokles hat, wie

er denn still und geräuschlos ist, sich nicht im Reden, sondern im Thun gezeigt, nicht laut angekündigt, daß er mit Euripides den Kampf fortsetzen wolle, sondern er hat es nur dem Kleidemides, seinem Vertrauten, gesagt, durch den es herausgekommen ist." Welcker.) In den ganzen Zusammenhang der Stelle, wo es sich um einen Dichterwettstreit handelt und die Ausdrücke dem Wettkampf entlehnt sind, paßt als Vertrauensperson des einen betheiligten Dichters eher ein Schauspieler, bei dem sich für solche Dinge Interesse und Verständniß voraussetzen läßt, als irgend ein anderer Bekannter oder Freund des Dichters. (Ueber die Uebersetzung der Stelle siehe meine Dissert. S. 159—162.)

Molon.

Auch der Name eines Schauspielers des Euripides ist uns überliefert, und zwar von Demosthenes (d. f. l. 246) und Aristophanes (Frösche 55). Demosthenes verspottet seinen Gegner Aeschines, daß er in der Rede für den Timarchos einige Verse citirt habe aus des Euripides Phönix, einem Stück, in welchem er — Aeschines war einige Zeit als Schauspieler thätig gewesen — niemals eine Rolle gespielt habe. „Denn dieses Drama spielte weder Theodoros noch Aristodemos, denen doch Aeschines als Tritagonist diente; vielmehr hat es Molon gespielt oder sonst einer von den alten Schauspielern. Die Antigone des Sophokles dagegen haben Theodoros und Aristodemos oftmals gespielt." Aus den Worten erhellt einerseits, daß des Euripides Phönix zu Demosthenes' Zeiten nicht zu den Stücken zählte, die, wie Sophokles Antigone, beim Publikum populär und beliebt waren, und daß es nach des Dichters Tode kaum wiederholt wurde, andererseits, daß Molon ein Zeitgenosse des Euripides war. Aber es läßt sich aus der Stelle auch auf ein näheres Verhältniß zwischen Euripides und Molon schließen. Es ist doch auffallend, daß Demosthenes, während er von dem

Phönix als einem veralteten und ganz unpopulären Stücke redet, darüber orientirt ist, von welchem Schauspieler es ehemals gespielt ist. Ohne Zweifel ist das dadurch zu erklären, daß Demosthenes nur weiß, daß Molon ein Schauspieler des Euripides gewesen ist. Schwerlich hat der Redner Kunde davon, daß Molon gerade in diesem Euripideischen Drama agirt hat; er behauptet das nur deshalb, weil er weiß, daß Molon überhaupt vornehmlich Rollen in Euripideischen Stücken gespielt hat. Da er den zeitgenössischen Mimen Theodoros und Aristodemos einen von den früheren entgegensetzen will, und es sich um ein Euripideisches Stück handelt, nennt er den Namen dessen, der für Euripides thätig war. Natürlich darf man aus der Gegenüberstellung mit den beiden berühmten Kollegen nicht auf eine geringere Bedeutung des Molon schließen. Der Redner will nicht zeigen, daß die ersteren den Molon übertroffen haben, sondern nur darthun, daß der Phönix nur zu Euripides Zeiten, nicht später aufgeführt sei, also Aeschines in jenem Stücke keine Rolle habe spielen können. Für die Bedeutung des Künstlers spricht ja schon der Umstand, daß die Tradition von seinem Spiel sich noch bis auf die Zeit des Demosthenes erstreckte.

Derselbe Schauspieler ist ohne Zweifel gemeint in Aristophanes Fröschen V. 55 in folgendem Zusammenhange: Dionysos beginnt dem Herakles auseinanderzusetzen, womit er erst nach längeren Umschweifen herausrückt, daß er von Sehnsucht nach dem eben verstorbenen Euripides brenne. Beim Lesen der Andromeda sei er von einer Art Sehnsucht ergriffen. Auf die Frage, wie groß jene Sehnsucht sei, antwortet er: „so klein, wie Molon". Da er bald darauf die Sehnsucht als eine gewaltige bezeichnet, so hat er witzig „klein" gesagt, während er das Gegentheil meint. Molon muß also eine große Figur gehabt haben. Es handelt sich um ein Euripideisches Stück, und zwar um ein besseres, da Dionysos erst nach der Lektüre der

Andromeda von Sehnſucht nach Euripides ergriffen iſt und die Wirkung eine ſo nachhaltige iſt. Was den Molon anbetrifft, ſo bemerkt der Scholiaſt, nach Didymos habe es zwei Männer des Namens gegeben, einen Schauſpieler und einen Spitzbuben, von denen der letztere gemeint ſei, da er klein von Körper geweſen; nach Timachidas aber ſei der Schauſpieler gemeint. Da hier nur eine große Perſon in Betracht kommen kann, bleibt nur der Schauſpieler. Selbſtverſtändlich kann es ſich hier auch nur um dieſen handeln, nicht, wie Droyſen meint, „um irgend einen vierſchrötigen Athener". Wenn in den erſten Jahren dieſes Jahrhunderts auf der Bühne in irgend einem Luſtſpiel die Namen „Wallenſtein" und „Iffland" unmittelbar hinter einander erwähnt wären, ſo wäre es doch keinem Zuſchauer zweifelhaft geweſen, daß der Dichter den Schauſpieler Iffland gemeint habe, obwohl hier nicht einmal dasſelbe perſönliche Verhältniß zwiſchen Schauſpieler und Dichter, wie zwiſchen Molon und Euripides vorhanden war.

Hegelochos.

Nicht unerwähnt möchte ich laſſen einen Schauſpieler Namens Hegelochos, einen Zeitgenoſſen des Euripides, der allerdings nicht zu den beſſeren Künſtlern zu rechnen iſt, auch in keinem näheren Verhältniß zu einem der großen Dichter geſtanden hat, aber nachweislich im Jahre 409 in des Euripides „Oreſtes" die Titelrolle ſpielte. Die Ueberlieferung ſeines Namens verdankt er hauptſächlich der fehlerhaften Ausſprache eines Wortes in V. 279 dieſes Stückes. Das an und für ſich harmloſe Vorkommniß iſt ein intereſſanter Beweis für die Empfindlichkeit eines griechiſchen Ohres. Mitten im ſehr ernſt gehaltenen Monolog thut der Held kund, daß er ſich endlich von ſeinem Wahnſinn befreit fühle: „Nach den Wogen ſchaue ich endlich einmal wieder ruhiges Meer (γαλήν' ὁρῶ)." Das

Wort γαλήν' (= γαληνά. Windſtille) ſprach Hegelochos, wie der Scholiaſt erwähnt, durch Vernachläſſigung der Eliſion ſo, daß die Zuhörer den Accuſativ von γαλῆ = Katze, alſo γαλῆν ὁρῶ zu hören glaubten, was zur Folge hatte, daß die feierliche, ernſte Stimmung, die im Zuſchauerraum herrſchte, durch ein ungeheures Gelächter unterbrochen wurde. Dem Vorgang wurde eine ſolche Bedeutung beigelegt, daß Hegelochos noch vier Jahre ſpäter von Ariſtophanes in den Fröſchen 302—5 verſpottet wurde: Xanthias ſagt: „Getroſt, Herr! Nun iſt alles wieder gut. Wir dürfen jetzt mit Hegelochos ſprechen: Nach den Wogen ſchaue ich endlich einmal wieder ruhiges Meer."

Der komiſche Dichter Strattis griff in ſeinem „Menſchenvertilger" den Archonten des Jahres, in welchem der „Oreſtes" aufgeführt wurde, Diokles, heftig an, daß er überhaupt den Hegelochos für erſte Rollen engagirt und dadurch ein ſo vortreffliches Stück um den Erfolg gebracht habe. Da er nun außerdem von Sannyrion in der „Danae" und vom oben erwähnten komiſchen Dichter Platon wegen ſeines unangenehmen Organs verſpottet wurde, ſo ſcheint ſeine Wahl für Protagoniſtenrollen ein Mißgriff und er überhaupt für erſte Rollen nicht geeignet geweſen zu ſein. (Nach den Scholien zu Ariſtophanes „Ekkleſiazuſen" enthält V. 22 dieſer Komödie eine Anſpielung auf die fehlerhafte Ausſprache eines Wortes durch den Schauſpieler Kleomachos, die uns unklar iſt).

Komiſche Schauſpieler.

Krates — Hermon — Apollodoros.

Gehen wir nun zu den komiſchen Schauſpielern der älteren Zeit über, ſo finden wir auch hier Namen von Künſtlern in Verbindung mit Dichternamen. Der Scholiaſt bemerkt zu Ariſtophanes „Rittern" V. 537, Krates habe, bevor er ſelbſt Stücke geſchrieben, die Komödien des Kratinos geſpielt.

In den Scholien zu den „Wolken“ V. 541/2 wird der Schauſpieler Hermon in Verbindung mit Hermippos oder Eupolis erwähnt. Ariſtophanes ſetzt hier den Zuſchauern die Vorzüge dieſes ſeines Stückes, welches in der erſten Bearbeitung vom Publikum abgelehnt ſei, auseinander, indem er zeigt, wie ſein Stück frei ſei von allerlei Abgeſchmacktheiten, die ſich andere Dichter erlaubt hätten:

„Sie verſpottete nicht die Kahlköpfe, und tanzte nicht den Kordax, auch haut kein alter Verskünſtler, um die ſchalen Witze zu verbergen, mit dem Stocke um ſich her.“

Dazu bemerkt der Scholiaſt in der beſten Handſchrift: „Das geht auf den Schauſpieler Hermon, denn dieſer ſchlug, um Lachen zu erregen, mit einem Stocke nach den in der Nähe Stehenden.“ (Vergl. dazu meine Diſſert. S. 170—171.)

Außer dem Schauſpieler wird hier aber vor Allen der Dichter angegriffen, der durch ſo alberne Mittel Effekt zu erzielen ſuchte. Die Scholien nennen Hermippos und Eupolis, bei letzterem ſogar das Stück, die „*Προσπάλτιοι*“ (die Bewohner von Prospalta). Wenn man bedenkt, daß Ariſtophanes keinen komiſchen Dichter heftiger als den Eupolis verſpottet hat, ſo werden Bergk und Meineke wohl Recht haben, wenn ſie die Verſe auf Eupolis beziehen. Wilamowitz-Möllendorff hat ſogar unwiderleglich nachgewieſen (Hermes IX, 328), daß die Verſe ſich auf erhaltene Verſe aus dem genannten Drama des Eupolis beziehen. Dieſem können wir alſo den Hermon zuweiſen. Damit ſteht im Einklang das gemeinſame Vorkommen des Eupolis und des Hermon (nach der ſehr einleuchtenden Conjectur *ἐνίκα Ἕρμων ὁ ὑποκριτὴς* ſtatt *ἡνίκα Ἑρμῆν λοιοκρότης* von V. Roſe Aristot. pseudep. p. 554, ſ. Rh. Muſ. 38, 286; 52, 172) in dem didaskaliſchen Fragment in der erſten *ὑπόθεσις* (Einleitung) zum Frieden des Ariſtophanes, nach welchem Apollodoros die Hauptrolle im „Frieden“ ſpielte, während Hermon

die Protagoniſtenrolle der „Schmeichler“ des Eupolis gehabt haben wird. Identiſch mit dieſem Künſtler iſt ohne Zweifel der von Pollux im Onomaſtikon erwähnte komiſche Schauſpieler Hermon, auf welchen Pollux die Sitte zurückführt, den Künſtlern beim ἀγών (Wettſtreit) durch ein Trompetenſignal zu verkündigen, wann ſie an die Reihe kamen. Nicht ausgeſchloſſen iſt, daß nach ihm auch komiſche Masken, die Pollux ebenfalls erwähnt, z. B. ein „Ἑρμώνειος σφηνοπώγων“ (Spitzbart à la Hermon) nach dieſem Schauſpieler benannt ſind.

Tragiſche Schauſpieler.

Kallippides — Nikoſtratos — Timotheos aus Zakynthos.

Von den tragiſchen Schauſpielern, deren Lebenszeit ſchon in das vierte Jahrhundert hineinreicht, ſind zunächſt Kallippides und Nikoſtratos zu erwähnen, die ſehr gefeierte Mimen geweſen zu ſein ſcheinen. Plutarch nennt ſie in der oben erwähnten Stelle zuſammen mit Theodoros, Mynniskos und Polos.

Gemeinſam ihre Kunſt ausübend finden wir ſie (nachweislich noch vor 392) bei Gelegenheit eines Gaſtſpiels, zu dem ſie von einem Kommandanten äoliſcher Kaſtelle, Alexander, zuſammen mit zwei hervorragenden Flötenbläſern eingeladen waren. Polyänus (Strategemata VI, 10) berichtet darüber: „Alexander hatte aus Jonien die beſten Künſtler, die Flötenbläſer Theſſandros und Philoxenos und die Schauſpieler Kallippides und Nikoſtratos angeworben und kündigte eine Aufführung an. Wegen des Ruhmes der Künſtler eilte Alles aus den benachbarten Städten herbei. Als das Theater voll war, ließ er es mit Truppen und mit den Eingeborenen, mit denen er die Plätze beſetzt hielt, umſtellen und nahm alle Zuſchauer mitſammt den Weibern und Kindern gefangen. Als man ihm ein

hohes Löſegeld bezahlte, ließ er ſie wieder frei, übergab die Plätze dem Thibron und empfahl ſich."

Zuſammen werden ſie auch erwähnt in einer in Papyrus-Rollen aus Herculaneum erhaltenen Schrift des Philodemos über die Rhetorik: Philodemos ſpricht von der Körperhaltung beim Vortrag, und zählt die auf die Declamation bezüglichen Regeln der Sophiſten auf; dieſe Regeln, fährt er fort, ſetzen allerdings gewiſſe angeborene Eigenſchaften voraus, wie Wohlklang und Umfang der Stimme u. ſ. w. „Deshalb hat auch, wie man ſagt, Iſokrates mit Recht vom Staatsdienſt Abſtand genommen; Demoſthenes behauptet ſogar, die Declamation ſei in der Rhetorik das Erſte, Zweite und Dritte; und, möchte ich behaupten, Kallippides und Nikoſtratos werden ſie in der Tragödie und Lykon in der Komödie als „Ein und Alles" bezeichnet haben."

Kein Wunder, wenn ein ſo namhafter Künſtler, wie Kallippides, ſich der Gunſt großer Männer erfreute. Im Jahre 408 durfte er (nach Duris aus Samos bei Plutarch) im Gefolge des aus der Verbannung heimkehrenden Alkibiades an deſſen pompöſer Einfahrt in den Piräus theilnehmen; während Chryſogonos, ein Sieger in den pythiſchen Spielen, auf der Flöte den Ruderern das Ruderlied ſpielte, gab Kallippides, angethan mit einem Prachtkleid und ſonſtigem theatraliſchen Schmuck, den Takt an.

Kein Wunder auch, wenn ein ſo viel begehrter Mann eine hohe Meinung von ſich hatte: Bei einer Begegnung mit Ageſilaos drängte ſich, wie Plutarch erzählt, der tragiſche Schauſpieler Kallippides, der einen Namen und Ruhm unter den Griechen hatte und von Allen verehrt wurde, hochfahrend durch die um ihn Stehenden hindurch und machte ſich bemerkbar, in der Meinung, jener würde zuerſt ein freundliches Wort zu ihm ſagen; ſchließlich ſagte er: „Kennſt Du mich nicht, König?"

Jener, ihn anblickend, erwiderte: „Ἀλλὰ οὐ σύγε ἐσσὶ Καλλιππίδας ὁ δεικηλίκτας;“ („Ja doch, biſt du nicht Kallipides, der Komödiant?“); ſo nannte geringſchätzig Ageſilaos als Lacedämonier den Schauſpieler. Des Ageſilaos Antwort wurde nach dem Parömiographen Michael Apoſtolius ſprichwörtlich für anmaßende Bühnenkünſtler.

Daß Kallippides eine hohe Meinung von ſich hatte, deutet auch Xenophon im Sympoſion an: Die Tiſchgenoſſen fragen einander, worin ein jeder ſich beſonders ſtark fühle, und Lykon ſagt zum Philippos, dem Poſſenreißer: „Du bildeſt Dir natürlich was darauf ein, daß Du Leute zum Lachen bringſt“, worauf Philippos erwidert: „Mit größerem Recht, meine ich, als der Schauſpieler Kallippides, welcher ſich damit brüſtet, daß er Viele zu Thränen rühren kann.“

Wir haben oben geſehen, wie Kallippides nach dem Zeugniß des Ariſtoteles in der Poetik ſich wegen ſeines lebhaften Geberdenſpiels den Tadel ſeines älteren Kollegen Mynniskos zugezogen. In demſelben Werke wird erwähnt, ſein Spiel habe eine ſo lebhafte Bewegung gezeigt, daß die Frauen, die er dargeſtellt, nicht den Eindruck freigeborner erweckt hätten.

Was Mynniskos dem Kallippides zum Vorwurf gemacht, nämlich das *λίαν ὑπερβάλλειν* (allzu ſehr übertreiben), fährt Ariſtoteles fort, das habe man auch an Timotheos getadelt „*τοιαύτη δὲ δόξα καὶ περὶ Τιμοθέου ἦν*“ („in dem Rufe ſtand auch Timotheos“) — (den für meine Conjectur *ΤΙΜΟΘΕΟΥ* ſtatt *ΠΙΝΔΑΡΟΥ* in der Diſſert. S. 155 angeführten Gründen füge ich hier noch folgende hinzu: 1. einige Handſchriften weiſen ein *Τ* am Anfange des Wortes auf. 2. Ariſtoteles würde *Πινδάρου τοῦ ὑποκριτοῦ* geſchrieben haben zur Unterſcheidung vom Dichter. 3. Was wir durch den Scholiaſten zu Soph. Aj. vom Timotheos erfahren, paßt trefflich zur Charakteriſtik des Schauſpielers bei Ariſtoteles.) Ariſtoteles ſcheint den Timo-

theos nicht mehr gekannt zu haben. Er hat gewiß, da er auf eine Stufe mit Kallippides gestellt wird, zu den hervorragenden Künstlern gehört. Ueber sein ergreifendes Spiel äußert sich der Scholiast zu Soph. Ajax 815, jener Stelle, wo der Held der Tragödie im Beginn seines Monologs sein Schwert, in welches sich zu stürzen er in Begriff ist, mit folgenden erschütternden Worten anredet:

Ὁ μὲν σφαγεὺς ἕστηκεν ᾗ τομώτατος
γένοιτ' ἄν, εἴ τῳ καὶ λογίζεσθαι σχολή.

(Da steht der Mordstahl, wie er schärfer kaum sein könnte; kaum hab' ich noch Muße, darüber nachzudenken; Hektors Geschenk, des Mannes, der am tiefsten mir verhaßt von Fremden, meinen Augen ein Greuel war; in Feindes Land, in Troas Erde steht er da, am stahlverzehrend harten Wetzstein frisch geschärft.)

Der Scholiast bemerkt: um hier die Zuschauer in den Vorstellungskreis des Ajax zu versetzen, bedarf es eines kraftvollen Schauspielers, wie es Timotheos aus Zakynthos gewesen sein soll, der die Zuschauer durch sein Spiel innerlich so ergriff und mit sich fortriß, daß er der „*σφαγεὺς*" („Mörder oder Mordschwert") genannt wurde.

Daß es üblich war, Schauspielern mit Bezug auf Rollen, in denen sie sich besonders hervorthaten, Beinamen beizulegen, dafür führt Hesychius zwei Beispiele an. Ein Schauspieler Demetrios, der die Ermordung des Agamemnon durch Aegisthos oder Klytämnestra mit dem Beil besonders wirkungsvoll darstellte, erhielt den Beinamen „*ὁ πέλεκυς*" („das Beil"). Ein anderer, der den in einen Mantel eingehüllten Palamedes trefflich copirte, wurde „*λωπιστὸς ὁ Παλαμήδης*" („Palamedes im Mantel") genannt.

Daß Kallippides ebensowenig, wie andere seiner Kollegen, von den komischen Dichtern verschont geblieben ist, dürfte der Titel eines Stückes des Strattis, „Kallippides" und das Vor-

kommen seines Namens in einem Komödienfragment des Aristophanes beweisen. Auf einen komischen Dichter ist deshalb auch wohl die Anekdote über das Ende des Sophokles zurückzuführen, wonach der Dichter beim Verschlucken einer Traube, die ihm der von einem Gastspiel in Opus heimkehrende Schauspieler Kallippides mitgebracht, erstickt sei.

Inschriftlich belegt ist sein Name durch eine auf die Jahre 419 und 418 bezügliche Inschrift (Corp. inscr. att. II, 972, rechte Col.), nach welcher er in einem Stück des Kallistratos als Protagonist aufgetreten ist.

An Bedeutung scheint Nikostratos dem Kallippides nicht nachgestanden zu haben. Wie wir einer griechischen Sprichwörtersammlung entnehmen, gab es ein Sprichwort:

„Ἐγὼ ποιήσω πάντα κατὰ Νικόστρατον" oder

„Ἐγώ τοι φράσω πάντα κατὰ Νικόστρατον"

Ich werde es in Allem dem Nikostratos gleich thun, oder

Ich werde ganz wie Nikostratos sprechen,

„angewandt von denen, die etwas musterhaft ausführen wollten."

„Denn Nikostratos war, fügt der Parömiograph hinzu, ein tragischer Schauspieler, hervorragend überhaupt, ganz besonders aber in Botenberichten, weshalb auch einige sagten: Ich will ganz wie Nikostratos sprechen."

Die Notiz über die Botenberichte ist insofern bemerkenswerth, als sonst nirgends erwähnt wird, in welchem Rollenfach ein tragischer Schauspieler vorwiegend sich ausgezeichnet habe, und weil wir hören, daß ein namhafter Künstler auch die Rolle einer untergeordneten Person nicht verschmäht hat. Wiefern Nikostratos in Botenrollen sich hervorgethan, erfahren wir nicht. In den meisten Dramen des Euripides sind die Botenrollen gar nicht so unbedeutend.

Auf Leistungen außerhalb der Bühne ist Bezug genommen von Xenophon im Symposion VI, 3: Hermogenes fragt:

„Wollt ihr, daß ich, wie der Schauspieler Nikostratos Tetrameter zur Flöte vortrug, ebenfalls unter Flötenklang zu euch rede?" Sokrates antwortet: „Bei den Göttern, das thue. Denn ich glaube, wie der Vortrag zur Flöte lieblicher klingt, so werden auch Deine Worte vom Flötenschall gewinnen." Hier ist natürlich nicht an die Bühne zu denken, sondern an besonders beliebte und populäre Tragödienstellen, die der Künstler gelegentlich in Gesellschaft zur Unterhaltung vortrug.

Polos und Theodoros.

Oefter als alle anderen Schauspieler werden genannt Polos, des Charikles Sohn aus Sunion, und Theodoros. Bei Arrian in den „προτρεπτικαὶ ὁμιλίαι" („ermunternde Gespräche") giebt Sokrates dem Archelaos, der ihn zu sich eingeladen und ihm versprochen hat, ihn zu einem reichen Manne zu machen, folgende treffende Antwort: „Weißt Du denn nicht, daß Polos den Oedipus auf Kolonos als heimathlosen Bettler mit ebenso schöner Stimme und ebenso großem Behagen spielte als den König Oedipus? Und nun soll der brave Mann schlechter erscheinen als Polos, indem er die ganze ihm von der Gottheit übertragene Rolle nicht würdig durchspielt? Soll er nicht vielmehr dem Odysseus nacheifern, der auch in den Lumpen nicht weniger hervorragte, als im Purpurmantel?"

Lucian erwähnt den Polos in verschiedenen Schriften, und zwar in Verbindung mit berühmten Künstlern einer etwas späteren Zeit, Aristodemos und Satyros. Nekyom. 16 wird z. B. darüber gespöttelt, daß die Schauspieler, wenn sie nach Verlassen der Bühne ihre Kostüme abgelegt haben, nicht mehr seien „Atreus' Sohn Agamemnon oder Kreon des Menoikeus Sohn, sondern Polos, des Charikles Sohn aus Sunion oder Satyros, Theogeitons Sohn aus Marathon." Der gute Lucian hat allerdings dabei übersehen, daß die Herrscherrollen in den

griechiſchen Dramen keineswegs die Protagoniſtenrollen waren, ſondern vom künſtleriſchen Standpunkte aus als minderwerthig betrachtet wurden, weil man bei ihnen weniger Werth legte auf die Charakterdarſtellung als auf den Glanz und Prunk der äußeren Erſcheinung und ein mächtiges Organ. Sie waren die Domäne der unbedeutenden Künſtler, der Tritagoniſten, was Demoſthenes ſehr wohl wußte und auch bei ſeinen Zuhörern als allbekannt vorausſetzte, wenn er d. f. l. 246 ſagt: „Ihr wißt längſt, daß in allen tragiſchen Stücken es als ein Vorrecht der Tritagoniſten gilt, die Herrſcher und Scepterträger zu ſpielen", wozu der Scholiaſt bemerkt, der Verfaſſer der Theatergeſchichte, Juba, habe das damit begründet, daß die Herrſcherrollen weniger „παθητικὰ als ὑπέρογκα" („affektvoll als überſchwänglich") ſeien. So ſpielte Aeſchines den Kreon, Oinomaos und Kreſphontes. Ein Beweis für dieſe Auffaſſung von den Herrſcherrollen liegt auch in den Worten des Plutarch (polit. Vorſch. 21): „Es iſt ja widerſinnig, daß der Protagoniſt in der Tragödie, ein Theodoros oder Polos, oft hinter einem Miethling als Tritagoniſt hergehen und unterwürfig zu ihm ſprechen muß, wenn dieſer gerade Diadem und Scepter trägt."

Mitten in die Berufsarbeit des Polos hinein verſetzt uns Gellius (n. att. VI, 5): „In Griechenland lebte ein weitberühmter Schauſpieler, welcher durch Geberdenſpiel, durch Klarheit und Wohlklang der Stimme vor den anderen hervorragte. Er ſoll Polos geheißen haben. Tragödien berühmter Dichter ſpielte er mit Geſchick und Hingebung. Dieſer Polos verlor einen innig geliebten Sohn durch den Tod. Als er den Schmerz über dieſen Verluſt einigermaßen verwunden zu haben glaubte, nahm er ſeine Berufsthätigkeit wieder auf. In der Rolle der Elektra des gleichnamigen Sophokleiſchen Stückes, welche er in Athen ſpielen wollte, hatte er (zuletzt) die Urne mit der angeblichen Aſche des Oreſtes in die Hand zu nehmen.

In der betreffenden Scene — so ist der Gang der Handlung des Stückes — beklagt und bejammert Elektra, indem sie die Asche ihres Bruders in den Händen zu haben glaubt, den Tod des Bruders, den sie ermordet glaubt. So holte denn Polos, angethan mit dem Trauergewand der Elektra, die Aschenurne vom Grabe seines Sohnes, und umklammerte sie, als wenn sie die des Orestes gewesen wäre: für alle Zuschauer ein ergreifendes Bild nicht scheinbarer und nachgeahmter, sondern wirklicher Trauer und lebenswahren Schmerzes. So war Alles von Schmerz ergriffen, obwohl es sich nur um ein Schauspiel handelte." Es ist gemeint der Monolog der Elektra, V. 1126 ff.

„Ὦ φιλτάτου μνημεῖον ἀνθρώπων ἐμοὶ
ψυχῆς Ὀρέστου λοιπόν, ὥς σ' ὑπ' ἐλπίδων
οὐχ ὧν τερ ἐξέπεμπον εἰσεδεξάμην. κ. τ. λ.

(„O du des liebsten Menschen Denkmal, einziger Rest von meines Orestes Dasein! Wie so anders, ach, empfängt mein Arm dich, als ich beim Entsenden einst gehofft!")

Andeutung über hohe Schauspielerhonorare enthält eine Anekdote bei Ps. Plutarch (Dem. 371) und Anon. proleg. rhet. VI, 35. An beiden Stellen rühmt sich Polos gegenüber dem Demosthenes, er habe für sein Spielen an zwei Tagen ein Talent erhalten.

Nach dem Zeugniß des Eratosthenes und Philochoros bei Plutarch spielte Polos im 70. Lebensjahre kurz vor seinem Tode an vier Tagen acht Tragödien.

Einen Beweis von rührender Anhänglichkeit an seinen Herrn gab (nach Aelian, nat. anim. VII, 40) der Haushund des Polos. Als die Leiche seines Herrn verbrannt wurde, folgte er ihm freiwillig in den Tod, indem er in den Scheiterhaufen sprang. Ich erwähne dieses Histörchen überhaupt nur deshalb, weil einem namhaften deutschen Schauspieler von seinem Köter eine ähnliche Ehre zu Theil geworden ist. Als der am

Digitized by Google

1. Februar 1872 verſtorbene Dresdener Hofſchauſpieler Bogumil Dawiſon auf dem Annenfriedhofe in Dresden beigeſetzt war, wich ſein Hündchen nicht von ſeinem Grabe, verſchmähte Speiſe und Trank und ſtarb auf dem Grabe den Hungertod. Auf dem Grabdenkmal des berühmten Künſtlers iſt auch des treuen Thieres gedacht.

Des Theodoros Ruhm ſcheint den des Polos noch überſtrahlt zu haben. Aelian berichtet (var. hist. XIV, 40) von dem moraliſchen Eindruck, den ſein Spiel bei Gelegenheit eines Gaſtſpiels in Pherä auf den Tyrannen Alexander von Pherä gemacht habe (Die Schauſpieler jener Zeit gaſtirten oft, z. B. auch Andronikos, der Lehrer des Demoſthenes in der Declamation, in Korinth, nach Athenäus XIII, 581 c—e):

„Als der tragiſche Schauſpieler Theodoros die Aerope ſehr ergreifend ſpielte, brach der Tyrann in Thränen aus und verließ alsbald das Theater. Zu ſeiner Rechtfertigung ſagte er dem Theodoros, er ſei nicht aus Verachtung oder Geringſchätzung weggegangen, ſondern aus Scham darüber, daß er die Leiden der Schauſpieler bejammern könne, aber die ſeiner Unterthanen nicht."

Aerope, des Atreus Gattin, war eine Rolle in Euripides Kreterinnen oder Thyeſtes. Die Erzählung des Aelian findet ſich auch zweimal bei Plutarch, der den Namen des Schauſpielers gar nicht und ſtatt der Aerope die Hekuba (in Euripides Troerinnen) nennt. Valckenaer vermuthet, Theodoros habe nicht Aerope, ſondern Merope in Euripides Kresphontes geſpielt. Dieſe Conjectur empfiehlt ſich wegen der mächtigen Wirkung, welche die Rolle der Merope nachweislich auf der Bühne ausgeübt hat: Plutarch de esu carn. II, 5: „Bedenke nur, wenn Merope in der Tragödie gegen ihren eigenen Sohn, den ſie für den Mörder ihres Sohnes hält, das Beil aufhebt und ſchreit: Geheiligt durch göttliches Geſetz iſt der Schlag, den ich dir jetzt gebe! Welche Bewegung ruft ſie dadurch im

Theater hervor, und wie sehr setzt sie alle Zuschauer in bange Furcht und Erwartung, daß sie dem Greise, der ihren Arm zurückhalten will, zuvorkommen und dem Jüngling einen tödlichen Hieb versetzen möchte." (Aehnlich cons. ad Apoll. 15.) Vergl. Aristoteles Poet. 14.

Interessant ist, daß Demosthenes hin und wieder gerade die eben erwähnten Stücke (Kreterinnen, Thyestes, Troerinnen, Kresphontes) als solche bezeichnet, in denen Aeschines — der ehemalige Tritagonist des Theodoros — Rollen gespielt habe.

Sophokles' Elektra wird als Stück, in dem Theodoros gespielt, bezeichnet in einer Anekdote bei Plutarch (Tischreden IX, 6): Bei bevorstehendem *ἀγών* habe seine Gattin ihm den Liebesgenuß versagt; wenn er aber als Sieger heimgekehrt sei, habe sie ihn begrüßt:

..Ἀγαμέμνονος παῖ, νῦν ἐκεῖν' ἔξεστί σοι" („Sohn Agamemnons, nun ist es dir erlaubt"). (El. v. 2.)

Besonderes Lob spendet Aristoteles (rhet. III, 24) der Stimme des Theodoros. Der Philosoph empfiehlt den Rednern einen einfachen, ungekünstelten, nicht affektirten Vortrag; jener erwecke Glauben, dieser überzeuge niemanden. „So war's auch mit der Stimme des Theodoros im Vergleich zu der der anderen Schauspieler; wenn er spielte, glaubte man die betreffende Person selbst sprechen zu hören, bei den Anderen war das nicht der Fall."

Wie eifersüchtig übrigens auch ein so namhafter Künstler, wie Theodoros, auf den Beifall des Publikums war, deutet Aristoteles an (polit. VII, 15, 10): „Er gestattete keinem Schauspieler, nicht einmal einem von den untergeordneten, vor ihm aufzutreten, da die Zuschauer sich durch die ersten Worte leicht einnehmen ließen." Es bezieht sich das jedenfalls auf den Prolog.

Die Athener ehrten das Andenken dieses Künstlers durch

ein in der Nähe des Kephiſos errichtetes Denkmal; Pauſanias erwähnt es d. Gr. I, 37, 3 (— „Θεοδώρου μνῆμά ἐστι τραγῳδίαν ὑποκριναμένου τῶν καθ' αὑτὸν ἄριστα" [„Das Denkmal des Theodoros, des beſten tragiſchen Schauſpielers ſeiner Zeit"]).

Ariſtodemos — Neoptolemos.
Theſſalos — Athenodoros.

Mehr der zweiten Hälfte des 4. Jahrhunderts gehören an die beiden Schauſpieler-Paare Ariſtodemos, Neoptolemos und Theſſalos, Athenodoros. Was wir über die beiden erſten wiſſen, verdanken wir hauptſächlich den Reden des Demoſthenes und Aeſchines; aus ihnen erfahren wir zugleich, welche Stellung im öffentlichen Leben der Schauſpielerſtand in der zweiten Hälfte des vierten Jahrhunderts einnahm. Beide ſtanden, wie wir ſehen werden, mit dem Macedonierkönig Philipp in freundſchaftlichem Verkehr; dieſer wurde auch durch den Krieg der Griechen mit Philipp nicht beeinträchtigt. Denn die Ausübung ihrer Kunſt gewährte den beiden Mimen perſönliche Sicherheit und Unverletzlichkeit (ἄδεια) auch in Feindesland (Demoſth. d. p. 6 u. arg. d. f. l. 335.)

Schon 348 vereinigte der Macedonierkönig, als er nach der Eroberung von Olynth olympiſche Spiele feierte, einen großen Schwarm ſceniſcher Künſtler um ſich (Dem. d. f. l. 192), die er in ſplendider Weiſe bewirthete und auszeichnete. Philipp wußte den Ariſtodemos und Neoptolemos durch Freigebigkeit ſo für ſich zu gewinnen, daß ſie darüber das Wohl des Vaterlandes vergaßen und mehr auf Philipps als auf der Athener Vortheil bedacht waren. In Athen ſcheint man ihr unpatriotiſches Verhalten zunächſt nicht bemerkt zu haben. Ariſtodemos wurde ſogar zweimal als atheniſcher Geſandter zu Philipp geſchickt (als geborenem Metapontiner — schol. Aeschin. II, 15

— muß ihm alſo das attiſche Bürgerrecht verliehen ſein). Mit Recht nennt Cicero (de rep. ap. Donat.) nur den Ariſtodemos; daß Neoptolemos dieſe Würde bekleidet habe, hören wir nicht. Zweck der erſten Geſandtſchaft des Ariſtodemos war nach Aeſchines (d. f. l. 15) die Auslöſung der gefangenen Athener, die Philipp nach der Eroberung von Olynth zurückbehalten hatte. Dem Ariſtodemos gelang es, die Gefangenen ohne Löſegeld zu befreien; anderweitig beſchäftigt, erſtattete er aber den Athenern nicht ſogleich Bericht. Da ſeine Pflichtvergeſſenheit in Athen verſtimmte, wurde er auf Antrag des Demokrates aufgefordert, Bericht zu erſtatten, was er denn alsbald that, wobei er auf das Wohlwollen des Philipp für die Athener und auf ſeine Neigung zu einem Bündniß hinwies. Auf Antrag des Demoſthenes wurde dem Ariſtodemos wegen der glücklich ausgeführten Geſandtſchaft ein Kranz zuerkannt. Bald darauf wurde er mit neun Anderen wiederum als Geſandter zum Philipp geſchickt, darunter auch des Ariſtodemos ehemaliger Tritagoniſt Aeſchines, um über den Frieden zu verhandeln. Damit dieſe Geſandtſchaft ſo ſchnell als möglich aufbrechen könnte und Ariſtodemos in ſeinem Berufe keine Einbuße erlitte, beantragte Demoſthenes, daß in die Städte, in welchen der Künſtler Gaſtſpiele übernommen hatte, Geſandte geſchickt würden, welche für ihn um Erlaß der wegen verſäumter Gaſtſpiele fälligen Geldſtrafen einkommen ſollten. Demoſthenes verſprach außerdem, dafür zu ſorgen, daß dem Ariſtodemos die Spielhonorare erſetzt würden.

Was es mit der Beſtrafung der Schauſpieler wegen verſäumter Gaſtſpiele auf ſich hatte, erläutert der Scholiaſt zu Aeſchines II, 19: Ariſtodemos hatte von einigen Städten für übernommene Gaſtſpiele im voraus ein Angeld empfangen. Er mußte nun entweder ſpielen, oder das doppelte Angeld bezahlen. Die Geſandten ſollten in dieſem Falle die Städte bewegen, ſich

mit der Rückerstattung des Angeldes zu begnügen. (Als der Schauspieler Athenodoros im Jahre 332 nach der Rückkehr des Alexander aus Aegypten bei den von diesem in Tyrus veranstalteten Festen spielte, und dadurch die Aufführung an den Dionysien in Athen versäumte, wurde er in der erwähnten Weise bestraft. Er bat den König, sich für ihn bei den Athenern zu verwenden. Der aber bezahlte die Summe aus seiner Tasche — Plutarch, Alex. 29).

Was Aristodemos bei der zweiten Gesandtschaft gewirkt, erfahren wir weder von Demosthenes noch von Aeschines. Jedenfalls stellte sich später heraus, daß er nicht immer die atheniſchen Interessen vertreten hatte. Demosthenes macht ihm und seinem Kollegen Neoptolemos wiederholt den Vorwurf des Verraths; sie hätten zuerst Philipps Wohlwollen gepriesen und zum Frieden gerathen. Neoptolemos habe, um nicht durch seine Freundschaft mit Philipp den Verdacht seiner Mitbürger zu erwecken, vorgegeben, er habe von seinen Schuldnern in Feindesland Gelder eingezogen, um seinen Verpflichtungen in Athen nachzukommen. Nach dem Frieden aber habe er seinen Grundbesitz in Attika verkauft und habe sich an den Hof des Macedonierkönigs begeben (wohl nicht vor dem Jahre 340, denn nach einer Inschrift — Mitth. des arch. Inst. II, 112 — spielten er und Thessalos und Athenodoros 342—40 in Athen Protagonistenrollen in Stücken zeitgenössischer Dichter und in Euripides Iphigenie und Orestes).

Philipp würdigte bis zu seinem Lebensende den Neoptolemos seiner Freundschaft. Im Jahre 336 nahm nach Diod. Sic. XVI, 92 Neoptolemos („*πρωτεύων τῇ μεγαλοφωνίᾳ καὶ τῇ δόξῃ*“ [„hervorragend durch erhabene Sprache und durch Ansehen“]) Theil an der Feier der Vermählung von Philipps Tochter Kleopatra mit Alexander von Epirus zu Ägä. Der König hatte vor, nach der Hochzeitsfeier nach Asien aufzubrechen.

Beim Feſtmahl mußte Neoptolemos auf Befehl des Königs etwas vortragen und in ſeinem Vortrage auf den bevorſtehenden Feldzug Bezug nehmen. (Die Quelle der erhaltenen Verſe läßt ſich nicht mehr beſtimmen.) Der König, ganz entzückt von dem Vortrage, bezog die Andeutungen auf den Untergang des Perſerkönigs; er ahnte nicht, daß ſie bald auf ihn ſelbſt Anwendung finden ſollten. Am zweiten Tage folgte Feſtvorſtellung im Theater; nach Sueton (Calig. 57) und Joſephus (antiqu. XIX, 1, 13) wurde Cinyras gegeben; das Stück, in welchem der ſagenhafte Aſſyrierkönig ſich ſelbſt umbringt, ſollte jedenfalls auch auf den Sturz des Perſerkönigs hinweiſen. Neoptolemos ſpielte die Protagoniſtenrolle. Bei Gelegenheit dieſer Aufführung wurde Philipp vom Pauſanias ermordet. Nach Stobäus (anthol. 98, 70) fragte ſpäter den Neoptolemos Jemand, welcher von den Gedanken des Aeſchylus, Sophokles und Euripides ſein Staunen errege; Neoptolemos antwortete, nichts von alledem, ſondern etwas, was er auf einer größeren Bühne geſehen, daß nämlich Philipp auf der Hochzeit ſeiner Tochter erſt im Feſtzuge einhergeſchritten und als dreizehnter Gott geprieſen, am folgenden Tage aber im Theater ermordet ſei.

In der Verehrung der Bühnenkünſtler ſtand Alexander ſeinem Vater Philipp nicht nach. Die Schauſpieler Theſſalos und Athenodoros, die noch 342—40 in Athen zu wiederholten Malen als Protagoniſten auftraten (Mitth. des arch. Inſt. II, 112), finden wir ſpäter wiederholt in der Umgebung des Alexander. Im Jahre 338 ſchickte Alexander den Theſſalos als Geſandten an den Pixodaros, Satrapen von Karien, deſſen Wunſch es war, ſeine älteſte Tochter mit Philipps Sohn Arrhidaios zu vermählen. Auf Anrathen ſeiner Mutter und ſeiner Freunde hintertrieb Alexander durch die Sendung des Theſſalos dieſes Heirathsprojekt, zum großen Aerger ſeines Vaters, der einen Theil der Freunde ſeines Sohnes verbannte, und den

Theſſalos, der nach Ablauf jener Geſandtſchaft in Korinth gaſtirt zu haben ſcheint, von den Korinthern „in Fußfeſſeln gelegt" ausgeliefert haben wollte. (Plutarch, Alex. 10.)

Die Verehrung, welche Alexander gerade für dieſen Künſtler hegte, offenbarte ſich noch bei einer anderen Gelegenheit. Als ſechs Jahre ſpäter der König nach der Rückkehr aus Aegypten in Tyrus großartige Feſtſpiele veranſtaltete, fand ein Wettſtreit zwiſchen Athenodoros und Theſſalos ſtatt, wozu die cypriſchen Könige die Koſten der Choregie und die berühmteſten Feldherrn das Richteramt übernahmen. Als Athenodoros den Preis davongetragen, ſagte Alexander, er wollte lieber einen Theil ſeines Reiches verloren haben, als den Theſſalos überwunden ſehen. (Plutarch, Alex. 29.)

Auch dieſe Künſtler blieben des Königs Freunde bis zu ſeinem Tode. Nach Chares aus Mytilene (bei Athenäus XII, 538 f.) ſpielten ſie und ihr Kollege Ariſtokritos noch 324 in Suſa bei der nach der Rückkehr aus Indien veranſtalteten Hochzeitsfeier. Nach jenem Feſte wurden die vorher „Διονυσοκόλακες" genannten Künſtler als „Ἀλεξανδροκόλακες" bezeichnet „διὰ τὰς τῶν δώρων ὑπερβολάς, ἐφ' οἷς καὶ ἥσθη ὁ Ἀλέξανδρος" („Dionyſosverehrer — Alexanderverehrer — wegen des Uebermaaßes an Geſchenken, woran Alexander ſeine Freude hatte").

Mit dem allein hier erwähnten Schauſpieler Ariſtokritos, den Chares zuſammen mit Theſſalos und Athenodoros erwähnt, iſt vielleicht identiſch der Ariſtokritos, den der vorhin genannte Pixodaros als Geſandten an König Philipp ſchickte. (Plut. Alex. 10.)

Komiſche Schauſpieler.

Philemon. — Satyros aus Olynth.

Weniger als von den tragiſchen erfahren wir von den komiſchen Schauſpielern dieſer Zeit. Der von Aeſchines

(Tim. 132) erwähnte Schauſpieler Philemon iſt jedenfalls identiſch mit dem komiſchen Schauſpieler gleiches Namens, der nach Ariſtoteles (rhet. III, 12) in des Anaxandridas „*Γεροντομανία*“ („Greiſentollheit“) und „*Εὐσεβεῖς*“ („die Gottesfürchtigen“) mit Erfolg geſpielt hat. Ariſtoteles erwähnt ihn als ein Muſter der Declamation inſofern, als er durch Modulation und Wechſel der Stimme bei der Aufeinanderfolge gleichlautender Wörter oder Satztheile, wie „*Ῥαδάμανθυς καὶ Παλαμήδης*“ („Rhadamanthys und Palamedes“) in der *Γεροντομανία* und „*ἐγώ*“ („ich“) im Prolog zu den *Εὐσεβεῖς* eine beſondere Wirkung erzielt habe. Aus der erſten Komödie iſt bei Athenäus (XIV, 614 c.) eine Stelle citirt, in welcher die beiden Namen einmal vorkommen. Da die Verſe, in welchen ſich die beiden Namen wiederholen, nicht erhalten ſind, ſo vermögen wir kaum nachzuempfinden, wie die modulirte Betonung derſelben gewirkt haben mag. Ariſtoteles erläutert ſelbſt das „*μεταβάλλειν*“ der „*τὸ αὐτὸ λέγοντες*“ („das Wechſeln bei Wiederholung derſelben Wörter“) an einem von ihm gebildeten Beiſpiel: „*οὗτός ἐστιν ὁ κλέψας ὑμῶν. οὗτός ἐστιν ὁ ἐξαπατήσας. οὗτος ὁ τὸ ἔσχατον προδοῦναι ἐπιχειρήσας*“ („dieſer iſt es, der euch betrogen, dieſer iſt's, der euch hintergangen hat, dieſer, der das Letzte preiszugeben verſucht hat“). Wenn man, fügt der Philoſoph hinzu, ſo etwas nicht ſchauſpielermäßig vorträgt, wird man ein „Balkenträger“ (*ὁ τὴν δοκὸν φέρων*. nach Phot. lex. geſagt „*ἐπὶ τῶν ταὐτὰ ποιούντων καὶ μηδὲν περαινόντων*“ [„von Denen, die immer dasſelbe thun und nicht weiterkommen]).

Ein anderer namhafter komiſcher Schauſpieler jener Zeit war Satyros aus Olynth (zu unterſcheiden von dem von Plutarch Dem. VII und Lucian — Jov. trag. 41, menipp. 16 erwähnten tragiſchen Schauſpieler Satyros aus Marathon). Plutarch nennt ihn (de se ips. citr. i. 17) in Verbindung mit Theodoros, der ihm vorgehalten habe, die Zuſchauer zum Lachen

bringen verdiene weniger Bewunderung als ſie zu Thränen rühren. Eine hochherzige und edelmüthige Geſinnung offenbarte er (nach Dem. d. f. l. 192 und Diod. Sicul. XVI, 55) bei der Siegesfeier Philipps nach der Einnahme von Olynth. Auf des Königs Frage, warum er nicht, wie die anderen Künſtler, ſich etwas von ihm ausbäte, antwortete er, von alledem bedürfe er nichts; ſeinen Wunſch aber wage er nicht auszuſprechen, weil er eine abſchlägige Antwort erwarte. Als der König erwiderte, er werde jeden Wunſch des Satyros erfüllen, äußerte der Schauſpieler, er habe in Pydna einen lieben Freund Namens Apollophanes gehabt; nach deſſen Ermordung ſeien die Töchter von Verwandten in Olynth untergebracht, bei der Eroberung dieſer Stadt aber von den Macedoniern gefangen genommen. Er bitte um Freilaſſung der Mädchen und um Bewilligung einer Summe zu ihrer Mitgift. Erfreut über den Edelmuth des Satyros bewilligte der König beides. (Wie mehrere Jahrzehnte früher ein gewiſſer Thukritos aus Halimus, der zur Zeit des dekeleiſchen Krieges von den Feinden nach Leukas verkauft war, durch die Verwendung des Schauſpielers Kleandros, der vielleicht gerade in Leukas gaſtirte, aus der Gefangenſchaft befreit wurde, erfahren wir aus Demoſthenes — in Eub. 18. Vergl. meine Diſſert. S. 152, wo Z. 18, 20 u. 21 die Namen verwechſelt ſind).

Dieſer edelmüthigen Handlungsweiſe des Satyros ſtellt Demoſthenes das tadelnswerthe Verhalten des Aeſchines gegenüber, welches er bei Gelegenheit eines Gaſtmahls gegen eine Gefangene aus Olynth gezeigt habe. Aeſchines kommt auf dieſen Angriff ſeines Gegners zurück (d. f. l. 156) und zeigt, wie Demoſthenes durch dieſe Gegenüberſtellung nur auf das Gefühl der Zuhörer habe wirken und ihnen zum Bewußtſein habe bringen wollen, wie befremdlich es wäre, wenn „*ὁ τοὺς Καρίωνας καὶ Ξανθίας ὑποκρινόμενος*“ („der die Rollen

des Karion und Xanthias ſpielt") ſo edelgeſinnt und hochherzig geweſen, er aber, der „Berather" der größten Stadt.... ſeinen Uebermuth nicht habe zügeln können. *Καρίων* und *Ξανθίας* waren, wie der Scholiaſt zu dieſer Stelle bemerkt, Sklaven- bezw. Dienernamen (beſtätigt durch Ariſtophanes Plutos, Fröſche, Weſpen; Euphron bei Athen. IX. 377 d; Lucian, catapl.). Wir werden aber aus der Stelle kaum ſchließen dürfen, daß in der mittleren Komödie die Sklavenrollen vorwiegend Protagoniſtenrollen geweſen. Stücke der mittleren Komödie ſind nicht erhalten; wenn ihre Sklavenrollen denjenigen der Ariſtophaniſchen gleichſtanden, ſo mag hin und wieder die Sklavenrolle dem Protagoniſten zugefallen ſein, wie ja auch in den Fröſchen und im Plutos Xanthias und Karion einem Protagoniſten angemeſſener erſcheinen als Dionyſos und Chremylos. Jedenfalls ſpielen in einigen Ariſtophaniſchen Stücken die Sklaven eine größere Rolle als im gewöhnlichen Leben, dazu bethätigt ſich das Talent des komiſchen Schauſpielers in anderer Weiſe als das des tragiſchen. Trotzdem werden wir auf Grund dieſer Stelle kaum behaupten dürfen, daß die Sklavenrollen zur Zeit des Satyros eine Domäne der erſten Schauſpieler geweſen ſeien. Aeſchines ſcheint dem Satyros die Sklavenrollen zugewieſen zu haben nur zur Verſchärfung des Gegenſatzes, damit von dem Darſteller eines *Καρίων* und *Ξανθίας* der „*σύμβουλος τῆς μεγίστης πόλεως, ὁ τοὺς μυρίους Ἀρκάδων νουθετῶν*" (der Berather der größten Stadt, der unzählige Arkadier ſtraft") ſich vortheilhafter abhebe.

Parmenon — Nauſikrates — Ariſto — Phormio — Lyko.

Vom Parmenon bemerkt Aeſchines (Tim. 157), er habe unlängſt an den ländlichen Dionyſien in Kollytos einige Spottverſe zweideutigen Inhalts in ſeine Rolle eingeflochten. Daß

er mit großer Kraftanſtrengung geſpielt, verräth der Verfaſſer der ſog. Ariſtoteliſchen Probleme XXVII, 3. „Beides, Furcht und Zorn, heißt es hier, macht die Kehle trocken. Daß Furcht Durſt bewirkt, beweiſen die Soldaten, die niemals größeren Durſt empfinden, als auf der Flucht. Ebenſo empfinden alle diejenigen, die innerlich heftig erregt ſind, ſtarken Durſt. Deshalb ſpülen dieſe ſich auch den Mund aus und ſchlürfen ein, wie der Schauſpieler Parmenon; oder handelt es ſich bei allen dieſen überhaupt gar nicht um Durſt, ſondern Trockenheit, da das Blut entflohen, weshalb ſie auch bleich erſcheinen?“

In einem auf einer Inſchrift (Mittheilungen des arch. Inſt. III, 246 — Jahr unbeſtimmt) erhaltenen Schauſpieler-verzeichniß kommt er mit Lyko, Nauſikrates und anderen komiſchen Kollegen vor.

Nauſikrates wird noch von Aeſchines (Tim. 98) zuſammen mit dem *χοροδιδάσκαλος* (der den Chor ſtellt und vorbereitet) Kleainetos genannt.

Ariſto (nicht zu verwechſeln mit dem 214 in Sicilien auftretenden Schauſpieler gleichen Namens), Phormio und Lyko waren im Gefolge Alexanders des Großen und ſpielten 324 in Suſa Komödien, wo Theſſalos, Athenodoros und Ariſtokritos Tragödien aufführten.

Lyko wurde vom Könige ſchon bei den Feſten in Tyrus ganz beſonders ausgezeichnet. Er hatte bei der Aufführung ſeinen guten Tag. Angeregt durch die Generoſität, die der König gegen die Künſtler zeigte, erlaubte er ſich nun einen Vers einzuflechten, indem er ganz rückhaltlos an die Freigebigkeit des Königs appellirte. Alexander gab ihm lächelnd zehn Talente (Plutarch, Alex. 29 u. d. Al. fort. II, 2).

Von Philodemos wird er an der oben erwähnten Stelle als hervorragender Komiker auf eine Stufe geſtellt mit den tragiſchen Kollegen Kallippides und Nikoſtratos.

Auch ſcheinen auf ihn ſich zu beziehen des Antiphanes Komödie „*Λύχων*“ (erwähnt von Athenäus VII, 299 e) und folgendes Epigramm des Phalaikos:

„*Τοῦτ' ἐγὼ τὸ περισσὸν εἰκόνισμα,*
τοῦ κωμωδογέλωτος εἰς θρίαμβον
κισσῷ καὶ στεφάνοισιν ἀμπυκασθὲν
ἔστασ', ὄφρα Λύκωνι σᾶμ' ἐπείη.
ὅσσα γὰρ κατέπραξε λαμπρὸς ἀνήρ,
μνᾶμα τοῦ χαρίεντος ἔν τε λέσχᾳ
ἔν τ' οἴνῳ τόδε κἠπὶ τοῖς ἔπειτα
ἄγχειται, παράδειγμα τᾶς ὀπωπᾶς.“

(„Dieſes herrliche Bild, zum Preiſe des Komikers, mit Epheu und Kränzen umwunden, habe ich aufgerichtet als ein Denkmal für den Lykon. Denn von Allem, was der Treffliche gewirkt hat, iſt hier ein Andenken des Mannes, der in der Verſammlung wie beim Weine die Herzen zu gewinnen wußte, auch für die Nachwelt geweiht, ein Vorbild für die ſtaunende Welt.“)

Flötenſpieler

Ueberblicken wir nun Alles, was über die griechiſchen Schauſpieler des fünften und vierten Jahrhunderts überliefert iſt, ſo müſſen wir zwar geſtehen, daß die Nachrichten im Großen und Ganzen ſpärlich ſind, bei manchen Künſtlern oft nur in Andeutungen beſtehen, gewinnen aber doch andererſeits den Eindruck, daß die Schauſpielkunſt im griechiſchen Alterthum ſchon zu einer hohen Entwickelung gelangt iſt, und ihre Bedeutung nicht nur bei den Zeitgenoſſen, ſondern namentlich auch in der ſpäteren griechiſchen Litteratur eine ſolche Anerkennung und Würdigung gefunden hat, daß das Dichterwort „dem Mimen flicht die Nachwelt keine Kränze“ auf die griechiſchen Schauſpieler kaum Anwendung findet.

Präsident Lette.

Gedächtnißrede,
gehalten im Berliner Handwerkerverein am 10. Mai 1899

von

Prof. **Dr. Paul Goldschmidt**
in Berlin.

Hamburg.
Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vormals J. F. Richter),
Königliche Hofbuchhandlung.
1899.

Das Recht der Ueberſetzung in fremde Sprachen wird vorbehalten.

Druck der Verlagsanſtalt und Druckerei Actien-Geſellſchaft
(vormals J. F. Richter) in Hamburg, Königliche Hofbuchdruckerei.

Digitized by Google

(Die Einleitung der Gedächtnißrede ist hier fortgelassen. Sie behandelte die Förderung des Handwerkervereins durch Lette und die Dankbarkeit des Vereins.)

Geboren ist Adolf Lette am 10. Mai 1799 auf der nahe bei Soldin in der wald- und seenreichen Neumark gelegenen Domäne Kienitz, die sein Vater damals gepachtet hatte. Der Vater wird geschildert als ein aufgeweckter, lebhafter Mann, der sich viel mit seinen beiden Kindern, dem Sohne und einer einige Jahre jüngeren Tochter, beschäftigte, namentlich mit dem Sohne, der fast immer um ihn war, den er auf Alles aufmerksam machte, so daß Lette schon als Kind mit den Arbeiten und den Sorgen des Landmannes vertraut wurde. Der Vater muß ein tüchtiger Landwirth gewesen sein, da er selbst in den Unglücksjahren der Franzosenzeit vorwärts kam, so daß er 1810 das Rittergut Wuthenow kaufen und später noch einen idyllischen Landsitz einrichten konnte, den er nach seiner Frau Justinenhof nannte. Er stand in hohem Ansehen, wurde zu verschiedenen Ehrenämtern, 1817 zum Landrath seines Kreises gewählt. Wie der Sohn berichtet, war er „angehaucht von den freiheitlichen Ideen aus der ersten Zeit der französischen Revolution". Der Zusammenbruch Preußens erfüllte ihn mit tiefem Kummer, desto freudiger begrüßte er die Reformen, mit denen weitblickende Staatsmänner, wie Stein, Scharnhorst und Andere, den preußischen Staat wieder aufzurichten versuchten durch Einführung der Selbstverwaltung, durch Freiheit der Person und des Eigenthums. Als im Jahre 1811 das Landeskulturedict die Theilung des gemeinschaftlichen Besitzes und die Ablösung der Grundlasten gestattete, war Lette's Vater

der Erſte in ſeinem Kreiſe, der ſeine Bauern zu freien Grundeigenthümern machte. Sein zwölfjähriger Sohn ſoll dabei mitgewirkt haben, indem die Bauern ihre Wünſche dem aufgeweckten Knaben ausſprachen und indem der Vater ſich dieſe Vermittelung durch ſeinen Liebling gern gefallen ließ. Im Frühjahr 1813 wurden das Landwehrbataillon und der Landſturm des Bezirks in Wuthenow ausgerüſtet. Lette, damals vierzehn Jahre alt, wurde zum Officier im Landſturm gewählt. Den Krieg konnte er natürlich nicht mitmachen, dazu war er zu jung, überdies klein und zart. Aber bei der Ausrüſtung hat er wacker mitgeholfen, er hat die Jugend des Dorfes eingeübt und mehr als einmal Transporte von Mannſchaften, Ausrüſtungsgegenſtänden, Munition, Lebensmitteln, die mit Wagen oder mit Kähnen dem Belagerungsheere vor Stettin zugeführt wurden, begleitet und iſt dann ein paar Tage bei ſeinem Vater im Lager geblieben. Als der Sieg von Großbeeren die unmittelbare Kriegsgefahr dieſer Gegend beſeitigt hatte, wurde Lette nach Berlin geſchickt, um das Gymnaſium zum grauen Kloſter zu beſuchen. Er kam nach Secunda und hatte große Mühe, die Lücken auszufüllen, welche der bisherige häusliche Unterricht gelaſſen hatte, der namentlich in der letzten Zeit ſehr unregelmäßig geweſen war. Indeſſen gelang es ihm, ſich einzuarbeiten. Beſonderen Eifer widmete er dem Turnen auf dem Turnplatze in der Haſenhaide, auf dem das Turnen nach Jahn's Rückkehr aus dem Felde einen großen Aufſchwung nahm. Gerade weil er klein und ſchwächlich war, gab er ſich deſto größere Mühe, durch körperliche Uebungen ſeine Kräfte zu ſtählen. Im Herbſt 1816, ſiebzehn Jahre alt, verließ er das Gymnaſium nach wohlbeſtandenem Examen. In ſeinem Zeugniß heißt es in Betreff der deutſchen Aufſätze: „Dem Deutſchen hat er mit einer gewiſſen Vorliebe gehuldigt; und wenn er in ſeiner proſaiſchen Schreibart noch eine höhere Leichtigkeit und Freiheit mit der

ihm eigenen Kürze und Gedankenfülle verbindet, so wird sein deutscher Styl, der schon jetzt gut zu nennen ist, ihn noch mehr empfehlen." Dies Urtheil ist in hohem Grade für Lette bezeichnend. Die Fülle der Gedanken und die Kürze scharfen, treffenden Ausdruckes sind ihm geblieben, auch Freiheit und Leichtigkeit des Styls hat er bald erworben. Die rechte Form zu finden hat er in der strengen Schule der Hegel'schen Philosophie gelernt. Scharfe Gliederung, logische Schlußfolgerung sind Kennzeichen aller späteren Schriften Lette's.

Das Urtheil des Lehrers spricht ausdrücklich nur von der prosaischen Schreibart und erwähnt nicht die poetischen Versuche, in denen Lette während seiner Jugend und bisweilen auch noch in späteren Jahren seine Stimmung zum Ausdruck brachte. Leider hat sich keins von diesen Gedichten auffinden lassen.

Er ging nach Heidelberg, von Begeisterung erfüllt für sein preußisches Vaterland, das sich im Befreiungskriege so glänzend bewährt hatte. Er meinte, daß jetzt die anderen deutschen Staaten sich an Preußen anschließen und so ein einiges deutsches Reich bilden müßten. Mit dieser Gesinnung trat er in die neugegründete Burschenschaft ein. Er erlangte bald eine Ehrenstellung in derselben, sollte als Mitglied des Ehrengerichts die Duelle zu verhindern, die Gegner auszusöhnen versuchen, eine schwierige Aufgabe, durch die er in die Lage kam, selbst eine ganze Anzahl von Duellen ausfechten zu müssen. Im October 1817 nahm er am Wartburgfeste theil, Ostern 1818 ging er als Abgeordneter seiner Burschenschaft nach Jena, wo ein allgemeines Statut für die gesammte Burschenschaft berathen wurde. Auch in Gießen ist er einige Male gewesen zu Besprechungen mit der dortigen Burschenschaft, die damals unter dem Einfluß des leidenschaftlichen Karl Follen stand. Allzu intim können indessen seine Beziehungen zu den Gießenern nicht gewesen sein bei deren Abneigung gegen Preußen und Alles, was mit Preußen

zuſammenhing. Nur über das Ziel der Einigung Deutſchlands werden ſie gleicher Meinung geweſen ſein, über die Mittel und Wege dazu ſind ihre Anſichten weit auseinander gegangen.

Von den Lehrern der Univerſität Heidelberg hat ihn damals Hegel mächtig angezogen. Als dieſer Oſtern 1818 nach Berlin überſiedelte, folgte ihm Lette dahin. Zunächſt aber beſuchte er den Vater. Bei ſeinem erneuten täglichen Umgange mit dieſem praktiſchen Manne, der in ſegensreicher Weiſe für das Wohl ſeiner Untergebenen ſorgte, haben ſich ſeine ſchwärmeriſchen Anſichten geklärt. Da hat er eingeſehen, daß von einem gewaltſamen Umſturze das Heil nicht zu erwarten ſei, ſondern nur von ſtetiger Arbeit auf dem Boden der Wirklichkeit, auf dem Boden der beſtehenden Verhältniſſe; daß die Fortführung der Reform, die in einer zwar unglücklichen, aber dennoch großen und zukunftsreichen Zeit der preußiſchen Geſchichte begonnen war, zugleich der geeignete Weg ſei, für die Zukunft die Einigung Deutſchlands anzubahnen und vorzubereiten. Da hat er erkannt, daß er ſelbſt berufen ſei, nicht als Stürmer und Dränger oder Umſtürzler, ſondern als Beamter des preußiſchen Staates an dieſem Ausbau der Geſetzgebung mitzuwirken. In dieſer Geſinnung warf er ſich mit großem Eifer auf die juriſtiſchen Studien, hinter denen jetzt auch die ihm liebgewordene Beſchäftigung mit der Hegel'ſchen Philoſophie zurücktreten mußte.

Während er fleißig in Berlin arbeitete, erhielt er in den erſten Tagen des October 1818 den Beſuch von Karl Sand, der ein halbes Jahr ſpäter durch die Ermordung Kotzebue's eine traurige Berühmtheit erlangte. Sand überbrachte ihm Grüße von Karl Follen und deſſen Bitte, ein von ihm zur Feier des 18. October 1818 verfaßtes Gedicht: „Dreißig oder dreiunddreißig — gleichviel" unter den Berliner Studenten zu verbreiten. Da dieſes ſeltſame Lied für Lette verhängnißvoll geworden iſt, will ich es hier mittheilen.[1]

Deutſche Jugend an die deutſche Menge.

Zum 18. October 1818.

Dreißig oder dreiunddreißig — gleichviel!

Menſchenmenge, große Menſchenwüſte,
Die umſonſt der Geiſtesfrühling grüßte,
Reiße, krache endlich, altes Eis!
Stürz' in ſtarken, ſtolzen Meeresſtrudeln
Dich auf Knecht und Zwingherrn, die dich hudeln.
Sei ein Volk, ein Freiſtaat! werde heiß!

Bleibt im Freiheitskampf das Herz dir froſtig,
In der Scheide wird dein Schwert dann roſtig,
Männerwille, aller Schwerter Schwert;
Wird es gar im Fürſtenkampf geſchwungen,
Bald iſt es zerſchroten, bald zerſprungen:
Nur im Volkskampf blitzt es unverſehrt.

Thurmhoch, auf des Bürgers und des Bauern
Nacken, mögt ihr eure Zwingburg mauern,
Fürſtenmaurer, drei und dreimal zehn!
Babels Herrenthurm und faule Weichheit
Bricht mit Blitz und Donner Freiheit, Gleichheit,
Gottheit aus der Menſchheit Mutterwehn.

Daß dies ſchwülſtige, ſteife, unſchöne Gedicht Lette begeiſtern konnte, iſt nicht anzunehmen. Wenn er ſich trotzdem dazu verſtand, es einigen anderen Studenten mitzutheilen, ſo iſt das wohl aus perſönlicher Rückſicht geſchehen, auf Sand, der es überbrachte, und auf Follen, der es ihm zu dieſem Zwecke geſchickt hatte. Als Mitglied der Burſchenſchaft glaubte er ſeinen Kameraden eine ſolche Bitte nicht abſchlagen zu können. Es ſollte ihm theuer zu ſtehen kommen. Als er im Herbſt 1819 nach Göttingen gegangen war, um noch die dortigen berühmten Juriſten zu hören und ſo mit einem letzten Semeſter ſeine Studien abzuſchließen, hatte inzwiſchen, nach Sand's unglückſeliger That, die Unterſuchung gegen die Burſchenſchaften

begonnen. Lette wurde auf Wunsch der preußischen Behörden in Göttingen verhört und hierauf von der Universität verwiesen. Als er dann in die Heimath zurückgekehrt war und eben, im Frühjahr 1820, sein Auskultatorexamen bestanden hatte, wurde die förmliche Untersuchung gegen ihn eingeleitet. Gleich im Beginne derselben wurde er vom preußischen Staatsdienst ausgeschlossen. Das war ein harter Schlag für ihn, da er sein Lebensziel auf den preußischen Staatsdienst gestellt hatte; es war auch ein harter Schlag für seinen Vater, der so die Hoffnungen vernichtet sah, die er auf den begabten Sohn gesetzt hatte.

Er mußte einstweilen zu Hause bleiben und fand Gelegenheit, sich dem Vater nützlich zu erweisen, der mit Arbeiten überlastet war. Eben damals war die Finanzverwaltung Preußens in einer vollständigen Umwandlung begriffen. Das Zollgesetz von 1818 hatte das Zollwesen auf eine andere Grundlage gestellt; 1820 wurden die bisherigen Abgaben, die noch auf dem früheren Unterschied der Stände beruhten, aufgehoben und durch neue ersetzt: die Klassensteuer auf dem Lande, die Mahl- und Schlachtsteuer in den Städten; gleichzeitig wurde die vor zehn Jahren eingeführte Gewerbesteuer umgeändert. Die Beamten, welche diese Gesetze auszuführen hatten, namentlich die Landräthe, konnten die Arbeit kaum bewältigen. Hier konnte Lette seinem Vater helfen, und dieser erkannte bald, eine wie tüchtige Arbeitskraft er in seinem Sohne gefunden hatte. Wenn Lette später, in seinem Alter, auf diese Dinge zu sprechen kam, betonte er, wie tief ihn der Kummer des Vaters bedrückt habe, wie beglückt er gewesen sei, daß er so schnell das Vertrauen des Vaters wiedergewonnen und dessen Anerkennung gefunden hatte. Ueber die Einführung und Anwendung der neuen Gesetze arbeitete Lette damals verschiedene Denkschriften aus, ebenso verfaßte er eine Eingabe, in welcher die Regierung gebeten wurde, die Patrimonialgerichtsbarkeit aufzuheben. Diese Ein-

gabe wurde auf Betreiben seines Vaters von den Gutsbesitzern des Kreises unterschrieben. Sie gefiel dem Gerichtspräsidenten von Diederichs so gut, daß er sich für Lette verwendete und ihm die Erlaubniß verschaffte, wieder in den Staatsdienst einzutreten. Er wurde dem Oberlandesgericht in Frankfurt a. O. überwiesen und unter die besondere Aufsicht des Chefpräsidenten gestellt, der über ihn an den Minister berichten sollte. Er hatte nur Gutes zu berichten und hat Lette's großen Eifer ausdrücklich hervorgehoben. So konnte Lette sein zweites Examen machen; er war bereits mit der Vorbereitung zum dritten Examen beschäftigt, als endlich, am Ende des Jahres 1823, die Untersuchung gegen die Burschenschaften zum Abschluß kam und er dafür, daß er vor fünf Jahren, im October 1818, jenes Lied verbreitet hatte, zu sechsmonatlicher Gefängnißstrafe verurtheilt wurde. Man gestattete ihm, diese Strafe in der Berliner Hausvogtei abzusitzen und dort seine Examenarbeiten fortzusetzen. Sogar zwei Freunden, die mit ihm zusammen arbeiten wollten, wurde zu diesem Zwecke gestattet, ihn regelmäßig zu besuchen.

Im Februar 1825 bestand Lette das Assessorexamen und trat dann als Hülfsarbeiter bei der Generalcommission in Soldin ein, d. h. bei der Behörde, welche die durch das Landeskulturedict von 1811 gestattete Auseinandersetzung, Ablösung und Zusammenlegung durchzuführen hatte. Nun hatte Lette zwar große Sympathie für das Landeskulturedict, aber mit der Art, wie dasselbe gehandhabt wurde, konnte er sich nicht befreunden. Ueber die Vertheilung der Geschäfte, über den schleppenden Gang derselben erhebt er lebhafte Klage. Da er zunächst unbesoldeter Assessor war und sich im April 1825 verheirathet hatte, war es ihm erwünscht, neben der amtlichen Arbeit noch eine einträgliche Beschäftigung zu erhalten. Er fand dieselbe in reichlichem Maaße. Er führte eine größere städtische Separation durch, er übernahm etwa fünfzehn Patrimonialgerichte. Aller-

dings war er kein Freund der Patrimonialgerichte, er meinte, daß die Rechtsprechung allein Sache des Staates sei, nicht der Großgrundbesitzer, daß ferner der bei dieser patriarchalischen Justiz dem freien Ermessen des Richters gelassene weite Spielraum leicht zur Willkür führen könne. Um so größere Mühe gab er sich, die ihm übertragene Gewalt in unparteiischer und wohlwollender Weise auszuüben. Er erwarb sich dadurch so großes Vertrauen, daß er noch lange nachher, als er zwanzig und dreißig Jahre später von dem heimischen Wahlkreise immer aufs Neue für das Abgeordnetenhaus gewählt wurde, dies wenigstens zum Theil auf die Wirkung des Vertrauens zurückführte, das er sich in seiner Jugend dort erworben hatte. In einer kurzen Selbstbiographie, die er 1867 für seine Wähler verfaßte und in dem zu Küstrin erscheinenden „Oberblatt" abdrucken ließ, sagte er: „Ich denke, die Alten werden ihren damaligen rechtschaffenen, humanen und prompten Richter und Specialcommissar nicht vergessen haben."

Trotz dieser Arbeiten fand er noch die Zeit, zwei Vertheidigungen vor Gericht zu übernehmen: für einen Ackerknecht, der seinen Vater erschlagen hatte, sowie für einen anderen Mörder und Brandstifter, weil er in beiden Fällen die Ueberzeugung erlangt hatte, daß die Angeklagten irrsinnig seien, daß sie nicht aufs Schaffot, sondern ins Irrenhaus gehörten. Bei dem Brandstifter gelang es ihm, das Gericht zu überzeugen, bei dem Vatermörder zunächst nicht. Lette reichte eine sehr eingehende Vertheidigungsschrift ein, wie es das damals übliche schriftliche Verfahren erforderte; der Gerichtshof war indessen anderer Ansicht und entschloß sich zur Verurtheilung. Der Unglückliche beruhigte sich dabei, Lette nicht. Auf eigene Hand legte er Berufung ein und erreichte durch eine zweite, noch eingehendere, klare und überzeugende Vertheidigungsschrift, daß das obere Gericht den Mann ins Irrenhaus schickte, wo er nicht

lange darauf in offenbarem, unzweifelhaftem Wahnsinn gestorben ist. Beide Vertheidigungsschriften wurden in Hitzig's „Zeitschrift für die Kriminalrechtspflege in den preußischen Staaten“ [2] abgedruckt, sie sind die ersten von Lette's schriftstellerischen Arbeiten.

Auch zu mancher anderen gemeinnützigen Thätigkeit mußten Zeit und Kraft noch ausreichen. So regte er 1831 Vorsichtsmaaßregeln gegen die Cholera an, die in Deutschland noch unbekannt war, gleich bei ihrem ersten Erscheinen mit besonderer Heftigkeit auftrat und zahlreiche Opfer forderte. Seiner Ruhe und Besonnenheit gelang es, die Furcht vor der unheimlichen Krankheit zu vermindern und ihre Ausbreitung einzuschränken.

Nach neunjähriger Thätigkeit als Hülfsarbeiter in Soldin wurde Lette als zweiter Justitiarius zur Generalcommission in Stargard geschickt. Er fand hier dieselben Mängel der Geschäftsführung wie in Soldin und sprach deshalb den Wunsch aus, von der Verwaltung zur Justiz überzugehen. Er bat, in der Provinz Posen angestellt zu werden, weil das hier bereits eingeführte mündliche und öffentliche Gerichtsverfahren größeren Reiz auf ihn ausübte, als das in den älteren Provinzen noch übliche schriftliche und geheime Verfahren. Sein Wunsch wurde erfüllt, er wurde (1835) als Oberlandesgerichtsrath nach Posen versetzt. Von den Processen, an denen Lette hier während seiner vierjährigen Thätigkeit als Richter des Oberlandesgerichts mitzuwirken hatte, will ich den im Jahre 1839 gegen den Erzbischof von Posen und Gnesen, Herrn von Dunin, geführten als den berühmtesten nennen. Lette hatte die Begründung des auf Absetzung lautenden Urtheils auszuarbeiten. Obgleich er sich hierbei in kirchengeschichtliche und kirchenrechtliche Fragen vertiefen, die verschiedenen Theile der Anklage durchgehen und beleuchten mußte, hat er die mühevolle und umfangreiche, 150 Folioseiten füllende Arbeit in zehn Tagen fertig gestellt.

Bald nach seinem Eintritt in das Posener Oberlandesgericht wurde Lette im Nebenamt auch Mitglied des dortigen Revisionshofes, d. h. der den Generalcommissionen vorgesetzten Behörde, welche namentlich als zweite Instanz die Processe in den Auseinandersetzungssachen zu entscheiden hatte. Aus dieser Thätigkeit nahm Lette Veranlassung, dem vorgesetzten Minister seine Wünsche für eine gründliche Veränderung der Auseinandersetzungsbehörden vorzutragen und dieselben schließlich nach längeren mündlichen und schriftlichen Verhandlungen in einer ausführlichen Denkschrift zu begründen. Er hatte damit zunächst keinen Erfolg, wurde aber wieder ganz der landwirthschaftlichen Verwaltung zurückgegeben, indem er (1839) zum Director der Generalcommission in Soldin ernannt wurde, derselben Behörde, der er so lange als Hülfsarbeiter angehört hatte. Sie wurde bald darauf nach Frankfurt a. O. verlegt und Lette siedelte mit der Commission dahin über. Jetzt war er in der Lage, einen Theil der Uebelstände abzustellen, über die er früher geklagt hatte. Soweit dies im Rahmen des Gesetzes und seiner Befugnisse möglich war, hat er es gründlich gethan. Zunächst suchte er besonders tüchtige junge Männer, Assessoren und Feldmesser, heranzuziehen und bemühte sich, um dies durchführen zu können, die bis dahin sehr gedrückte Lage der Feldmesser zu verbessern und ihnen zu einer höheren Bezahlung ihrer Arbeit zu verhelfen. Dann ließ er auf Grund seiner früher gemachten Erfahrungen eine sehr eingehende Instruction ausarbeiten. In die wichtigeren Sachen griff er stets selbst ein, namentlich in den Fällen, wo die Parteien besonders erbittert waren. Bei dem großen Vertrauen, das er genoß, gelang es ihm fast immer, einen friedlichen Ausgleich herbeizuführen. Seine Erfolge blieben nicht unbemerkt. Die Instruction für seine Commissarien und sein erster Geschäftsbericht an den Minister wurden auf dessen Veranlassung gedruckt und den Dirigenten aller übrigen Ausein-

auderſetzungsbehörden zugeſendet. Lette ſelbſt wurde 1843 durch den Miniſter Grafen Arnim-Boitzenburg nach Berlin berufen als vortragender Rath in der landwirthſchaftlichen Abtheilung des Miniſteriums des Innern, ein Jahr darauf wurde er auch zum Mitgliede des Staatsrathes ernannt. Er ſollte die landwirthſchaftliche Geſetzgebung bearbeiten, bei der damals, wie auch in anderen Zweigen der Geſetzgebung, eine Stockung eingetreten war, die in den eigenthümlichen Zeitverhältniſſen ihre Urſache hatte. Denn in der Zeit von der Thronbeſteigung Friedrich Wilhelm's IV. im Jahre 1840 bis zum Aufſtand von 1848 war ein gedeihliches Fortſchreiten der Geſetzgebung dadurch erſchwert, daß zu verſchiedene Strömungen einander gegenüber ſtanden und ſich kreuzten: romantiſche Verfaſſungspläne, Reactionsgelüſte, die in den Provinzialſtänden zu Tage traten, daneben im Beamtenthum und namentlich im Staatsrath der Wunſch, an der Geſetzgebung der Reformzeit feſtzuhalten und ihre Grundlagen nicht preis zu geben. Aus den vielen Geſetzentwürfen, Verordnungen und Beſtimmungen, die Lette in dieſer Zeit zu bearbeiten hatte, ſei nur eine Sache hervorgehoben, die für ihn und ſeine Thätigkeit von großer Bedeutung war. Schon lange hatte er eine andere Einrichtung der Auseinanderſetzungsbehörden gewünſcht. Die Haupturſache des Uebels lag nach ſeiner Anſicht in der zu großen Zahl der oberen Behörden. Ueber den Generalcommiſſionen, denen die eigentliche Ausführung oblag, ſtanden ſieben Reviſionshöfe in den Provinzen, ein Theil der Reviſionen wurde im Miniſterium bearbeitet. Lette forderte, daß dieſe Reviſionshöfe in den Provinzen aufgehoben und durch eine einzige Oberbehörde in Berlin erſetzt würden, der auch die bisher im Miniſterium erledigten Arbeiten zu übertragen ſeien. Dadurch allein würde einheitliche Rechtſprechung und einheitliches, gleichmäßiges Verfahren zu erzielen ſein. Es gelang ihm, ſeinen Wunſch durchzuſetzen. Die Reviſionshöfe in den Provinzen

wurden aufgehoben, das neue Reviſionscollegium für Landeskulturſachen[3] in Berlin wurde nach ſeinen Vorſchlägen eingerichtet und mit den von ihm ausgewählten Beamten beſetzt,[4] er ſelbſt wurde (1845) zum Präſidenten der neuen Behörde ernannt, die er von da an dreiundzwanzig Jahre lang, bis zu ſeinem Tode, in kraftvoller, umſichtiger und unparteiiſcher Weiſe geleitet hat. Dadurch haben ſeine Bemühungen für die beſſere Ausführung des Landeskulturedictes vollen Erfolg gehabt, ſo daß die Anwendung und die Durchführung dieſes wohlthätigen Geſetzes aus der Zeit der Wiedergeburt Preußens immer häufiger und allgemeiner geworden iſt.

Das Geſetz war nach und nach auf die Landestheile ausgedehnt worden, die 1811 nicht zum preußiſchen Staate gehört hatten, die nach dem Befreiungskriege wiedergewonnen oder neu erworben waren. Die Formen der Einführung waren in den einzelnen Gebieten ſehr verſchieden geweſen, auch hatte die Reaction mannigfache Beſchränkungen hinzugefügt. Indeſſen gelang es im Jahre 1850, dieſe verſchiedenen Vorſchriften zu beſeitigen und durch ein gemeinſames Geſetz über die Ablöſung der Reallaſten und die Regulirung der gutsherrlich-bäuerlichen Verhältniſſe zu erſetzen, durch welches die Beſtimmungen vereinfacht und die Beſchränkungen wieder aufgehoben wurden. Zugleich erweiterte das neue Geſetz die Regulirungsfähigkeit und dehnte ſie auch auf die kleineren bäuerlichen Stellen aus. Von allen Gebieten, die 1814 zum preußiſchen Staate gekommen waren, widerſtanden jetzt nur noch Neuvorpommern und Rügen der Einführung des Geſetzes. Hier hatte die ſchwediſche Regierung dem Adel freie Hand gelaſſen und ihn nicht gehindert, einen großen Theil der bäuerlichen Nahrungen einzuziehen. In Folge deſſen erklärten die Behörden dieſer Landſchaften bei der Vorbereitung des Geſetzes von 1850: „daß Verhältniſſe, auf welche dieſes Geſetz Anwendung finden könnte, dort völlig ver-

schwunden seien und zur Zeit nicht mehr existirten."[5] Diese Behauptung erwies sich indessen als unrichtig. Es gab immer noch eine beträchtliche Zahl bäuerlicher Stellen, die geschützt und erhalten werden konnten. Lette war der Meinung, daß gerade für diesen Landestheil das Bedürfniß einer solchen Gesetzgebung zur Erhaltung seines Bauernstandes ganz besonders dringend sei. Erst 1861, in der Zeit der neuen Aera, gelang es, das Ministerium zur Vorlegung eines Gesetzes über „die Regulirung der gutsherrlichen und bäuerlichen Verhältnisse in Neuvorpommern und Rügen" zu bestimmen. An der Berathung dieses Gesetzes im Abgeordnetenhause hat Lette den lebhaftesten Antheil genommen; es ist ihm gelungen, wesentliche Veränderungen desselben durchzusetzen. Der von ihm verfaßte Bericht der Commission stellt anschaulich dar, wie sich im Laufe der Zeit die bäuerlichen Verhältnisse in Schwedisch-Pommern entwickelt hatten, er giebt auch einen kurzen geschichtlichen Ueberblick über die Entwickelung der Regulirungsgesetze in Preußen, den Niemand besser geben konnte, als der Verfasser, der selbst so wesentlichen Antheil an dieser Entwickelung hatte. Lette hat diesen Bericht mit besonderer Freude ausgearbeitet, es erfüllte ihn mit Genugthuung, daß nun auch das letzte Stück des preußischen Staates, das sich bisher seiner Thätigkeit verschlossen hatte, derselben geöffnet wurde. Die Vergrößerung Preußens im Jahre 1866 gab dann Gelegenheit, die Regulirungsgesetze auch in den neu erworbenen Provinzen einzuführen.

Neben dieser bedeutenden und tief eingreifenden amtlichen Wirksamkeit Lette's steht nun seine gleichfalls umfassende parlamentarische, schriftstellerische und Vereinsthätigkeit. Der erste von Lette ins Leben gerufene Verein ist der Landwirthschaftliche Centralverein für den Regierungsbezirk Frankfurt a. O., 1841 begründet. Später hat Lette einen ähnlichen Verein für den Regierungsbezirk Potsdam, die Märkisch-Oekonomische Gesellschaft,

eingerichtet. Von anderen landwirthſchaftlichen Vereinen iſt noch der 1845 begründete Seidenbauverein für die Provinz Brandenburg zu erwähnen. Lette gab ſich viele Mühe, die Landſchullehrer für die Anpflanzung von Maulbeerbäumen und die Zucht der Seidenraupen zu intereſſiren. Wie eine ſeiner Töchter erzählt, hat er häufig die zu ſeiner Erholung unternommenen Spaziergänge und Ausflüge ſo eingerichtet, daß er die Schullehrer in den Dörfern der Umgebung von Berlin aufſuchte, um durch ſeine Theilnahme zu ermuntern.[6] 1844 gab die Gewerbeausſtellung in Berlin den Anlaß zur Gründung des Centralvereins für das Wohl der arbeitenden Klaſſen, der bald eine ſehr bedeutende Thätigkeit entwickelte. Mit Hülfe dieſes Vereins hat dann Lette eine ganze Reihe anderer Vereine begründet: den Berliner Handwerker-Verein, einen Central-Darlehnskaſſen-Verein, das Comité für den Beſuch der Pariſer Ausſtellung im Jahre 1867, von dem 133 Handwerker nach Paris geſchickt worden ſind, um dort ihre Anſchauungen zu erweitern und ihre Berufskenntniſſe zu vermehren, ferner 1866 — als ſeine letzte Schöpfung den Verein für die Förderung der Erwerbsfähigkeit des weiblichen Geſchlechtes, der ſpäter den Namen Lette-Verein angenommen und unter der klugen und geſchickten Leitung von Lette's älteſter Tochter, Frau Schepeler-Lette, ſich in großartiger Weiſe entwickelt hat und jetzt ſeine ſegensreiche Thätigkeit noch weiter ausdehnt. Von anderen Gründungen Lette's ſind namentlich noch zu nennen: der Frauen-Verein für Fröbel'ſche Kindergärten, der Verein für das Peſtalozzi-Waiſenhaus in Pankow, ferner 1858 die Anregung zum Zuſammentreten des Volkswirthſchaftlichen Congreſſes, der bald weſentlichen Einfluß auf die wirthſchaftlichen Anſchauungen und auf die wirthſchaftliche Geſetzgebung gewann; Lette iſt bis zu ſeinem Tode Vorſitzender des vom Congreſſe eingeſetzten ſtändigen Ausſchuſſes geweſen. Auf etwas anderem Boden ſtehen der Verein vom Rothen Kreuz

und die Victoria-National-Invalidenstiftung, beide nach dem Kriege von 1866 ins Leben gerufen, zu deren Begründung Lette durch das Vertrauen der Königin Augusta und des Kronprinzen herangezogen wurde. Diese beiden Stiftungen sind nicht von ihm ausgegangen, aber mit lebhafter Freude hat er seine große Erfahrung in ihren Dienst gestellt und seine erfolgreiche Mitwirkung ist von der Königin, vom Kronprinzen und von der Frau Kronprinzessin huldreich anerkannt worden.

Wenn man nun fragt, wie ein Einzelner so zahlreiche Vereine nicht nur ins Leben rufen, sondern sie auch auf die rechten Wege leiten und zu glücklichem Gedeihen führen konnte, so ist neben Lette's selbstloser Hingabe vor Allem seine schöpferische Thatkraft anzuerkennen, die sich bei ihm mit einer außerordentlichen Ausdauer und Geduld verband. Sein praktischer Sinn erkannte bald, was nützlich, was erreichbar war, seine Menschenkenntniß erleichterte ihm, die zur Mitarbeit geeigneten Kräfte herauszufinden. Wenn er sie gefunden, dann suchte er in ihnen den Feuereifer zu erwecken, der ihn selbst beseelte, dann stand er ihnen gern rathend und helfend zur Seite. Wer auch in das Zimmer des vielbeschäftigten Mannes eintreten mochte, Vornehm oder Gering, Alt oder Jung, fand ihn immer bereit, die Feder aus der Hand zu legen, wie groß oder wie dringend auch seine Arbeit sein mochte. Für Diejenigen, die Rath von ihm begehrten, hatte er immer Zeit. Und wenn der Eintretende, sei es an Jahren und Erfahrung, oder in seiner Lebensstellung, oder an Wissen, auch noch so weit unter ihm stand und mit einer Art ehrfurchtsvoller Scheu zu dem Hochangesehenen und Hochgestellten hinaufblickte, wie schnell verschwand die Scheu der aus dem Herzen kommenden, echten Menschenfreundlichkeit gegenüber, die allem Ernsten und Guten Freund und nur dem Untüchtigen Feind war. Dabei war er weit entfernt, auf den eigenen Ansichten und Wünschen zu bestehen, im Gegentheil

freute er sich, der Thätigkeit seiner Mitarbeiter den weitesten, freiesten Spielraum zu lassen, wenn sie nur leistungsfähig waren, wenn sie nur denselben Zielen zustrebten, wie er.

Die Schriften Lette's sind theils darstellender Art, wie das berühmte, mit von Rönne herausgegebene Werk über die Landeskulturgesetzgebung des preußischen Staates und wie ein anderes Werk über das Wasserrecht. Sie geben eine übersichtlich geordnete Zusammenstellung und Erläuterung des bestehenden Rechtes, sind unentbehrliche Nachschlagebücher für Diejenigen, welche mit diesen Dingen zu thun haben, namentlich für die Behörden, welche diese Bestimmungen auszuführen haben. Darstellender Art ist auch Lette's Mitarbeit an einigen Sammelwerken, wie an Rentzsch's Handwörterbuch der Volkswirthschaftslehre und am Rotteck-Welcker'schen Staatslexicon, für das Lette das ganze Gebiet der Agrar- und Gewerbegesetzgebung bearbeitet hat. Die übrigen Schriften sind meist politischer Art, sie stellen die Nachtheile eines bestehenden Zustandes dar oder machen Vorschläge zur Abänderung desselben. Fünf Schriften beschäftigen sich mit der ländlichen Gemeinde- und Polizeiverfassung, die erste derselben ist 1848 erschienen. Lette wünschte, daß die von Stein begründete Selbstverwaltung auf die Landgemeinden und die Landkreise ausgedehnt würde. Im Jahre 1850 hatte er die Freude, daß eine seinen Wünschen entsprechende Gemeindeordnung erlassen wurde. Dieselbe wurde indessen 1852 wieder aufgehoben. Lette hat diese Aufhebung, die er für ungesetzlich und verfassungswidrig hielt, im Parlament und außerhalb desselben bekämpft, er hat 1854, zweimal im Jahre 1867, endlich noch in seinem Todesjahre Flugschriften über die Umgestaltung der ländlichen Verwaltung veröffentlicht, die indessen erst 1875, sieben Jahre nach seinem Tode, erfolgt ist.

Von anderen Schriften Lette's möchte ich zwei hervorheben, den als viertes Heft dieser Sammlung gedruckten Vortrag „Die

Wohnungsfrage", in dem Lette die Bestrebungen zur Beschaffung besserer Arbeiterwohnungen in der Stadt und auf dem Lande vom geschichtlichen und volkswirthschaftlichen Standpunkte bespricht. Ferner eine etwas größere, 1857 herausgegebene Schrift „Ueber die Verfassungszustände in Preußen". Im Gegensatz zu den politischen und religiösen Anschauungen, die damals Ludwig von Gerlach, der bekannte „Rundschauer", in der „Kreuzzeitung" entwickelte und im Gegensatz zu der 1856 erschienenen Schrift „Grundzüge der conservativen Politik", welche die öffentliche Aufmerksamkeit in hohem Maaße beschäftigte, versucht Lette die Grundlagen einer liberalen Weltanschauung in ihrer Bedeutung für den preußischen Staat geschichtlich zu entwickeln und zu begründen. Neben den allgemeinen Gesichtspunkten und Grundlinien beleuchtet er namentlich solche Fragen, die für die innere Politik Preußens und den Ausbau seiner Verfassung von Bedeutung sind.

Im Ganzen zähle ich zwölf selbstständige Schriften Lette's, daneben zahlreiche Aufsätze in den beiden von ihm begründeten Zeitschriften „Der Arbeiterfreund" und „Die Zeitschrift für die Landeskulturgesetzgebung des preußischen Staates", ferner in einigen anderen Zeitschriften, namentlich in der „Vierteljahrsschrift für Volkswirthschaft und Kulturgeschichte."

Lette's parlamentarische Thätigkeit hat 1848 begonnen, als er von einem märkischen Wahlkreise zum Abgeordneten für das National-Parlament in Frankfurt a. M. gewählt wurde, dem ersten aus freien Wahlen aller deutschen Stämme hervorgegangenen Parlament, von dem man hoffte, daß es den sehnsüchtigen Wunsch nach Herstellung des geeinigten Deutschen Reiches erfüllen werde. Man kann sich vorstellen, mit welcher Begeisterung, in wie gehobener Stimmung der alte Burschenschafter nach Frankfurt reiste und in die Paulskirche eintrat. Er hat hier mit Simson, Dahlmann, von Gagern, Beseler und

Anderen zur Kaiſerpartei gehört, welche die deutſche Einheit unter preußiſcher Führung, unter dem Kaiſerthum der Hohenzollern anſtrebte. Nach vielen Kämpfen gelang es ihnen zuletzt, im Parlamente den Sieg zu erringen, durchzuſetzen, daß die Reichsverfaſſung beſchloſſen und Friedrich Wilhelm IV. zum erblichen Kaiſer gewählt wurde. Daß die Kaiſerkrone nicht angenommen wurde, daß die Einheitsbewegung ſcheiterte, hat dann einen ſchweren Rückſchlag bewirkt und die Reaction in Preußen herbeigeführt, die zu bekämpfen Lette für ſeine Pflicht hielt. Er war jetzt eine bekannte politiſche Perſönlichkeit geworden, wurde 1851 in den preußiſchen Landtag gewählt und hat demſelben ohne Unterbrechung bis zu ſeinem Tode angehört. Im Jahre 1867 wurde er in den conſtituirenden und dann auch in den erſten ordentlichen Reichstag des norddeutſchen Bundes gewählt und erhielt ſo zum zweiten Male Gelegenheit, an der Wiederaufrichtung des Deutſchen Reiches mit zu arbeiten.

Auf dieſe parlamentariſche Thätigkeit werde ich noch zurückkommen, zunächſt aber muß ich die ſchweren perſönlichen Kämpfe berühren, in die Lette mit der zur Regierung gelangten reactionären Partei gerieth. Bereits im Jahre 1849 hatte der Miniſterpräſident von Manteuffel an einem Sendſchreiben Anſtoß genommen, das Lette am 3. Mai 1849 von Frankfurt aus an ſeine Wähler gerichtet hatte. Lette wurde im September aufgefordert, ſich wegen dieſes Schreibens zu verantworten. Er that dies mit dem Hinweis auf die Beſtrebungen der Kaiſerpartei und mit Berufung auf das in der preußiſchen Verfaſſung anerkannte Recht der Meinungsäußerung. Zu der Zeit, als er das Schreiben an ſeine Wähler ſendete, ſeien die Hoffnungen der Kaiſerpartei zwar durch die Ablehnung der Kaiſerkrone von Seiten des preußiſchen Königs erſchüttert geweſen, doch habe man noch Hoffnungen geſetzt auf weitere Verhandlungen über eine Veränderung der Reichsverfaſſung. Welche Stellung die

preußiſche Regierung einnehmen werde, ſei erſt bekannt geworden durch den am 28. Mai von ihr veröffentlichten neuen Entwurf einer deutſchen Verfaſſung. Wenn er dieſe Entſchließung der preußiſchen Regierung bereits am 3. Mai gekannt hätte, „würde ich ebenſo aufgefordert haben, vereinzelte Bedenken gegen dieſen Entwurf, um des Heils des Ganzen willen, fallen zu laſſen und die Regierung in der Durchführung desſelben mit aller Kraft zu unterſtützen.“ Der Miniſter ließ hierauf dieſe Sache fallen.

Eine Rede, die Lette im October 1852 vor den Wahlmännern ſeines Wahlkreiſes zu Königsberg i. Nm. hielt, ſchien eine beſſere Handhabe zu bieten. Lette hatte in dieſer Rede dargelegt, daß die Aufhebung der Gemeindeordnung ungeſetzlich ſei und hatte die Nachtheile des dadurch herbeigeführten Zuſtandes geſchildert. Ein gehäſſiger Bericht darüber in der „Kreuzzeitung“ beſchuldigte ihn der heftigſten Schmähungen gegen den Miniſter von Weſtphalen. Daraufhin wurde die Unterſuchung gegen ihn eingeleitet, und zwar vor dem Obertribunal, da Lette als richterlicher Beamter nur von dieſem gerichtet werden konnte. Jene Beſchuldigung erwies ſich nun zwar als unwahr, der Denunciant konnte ſeine Behauptung nicht aufrecht erhalten und mußte ſie vor dem Richter ausdrücklich widerrufen. Die Unterſuchung wurde indeſſen fortgeſetzt, indem nunmehr behauptet wurde, daß Lette die Grenzen der berechtigten Kritik überſchritten habe. Dieſe Grenze zwiſchen der berechtigten und der unberechtigten Kritik iſt in der Zeit eines erregten Parteikampfes ſehr ſchwer zu ziehen, bei einer nicht aufgezeichneten, ſondern frei gehaltenen, lebhaften Rede iſt kaum mit Sicherheit feſtzuſtellen, welches Wort, welches Bild diesſeits und welches jenſeits der Grenze ſteht. Es iſt das weſentlich eine Sache des Tactgefühls. Da nun Lette in langer amtlicher Laufbahn, in zwanzigjährigem politiſchem Parteikampf ſtets ein feines, ſicheres

Tactgefühl bekundet hat, so ist an und für sich kaum anzunehmen, daß ihn dies gerade an diesem einen Tage im Stich gelassen habe. Aus den Aussagen der Zeugen geht das auch eigentlich nicht hervor. Das Gericht hat zahlreiche Zeugen vernommen, Männer der verschiedensten Lebensstellungen, Geistliche, Lehrer, Officiere, Steuerbeamte, Communalbeamte, Gutsbesitzer. Von allen diesen Zeugen haben nur einige wenige, bekannte Anhänger der reactionären Partei, die nächsten Freunde des Gegenkandidaten, Anstoß an der Rede genommen und sich dadurch verletzt gefühlt, daß ein hochstehender Beamter dem ihm vorgesetzten Minister eine Verletzung der Verfassung vorwarf. Trotzdem stellte der Generalstaatsanwalt den Antrag auf Amtsentsetzung. Darauf ging das Plenum des Obertribunals zwar nicht ein, aber nach längerer Debatte wurde mit kleiner Stimmenmehrheit eine Warnung beschlossen (20. Februar 1854). Von fünf Präsidenten, die an der Berathung theilnahmen, haben vier für Freisprechung gestimmt, ebenso alle die Räthe, auf deren Ansicht Lette Werth legte, die er hochstellte. Unter diesen Umständen glaubte er das Urtheil nicht als ein gerechtes und berechtigtes anerkennen zu können. Nach seiner Ueberzeugung war es weniger durch juristische Erwägungen, als durch Parteileidenschaft bestimmt worden.

Unmittelbar darauf wurde Lette durch königliche Entschließung aus der Liste der Mitglieder des Staatsrathes und des Landes-Oekonomie-Collegiums gestrichen. Das mußte er hinnehmen, aber gegen die Begründung, mit der ihm der Ministerpräsident die königliche Entschließung mittheilte, lehnte er sich auf, die wies er in einem geharnischten Schreiben zurück. Sein Leben sei makellos, heißt es am Schlusse dieses Schreibens: „Dies und die vorwaltenden Umstände halten mich von einem Schritte zurück, den Ew. Excellenz Aeußerung an sich anzuregen geeignet sein könnte." Bald darauf wurde Lette amtlich eröffnet, der

König wünſche und erwarte von ihm, daß er ſein Amt freiwillig niederlege, weil er das Vertrauen des Königs nicht mehr beſitze; der König werde ihn dann anderweitig verſorgen. Damit gerieth Lette in eine ſehr ſchwierige Lage. Für einen königlichen Beamten, der im Namen des Königs verwalten und Recht ſprechen ſoll, iſt es im höchſten Maaße peinlich, ſich einem ausgeſprochenen Wunſche des Königs zu widerſetzen. Dennoch kam Lette nach ſchwerem Kampfe und ernſter Erwägung zu der Ueberzeugung, daß er ſich dieſem Wunſche nicht fügen könne. Wenn er jetzt, nach dem Beſchluſſe des Obertribunals, nachdem man ihn aus dem Staatsrath und aus dem Landes-Oekonomie-Collegium entfernt hatte, freiwillig aus dem Amte ſcheide, ſo werde es ſo ausſehen, als ob er ſelbſt ſich ſchuldig oder unwürdig fühle. Dies könne er um ſeiner Ehre willen nicht thun; er habe die Pflicht, ſeinen Kindern die Ehre ſeines Namens unangetaſtet zu hinterlaſſen. Das iſt kurz zuſammengefaßt der Inhalt einer längeren Verhandlung mit dem Unterſtaatsſecretär, der ihm den Wunſch des Königs eröffnet hatte. Derſelbe wollte ſich damit nicht begnügen und wünſchte, daß Lette ſeine Gründe dem Miniſter von Weſtphalen perſönlich vortragen ſolle. Darauf ging Lette ſtracks aus dem Zimmer des Unterſtaatsſecretärs in das Arbeitszimmer des Miniſters und hatte mit dieſem eine lange Auseinanderſetzung. Der Miniſter war mit dem Erfolg derſelben nicht zufrieden und verlangte, daß Lette auch noch zum Juſtizminiſter Simons gehe. Lette hat dies gethan und auch hier ſeine Anſicht aufrecht erhalten. Unmittelbar nachher hat er den Inhalt dieſer drei Unterredungen aufgezeichnet.

Ich muß geſtehen, daß von allen Papieren, welche die Familie Lette's mir zur Durchſicht anvertraut hat, gerade dieſe Aufzeichnungen mich am meiſten angeſprochen und bewegt haben. Leibhaft ſah ich dabei den beweglichen, kleinen Mann vor mir, ſah ſeine ſonſt ſo gutmüthigen Augen blitzen, wie er den Vor-

geſetzten gegenüber, die ſeine Gegner geworden ſind, die ihn aus dem Amte drängen wollen, mit männlicher Tapferkeit, feſt und klar, aber doch beſonnen und maaßvoll, die Form beherrſchend, ſeines Tactgefühles ſicher, ſein Recht vertheidigt und ſeine Stelle behauptet. Aus dem Amte hat er ſich nicht drängen laſſen, deſſen hat er bis zum Tode gewaltet, ebenſo umſichtig und ebenſo unparteiiſch, wie vorher. In dem ſchönen Nachrufe ſeines Collegiums heißt es über die Art ſeiner Geſchäfsführung: „ſchnellen, klaren Urtheils, über den Buchſtaben des Geſetzes erhaben, immer unparteiiſch im Geiſte der Geſetzgebung.“ Seine amtliche Wirkſamkeit iſt durch das ſchiefe Verhältniß zur Regierung nicht behindert worden. Dasſelbe hat indeſſen fortgedauert bis zum Eintritt der Regentſchaft im Jahre 1858. Der neue Herrſcher hat dann Lette's Verdienſte anerkannt und ihn mehrfach ausgezeichnet.

Neben den Zeichen der Anerkennung, die er der ihm wieder zugewendeten königlichen Huld verdankte, möchte ich noch erwähnen, daß Lette im October 1856 von der philoſophiſchen Facultät der Univerſität Greifswald ehrenhalber den Doctortitel erhielt, und daß ihm 1867 auf der Pariſer Ausſtellung wegen ſeiner Bemühungen für die Bildung der Handwerker die ſilberne Medaille zuerkannt wurde, die Lette dann dem Berliner Handwerkerverein überwies.

Schon dieſer kurze Ueberblick über Lette's Leben hat wohl gezeigt, daß ſeine vielſeitige Thätigkeit nicht ohne inneren Zuſammenhang war. Die zahlreichen Vereine, ſo verſchieden von einander ſie im Einzelnen ſind, verfolgen doch verwandte Zwecke. Der Dahrlehnskaſſen-Verein und die landwirthſchaftlichen Vereine ebenſo wie die Frauenvereine, die Bildungsvereine, der Peſtalozzi-Verein und der Centralverein für das Wohl der arbeitenden Klaſſen gehen darauf aus, die Wohlfahrt des Volkes zu heben zugleich durch Erleichterung der Bildung und durch

Förderung der wirthſchaftlichen Selbſtſtändigkeit. Nicht die Staatshülfe hat Lette angerufen, um den Einzelnen zu helfen, im Gegentheil, die Einzelnen hat er aufgerufen, ſich ſelbſt zu helfen durch eigene Kraft und durch feſten Zuſammenſchluß in Vereinen. Damit ſtimmt überein, wenn Lette als Geſetzgeber die Hinderniſſe zu beſeitigen, die Feſſeln wegzuräumen ſucht, welche die Erwerbsthätigkeit des Landmannes, des Handwerkers, der Frauen erſchweren. Gerade dies iſt der hauptſächlichſte Theil von Lette's parlamentariſcher Thätigkeit. Auch an allen anderen Arbeiten der verſchiedenen Parlamente, deren Mitglied er war, hat er mit gewohnter Pflichttreue theilgenommen, freudigen Herzens hat er Alles unterſtützt, was zur Förderung der deutſchen Einheit, zur Eindämmung der Reaction, zum Ausbau der Geſetzgebung dienen konnte. Ein Vorkämpfer iſt er aber nur geweſen in der landwirthſchaftlichen und in der gewerblichen Geſetzgebung, ſowie auf dem damit nahe verwandten Gebiete der Selbſtverwaltung in Stadt und Land. Nur in dieſen Fragen iſt er mit ſelbſtſtändigen Anträgen, iſt er als Redner und Berichterſtatter aufgetreten. Die wirthſchaftliche Selbſtſtändigkeit zu fördern iſt auch das Ziel ſeiner amtlichen Arbeit. Sie war vornehmlich dem Landeskulturedict von 1811 gewidmet, das die Ablöſung der Laſten erleichtern und dem Landmann ermöglichen ſollte, ſeine Kräfte, ſowohl ſeine geiſtigen wie ſeine wirthſchaftlichen und körperlichen Kräfte, frei auszunutzen. Schon als Knabe hatte er ſeinem Vater bei den erſten Verſuchen der Ausführung dieſes Geſetzes zur Hand gehen können; er erwähnte ſpäter gern dieſe Erinnerung aus der Knabenzeit, weil ſie für ſeine Richtung und Thätigkeit im Leben von Einfluß geweſen war. Nachher als Hülfsarbeiter, dann als Director der Generalcommiſſion in Soldin, als vortragender Rath im Miniſterium, endlich als Präſident des Reviſionscollegiums — immer hatte er für eben dieſes Geſetz zu wirken, deſſen Durchführung und Ver-

vollkommnung ſo die Hauptarbeit ſeines Lebens geworden iſt. Er ſteht damit auf dem Boden der Stein'ſchen Reformgeſetzgebung, an deren weiterem Ausbau mitzuarbeiten er als Jüngling ſich vorgenommen hatte. Wir ſehen alſo, daß Lette's nach verſchiedenen Richtungen bethätigte Arbeit doch im Ganzen eine einheitliche geweſen iſt, darauf hinausgehend: das Wohl ſeiner Mitbürger zu fördern auf der Grundlage perſönlicher Freiheit und wirthſchaftlicher Selbſtſtändigkeit. Dieſem Ziele hat er nachgeſtrebt in unerſchütterlicher Treue, in nie raſtender Arbeit, von früher Jugend, bis in ſeinem ſiebzigſten Lebensjahre (am 3. Dezember 1868) der Tod ſeiner Arbeit ein Ziel ſetzte.

Das Wort des Pſalmiſten: „Unſer Leben währet ſiebzig Jahre, und wenn es köſtlich geweſen, ſo iſt es Mühe und Arbeit geweſen," paßt buchſtäblich auf Lette's Leben. Es iſt reich geweſen an Arbeit, an Hingebung für Andere, aber es iſt auch reich geweſen an Freude über den Erfolg, an Anerkennung weiteſter Kreiſe, es iſt ferner reich geweſen in einem ſchönen, innigen, durchgeiſtigten Familienleben. Da ich ſelbſt das Glück gehabt habe, in Lette's Hauſe zu verkehren, ſo muß ich auch deſſen gaſtfreie Geſelligkeit erwähnen, die zugleich vornehm und zwanglos war. So lange das Parlament tagte, ſtanden jeden Sonntag Abend die Pforten des Hauſes offen. Parlamentarier, hohe Beamte, Vertreter der Wiſſenſchaft und der Kunſt, kluge Frauen, zahlreiche Jugend miſchten ſich in ernſter Unterhaltung und in ungezwungener Fröhlichkeit. Denn der Präſident war, wie ein Freund der Arbeit, ſo auch ein Freund der Heiterkeit, des Scherzes, der leicht bewegten Rede und Gegenrede. Ebenſo war Lette auch ein Freund der Jugend. Die Leſer geſtatten mir wohl, hier ein perſönliches Erlebniß anzuführen. Im Sommer 1865 kam Lette eines Nachmittages, um meiner Mutter einen Beſuch zu machen. Er fand indeſſen Niemand zu Hauſe, als mich, bei dem zufällig einige Altersgenoſſen waren. Mit behag-

lichem Lächeln ſetzte ſich der alte Herr zwiſchen uns junge Leute, ließ ſich von unſeren Arbeiten, unſeren Plänen erzählen und fragte nach unſeren Idealen. Gerade die wollte er kennen lernen, wollte wiſſen, welche Gedanken und Hoffnungen unſere Herzen höher ſchlagen ließen. Sein eigenes, von Idealen erfülltes Herz war ſo jugendfriſch geblieben, daß er uns völlig verſtehen, ſich ganz in unſere Seelen verſenken konnte, ſo daß auch uns die Herzen weit wurden und wir offen zu ihm ſprachen, wie zu einem Kameraden. Es iſt ein kleiner Zug, den ich erzählt habe, aber ich glaube, er iſt bezeichnend für Lette's Perſönlichkeit, für die innere Wärme, die von ihm ausſtrahlte und Andere erwärmte, die ihm ermöglichte, Vielen Vieles zu ſein.

Wer ſo viel Liebe geſäet hat in langem, unermüdlichem Streben, der hat vollbegründeten Anſpruch auf die Liebe, auf die Anerkennung, auf die dankbare Verehrung auch der Nachwelt. Nicht nur ſeine Werke überleben ihn, ſondern auch die Erinnerung an ſeine zugleich kraftvolle und ernſte, liebenswerthe und milde, edle Natur.

Verzeichniß

der von Lette verfaßten Bücher und Flugſchriften.

Beleuchtung der preußiſchen Eherechtsreform. Frankfurt a. O. 1843.

Die Gemeinde- und Polizeiverfaſſung in Preußens öſtlichen und mittleren Provinzen. Berlin, Februar 1848.

Die Geſetzgebung über die Benutzung der Privatflüſſe zur Bewäſſerung von Grundſtücken. Berlin 1850.

Lette und von Rönne, Die Landeskulturgeſetzgebung des preußiſchen Staates 7 Bände. Berlin 1853 fge.

Entwurf einer ländlichen Gemeinde- und Polizeiordnung. Berlin 1854.

Ueber die Verfaſſungszuſtände in Preußen. Berlin 1857.

Die Vertheilung des Grundeigenthums im Zuſammenhange mit der Geſchichte, der Geſetzgebung und den Volkszuſtänden. Berlin 1858.

Der volkswirthſchaftliche Congreß und der Zollverein. Berlin 1862.

Die Landgemeindeordnung für die sechs östlichen Provinzen Preußens. Berlin 1867.

Zur Reform der Kreisordnung und ländlichen Polizeiverwaltung. Berlin 1867.

Das landwirthschaftliche Credit- und Hypothekenwesen. Berlin 1868.

Die Reorganisation der Staats- und der Selbstverwaltung in Preußen. Berlin 1868.

Anmerkungen.

[1] So bei Wit, genannt von Dörring, Fragmente aus meinem Leben. Leipzig 1828, Bd. 3, Abth. 1, als Beilage eines vom dänischen Gesandten in Paris an die französische Regierung gerichteten Schreibens, das die Auslieferung Wit's erbittet. Follen hat nachher diese drei Strophen — aber ohne die Ueberschrift — in sein „Großes Lied" aufgenommen.

[2] 1831, Bd. 17 und 18.

[3] Das jetzige „Ober-Landeskultur-Gericht".

[4] Promemoria vom 6. December 1844 wegen des Geschäftsganges und Instanzenzuges bei den Auseinandersetzungsbehörden.

[5] Bericht der Agrarcommission des Abgeordnetenhauses vom 20. Februar 1861.

[6] Lebensbild des verewigten Präsidenten Dr. Lette von Marie Fischer, geb. Lette. Als Manuscript gedruckt 1899.

I.

Zola und die Rougon-Macquart.

II.

Das Milieu bei Emile Zola.

Von

Dr. Benno Diederich
in Blankenese bei Hamburg.

Hamburg.
Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vormals J. F. Richter),
Königliche Hofbuchhandlung.
1899.

Das Recht der Ueberſetzung in fremde Sprachen wird vorbehalten.

Druck der Verlagsanſtalt und Druckerei A.-G. (vorm. J. F. Richter) in Hamburg.
Königliche Hofbuchdruckerei.

Digitized by Google

I.

Als Zola vor ungefähr dreißig Jahren die Rougon-Macquart zu schreiben begann, war er ein unbekannter Mann, der sich nur mit Mühe ein unsicheres Brot erwarb; nach Vollendung des Doctor Paskal war er höchst berühmt,* alle Welt blickte mit freundlichem Interesse auf das Festmahl, mit dem der erfolg- und ruhmgekrönte Dichter und das ganze literarische Paris den Schluß des ganzen Werkes feierte.

Als Zola vor Jahr und Tag seine Stimme im Dreyfus-Proceß erhob, hatte er fast seiner ganzen Nation den Fehdehandschuh hingeworfen, bei der Verhandlung, wo das gebeugte Recht zum Himmel schrie, war er seines Lebens nicht sicher gewesen vor der wüthenden Menge; jetzt haben sich mehr und mehr gewichtige Männer und einflußreiche Zeitungen für ihn und seine Ansicht über den Proceß ausgesprochen, und die Zeit läßt sich absehen, wo ihn als Heros die ganze Nation jubelnd auf den Schild heben wird.

So hat Zola manchen Umschwung des Glückes erfahren. Er selbst ist sich immer gleich geblieben, von breiter Energie in

---

* Genaueres über Inhalt und Umstände der einzelnen Romane sowohl, wie über Zola's Leben überhaupt findet sich in dem Buche des Verfassers: Emile Zola, Nr. 8—10 der Biogr. Volksbücher, 1898, R. Voigtländer's Verlag, gebunden 1 Mk. Daselbst findet sich auch der Original-Stammbaum der Rougon-Macquart in photographischer Nachbildung.

der Arbeit, ſich ſelbſt getreu in Leben und Ueberzeugung. Jenes hat ihm den erſten, das andere wird ihm den zweiten Umſchwung des Schickſals zu einem glücklichen machen. Aber das zweite war nicht möglich ohne das erſte. Der Romancyclus „Die Rougon-Macquart“ ſind die Baſis, auf der auch für ſeine jetzige Wirkſamkeit die Bedeutung des zähen Kämpfers von heute ruht.

Die Rougon-Macquart beſtehen aus zwanzig Romanen, deren Titel in der Reihenfolge ihrer Entſtehung folgende ſind:

La fortune des Rougon (Das Glück der Rougon), La curée (Die Jagdbeute), Le ventre de Paris (Der Bauch von Paris), La conquête de Plassans (Die Eroberung von Plaſſans), La faute de l'abbé Mouret (Der Fehltritt des Abbé Mouret), Son Excellence Eugène Rougon (Seine Excellenz Eugen Rougon), L'assommoir (Der Todtſchläger), Une page d'amour (Eine Seite Liebe), Nana, Pot-bouille (Sudelküche), Au bonheur des dames (Zum Paradies der Damen), La joie de vivre (Die Lebensfreude), Germinal, L'oeuvre (Das Meiſterwerk), La terre (Die Erde), Le rêve (Der Traum), La bête humaine (Die Beſtie im Menſchen), L'argent (Das Geld), La débâcle (Der Zuſammenbruch), Le docteur Pascal (Der Doctor Paskal).

Von vornherein darf nicht vergeſſen werden, daß das Ganze ein einheitliches Werk iſt. Will man dieſes aber in ſeiner Geſammtheit überſehen, dann muß man etwas zurücktreten, damit vor den großen Umriſſen die Einzelheiten verſchwinden. Dabei fragen wir zunächſt: Wie iſt die Idee des Ganzen in der Seele des Dichters entſtanden?

Der gemeinſame Grundzug aller Realiſten großen Stils von Homer bis Goethe iſt die Liebe zum Leben in allen ſeinen Erſcheinungen. Auch Zola liebt das Leben, ſeine unabläſſige Kraft und ſeine ruhige Tapferkeit. Mag Vieles darin abſchreckend und widerlich erſcheinen, es muß groß und gut ſein,

da der Menſch einen ſo hartnäckigen Willen daran ſetzt, es zu erhalten. Gewiß, es iſt keine Idylle, und Zola kennt wohl die Flecken, die es entſtellen; aber die Bewunderung der Kraft des Lebens verſetzt ihn in eine ſtete Freude und giebt ihm für alle Lebeweſen eine ſympathiſche Liebe, welche unter der angenommenen Kälte des empfindungsloſen Anatomen durchſchimmert.

Wer dem Leben mit dieſer empfindungsreichen Philoſophie gegenüberſteht, wird ſtreben, es genau zu kennen, und wer es kennt, wird ſich bemühen, das große Geſetz zu finden, welches in allen Erſcheinungen herrſcht. Gleichheit und Gerechtigkeit iſt es nicht, wie fromme Gemüther meinen möchten, denn das Schwache geht unter, eben weil es ſchwach iſt. Die Natur iſt nicht gerecht, eher logiſch; das Geſetz der ehernen Conſequenz iſt vielleicht die höhere Gerechtigkeit des Kosmos, der gerade ausgeht zu Endzweck und Gipfel der gemeinſamen Arbeit alles Beſtehenden. Das Ziel ſelbſt dieſer ſtändigen Fortentwickelung vermögen wir allerdings nicht zu erkennen (es muß eine endliche Vollendung in irgend einer Art ſein), aber den Weg ſehen wir, den die Natur von einem Individuum zum anderen nimmt: es ſind die Veränderungen, die ſich innerhalb einer beſtimmten Klaſſe von Lebeweſen, z. B. von Eltern zu Kindern, zeigen, und wenn wir deren Grund angeben können, ſo haben wir einen Theil des großen Geſetzes, das die Natur auf ihrem Marſche verfolgt.

Das ſind ſo Fragen philoſophiſcher Art, denen auch die großen Dichter der Deutſchen eifrig nachgegangen ſind. Aber Zola verfolgt das Problem nicht als Amateur, ſondern mit dem Ernſte des Berufsgelehrten, und ſucht durch Experimente die Richtigkeit ſeiner Schlüſſe zu prüfen. Dieſe Experimente ſind eben ſeine naturaliſtiſchen Romane, und nach ſeiner Anſchauung iſt der „roman experimental“ die einzig werthvolle Species der ganzen Gattung.

Der Grund nun für die Beſchaffenheit des Einzelweſens iſt hauptſächlich die Beſchaffenheit ſeiner Eltern; anders geſagt, die Kenntniß des Fortſchrittes der Natur und der Lebenskraft beruht auf der Theorie der Vererbung, ein Wort, das damals nur Wenigen bekannt, heute eben durch Zola überall verſtanden wird, und es iſt ihm heiliger Ernſt mit der Erkenntniß dieſer Wurzel alles menſchlichen Seins. Denn wenn einmal die Vererbung die Welt ſchafft, ſagt er, dann muß man ihre Geſetze durchſchauen können, und hat man das, dann kann man über ſie verfügen und die ganze Welt glücklich machen. Aber die Wiſſenſchaft, die ſich mit der Vererbung befaßt, ſteht noch im Anfang; es gilt, beſtimmte Einzelgeſetze innerhalb des großen Grundſatzes zu finden. Dazu ſoll neben theoretiſcher Forſchung das Experiment dienen, und ſeine Experimente macht Zola als Dichter. Er ſtellt erdichtete Beiſpiele von Vererbungsfällen auf und hat neben der Freude am poetiſchen Schaffen auch eine hohe Meinung von dem philoſophiſchen Werth ſeiner Aufſtellungen. Die Dichter gehen als Pioniere voraus, ſagt er, und oft entdecken ſie jungfräuliches Gebiet und zeigen die nahe Löſung eines Räthſels an. Ihnen gehört das Grenzgebiet zwiſchen der klaren, deutlichen Wahrheit und dem Unbekannten, deſſen Wahrheit man morgen entdecken wird. So ſtieg der Gedanke auf, ein erweitertes Experiment zu machen und die Geſchichte einer Familie zu ſchreiben. Gelingt das Experiment, ſo hofft er, kann man eines Tages mit ſeiner Hülfe mathematiſch genau die Geſetze der Zufälle des Blutes und der Nerven beſtimmen, welche ſich in einer Raſſe offenbaren und welche bei jedem Individuum dieſer Raſſe die Gefühle, die Wünſche, die Leidenſchaften beſtimmen, alle dieſe natürlichen und inſtinctiven Offenbarungen des Menſchlichen, welche wir als Tugenden und Laſter bezeichnen. Die Geſchichte dieſer Familie würde eine Welt ſein, in der ſich das ganze Leben ſpiegelte mit ſeinen guten und ſchlechten Seiten.

Zola überdachte den Plan ſeiner Geſchichte, er überlegte, daß am Anfang derſelben ein organiſcher Fehler liegen müßte, deſſen Vererbung ſich durch die folgenden Generationen verfolgen ließe, er ſammelte die Dokumente zu der Geſchichte ſeiner Familie drei Jahre hindurch, dann fing er an zu ſchreiben und aufzubauen, und es entſtanden die Rougon-Macquart. Wie ſich die Vererbung in ihr zeigt, ergiebt ſich aus einer Geſammtbetrachtung ihres Inhalts.

In Plaſſans iſt es, einer Stadt im Süden Frankreichs, wo Zola ſelbſt einige glückliche Jahre ſeiner Jugend verlebt hat. Die Stadt liegt, von alten Wällen umgeben, in den Niederalpen, gewiſſermaßen am Ende einer Sackgaſſe. Sie trägt den devoten und ariſtokratiſchen Charakter der alten provencaliſchen Städte mit ihrem Quartier von adeligen Palais, erbaut unter Ludwig XIV. und XV., einem Dutzend Kirchen, einigen Gebäuden von Jeſuiten und Kapuzinern und einer beträchtlichen Anzahl von Klöſtern. Es giebt drei Stadttheile: das adelige Viertel, ein kleines Verſailles mit geraden Straßen, auf denen Gras wächſt, und weiten, ſchloßartigen Gebäuden, hinter denen große Gärten verſteckt liegen; dann die Altſtadt mit ihren engen und gewundenen Straßen, die von baufälligen, alten Häuſern gebildet werden, bewohnt von Arbeitern und kleinen Leuten, und ſchließlich die Neuſtadt mit den in regelmäßiger Bauflucht liegenden Häuſern von hellgelbem Anſtrich, wo die Bourgeoiſie wohnt und die wenigen Angehörigen des Gelehrtenſtandes. Die drei Stadttheile und ihre Bewohner ſind ſtreng von einander geſchieden, man trifft ſich nur an gewiſſen Tagen auf der großen Allée, einer Straße, deren beide Bürgerſteige mit einer Reihe alter Bäume beſetzt ſind. Und auch hier iſt die Trennung wohl durchgeführt: die Bourgeoiſie geht nur einmal hindurch, Adel dagegen und niederes Volk gehen die Allée auf und ab, der Adel auf der einen, das Volk auf der anderen

Seite. Es liegen nur ſechs bis acht Meter Fahrdamm zwiſchen beiden, aber noch niemals iſt es Jemandem aus dem Volke oder aus dem Adel eingefallen, nach der anderen Seite hinüber zu gehen. — Aus dieſem engen und kleinſtädtiſchen Gemeinweſen nimmt das Geſchlecht der Rougon-Macquart ſeinen Urſprung, unbekannt und wenig geachtet.

Einem reichen Gemüſegärtner Namens Fouque wird im Jahre 1768 eine Tochter geboren, die den Namen Adelaide erhält. Die Mutter ſtirbt bald, und als ſie achtzehn Jahre alt iſt, ſtirbt auch der Vater im Wahnſinn, und ſie ſteht, als eine reiche Erbin vielbegehrt, allein in der Welt. Aber ſchon zeigt ſich etwas in ihrer Natur, das von der Art der übrigen Menſchen abweicht, ſie heirathet, nicht einmal aus beſonderer Liebe, einen armen Gärtnerburſchen, der bei ihrem Vater in Dienſt getreten iſt. Von dieſem, der auf den Namen Rougon hört, geht der eine Zweig der Familie aus, welche ſich zunächſt in dem Sohne Beider, Pierre Rougon, fortſetzt. Nachdem ihr Mann an einem Sonnenſtich geſtorben iſt, lebt Adelaide mit einem gewiſſen Macquart, von den Leuten der Lump Macquart genannt. Er iſt ein übelbeleumdeter Menſch. Von Gewerbe ein Schmuggler, verſchwindet er manchmal ganze Wochen hindurch, dann taucht er wieder auf, die Hände in den Taſchen, pfeifend, ſchlendernd, als käme er von einem kleinen Spaziergang. Dabei kümmert er ſich nicht um das Geld der Adelaide, noch ſucht er ſie an ſich zu feſſeln, im Gegentheil, er ſchlägt und mißhandelt ſie, beſonders wenn er betrunken iſt. Und er iſt ein Säufer, der, jede Geſellſchaft meidend, allein im Wirthshaus ſitzt und ſtumpfſinnig in ſein Glas ſchaut, ohne Jemand zu hören oder zu ſehen. Von ihm hat Adelaide zwei Kinder, eine Tochter, Namens Urſule, und einen Sohn, Antoine geheißen. Macquart wird ſpäter von einem Gensdarmen erſchoſſen.

Die zweite Generation alſo (bis auf fünf verfolgt ſie unſer

Roman) wird repräſentirt durch Pierre Rougon, den ehelichen Sohn, und die beiden unehelichen Kinder Urſule und Antoine Macquart, die vor der Hand unter Leitung ihrer Mutter wie gleichberechtigt mit einander raufen und ſpielen und die Dämonen der Nachbarſchaft genannt werden. Die Mutter ſelbſt aber verliert mehr und mehr das ſeeliſche Gleichgewicht und mit der Zeit wird ſie alle zwei, drei Monate Nervenkriſen unterworfen, die ſich in entſetzlichen Convulſionen äußern. Mit 42 Jahren wird ſie vollkommen zur kindiſchen, alten Frau, trotzdem ſie noch nicht die Hälfte ihres Lebens erreicht hat, denn es iſt ihr beſtimmt, 105 Jahre zu leben. In der zweiten Generation theilt ſich der Name in die beiden Aeſte Rougon und Macquart, die getrennt zu verfolgen vortheilhaft iſt; von ihnen ſteigt der Zweig der Rougon, von dem fleißigen, nüchternen Gärtner ſtammend, zu hohen Ehren, die Macquart, von dem alkoholdurchfeuchten Wilderer ſtammend, leben in mittleren, niederen und niederſten Kreiſen. Pierre Rougon, egoiſtiſch, ſelbſtſüchtig, nicht ganz der Bauer, wie ſein Vater, weiß zuerſt ſeine Stiefgeſchwiſter, dann ſeine halbkindiſche Mutter, die Adelaide, um ihr ganzes Vermögen zu bringen, dann heirathet er, um in die Kreiſe der Bourgeoiſie von Plaſſans einzudringen, die Tochter eines reichen Oelhändlers, Namens Félicité Puech. Félicité war nicht ſchön, aber ſie beſaß eine Grazie, die ſie hinreißend liebenswürdig machen konnte, dabei war ſie das lebende Abbild der Intrige, des betriebſamen Ehrgeizes, der vor keinem Mittel zurückſchreckt. Sie ſelbſt freilich erreichte mit ihrem Manne keines von ihren ehrgeizigen Zielen, aber in ihren Kindern ſollten ſich ihre Träume erfüllen. Ihrer Kinder, alſo der Enkel der alten Adelaide Fouque, ſind fünf, mit Namen Eugène, Pascal, Ariſtide und die beiden Mädchen Sidonie und Marthe.

In dieſer dritten Generation tritt wenig hervor Sidonie,

ſie wird nur dadurch für den Roman wichtig, daß ihre Tochter Angelique die reine Heldin des ergreifenden Buches Le rêve (Der Traum) iſt. Pascal Rougon hat wenig Zuſammenhang mit der Familie ſeiner ehrgeizigen Mutter Félicité, er wird ein ſtiller Gelehrter, deſſen Name einen bedeutenden Klang in der mediciniſchen Welt hat, und iſt dazu auserſehen, in dem Schluß-roman Le docteur Pascal den Epilog zu der Geſchichte ſeiner Familie zu geben. Marthe Rougon verheirathet ſich mit einem Verwandten, François Mouret, dem Sohne der Urſule Macquart. Dieſe Ehe vereinigt alſo die beiden verſchiedenen Zweige, ſie bildet den Knoten in dem Stammbaum, wie Zola ſich ausdrückt, und aus ihr gehen hervor in der vierten Generation der ziel-bewußte Octave Mouret, der Held des Pot-bouille (Sudelküche) und des Au Bonheur des dames (Zum Paradies der Damen), ſowie ſein Bruder, der fromme, beſcheidene Serge Mouret, der Held des Romans La faute de l'abbé Mouret. Alle dieſe aber treten zurück gegen die beiden Söhne Eugène und Ariſtide, ſpäter Saccard genannt. In dieſen Enkeln der Adelaide hat der Ehrgeiz ihrer Mutter Félicité Wurzel geſchlagen. Eugène Rougon iſt der Adler der Familie, er hat den Ehrgeiz, zu herrſchen, die Menſchen zu unterdrücken, ſeinen Willen geltend zu machen, dabei eine ſouveräne Verachtung gegen kleine Mittel und beſcheidenes Glück. Er wird die allmächtige Hand Na-poleon's III. (Zola hat ihn nach dem Bilde des Vicekaiſers Rouher gezeichnet), in unſerer Geſchichte Held des Romans Son excellence Eugène Rougon (Seine Excellenz Eugen Rougon). Eugène's jüngerer Bruder, Ariſtide, liebt das Geld, wie Jener die Macht, in ihm lebt der Ehrgeiz der Mutter als die Sucht nach Reichthum. Er träumt von Tonnen Goldes, Gold vom Morgen bis zum Abend, und genießen will er alle Genüſſe des Lebens, ſcrupellos. Er wird der Held der Romane La curée (Die Jagdbeute) und L'argent (Das Geld).

Die vierte Generation, alſo die Urenkel der ſchwachſinnigen alten Adelaide, die Enkel des begüterten Kaufmanns Pierre Rougon in Plaſſans und der ehrgeizigen Félicité, die Kinder aus dem Hauſe des Ariſtide, wo das Genießen des Lebens mit aller Raffinirtheit eines durch unzählbare Millionen erworbenen Luxus, mit aller Blaſirtheit, die vor nichts Abſcheulichem zurückſchreckt, zur Loſung gemacht iſt, dieſe vierte Generation wird gebildet durch die drei Kinder Clotilde, Maxime und Victor. Victor verſchwindet, Clotilde wird dem unheilvollen Treiben des väterlichen Hauſes entzogen und lebt bei ihrem Onkel Pascal in Plaſſans, Maxime aber bleibt im Hauſe, bis er, am Ende ſeiner Lebenskraft ſchon mit dem dreißigſten Jahre, nach dem Süden geht. Mit dem dreiunddreißigſten Jahre ſtirbt er mit Hinterlaſſung eines Sohnes Namens Charles.

In der fünften Generation nun, was iſt da von dem reichen, weitverzweigten Geſchlecht der Rougon zu erwarten? Die ganze fünfte Generation wird gebildet von einem Sohn, den Clotilde ihrem Onkel Pascal gebiert und von dem man nicht weiß, was die Zukunft ihm und er der Zukunft bringen wird. Aber auf ihm beruht die Hoffnung des Geſchlechts. Denn außer ihm iſt nur noch Charles da, der ganz degenerirte Sohn des verlebten Maxime. Bei dieſer rührenden Geſtalt des letzten Sproſſen eines großen Geſchlechts lohnt es, einen Augenblick zu verweilen; herzbrechend traurig iſt es zu ſehen, wie die Sünde der Väter heimgeſucht wird an den Kindern, und gerade in dem furchtbaren Ernſt, der uns in der Geſtalt dieſes fünfzehnjährigen, unglücklichen Knaben entgegentritt, offenbart ſich die noch immer verunglimpfte Reinheit Zola's. Folgendermaßen erzählt der Dichter den Tod des Knaben:

Der Vater Maxime kommt nach Plaſſans, um ſeinen Sohn, der ſich dort im Irrenhaus bei der alten Urmutter Adelaide am liebſten aufhält, zu beſuchen. Dort treffen ſich die

fünf Generationen in einzelnen Vertretern zuſammen, die alte Adelaide Fouque, die Stammmutter, ihr Sohn, der Baſtard Antoine Macquart, dem die Familie ein altes Haus in der Nähe gemiethet hat, ihr Enkel Pascal, ihre Urenkel Clotilde und Maxime, die unähnlichen Geſchwiſter, und der unglückliche Urenkel Charles. Und nun erzählt Zola: Charles war ſehr niedlich angezogen, er trug einen Anzug von ſchwarzem Sammt, mit goldenen Schnüren beſetzt. Bleich wie eine Lilie glich er einem Königsſohn mit ſeinen großen, farbloſen Augen und den herabrieſelnden blonden Locken. Aber was am meiſten in dieſem Augenblick berührte, das war ſeine Aehnlichkeit mit der alten Adelaide, die Aehnlichkeit, welche drei Generationen hindurchgegangen war und welche jetzt von dem vertrockneten Geſicht der Hundertjährigen mit ihren abgenutzten Zügen überſprang auf das zarte Kindergeſicht, auch dies ſchon wie ausgelöſcht, ganz alt und am Ende durch die Abnutzung der Raſſe. Einander gegenüber, das ſchwachſinnige Kind mit ſeiner Schönheit des Todes und die ſchwachſinnige Alte mit den ausgetrockneten Zügen, es war der Anfang und das Ende des Geſchlechts.

Nicht lange nach dieſem Beſuch ſtirbt das Kind. Tante Dide, wie die alte Adelaide ſeit Langem genannt wurde, hatte ihren guten Tag. Sie ſaß ruhig, gleichmäßig, gerade in ihrem Lehnſeſſel, wo ſie ſeit zweiundzwanzig Jahren die langen Stunden damit zubrachte, in das Leere zu ſtarren. Sie ſchien noch mehr abgemagert zu ſein, jeder Muskel war verſchwunden, ihre Arme und Beine waren nur noch Knochen, von pergamentartiger Haut bedeckt, und ihre Wärterin ſchob ſie wie ein Stück Möbel umher. Dabei blieb die Alte regungslos, nur die Augen, klar wie durchſichtiges Quellwaſſer, lebten in dem kleinen, vertrockneten Antlitz. Aber am Morgen war plötzlich ein Strom von Thränen über ihre Wangen geſtürzt, dann hatte ſie angefangen, Worte ohne Sinn zu ſtammeln; das ſchien zu beweiſen,

daß mitten in ihrer greiſenhaften Erſchöpfung die langſame Verhärtung ihres Gehirns noch nicht vollſtändig ſein mochte; es blieben geſammelte Erinnerungen, Lichtblicke des Verſtandes waren möglich. Und ſie hatte wieder ihr ſtummes Geſicht angenommen, gleichgültig gegen Dinge und Perſonen, zuweilen lachend über ein Unglück, einen Fall, meiſtens ohne zu ſehen und zu verſtehen in ihrer endloſen Betrachtung des Leeren.

Die Wärterin brachte den kleinen, armen Charles und ſetzte ihn vorſichtig an den kleinen Tiſch, der Urgroßmutter gegenüber, ſehr vorſichtig, denn wenn er ſich ſtieß oder irgendwie verletzte, begann die kleinſte Schramme heftig zu bluten, und das Blut war ſchwer zu ſtillen. Sie bewahrte für ihn ein Päckchen Bilder, Soldaten, Capitaine und Könige, bekleidet mit Purpur und Gold, die gab ſie ihm mit ſeiner kleinen Scheere zum Ausſchneiden.

Der Enkel erhob ſeinen Blick zu der Alten und Beide ſahen einander an, während die Wärterin das Zimmer verließ. Sie hatten ſich nicht zugelächelt, ſondern ſie betrachteten ſich tiefſinnig, mit gedankenloſem Ernſt.

Aber die geringſte längere Aufmerkſamkeit ermüdete Charles, und er neigte zuerſt den Kopf und ſchien ſich für ſeine Figuren zu intereſſiren, während Tante Dide, die eine ſtaunenswerthe Kraft hatte, ihren Blick zu fixiren, fortfuhr, ihn mit ihren leeren Augen anzuſehen, ohne mit den Wimpern zu zucken.

Charles ſpielte artig mit ſeinen Bildern. Das trieb er eine Viertelſtunde in dem tiefen Schweigen des Irrenhauſes, wo man, wie in einem Gefängniß, nur verlorene Geräuſche vernahm, einen heimlichen Schritt, das Klirren eines Schlüſſelbundes, manchmal laute Schreie, alsbald erſtickt. Aber das Kind mußte an dieſem heißen Tage müde werden. Der Schlaf überfiel es, und bald ſchien ſich ſein Kopf mit dem lilienweißen Antlitz unter dem zu ſchweren Schmuck ſeines königlichen Haares

zu neigen; er ließ ihn ſacht zwiſchen die Figuren ſinken und ſchlief ein, die eine Wange auf den Königen von Gold und Purpur. Die Lider ſeiner geſchloſſenen Augen beſchatteten ſich, das Leben ſchlug ſchwach in den kleinen, blauen Adern ſeiner zarten Haut. Er war engelhaft ſchön, mit der undefinirbaren Corruption eines ganzen Geſchlechts ausgebreitet über ſeinem ſüßen Antlitz. Und Tante Dide betrachtete ihn mit ihrem leeren Blick, worin es nicht Luſt noch Leid gab, dem Blick des ewigen Nichts.

Indeſſen, nach Verlauf einiger Minuten, ſchien ein Intereſſe in ihren waſſerhellen Augen zu erwachen. Ein rother Tropfen zeigte ſich an dem linken Naſenloch des Kindes. Der Tropfen fiel nieder, dann bildete ſich ein anderer und folgte ihm. Es war das Blut, welches dahinperlte, ohne Anſtoß diesmal, welches ganz von ſelbſt floß und dahinging, da das Leben des Geſchlechts kraftlos und abgenutzt war. Die Tropfen wurden ein rother Faden, der über das Gold der Papierfiguren floß. Und er ſchlief noch immer, das Antlitz voll ſüßer Ruhe, wie ein Cherubim, ohne nur ein Bewußtſein des Lebens zu haben, das ihn verließ. Und die Schwachſinnige fuhr fort, ihn zu betrachten, die Miene mehr und mehr intereſſirt, aber ohne Schreck, viel eher amüſirt, weil ihr Auge dadurch angeregt wurde, wie durch den Flug der großen Fliegen, den ſie ſtundenlang verfolgte.

Weitere Minuten gingen vorüber. Der kleine, rothe Faden hatte ſich verbreitert, die Tropfen folgten ſchneller auf einander mit leichtem, regelmäßigem Fall. Und Charles regte ſich einen Augenblick, öffnete die Augen und bemerkte, daß er voll Blut war. Aber er erſchrak nicht, er war an dieſe blutende Quelle gewöhnt, die ſich dem geringſten Stoß öffnete. Er ſtieß nur einen halblauten Ruf des Aergers aus. Indeſſen ein Inſtinct mochte ihn warnen, er rief etwas lauter, einen verwirrten, ſtotternden Ruf: Mama, Mama! Seine Schwäche mußte ſchon zu groß ſein, denn eine unüberwindliche Mattigkeit befiel ihn

wieder, er ließ ſeinen Kopf zurückgleiten. Seine Augen ſchloſſen ſich von Neuem, er ſchien wieder einzuſchlafen, als wenn er im Traum ſeine Klage fortſetzte, ein leiſes Schluchzen, mehr und mehr erſterbend.

Die Figuren waren naß, der ſchwarze Sammt von Weſte und Hoſe, mit Gold beſtickt, von blutigen Rinnſalen überrieſelt, und der kleine rothe Faden floß aus der Naſe unaufhaltſam, er floß über die Tiſchplatte und tropfte hinunter auf den Fußboden, wo ſich eine Lache bildete. Noch einmal ſtieg eine Klage auf: „Mama, Mama!“

Inzwiſchen begann auch bei der alten Schwachſinnigen ſich eine Art von Bewußtſein zu regen. Sie ahnte etwas von dem, was ihr gegenüber vorging, aber ſie war zu ſchwach, um ſich regen oder rufen zu können. So mußte ſie denn mit verwirrter Miene und halb erwachtem Bewußtſein Alles ſehen.

Es war ein langſamer und ſanfter Todeskampf, deſſen Anblick noch lange Minuten dauerte. Charles, wie wieder eingeſchlafen, jetzt ohne einen Laut, verlor nach und nach alles Blut aus ſeinen Adern, die ſich mit leiſem Tropfen, ohne aufzuhören, leerten. Seine lilienweiße Farbe nahm zu und wurde ſchließlich zur Bleichheit des Todes. Die Lippen entfärbten ſich, wurden blaßroſa und dann weiß. Und, beinahe am Sterben, machte er die Augen weit auf, er heftete ſie auf die Urgroßmutter, welche darin den letzten Strahl verfolgen konnte. Das ganze, wachsbleiche Antlitz war ſchon todt, nur die Augen lebten noch, ſie bewahrten ihren Glanz und ihre Klarheit. Plötzlich wurden ſie leer und erloſchen. Das war das Ende, als die Augen ſtarben. Charles war geſtorben ohne eine Erſchütterung, erſchöpft wie eine Quelle, deren ganzes Waſſer ausgefloſſen iſt. Aber er blieb göttlich ſchön, den Kopf im Blute gebettet, überrieſelt von ſeinem blonden, königlichen Haarſchmuck, gleich einem dieſer kleinen, blutloſen Königsſöhne, die die fluch-

würdige Erbschaft ihres Geschlechtes nicht tragen konnten und die noch als Knaben greisenhaft und geistesschwach entschlafen, mit fünfzehn Jahren. — — —.

So stirbt der eine Sproß der fünften Generation, der andere soll noch geboren werden. Er ist ein stammelnder Säugling, noch ohne Namen, als die ganze Geschichte schließt. „Das unbekannte Kind" nennt ihn Zola in seinem Stammbaum und fügt hinzu: Was für eins wird es werden? Das ist das Ende des ruhmreichen Geschlechts, nicht einmal ein Name, sondern nur eine Hoffnung . . . Weh über das Leben, es ist ein Massacre ohne Ende, wo die Sünde der Väter an den Kindern heimgesucht wird bis ins dritte und vierte Glied, dreifach Wehe aber über den, der den kranken Keim hineinträgt in sein Geschlecht.

— — — — — — — — — — — — — — — — —

Jetzt aber gilt es, sich zu dem anderen Zweige der Familie der Rougon-Macquart zu wenden, zu den Macquarts, den Nachkömmlingen der beiden Bastardkinder der Adelaide Fouque, Ursule und Antoine. Hier erkennt man, wie die geistige Krankheit der alten Adelaide und die Trunksucht ihres Geliebten, des zerlumpten Schmugglers, von der Wurzel aus ein ganzes Geschlecht durchseucht, hier und da aufbrechend, unter Umständen verborgen bleibend, aber seine unheilvolle Wirkung nie ganz verlierend.

Das Geschlecht der Macquarts zerfällt in zwei Hauptstämme, die Abkömmlinge der Ursule auf der einen, die des Antoine auf der anderen Seite; in Jenen herrscht die Disposition zur Geistesumnachtung, ein Erbtheil der Mutter, in Diesen die Trunksucht, ein Erbtheil des Vaters.

Ursule Macquart, die als Kind mit dem legitimen Pierre Rougon und dem illegitimen Antoine als Schwester spielte, wir entsinnen uns: „die Dämonen der Nachbarschaft", heirathet nach

Marſeille, einen Hutmacher Namens Mouret, und ſtirbt daſelbſt an der Schwindſucht, nachdem ſie drei Kindern das Leben gegeben hat: Silvère, Helène und François. Von dieſer dritten Generation, alſo die gleiche Stufe mit Sr. Excellenz Eugen Rougon und ſeinen Geſchwiſtern, ſtirbt Silvère, ein frühreifer Jüngling, über den Zola den ganzen Zauber ſeiner Poeſie ausgegoſſen hat, noch kaum erwachſen. Helène Mouret, die Heldin von Une page d'amour, verheirathet ſich mit einem gewiſſen Grandjean und hat von dieſem eine Tochter Jeanne; bei dieſer, alſo in der vierten Generation, ſpukt wieder das alte Unheil der Adelaide: Johanne ſtirbt in Nervenkriſen. Am entſetzlichſten aber ſucht das Geſchick den älteſten Sohn Urſule's, François Mouret, heim. Dieſer heirathet, wie oben erwähnt, Marthe Rougon, die Schweſter von Ariſtide, Pascal und Eugène. François und Marthe leben zuerſt, wie in der Tragödie La conquête de Plassans erzählt wird, glücklich und zufrieden mit einander; aber als ein Prieſter ſich zwiſchen Beide zu drängen weiß, da bricht das Erbtheil der gemeinſamen Großmutter Adelaide in hellen Flammen aus. Marthe verfällt in religiöſen Wahnſinn und ſtirbt, François verfällt in Tobſucht und verbrennt ſich und ſein Haus und Alle, die darin ſind. Doch das unſelige Erbe der alten Adelaide hört mit dieſem Brande nicht auf zu wuchern. Von den drei Kindern der Beiden, in der vierten Generation, die alſo mit Maxime, dem Vater des unglücklichen Charles, auf einer Stufe ſteht, von dieſen drei wird Serge, bei dem ſich die Dispoſition der religiös-wahnſinnigen Mutter als Neigung zum Myſticismus äußert, Prieſter; Deſirée iſt ſchwachſinnig und lebt bei ihrem Bruder; nur Octave iſt geſund, er iſt der thatkräftige, rückſichtsloſe Beſitzer des großen Bazars Au bonheur des dames, bei ihm findet ſich eine ausgeſprochene Aehnlichkeit mit ſeinem Onkel Eugen, dem Adler der Familie. Octave hat zwei Kinder, die fünfte Generation

alſo, gleichſtufig mit dem blonden Königsſohn Charles und dem ungekannten Kind. Sie ſind noch zu jung, um klaſſificirt zu werden. Auf ihnen beruht Hoffnung und Zukunft des Zweiges.

Die anderen Macquarts, unter denen die Trunkſucht des Stammvaters verheerend ihre Wucherungen treibt, ſtammen von dem Baſtard Antoine ab. Dieſer war, wie wir wiſſen, von Pierre Rougon um den ihm zufallenden Theil des Vermögens der Mutter Adelaide gebracht worden und trieb ſich nun, nichts thuend, trinkend und auf ſeine vornehmen Verwandten, die Rougons, ſchimpfend, in Plaſſans umher. Den nothwendigſten Unterhalt ſeines Lebens verdiente er ſich durch Korbflechten, eine Arbeit, bei der er keine Auslagen, ſondern nur Reingewinn hatte, da er die Weiden, die er brauchte, ſtahl. Dieſer alte Bandit von einem Onkel, wie er von den Rougons genannt wurde, verheirathete ſich mit einer Aufwärterin Namens Joſephine Gavaudan; das war ein robuſtes Weib mit breiten Schultern und coloſſalen Armen und einem Geſicht, breit und maſſiv wie ein Mann, ganz geeignet, die Straßenjungen in reſpectvoller Entfernung zu halten; am eigenthümlichſten war ihre Stimme, die aus dem groben Mund dünn und fein, wie die eines Kindes, heraustönte. Auch dieſe Heirath Antoine's geſchah, wie bei ſeinem Bruder Pierre, aus Speculation. Nur dachte dieſer nicht, durch ſeine Joſephine Zutritt zu irgend welchen Kreiſen von Plaſſans zu bekommen, ſondern er hatte die minder ehrgeizige Abſicht, ſich durch die gewaltigen Hände ſeiner Frau bequem ernähren zu laſſen. Seine Speculation war richtig. Joſephine, der die Natur zu ihren enormen Kräften die entſprechende Arbeitsluſt verliehen hatte, arbeitete für ſie Beide, als müßte es ſo ſein, die ganze Woche hindurch; und ſie lebten glücklich und zufrieden. Nur Sonntags wurde das Familienglück geſtört; denn Sonntags pflegte Joſephine ſich zu betrinken, und zwar in Anisbranntwein; betrunken aber wurde

ſie, die ſonſt Ruhige und Gefügige, rabiat, begann ihrem Manne ſeine Faulheit vorzuwerfen und mit ihren großen Fäuſten ihm zu Leibe zu gehen. Er blieb ihr Nichts ſchuldig, weder Wort noch Schlag, und ging auch, trotz ihrer überlegenen Kräfte, meiſt als Sieger aus der Schlacht hervor, indem er ſie, die blind darauf losſchlug, ohne ſich zu decken, durch einen wohlberechneten und gut gezielten Fauſtſchlag kampfunfähig machte. Am Montag wußten ſie dann kaum noch, warum ſie ſich geſchlagen, und lebten ruhig neben einander weiter.

Sie hatten zuſammen drei Kinder, alſo die dritte Generation, die gleiche Stufe mit Eugène Rougon und mit François Mouret, der ſich im Wahnſinn verbrannte. Die drei Kinder heißen Liſa, Gervaiſe und Jean. Jean iſt ein ruhiger, gleichmäßiger Menſch, der vom Vater abſichtlich immer als Junge behandelt wird, damit er ihm ſein erworbenes Geld abliefert. Er verläßt dann heimlich ſein Haus und lebt als Bauer in der Beauce, einer fruchtbaren Provinz im Südweſten von Frankreich, wo er mit ſeiner paſſiven Natur der paſſive Held der grauenvollen Tragödie des Romans La terre (Mutter Erde) iſt. Er zieht darauf in den Krieg, macht Sedan und die Aufſtände der Commune mit und iſt ſo der Mittelpunkt des Romans La débâcle (Der Zuſammenbruch). Er verheirathet ſich ſchließlich nach Valqueyras in der Nähe von Plaſſans, und hat einen Säugling und ein noch ungeborenes Kind, die das Geſchlecht fortſetzen. — Liſa, die älteſte Tochter, heirathet nach Paris, einen gewiſſen Quenu und hat ein gutgehendes Fleiſchwaarengeſchäft, wie es in dem Roman Au ventre de Paris des Genaueren beſchrieben ſteht. Mit einer Tochter Pauline, die unverheirathet bleibt, ſtirbt dieſer Zweig des Geſchlechts aus. Die Geſchichte der Pauline wird in dem Roman La joie de vivre erzählt.

Iſt ſo bei dieſen beiden Kindern von dem Fluch des Geſchlechtes nicht viel zu merken, ſo tritt er um ſo mehr bei dem

dritten hervor. Gervaiſe war von Geburt an ein Krüppel, ihr ganzes rechtes Bein war krumm und unnatürlich mager. Auch ſpäter blieb ſie ſchwächlich. Sie wurde ein großes Mädchen, deſſen Kleider, immer zu weit, im Winde flatterten, als wären ſie leer. Aber auf ihrem abgemagerten und verkrüppelten Körper trug ſie den feinen Kopf einer Puppe, ein kleines, blaſſes Antlitz von einer wunderbaren Zartheit. Ihr Fehler wurde dadurch faſt zur Anmuth, graziös bewegte ſich ihre Geſtalt zu jedem Schritt, als wenn ſie ſich in ſanftem Tact wiegte. Wegen ihrer Schwäche hatte ihre Mutter Joſephine ſie bei ſich behalten und ſie zur Kräftigung ihrer Geſundheit an ihr Heilmittel, den Anisbranntwein, gewöhnt. Wenn der Mann in der Kneipe als wohlhabender Bürger das große Wort führte und den Erlös ſeiner Frau und ſeiner Kinder vertrank, dann holte Joſephine zwei Schnapsgläſer und eine Flaſche Anis, die ſie mit ihrer Tochter zuſammen leerte. Das war jedesmal ein Feſt für ſie. Der ſolide, nüchterne Jean wurde ins Bett geſchickt, und die beiden Frauen blieben am Tiſche ſitzen, immer mit geſpannter Aufmerkſamkeit, um bei dem geringſten Geräuſch, das ihnen die Ankunft ihres Mannes anzeigte, die Schnapsgläſer und die Flaſche verſchwinden zu laſſen. Wenn der Vater ſich verſpätete, kam es vor, daß ſie ſich ſo allmählich, ohne es zu bemerken, betranken. Stumpf, mit einem blöden Lächeln ſaßen Mutter und Tochter einander gegenüber und tranken, bis ſie ſchließlich zu ſtammeln anfingen. Rothe Flecken erſchienen auf den Wangen der Gervaiſe, ihr kleines, zartes Puppenantlitz war übergoſſen von einem Ausdruck blöder Glückſeligkeit und das einfältige Lächeln der Trunkenen ſpielte auf ihren feuchten Lippen. Manchmal vergaßen ſie aufzupaſſen oder ſie hatten nicht mehr die Kraft, die Flaſche und die Gläſer wegzunehmen, wenn ſie den Schritt Antoine's auf der Treppe hörten. An den Tagen gab es Mord und Todtſchlag bei den Macquarts. Dann mußte

Jean aufſtehen, um ſeinen Vater und ſeine Mutter zu trennen und um ſeine Schweſter zu Bett zu bringen, die ſonſt die Nacht auf den bloßen Dielen geſchlafen hätte.

Gervaiſe bekam in ihrem ſechszehnten Jahre einen Sohn; der Vater war noch nicht achtzehn Jahre alt, ein Gerber, Namens Lantier. Mit dieſem zog ſie ſpäter nach Paris, wo ſie von ihm mit ſammt ihren Kindern verlaſſen wurde. In den beiden Kindern, der vierten Generation, alſo auf gleicher Stufe mit dem Vater des unglücklichen, verbluteten Charles, zeigt ſich das Geſetz der Vererbung in ſeiner grauenhafteſten Geſtalt; noch nicht bei Etienne, der Minenarbeiter wird und der Held von Germinal; der wird, ſonſt ein ſolider, ruhiger Mann, in die Bewegung der großen Ausſtände in den Kohlenrevieren verwickelt und ſpäter deportirt. Dort drüben ſoll er mit einer Frau zuſammenleben und mit dieſer zwei Kinder haben; Genaueres weiß man indeſſen nicht. Bei dem Anderen, Claude, zeigt ſich ſchon das verhängnißvolle Erbtheil. Es iſt der Held von L'oeuvre (Das Meiſterwerk), ein Maler, dem die Natur wohl das Genie verliehen hat, aber die Trunkſucht ſeiner Mutter hat die Anlage zur Kraft, ſeine künſtleriſchen Ideen zu verwirklichen, in dem Sohne nicht aufkommen laſſen, und ſo geht er an dieſem Zwieſpalt zwiſchen Wollen und Können zu Grunde. Ein Sohn von ihm, der waſſerköpfige Jaques-Louis, alſo die gleiche Generation mit Charles, iſt ein Jahr vorher geſtorben. Am entſetzlichſten aber zeigt ſich die Folge der mütterlichen Art bei dem letzten Sohn, Jaques Lantier, dem Helden der Bête humaine. Dieſer, ſonſt ein außerordentlich ſympatiſcher, ruhiger Menſch, beſitzt eine unbezwingliche Leidenſchaft, warmes Menſchenblut fließen zu ſehen, und er wird nicht eher ruhig, als bis er der Frau, die er liebt, das Meſſer in den Hals geſtoßen und ſich an dem rothen, vorquellenden Blut geſättigt hat. Er ſtirbt, von ſeinem Heizer von der Locomotive hinabgeworfen.

So ist von den Lantiers Nichts mehr übrig, als vielleicht im fernen Westen ein paar Kinder des Etienne. Gervaise aber mit ihrem Puppengesicht hat, von Lantier verlassen, noch einmal geheirathet, einen braven, fleißigen Arbeiter Namens Coupeau. Dieser wirft sich indessen, durch einen unglücklichen Sturz arbeitslos geworden, ebenfalls dem Schnapsteufel in die Arme. Er und Gervaise sterben im Elend. Aber sie hinterlassen eine Tochter, Anna Coupeau, die bekannte Nana des gleichnamigen Romans, eine Courtisane. Auch sie stirbt 1870 mit ihrem kleinen Sohne Louis und so ist das Geschlecht der Macquarts auch in diesem Zweige ausgestorben. Wie drüben bei den Rougons das schnelle Leben, wie bei den Mourets der Wahnsinn der alten Tante Dide, so hat bei den Macquarts der Alkohol des Stammvaters, des alten Wilderers, verheerend seine Opfer gefordert, bei den Letzteren aber wollte es ein zürnendes Geschick, daß das Verhängniß der Familie stets neue Nahrung fand bei Denen, die sich ihr angliederten. Denn zu der vom Vater ererbten Trunksucht des Antoine gesellte sich die seiner Frau Josephine, um das Geschlecht zu verseuchen; und die beiderseitige Tochter Gervaise heirathete den Coupeau, den die Verzweiflung dem Trunk in die Arme warf.

Auch hier wird, wie bei den Rougons, die Sünde der Väter heimgesucht, an ihnen und den Kindern. Der alte Wilderer wird von einem Gensdarmen niedergeknallt wie ein toller Wolf, Coupeau stirbt im Delirium, Antoine wird sehr alt, vierundachtzig Jahre, ohne von seiner Flasche zu lassen; er lebt dicht bei dem Irrenhause, in dem seine Mutter Adelaide den Enkel Charles verbluten sieht. Aber er ist von Alkohol vollgesogen wie ein Schwamm, durch seine Pfeife angezündet, verbrennt er eines Tages in sich selbst, und es bleibt Nichts von ihm, als ein kleines Häufchen klebriger Asche. Und der Tod der Gervaise, sie, die allerdings unfreiwillig, durch ihre Mutter

Josephine veranlaßt, durch ihre Trunksucht ihre Söhne in Tod und entsetzliches Verhängniß getrieben, ihr Tod ist so grauenvoll, wie der des unglücklichen Charles rührend ist. Hier sühnt sie ihre und ihrer Mutter Schuld, und so will der Roman L'assommoir verstanden sein. Er hat Manches zu sagen, und so mag er auch hier das letzte Wort behalten und den Tod der Gervaise erzählen:

Nach dem Tode ihres Mannes sank Gervaise immer tiefer, Schimpf und Mißhandlung jeder Art erlitt sie und starb vor Hunger jeden Tag etwas mehr. Wenn sie Geld in die Hände bekam, trank sie und schlug im Delirium gegen die Wände. Man betraute sie mit allen schmutzigen Aufträgen des Viertels. Eines Abends hatte man gewettet, sie würde irgend etwas Ekelhaftes nicht essen; und sie hatte es doch gegessen, um zehn Sous zu gewinnen. Der Hauswirth hatte sich entschlossen, sie aus ihrem Zimmer im sechsten Stock hinauszuwerfen, und da man einen Menschen, der einen Verschlag unter der Treppe bewohnte, soeben todt aufgefunden hatte, überließ er ihr großmüthig dieses Loch als Wohnung. Hier lag sie auf altem Stroh und klapperte mit den Zähnen, mit leerem Magen, eiskalt bis in das Mark ihrer Knochen. Die Mutter Erde wollte sie offenbar nicht haben. Sie wurde idiotisch und gedachte nicht einmal mehr daran, wie früher, sich vom sechsten Stock auf das Pflaster zu stürzen, um ein Ende zu machen. Der Tod mußte sie allmählich nehmen, Stück für Stück, indem er sie so bis zum Ende der fluchbeladenen Existenz schleppte, die sie sich selbst geschaffen. Man wußte nicht einmal recht, woran sie eigentlich gestorben war. Man sprach von einer Erkältung. Aber die Wahrheit war, daß sie an Elend starb, an Schmutz und an den Plagen ihres versudelten Lebens. Sie crepirte an allgemeiner Schlappheit, wie ihre Schwägerin sagte. Eines Tages, als es im Hausflur so eigenthümlich roch, dachte man daran,

daß man ſie ſeit zwei Tagen nicht geſehen hatte; man ſah nach und fand ſie in ihrem Verſchlage unter der Treppe, ſchon in Verweſung.

So ſtirbt die unglückliche Gervaiſe, die an ſich wohl Mitleid verdient und erregt. Aber der Wurm war im Stamm, jetzt iſt er in die Früchte gedrungen und verzehrt ſie; denn eine jede Urſache hat ihre Wirkung auf Erden, und ſo erläutert der Stamm ſeine Aeſte, die Aeſte ihre Blätter. Und wer noch genauer zuſieht auf dem weit veräſtelten Stammbaum, dem erweitert ſich der Blick: er erkennt ſtaunend, wie hier und da, an ganz verſchiedenen Enden, wo nur das Blut der Urmutter Verwandtſchaft wirkt, ſeltſame Aehnlichkeiten aufleuchten, ſo zwiſchen dem Doctor Pascal und Pauline Quenu, die Beide Alles erkennen wollen, nicht nur um zu verzeihen, ſondern, was mehr iſt, um zu heilen; ſo eine Aehnlichkeit zwiſchen Octave Mouret, der, durch ſtählerne Energie jede Concurrenz unterdrückend, der unbeſtrittene Herrſcher aller Modewaarenhändler wird, und zwiſchen Eugène Rougon, dem Adler der Familie, der durch die gleiche Eigenſchaft zum Vicekaiſer des ganzen Reiches ſich aufſchwingt. Noch in anderer Richtung iſt ein Blick auf das verzweigte Geäſt der Rougon-Macquart von Werth: er giebt belehrenden Aufſchluß über den Zuſammenhang der menſchlichen Naturen, er zeigt, daß der nämliche Trieb, z. B. von der Félicité ausgehend, den Ariſtide zum Herrn über die Millionen Goldes, den Eugène über die Millionen Menſchen gemacht hat, er läßt bei den Kindern der Gervaiſe erkennen, daß unter demſelben Einfluß der mißgeſpannt klirrenden Nerven der Mutter Nana ſich verkauft, Etienne im Kohlenbergwerk ſich empört, Jaques die Geliebte tödten muß, Claude vom Genius des Künſtlers durchflammt iſt.

Zola ſelbſt zieht am Schluß des Ganzen ſolche Parallelen und hat die innige Freude des Gelehrten an ſeinem Stamm-

baum. So hat er ihn dem Schlußbande des Ganzen, dem docteur Pascal, beigegeben, und er ist für den, der die Rougon-Macquarts mit aufmerksamem Interesse liest, eine glückliche und fast nothwendige Hülfe. Er ist das Gerüst, das dem ausgedehnten Romancomplex inneren Halt und Zusammenhang giebt. Für Zola selbst aber ist er Ursprung zugleich und Resultat seines gigantischen Experimentes, mit dem er die Erblichkeitstheorie bestimmen wollte. Das Experiment ist sein Lebenswerk geworden, nicht wegen seines wissenschaftlichen Werthes, denn der ist gering, weil das Ganze im Grunde nichts als ein großer Cirkelschluß ist, nicht darum, sondern weil ein Dichter es angestellt und darin eine Sittengeschichte des zweiten Kaiserreiches geschrieben, wie in so weiter Ausdehnung, so gleichmäßiger dichterischer Ausführung, so farbenglühender Schilderung und so erschütternder Wirkung es noch keine zweite kulturgeschichtliche Darstellung in all der Weltliteratur gegeben hat.

II.

Das Interesse bei Zola's Romanen und besonders den Rougon-Macquarts concentrirt sich hauptsächlich um zwei Brennpunkte, die Vererbung und das Milieu. Jene giebt seinen Figuren die Grundbedingungen, dieses die Richtung ihres Daseins. Für des Dichters philosophische Ideen und die Zusammenfassung der verschiedenen Historien zu einem großen, einheitlichen Ganzen hat die Erstere den größeren Werth; das Letztere wirkt mehr zur farbigen Ausmalung des Einzelnen. Die Vererbungstheorie ist der wissenschaftliche Angelpunkt, um den sich die sämmtlichen Romane drehen, in der Milieuschilderung liegt ihre kulturgeschichtliche Bedeutung.

Als Wissenschafter und Physiologe ist Zola Dilettant, als Sittenschilderer steht er den berühmtesten Schriftstellern alter

und neuer Zeit ebenbürtig zur Seite und überragt die meiſten noch dadurch, daß er der Literatur ſeiner Epoche und nicht nur ſeines Landes das Gepräge ſeiner kraftvollen Eigenart aufgedrückt hat. Die Werthſchätzung des Milieu hat ihm Anſtoß und Gelegenheit zu ſeinen farbenglühenden Natur- und Sittenſchilderungen gegeben, den größten Theil ſeiner Wirkung und ſeines Erfolges verdankt er ihr. So mag es beſonders jetzt, wo der Name des Dichters wieder einmal, wie ſchon ſo oft, in Aller Munde iſt, von Intereſſe ſein, der Wirkung des Milieu im Einzelnen etwas nachzugehen. Langweilig iſt die kleine Wanderung nicht, denn ſie bietet Gelegenheit, öfters in die Werkſtätte des Schriftſtellers hinein zu ſehen und manche Epiſode aus ſeinen Büchern in die Erinnerung zurück zu rufen.

Zola erzählt in „Doctor Pascal" von zwei Geſchwiſtern, die Beide Anlage zur Schwindſucht hatten, Sophie und Valentin. Von Valentin will ſich die ebenfalls kränkliche Mutter nicht trennen, er bleibt zu Hauſe und wird nach und nach ein Opfer der tückiſchen Krankheit. Sophie dagegen, im Uebrigen das richtige Ebenbild ihres Bruders, wird auf Anrathen des Arztes aufs Land geſchickt. Hier nun, fern von der ſchwindſüchtigen Atmoſphäre des Vaterhauſes, nimmt ſie an Kraft zu und wird ein Bild der Geſundheit, während Valentin dahinſiecht. Was hat hier bei gleichen Anlagen das Mädchen ſich ſo anders entwickeln laſſen? Das Leben in der reinen, freien Luft des Landes, wo die Sonne ungehindert ihre ſegnenden Strahlen herabſendet und der friſche Wind die dumpfe Krankenluft luſtig davonweht. — Greifen wir auf uns ſelbſt und unſer Leben zurück: wir entdecken, mag uns die Aehnlichkeit mit Vater und Mutter noch ſo ſehr aufgeprägt ſein, Manches in uns, feſt verwachſen und mit unſerem Weſen verſchmolzen, was doch nicht auf unſere Erzeuger zurückgeht, ſondern, wenn es uns gelingt, ſeine Wurzeln zu verfolgen, von Freunden, Lehrern, Bekannten, von Fremden

ſogar ſeinen Ausgang zu uns genommen hat. Nehmen wir einmal an, zwei Knaben von den gleichen Eltern, von einer Anlage, ſo gleich, wie die mannigfaltige Natur ſie niemals ſchafft, werden mit ihrem fünften Jahre von einander getrennt, den einen läßt das Geſchick als Königsſohn erzogen werden, den anderen im wilden Walde in der ärmlichen Hütte eines Holzfällers. Nach einem Menſchenalter ſtehen ſie wieder einander gegenüber, da haben ſich die urſprünglich gleichen Anlagen anders ausgebildet, der Wille zum Schaffen, die Sucht, zu genießen, äußern ſich in entgegengeſetzter Weiſe, und um eine Welt getrennt iſt das, was Anfangs gleich war.

Ein wichtiger Factor für die Art des Menſchen iſt alſo die Beſchaffenheit des Lebenskreiſes, der ſocialen Verhältniſſe, in denen ein Menſch lebt, die Beſchaffenheit der Aeußerlichkeiten des alltäglichen Lebens; kurz, es iſt eben das, was wir mit einem, meines Wiſſens von Zola geſtempelten Ausdruck das Milieu zu nennen pflegen.

Nachdem Zola ſo den Werth des Milieu richtig erkannt, galt es zu überlegen, welchen Platz er ihm in ſeiner geplanten Hiſtorie anweiſen mußte. Es war natürlich, daß er das Milieu mit derſelben wiſſenſchaftlichen Sorgfalt behandelte, wie die Geſetze der Erblichkeit, ſowie ferner, daß er ihm dieſelbe Wichtigkeit beimaß. Indeſſen das Was der Sache erledigte ſich von ſelbſt, dem Wie dagegen thürmten ſich große Schwierigkeiten entgegen, die ſowohl in der Ausdehnung, wie in der Vertiefung der Schilderung lagen.

Die Ausdehnung dürfte nicht zu gering ſein, wenn der Dichter eine Geſchichte ſchreiben wollte, in der ſich das ganze Leben ſpiegelte. Außerdem, wenn er der noch taſtenden Wiſſenſchaft ein wegzeigendes Beiſpiel geben wollte, durfte er ſich nicht auf einige wenige, herausconſtruirte Fälle beſchränken, ſondern er mußte ſich ſelbſt die Freiheit geben, ſich auszuleben,

ſchon um dem Leſer nicht die Illuſion zu rauben, daß er wahre Geſchichte höre. Zunächſt mußte Zola alſo den Ort ſeiner Handlung ausdehnen. Er durfte nicht ſämmtliche Glieder der Familie an demſelben Platze leben laſſen. Denn anders bildet das ſtarre Gebirge, anders das gefährliche Meer, anders die fruchtbare Ebene ihre Bewohner. Aber, was mehr gilt als geographiſche Getrenntheit, das iſt das engere oder weitere Zuſammenleben der Menſchen, denn der Unterſchied zwiſchen dem Städter und dem Bauern iſt größer, als der zwiſchen dem Gebirgsbewohner und dem, der an der Küſte des Meeres ſiedelt. Und auch innerhalb der Städte waltet ein Unterſchied, der Groß- und Kleinſtädter um ein Beträchtliches trennt. So hat denn Zola einen großen Theil ſeiner Geſchichte in Paris ſpielen laſſen, der Großſtadt, die die Menſchen anzieht, wie der Magnet das Eiſen, einen anderen Theil in Plaſſans, der Kleinſtadt im Süden Frankreichs, einen dritten, den kleinſten, in der Einſamkeit der Natur. Hier aber, wo das Lebloſe einen größeren Einfluß auf die Menſchen ausübt, hier hat er weiſe getheilt und die Handlung einmal an das Meer (in La joie de vivre), einmal in das Innere der Berge (in Germinal), einmal in die weite Ebene (in La terre) verlegt.

Noch mehr als den Ort galt es, die ſociale Sphäre in Rechnung zu ziehen. Da haben ganze Kreiſe eine ihnen eigenthümliche Art, die Dinge zu beurtheilen, und der Neophyt, der in dieſen Kreiſen Einlaß findet, nimmt unmerklich an ihrer Denkweiſe Theil. So mußte Zola die Hofgeſellſchaft behandeln, außerdem den ſogenannten gebildeten Mittelſtand und die Arbeiterbevölkerung. Dann giebt es gewiſſe Berufsmittelpunkte, die eine große Anzahl Menſchen in ihren Bann ziehen und ebenfalls gemeinſame Anſchauungen und Intereſſen ſchaffen. Solche Berufscentren ſind z. B. die Börſe, die Pariſer Markthallen, die großen Confectionsgeſchäfte, die Bergwerke, die Eiſenbahn.

Schließlich giebt es gewiſſe Berufsarten, welche die Stimmungen und Neigungen eines Zeitalters unbewußt wiederſpiegeln. Solche ſind bei Zola die Speculanten und Glücksjäger, die Künſtler, die Gelehrten, die Prieſter, die Courtiſanen, die ackerbauende Landbevölkerung.

Auch die Zeit mußte überlegt werden, denn jede Zeit hat ihre eigenen Anſchauungen und Beſſerungen, und es lag nahe, zwei Menſchen von ungefähr gleichen Anlagen in verſchiedene Epochen zu verlegen. Hier aber übte Zola weiſe Beſchränkung; er wollte nicht eine Geſchichte der Menſchheit ſchreiben, ſondern nur ein Beiſpiel geben, da durfte er nicht über die Jahrhunderte hinaus, wie Freytag in den „Ahnen", die Geſchicke ſeiner Familie führen. Im Gegentheil, je enger der Zeitraum, deſto dichter die Maſſen der Menſchen neben einander, und je weniger er ſeine Geſchichte in die Länge zog, deſto mehr konnte er ſie in die Breite, in die ganze Bevölkerung hineinwachſen laſſen. So reicht denn in der That, Vorgeſchichte und Nachgeſchichte abgerechnet, die Romanreihe nur über circa zwanzig Jahre, den kurzen Zeitraum von 1851—1870, vom Staatsſtreich bis zum Sturze des dritten Napoleon, die Zeit des ſogenannten second empire.

Welch' ungeheure Welt aber in dieſem kurzen Zeitraume entrollt wird, läßt ſich ermeſſen, wenn man im freien Spiel der Phantaſie die einzelnen Familienglieder, deren Schickſale Zola nacheinander erzählt, nebeneinander ſieht. Da iſt Eugène Rougon, und der betrunkene Lump, vor dem die Renner ſeines Wagens ſcheuen, iſt ein leiblicher Neffe von ihm. Social gleichgeſtellt mit Eugène iſt Ariſtide, der Herr ungezählter Millionen. Auf dem Dach ſeines Palaſtes hämmert hinter der Baluſtrade ein Zinnarbeiter und ſingt ein Gaſſenlied. Und weder der fleißige Arbeiter auf dem Dach, noch der Herr, der eben in ſeiner Equipage durch das Portal rollt, wiſſen, daß ſie mit

einander verſchwägert ſind; der Arbeitsmann iſt Coupeau, der Mann der Gervaiſe. Am Abend mag er ſeiner Frau von dem prachtvollen Hotel erzählen; dieſe aber wird nur halb zuhören, denn ihr Geiſt iſt mit einem Plan beſchäftigt, deſſen Kühnheit ihr das Herz klopfen macht: ſie will ſich einen Keller miethen, allein — einen Keller, und ſich ſelbſtſtändig als Wäſcherin etabliren. Und Coupeau erzählt weiter von einem jungen Maler, der Fresken für das Speiſezimmer malte, auch der war mit ihm verwandt, es war Claude Lantier, der Sohn ſeiner Frau. Gervaiſe's Mann war etwas länger ausgeblieben heute, denn er war noch in dem Fleiſchergeſchäft gegenüber den Markthallen vorgegangen, das war ein renommirtes Geſchäft, und man kaufte gern bei der freundlichen Frau Quenu mit dem ſauberen Geſicht und der ſauberen Schürze; ja Coupeau, magſt auch gern da kaufen, denn die Waare iſt gut, und das Hotel Saccard kauft auch da, und zudem iſt die freundliche Frau Quenu die Schweſter deiner Gervaiſe, und ſie wiſſen es Alle nicht, weder die Saccards, noch die Quenus, noch ihr ſelbſt. Und Gervaiſe mag aus ihren Zukunftsträumen auffahren und von dem neuen Modepalaſt des Herrn Mouret, dem Paradies der Damen, erzählen, deſſen Auslagen ſie bewundert; ſie würde gern dort kaufen, aber ſie fürchtet ſich, in den feinen Laden zu treten. Fürchte dich nicht, arme Gervaiſe, denn Herr Mouret iſt gerade ſo mit dir verwandt, wie die große Excellenz, der reiche Ariſtide, die reinliche Frau Quenu, der junge Maler und der rußgeſchwärzte Locomotivführer, der euch am Sonntag ins Freie führt, ihr Alle ſeid mit einander verwandt, und eure gemeinſame Mutter ſitzt unten bei Plaſſans im Irrenhauſe von la Tulette, nahe an die hundert Jahre alt. Fürchte dich nicht, Gervaiſe, und ihr Anderen, die ſtolzen Eugène und Ariſtide, denket daran.

Auch außerhalb von Paris finden ſich Glieder derſelben Familie mannigfach zerſtreut. Etienne Lantier führt das ent-

ſetzliche Leben im Kohlenbergwerk; auf dem platten Lande will Jean ſeine Françoiſe heirathen und eine grauenvolle Tragödie hängt über ihm. Am Meeresſtrand ergeht ſich die kleine Pauline Quenu und giebt all' ihr Geld den ausſichtsloſen Plänen ihres Vetters. In Rouen, im Manſardenſtübchen gegenüber der alten Kathedrale, lebt die reine Angelique ein innerliches Leben. In Plaſſans führt neben dem alten Rougon der gelehrte Pascal mit der reichgebildeten Clotilde in ſeinen mediciniſchen Studien ein beſchauliches Daſein. Nicht weit von ihm, an einer kleinen Kirche, lebt der junge Prieſter Serge Mouret mit ſeiner einfältigen Schweſter Deſirée; Helene Mouret lebt einfach und zurückgezogen in Marſeille, nach manchen Stürmen ruhig an der Seite ihres zweiten Gatten. Und auch ihnen Allen, die ſo weit zerſtreut ſind, ſitzt die gemeinſame Mutter ſtumpf und vertrocknet im Irrenhauſe von la Tulette.

So ſind alſo die Glieder der Familie vertheilt, und Natur und Menſchen mögen ihren Einfluß erweiſen. Bleibt aber für den Dichter die Frage: Bis zu welchem Grade ſoll er das Milieu vertiefen? Natürlich hatten die Verfaſſer von Romanen auch vor ihm ſich um das Milieu ihrer Handlungen gemüht, denn ſie mußten Localcolorit geben; aber dieſe Schilderungen ſollten nur den Hintergrund bilden, und gerade die tactvollſten Stiliſten hüteten ſich, die Perſpective ihrer Handlungen dadurch zu ſtören, daß ſie ihn zu deutlich ausmalten. Doch gab es auch Schriftſteller von Ruf, die darin weiter gingen, Walter Scott z. B. Bei dieſem nahm die Schilderung des Milieu einen bedeutenden Raum ein. Er vertiefte ſich mit der Neigung eines niederländiſchen Malers in die Ausgeſtaltung ſeiner Scenen und beſchrieb mit liebevoller Genauigkeit die zinnernen Krüge an den Wänden der Wirthsſtube, wie das raſchelnde Laub und die knackenden Aeſte unter den Füßen der Waldwanderer. Was indeſſen weder er, noch die vor ihm berückſichtigt hatten, war die

Erfahrung, daß das Wirthszimmer mit den zinnernen Krügen einen beſtimmenden Einfluß auf ſeine Bewohner ausübte, daß auch von dem Lebloſen etwas Lebengebendes auf den Menſchen ausſtrahlt. Die Benutzung dieſer Erfahrung iſt das Neue, was Zola gebracht hat; damit trat das Milieu aus der beſcheidenen Dämmerung des Hintergrundes heraus und ſtellte ſich neben die Helden der Handlung mitten in die Scene.

Demgemäß muß Zola genau und richtig ſchildern. Genau, weil es eine Hauptperſon im Vordergrund der Handlung iſt, zu genau unter Umſtänden, wie z. B., wenn er die Längen eines Zimmers in Metern angiebt. Richtig, d. h. wahr, weil er ja der Wiſſenſchaft ein Beiſpiel geben will; und es iſt intereſſant, an einem beſtimmten Fall zu beobachten, mit welcher Wahrheitsliebe der Dichter verfährt: Um bei den Kämpfen um Sedan den Stand der deutſchen Cernirungstruppen ſchildern zu können, läßt er Jemand auf das hohe Dach ſeines Hauſes ſteigen und von da Umſchau halten. Dieſer ſieht nun: „ſchon rückte auf der einen Seite das XI. Corps auf Saint-Menges, während das V. Corps in Voignes-aux-Bois ſtand und die württembergiſche Diviſion bei Donchery wartete; und von der anderen Seite, wo kleine Gehölze und die hügeligen Erhebungen des Bodens ihm im Wege ſtanden, errieth er die Bewegungen und ſah das XII. Corps in das Ritterholz dringen.“ Es wäre ganz gleich geweſen, wenn Zola geſchrieben hätte, daß der Beobachter von der anderen Seite das und das geſehen hätte. Aber er weiß, daß man thatſächlich die andere Seite nicht überſehen kann, und dies genügt ſeiner Wahrheitsliebe, um die Erklärung beizufügen: er konnte nicht ſehen, aber er vermuthete die Bewegungen. Das iſt nur ein kleines Beiſpiel, aber es lehrt, daß Zola auch im Kleinſten die reine Wahrheit ſpricht, und ſo giebt das kleine Beiſpiel eine große Lehre für ſeine Beurtheilung.

Allerdings, wer ſo wahr die Verhältniſſe ſchildern will,

der muß ſelbſt Jedes genau kennen, und es iſt bekannt, mit welch' außerordentlicher Mühe er die Studien zu ſeinen Romanen gemacht hat. Um die Equipagen in La curée beſchreiben zu können, holte er ſich Raths bei zwei bis drei großen Wagenfabrikanten In den weiten Markthallen lief er bei Wind und Wetter mit dem Bleiſtift in der Hand herum, er kroch mit einem Aufſeher in die Keller und auf die Dächer und verblieb ganze Nächte daſelbſt, um die Ankunft der Gemüſe und der Seefiſche zu beobachten. Um den Garten, in dem La faute de l'abbé Mouret ſpielt, beſchreiben zu können, beſuchte er ſo viel Blumenausſtellungen wie möglich. In Betreff desſelben Romans ſagte er einmal zu Edmondo de Amicis: „Sie können ſich nicht denken, welche Mühe mir der gottesfürchtige Abbé Mouret gemacht hat. Um ihn, wie er vor dem Altar kniet, beſchreiben zu können, ging ich zu wiederholten Malen nach der Kirche Sainte Marie des Batignolles, um Meſſe zu hören. Ich ſtudirte ganze Haufen katholiſcher Bücher durch; ich durchblätterte dicke, mit Gottesdienſtpflichten ausgefüllte Bände und manche Handbücher für Dorfprieſter. Aber es ſchien mir, daß ich noch immer nicht Herr des Gegenſtandes wäre. Endlich gab mir ein emeritirter Prieſter völlige Aufklärung." So ernſt nahm der Mann ſeine Arbeit; und wieder kommen wir darauf zurück, man mag, wie man will, über die Nothwendigkeit derſelben denken, ein Schriftſteller, der ſich ihr in allen Fällen mit ſo viel Ernſt unterzieht, ſollte von der Verunglimpfung verſchont bleiben, daß er nur an die Senſationsluſt der Menge appellire.

Dieſe Sorgfalt gab dem Milieu eine hiſtoriſche Treue, welche dem ganzen Roman den Werth eines geſchichtlichen Documentes verlieh. Es lag auch in der Abſicht des Dichters, eine Geſchichte des zweiten Kaiſerreichs, vom Staatsſtreich bis Sedan, zu liefern. Freilich nicht eine Geſchichte, wie die Hiſtoriker ſie ſchreiben, denn thatſächlich haben ja die Rougon-Macquart nicht

gelebt, aber eine Geſchichte, nicht minder wahr wie jene, wenn ſie den Zug ihrer Zeit ſchildert und die Gedanken, welche ſie beherrſchen. An den Stellen aber, wo Zola wirklich Geſchichte ſchreibt, z. B. wenn er das Wachſen des Bonapartismus oder ſeinen Zuſammenbruch ſchildert, dann hat ſeine Arbeit denſelben Werth, wie das Werk eines richtigen Geſchichtsſchreibers, man darf nur nicht Plaſſans auf der Landkarte ſuchen wollen, oder einen Gemeinen Namens Jean Macquart in den alten Präſenzliſten des weiland 105. Regiments. Auch vergißt der Dichter niemals dieſe hiſtoriſche Seite ſeines Romans, ſondern in jedem Theile findet ſich eine Epiſode, ein Geſpräch oder etwas Aehnliches, wodurch der Zuſammenhang des Kleinen mit dem Geſchick Napoleon's und ſeines Reiches gezeigt wird.

In der Genauigkeit alſo und der hiſtoriſchen Treue ſeiner Romane zeigt ſich Zola's Werthſchätzung des Milieus. Doch nicht darin allein. Wir wiſſen ja, daß er den doppelten Zweck verfolgt, die Geſchichte einer Familie und die des zweiten Empire zu ſchildern. In den meiſten Fällen werden beide Tendenzen neben einander herlaufen. Scheint dem Dichter die Schilderung des betreffenden Milieus unerläßlich für die Zeitgeſchichte, ſo bleibt nichts übrig, als die Geſchichte der Familie etwas zurücktreten zu laſſen, mit anderen Worten, das Milieu wird zum eigentlichen Zwecke der Erzählung.

In dieſe Nothwendigkeit ſah ſich Zola häufiger verſetzt, am auffälligſten in La débâcle, in La terre und in Pot-bouille. In La débâcle war es die Hauptabſicht, das grauenhafte Finale des zweiten Empire zu ſchreiben. Da galt der Einzelne nichts, und die Geſchichte der Familie mußte zurücktreten vor dem Zuſammenbruch des ganzen Reiches. So gehört denn der Mann, an deſſen Seite der Leſer all' die unerhörten Ereigniſſe durchlebt, wohl den Rougon-Macquarts an, aber Jean erſcheint losgelöſt von den Uebrigen, er iſt nur ein Soldat, wie jeder Andere,

und nirgends findet ſich eine Anſpielung auf ſeine Familie. Derſelbe Mann ſteht in den Ereigniſſen eines anderen Theiles, wieder nicht als Held, in La terre. Hier reizte es den Dichter, darzuſtellen, wie der durch Generationen feſtgewurzelte Verkehr mit der Erde die Menſchen formte. Karg nur belohnt Mutter Erde die Mühe, mit der man um ſie wirbt, nur widerwillig läßt ſie ſich einen Ertrag abringen, und doch, an ihr hängen die Menſchen mit all' der Zähigkeit, deren ihre harten Bauernköpfe fähig ſind. Sie, die ihre Kinder hungern laſſen, denen ſtatt Liebe und Zärtlichkeit nur die brutalen Inſtincte des Thieres innewohnen, ſie können auf dem Felde eine Hand voll Erde aufgreifen und ſie leiſe zurückrieſeln laſſen. Die Mutter Erde erfüllte ihr Herz, ſie lieben ſie, um ihretwillen darben und hoffen ſie, um ein paar Fuß des geliebten Bodens entſteht heißer Zorn zwiſchen Brüdern, verräth eine Schweſter die andere, lauern die Kinder auf den Tod der Eltern. Die heilige, fluchbeladene Erde, die ihre Kinder mächtig niederzieht, ſie iſt die Heldin des Romans, nicht der arme Jean Macquart, dem die endlich errungene Frau von ihrer eigenen Schweſter ermordet wird. — Auch in Pot-bouille iſt nicht Octave Mouret der Held. Hier ſteht im Mittelpunkt das vornehme Haus, wo der gebildete Mittelſtand wohnt, und dieſe Kreiſe gilt es zu ſchildern, ihre Bigotterie und Heuchelei, ihre zur Schau getragene Tugend und die Schamloſigkeit des Laſters, das ſich hinter dieſer dünnen Decke birgt, den äußeren Glanz, der mit häuslichen Entbehrungen bezahlt werden muß. Hier wird Clavier geübt, hier wird über Dienſtmädchen geſprochen, z. B. ſo: „Die eine Dame hatte in einem Monat eine ganze Reihe gehabt, eine hatte Morgens Chokolade trinken wollen, eine war weggegangen, weil der Herr nicht ſauber genug aß, eine hatte die Polizei gerade geholt, als ſie ein Kalbscotelette briet, eine hatte ſolche Fäuſte, daß ſie Alles zerbrach, was ſie anfaßte, eine hatte ſich zu ihrer Bedienung noch ein Mädchen

angenommen und hatte Madame, als dieſe ſich eine mißfällige Bemerkung erlaubte, eine Ohrfeige angeboten.“ Kurz, die ganze Miſere dieſes Daſeins voll unwahren Glanzes und banauſiſcher Intereſſen, das iſt der Mittelpunkt und Zweck des Romans.

Bei ſolcher Wichtigkeit des Milieu iſt offenbar, daß es nicht nur auf die Idee, ſondern auch auf die Ausgeſtaltung der Romane einen Einfluß ausüben muß.

Schon bei der Compoſition macht ſich ein Hemmniß geltend. Jeder Dichter iſt dadurch beſchränkt, daß er die Charaktere in ihrer Art durchführen muß. Zola aber hat nicht einmal die Freiheit, die Perſonen nach ſeinem Willen anzulegen, denn ſie ſind bedingt durch ihre Eltern; und wenn der Dichter die Ueberzeugung hegt, daß aus der Miſchung der Charaktere des und des Elternpaares nur eine beſtimmte Art von Individuum entſtehen kann, dann muß er es in dieſer einen, richtigen Art charakteriſiren und darf darin keinen Fuß breit von der Wahrheit abgehen. Noch weiter wird ſeine Freiheit eingeſchnürt durch das Milieu, welches zu dem Charakter mit den und den Anlagen hinzutritt, um ſeinen nivellirenden Einfluß zu üben. Nur darin iſt Zola frei, daß er ſeine Helden nach eigener Wahl in dieſe oder jene Lebenskreiſe hineinſetzen kann; was weiter geſchieht, vollzieht ſich nach den Geſetzen der Nothwendigkeit, und dem Dichter bleibt nichts, als mit klugem Auge dieſem Naturproceß zu folgen. Dabei darf ihm kein menſchliches Mitgefühl die Augen trüben; er wird hart und grauſam ſcheinen, wenn er ſchildert, was er doch nicht ändern kann, und die poetiſche Gerechtigkeit wird zum Schemen, wo die Satzungen, auf denen dieſe Erde ruht, ihre ſtarre Macht üben. Auf den Leſer aber iſt dieſe Art zu ſchreiben von größter Wirkung; denn er weiß, daß nicht ein freundlicher Geiſt hinter den Wolken ſchwebt, der die Geſchicke guter Menſchen zum guten Ende führt, ſondern

daß Alles gerade ſo kommt, wie es muß. So entſteht beim Leſen der Romane Zola's der gleiche Eindruck, den das Leben in jedem tiefer angelegten Menſchen erweckt, ein eigenthümliches Gemiſch von Schrecken und Erbarmen, es entſteht auch bei ihm, dem Neueſten der Neuen, Furcht und Mitleid, wie es Ariſtoteles bei ſeinen Tragikern fand.

Auf der anderen Seite gewährt indeſſen das Vortreten des Milieus eine bemerkenswerthe Erleichterung. Der Dichter hat nämlich mit dem Aufgreifen desſelben einen großen Theil der Handlung gefunden; er braucht nur die Perſonen nach deſſen Brennpunkten zu ſchieben, ein Kunſtgriff, der nicht eben ſchwer iſt, wie ein Blick auf verſchiedene der Romane lehrt.

Nehmen wir La bête humaine. An und auf der Eiſenbahn ſoll dieſer Roman ſpielen; da giebt es Wagen und Maſchinen. Erſtere ohne beſonderen Charakter, vielleicht nur mit dem des unheimlichen, wenn ſie mit ihren gläſernen Fenſtern aus der Dämmerung des Schuppens herausblicken. So ſind ſie vielleicht zu brauchen. Die Locomotiven dagegen beſitzen eine ausgeprägte Eigenart, der geſchäftige Tender zum Rangiren, die ſchwere Zugmaſchine für Güterzüge und der ſtählerne Renner, der die Schnellzüge führt. Letztere ſind alſo am meiſten geeignet, eine Stelle in dem Buche einzunehmen. Auch die Stationen und die freie Strecke müſſen beide, um das Milieu vollſtändig zu haben, beſchrieben werden. An der Station die große Halle, die Wohnungen, an beiden Seiten die Zimmer, die Bureaux, die Dienſträume, dann die Schienenſtränge, die, aus der Halle herauskommend, ſich wie ein Fächer ausbreiten. Auf dem Außenbahnhof liegen die Maſchinen, Wagen, Güter und Kohlenſchuppen, Berge von im Freien lagernden Kohlen, große Plätze voll Eiſenbahnſchwellen und überall dazwiſchen Gaſſen und Gäßchen, kreuz und quer, wo Maſchinen und Wagen hindurchrollen. Dazu das ganze Leben und Treiben auf dem Bahnhof;

in der Halle ſteht ein Zug, der bald abfahren will. Draußen wird rangirt, Wagen werden zuſammengekuppelt oder abgeſtoßen, Züge werden zuſammengeſetzt, die großen Schnellzugmaſchinen warten inmitten des Treibens auf ihre Zeit, ab und zu ungeduldig Dampf aus ihrem Ventil blaſend, und geſchäftig eilen die kleinen Tender hin und her.

Die freie Strecke läßt ſich von zwei Seiten ſchildern. Der draußen Stehende überſieht ſie mit ihren zweireihigen Doppelgeleiſen, die ſich am Horizont gegen einander neigen. Das regelmäßig abgeſtimmte Glockenſignal weckt mit ſeinem ſcharfen Kling-Klang die einſamen Wärter aus der Ruhe auf; noch einige Zeit, dann ein dumpfes Rollen, näher, näher und lauter, ſchon kann man die ſtählernen Kolben flimmern und haſten ſehen, noch ein Augenblick, dann raſt der Zug vorüber, in Staub und Rauch und Qualm gehüllt. Der Mitfahrende ſieht es anders: ihm fällt das umliegende Land auf, das ſich in großem Außenkreiſe an ihm herumdreht, die Telegraphendrähte, die den Zug in langem Reigen begleiten, ihm fallen die kleinen Bahnwärterhäuschen an der Strecke auf und wie es da einſam ſein muß in der menſchenleeren Einſamkeit. Am reinſten aber und beſten hat den Eindruck von der Fahrt der Locomotivführer; der fühlt, wie die Strecke ſich hebt, der ahnt die Gefahren der jagenden Schnelligkeit, wenn die Kurve vor ihm den Bahnkörper ſeinen Blicken entzieht, er achtet auf die dünnen Flügel der Signale, die ihm den Weg öffnen oder verbieten, auf die kleinen Kilometerſteine, die aus der grasbewachſenen Böſchung hervorſchauen.

So das Milieu, und damit ſind ungefähr die handelnden Perſonen gegeben. Die Hauptperſon, an der das Impoſante des Eiſenbahngetriebes ſich am reinſten in ſeiner Kraft und Gefahr zeigt, ſoll ein Locomotivführer ſein, natürlich einer aus den Rougon-Macquarts, und zwar Jaques Lantier, der Sohn

der Gervaiſe. Sonſt erhalten noch Rollen ein Herr aus dem Aufſichtsrath, ein Bahnhofsinſpector, mit dem wir die große Halle und den Bahnhof ſtudiren, die Bewohner eines Bahnwärterhäuschens mitten auf einſamer Strecke, welches die vorüberrollenden Züge in ſeinen Grundveſten erbeben laſſen.

Welche Handlung ergiebt nun das Milieu? Einmal wird das Fahren des Locomotivführers eine Rolle ſpielen; er fährt bei hellem Tage und in der dunklen Nacht, er fährt im Sommer und im Winter, am gefährlichſten hier, wenn ein Schneeſturm das bunte Licht der Signallaternen verhüllt. Wenn der Schnee in großen Maſſen niederfällt, kann der Zug im Schnee ſtecken bleiben. Ein neues Ereigniß im Leben der Bahn, und für den Dichter Gelegenheit, die Handlung des Zuges mit der des Bahnwärterhäuschens zuſammen zu bringen, indem er den Zug dicht in deſſen Nähe im Schnee liegen bleiben läßt. Auch eine Entgleiſung muß darin vorkommen, und zwar muß der Zug zur Entgleiſung gebracht werden, vielleicht in der Nähe des Bahnwärterhäuschens? Und von wem? Von einer eiferſüchtigen Frau vielleicht, eiferſüchtig auf den Locomotivführer, und ſie verdirbt den Zug und die ganze Welt darin, weil ſie ihn verderben will und ſie, die er liebt, hinter ihm im Zuge fährt. Grauenhaft muß ein ſolches Eiſenbahnunglück ſein, grauenhaft aber bis zum Entſetzen, wenn man ſich denkt, daß ein menſchenvoller Zug, die Maſchine zum Springen überheizt, dahinjagt durch das weite Land. Der Locomotivführer und Heizer müſſen durch einen Unglücksfall von der fahrenden Maſchine gekommen und dabei zerſchmettert ſein. So haben wir mit Jaques Lantier's Tod den Schluß des Romans, den ſchlimmen Schluß einer ſchlimmen Geſchichte, wo die Beſtie im Menſchen ſich ſchrecklich offenbart. Noch manches Andere fällt uns für den Gang der Handlung ein, z. B. wenn Jemand im Tunnel vor dem Zuge einherflieht, ohne ausweichen zu können, oder wir denken an den

unheimlichen Wagen mit den gläſernen Augen im Schuppen; ſieht er nicht aus, als könnte hinter den heruntergelaſſenen Vorhängen ein Mord geſchehen ſein, als läge ein Todter dahinter? — Man ſieht alſo, wie ein Stück der Handlung nach dem anderen in der Vorſtellung auftaucht, ohne daß eine beſondere Erfindungsgabe dazu gehört, reinweg aus der Beſchaffenheit des Milieus, und ſo gereicht der Einfluß, den Zola dieſem Factor einräumt, ſo läſtig er ſonſt ſein mochte, der Leichtigkeit der Erfindung zu außerordentlichem Vortheil.

Auch auf die Entwickelung der Handlungen und auf die Spannung, die ſie erregen, iſt der Einfluß nicht gering. Zuerſt ein Nachtheil: Zola's Romane im Einzelnen ſind nicht ſpannend, nur wenn man das Ganze überblickt, iſt eine zum Ende drängende Entwickelung da. Im einzelnen Roman aber unterbrechen breite Schilderungen den Fortgang der Fabel, und wen dieſe nicht intereſſiren, beſonders aber, wer Zola als „Unterhaltungslectüre" leſen will, wird ſich bald mißgeſtimmt abwenden, und auch der ernſthafte Leſer meint, daß der Dichter hier und da des Guten zu viel gethan habe.

Gegenüber indeſſen ſteht ein großer Vortheil: Zola, der ſelbſt ſo viel Intereſſe an der lebenden und todten Umgebung hat und dieſes auch in den Leſern erwecken will, geräth nie in Furcht, langweilig zu werden. Er ſchafft, unbekümmert um alles neben und außer den Dingen Liegende, in voller Breite. So ſchiebt ſich Alles wuchtig und in ſteter, ruhiger Bewegung vorüber und erregt den Eindruck einer ungeheuren Kraft, der man es glaubt, daß ſie das Leben des Einzelnen trägt oder begräbt und daß ſie ſtärker iſt, als alle Individuen. Doch nicht nur im Großen, auch in der Ausgeſtaltung des Einzelnen kommt das Intereſſe des Dichters an den Dingen des täglichen Lebens und der Werth, den er ihnen beilegt, zum Ausdruck.

Wer alle Aeußerlichkeiten des Lebens und die Umgebung

eines Menſchen in allen Erſcheinungsformen mit der gleichen Aufmerkſamkeit umfaßt, bei dem läßt ſich nicht annehmen, daß er die Welt der Erſcheinungen nur durchſtreift, um beſtimmte Specialitäten zu ſammeln. Gewiß, er kann nicht Alles bringen, aber von Jedem Etwas; und der Umſtand, daß Zola gleichmüthig Gutes und Schlechtes, Gemeines und Edles neben einander ſtellt, wie es die Natur ſelbſt thut, der ſollte ihn von der Verdächtigung freimachen, daß er wie ein Naturforſcher auf der Suche nach ſeltenen Species die Welt durchwandert, um überall das Gemeine zu ſammeln. Zola iſt nicht die Freude am Stinken, wie Nietzſche ſagt, ſondern er iſt das Intereſſe am Leben, unterſchiedslos. So ſchreibt er, der Sachlichſte unter den Modernen, mit reiner Sachlichkeit auch im Einzelnen, und weil er ſachlich iſt, ſo darf er allerdings Manches wagen, was ein Anderer ſich zu ſchreiben hüten muß und Leute mit getrübten Sinnen nicht leſen dürfen.

Um Beiſpiele dafür zu geben, iſt es nicht nöthig, bekannte Stellen aus Nana und aus La terre anzuführen; erfreulicher iſt das, was nur der feinere Sinn als ein Wagniß erkennt, und da zu ſehen, mit welcher ruhigen Sicherheit der Dichter ſeinen Weg geht. Es gilt z. B. zwei Menſchen zu ſchildern, die in ein zartes Verhältniß zu einander treten ſollen. Es liegt nicht in der Oekonomie des Ganzen, die Beiden einander heirathen zu laſſen, ſondern es waltet zwiſchen ihnen nur das leiſe und ſich immer mehr verdichtende Gefühl gegenſeitigen Verſtändniſſes. Die Beiden ſind Jean Macquart und die Schweſter ſeines Freundes Maurice. Es iſt klar, daß ſo feine Beziehungen außerordentlich zart geſchildert werden müſſen. So fühlt ſich denn auch der Soldat Jean, als er zum erſten Male mit dem jungen Mädchen im Hauſe ſeines Freundes zuſammentrifft, außerordentlich weich und ſympathiſch berührt, und als er ſich hinlegt, um nach langer Zeit zum erſten Male wieder die Wonne

eines Bettes zu genießen, da fühlt er Etwas, als wenn ihm die leiſe Hand einer Mutter vor dem Einſchlafen ſanft über den Kopf ſtreiche. Und nun kommt das Wagniß: Als er am anderen Nachmittage erwacht, da gefällt ſie ihm nicht mehr ſo, wie den Tag vorher, und er ſieht ſie faſt mit gleichgültigen Augen an. Das iſt eine Erfahrung, die Jeder in ſeinem Leben macht, und würde auch hier nicht auffallen, wenn Zola die Abſicht hätte, eine Leidenſchaft zwiſchen Beiden entſtehen zu laſſen; wo er aber nur ein loſes Band zwiſchen ihnen ſchaffen will, iſt es ein Wageſtück, das die Schilderung leicht um ihre Glaubhaftigkeit bringen kann. Und warum hat es der Dichter unternommen? Weil er die Ueberzeugung hegte, daß in dem Zuſtande nervöſer Ueberſpannung, in dem ſich Jean befand, ein ſolcher Rückſchlag kommen mußte; war das aber der Fall, dann mußte er den Muth haben, ihn zu ſchildern, und dieſer Muth iſt größer, als in den Schmutz des Courtiſanenlebens zu greifen.

Ein Beleg anderer Art: Die Scene iſt in der erſten Etage des prächtigen Hauſes; der reiche Beſitzer liegt in ſeinem Bett im Sterben, um ihn herum ſind Kinder und Schwiegerkinder. „Sie beſchuldigten ſich gegenſeitig, die Hand nach der Erbſchaft auszuſtrecken, als Auguſt ſie anrief: Seid doch ſtill. Ihr werdet dazu noch immer Zeit haben; jetzt ſchickt ſich das nicht. Die Familie, die ſich nicht verhehlen konnte, daß er Recht hatte, gruppirte ſich um das Bett. Ein tiefes Schweigen ſenkte ſich nieder: man hörte von Neuem das Röcheln in dem dumpfen Zimmer. Bertha und Auguſt ſtanden zu Füßen des Sterbenden; Valerie und Theophil, welche zuletzt gekommen waren, hatten ſich ziemlich weit weg ſetzen müſſen, dicht an den Tiſch; Clotilde aber hielt, ihren Mann hinter ſich, das Kopfende beſetzt, und dicht an die Kiſſen drängte ſie ihren Sohn Guſtav, den der Greis vergötterte. Alle betrachteten ſich, ohne ein Wort zu ſagen. Aber ihre klaren Augen, ihre aufeinander gepreßten Lippen ließen

ihre ſtummen Berechnungen, die heimlichen Ueberlegungen voll Unruhe und Aufregung erkennen. Beſonders der Anblick des jungen Gymnaſiaſten ſo nahe am Bett erregte die Wuth der beiden anderen Ehepaare, denn ſeine Eltern rechneten offenbar auf Guſtav's Anweſenheit, um den Großvater zu rühren, wenn er das Bewußtſein noch einmal wiedererhalten ſollte." Hier liegt das Gewagte der Schilderung darin, daß ſie vielleicht den Eindruck einer Caricatur machen kann, wovor ſie eben nur der Stempel der abſoluten Wahrheit ſchützt, den ſie trägt.

Und wie weit Zola in der Schilderung des Gräßlichen zu gehen wagen darf, davon mag eine kurze Stelle eine Ahnung erwecken. Er ſchildert, wie man die Leichen auf dem Schlachtfelde ſammelt und wegbringt. Wir ſtehen gerade vor einigen Bauernwagen, die damit beladen werden. „Und als die drei Karren ſich in Bewegung ſetzten und durch die Pfützen von Blut und Schmutz ſchwankten, da rieb ſich eine bleiche Hand, welche ganz lang heraushing, an dem einen Rade, und allmählich verſchwand die Hand, abgefreſſen, abgerieben bis auf die Knochen."

Auch der Stil Zola's trägt den Stempel der Wahrheit, inſofern er ohne jede Manier iſt. Gewiß, er beſitzt einen eigenen Stil, aber der beſteht nicht darin, daß er, wie ſein Geſinnungsgenoſſe Flaubert, Gedanken auf Gedanken in die Worte pfropft und Wort auf Wort in den Satz hineinſteckt, bis Alles zu dunklem Schwulſt aufgeſchwollen iſt. Auch giebt er ſich nicht Mühe, wie ſein Schüler Maupaſſant, die Sätze und Gedanken abzuſchleifen, bis Alles ſcharf und ſtahlglatt in hellen Reflexen ſtrahlt. Im Gegentheil, Zola ſcheint auf ſeinen Stil kaum Mühe zu verwenden. Er ſchreibt Alles gerade ſo, wie es die Sache mit ſich bringt; es ſcheint faſt, als fürchte er mehr, zu glatt, als zu rauh zu ſchreiben, und ſeine Sätze legen ſich ſchwer und maſſig hinter einander, mit demſelben Nachdruck, der das ganze Schaffen des Dichters charakteriſirt.

Digitized by Google

Mit der ſachlichen Schärfe der Beobachtung geht eine außerordentliche Fähigkeit, zu ſchildern, Hand in Hand, um die Dinge für den Leſer gegenſtändlich zu machen. Beſonders der Roman, in dem der Zuſammenbruch des Kaiſerreiches geſchildert wird, iſt voll von markanten Beiſpielen. So iſt weltberühmt die Scene des Häuſerkampfes in Bazeilles, wo die ganze Furchtbarkeit des Krieges aufgedeckt wird; ſo ſchildert er, um ein kleines Beiſpiel zu geben, wie die Deutſchen durch Beaumont hindurch den Franzoſen auf Sedan zu nachrücken. Eine Frau aus Beaumont, welche die Hauptſtraße des Dorfes bewohnte, hatte dort die deutſche Artillerie, als der Tag ſich neigte, hindurchkommen ſehen. „Auf beiden Seiten bildeten Soldaten Spalier und trugen Fackeln von Harz, welche die Straße, wie bei einer Feuersbrunſt, mit einem rothen Licht erfüllten. Und dazwiſchen rann der Strom der Pferde, der Kanonen, der Munitionswagen, raſend wie die wilde Jagd, in einem wüthenden Galopp. Das war die wilde Haſt des Sieges, die teufliſche Verfolgung der franzöſiſchen Truppen, ſie zu vernichten, zu zertreten, hinten irgendwo in einem tiefen Grabe. Nichts wurde geachtet, Alles zerbrochen, über Alles weggejagt. Pferde fielen; ſofort ſchnitt man ihnen die Stränge ab, und dann rollten ſie unter die Füße, zermalmt, zertreten, ſchließlich wie blutige Trümmer an die Seite geſpült. Menſchen, die hinüber wollten, wurden unterwegs umgeriſſen und von den Rädern zerſchmettert. Die Mannſchaften ſtarben vor Hunger, aber in dieſem Orkan gab es keinen Aufenthalt; im Fluge haſchten ſie die Brote, die man ihnen zuwarf, während die Fackelträger an der Spitze ihrer Bajonette ihnen große Stücke Fleiſch reichten. Dann trieben ſie mit denſelben Eiſen die Pferde an, und die ſtürzten vorwärts, in noch wahnſinnigerem Galopp. Und die Nacht ſenkte ſich tiefer und immer noch jagte Artillerie durch die Straße, raſend wie die Windsbraut, mitten unter frenetiſchen Hurrahs.“ Das

ein kleines Beiſpiel für die Kraft, mit der unſer Dichter ſchildert; ſeine Kunſt, zu beobachten, giebt derſelbe Roman Gelegenheit genug. Den Suchenden genüge es, darauf hinzuweiſen, wie Zola jedes einzelne Erlebniß des Krieges, den erſten Todten, die erſte Granate, die erſte Schildwacht u. ſ. w. bei ſeinem erſten Vorkommen recht ausführlich ſchildert, ſo daß bei einer folgenden Erwähnung ſtets die erſte Schilderung ins Gedächtniß zurückgerufen wird; dadurch bleibt die Schilderung der Greuel des Krieges ſtets gegenſtändlich und die Farben werden niemals matt.

Dieſelbe Kraft findet ſich im Einzelnen, bei Bildern und Worten. Félicité z. B. geht durch alle Romane, in denen ſie vorkommt, unter dem Bilde der mageren, braunen Grille, welche durchdringend zirpt. Von dem Klatſch, der durch ein Haus ſich verbreitet, heißt es (ich muß es franzöſiſch ſagen): Ça filtrait d'étage en étage, alſo es ſickerte durch, wie durch einen Filter. In unſerem Débâcle heißt es: Er wurde geweckt durch das laute Geräuſch wie von einer aufgezogenen Schleuſe, welche das VII. Corps verurſachte. Und daſelbſt noch ein ausgeführtes Bild, ein wahres Meiſterſtück (es iſt die Rede von den Krankenträgern im Kriege): „Moritz ſah einen zur Rechten, einen mageren und kränklichen Menſchen; ein dicker Unterofficier, dem die Beine zerſchmettert waren, hing ihm auf dem Rücken, die Arme um ſeinen Hals; es ſah aus, wie wenn eine Ameiſe ein zu großes Getreidekorn wegſchleppt. Plötzlich ſah er ſie alle Beide hinſtürzen und in dem Dampf einer explodirten Granate verſchwinden. Als der Rauch ſich verzog, lag der Unterofficier auf dem Rücken, ohne eine neue Wunde, während der Krankenträger mit aufgeriſſener Seite dalag. Und eine andere kam an, eine andere fleißige Ameiſe, die wandte erſt den todten Kameraden um und befühlte ihn, dann nahm ſie den Verwundeten auf ihren Rücken und trug ihn fort."

Auch fein weiß der Dichter zu charakteriſiren, mit einigen

wenigen Strichen. Octave Mouret z. B. ſieht in Paris einen Mann wieder, den er ſchon in ſeiner Heimath Plaſſans, obgleich Jener zehn bis fünfzehn Jahre älter war, als er, kennen gelernt hatte. Es iſt ein Architekt, der eine große Mutter Gottes in ſeinem Zimmer hängen hat, ſeitdem ihm der Biſchof eines benachbarten Sprengels die Bauarbeiten in demſelben zugewieſen. Ihn charakteriſirt Zola gleich in der erſten Scene: „Er ſprach von ſeinen zweiundvierzig Jahren, von der Nichtigkeit des Lebens, gab ſich mit einer Melancholie, die im Gegenſatz zu ſeiner vollblütigen Geſundheit ſtand. An dem Künſtlerkopf, den er ſich hatte ſtehen laſſen, die Haare in langen, durchwühlten Locken, den Bart geſtutzt à la Henri IV., ſah man nichtsdeſtoweniger den platten Schädel und die maſſiven Kauwerkzeuge eines Philiſters von beſchränktem Geiſt und gefräßigen Neigungen. In jüngeren Jahren hatte er eine ermüdende Heiterkeit beſeſſen."

Eine noch kürzere Zeichnung, aber von außerordentlicher Schärfe, iſt die von Moltke und Bismarck, die den Eindruck macht, als wäre ſie nach dem bekannten Bilde A. von Werner's geſchaffen, auf welchem Moltke dem General Wimpffen die Capitulationsbedingungen von Sedan ausſpricht, während Bismarck, die Hände auf dem Korb ſeines Küraſſierſäbels, ruhig daſitzt. Zola ſchreibt: „Ein ſchrecklicher Menſch, dieſer General von Moltke, trocken und hart, mit dem bartloſen Geſicht eines Mathematikprofeſſors, der die Schlachten von ſeinem Arbeitszimmer aus mit algebraiſchen Berechnungen gewinnt. Bismarck unterſtützte ihn einfach mit dem Geſicht — und nun kommt das Köſtliche — de son air de dogue bon enfant, auf Deutſch etwa: mit dem Geſicht einer gutlaunigen Dogge." Es iſt ſelten der Geſichtsausdruck, wie wir ihn von dem Bilde her kennen, und das ganze Weſen eines Menſchen ſo glücklich mit einem Worte bezeichnet worden. Dabei braucht wohl nicht hinzugefügt

zu werden, daß der Dichter hier, wie immer, nur als Künſtler ſchildert, ohne irgend welche chauviniſtiſche Nebenabſicht.

Neben dieſer treffenden Kürze in der Charakteriſirung finden ſich auch weiter angelegte Porträts von nicht geringerer Feinheit; ein Zug aus einem ſolchen mag genügen. Es handelt ſich um eine Dame, Clotilde, die mit ihrem Mann in einer ſehr unglücklichen Ehe lebt und jetzt nur eine einzige Leidenſchaft kennt, ihr Clavierſpiel. Um ſie nun auch von dieſer Seite zu charakteriſiren, ſchreibt der Dichter: „Clotilde ſaß vor ihrem Clavier und ließ die Hände in unabläſſiger, regelmäßiger Bewegung die Taſten auf- und abwärts gleiten. Und, während ſie auf dieſe Weiſe täglich zwei Stunden übte, um ihre Fingerfertigkeit nicht zu verlieren, beſchäftigte ſie zugleich ihren Verſtand: ſie las die Revue des deux mondes, welche aufgeſchlagen vor ihr auf dem Notenhalter ſtand, ohne daß ſich indeſſen dabei die Bewegung ihrer Finger um das Geringſte verminderte."

Davon ſo weit; wer ſich für dieſe Seite der Kunſt Zola's intereſſirt, der mag die Charakteriſtik des Abbé Mauduiſt in Pot-bouille verfolgen. Er hörte die Beichte all' der Frauen und Mädchen des gebildeten Mittelſtandes, die ſich da zuſammentreffen; er kannte ſie Alle bis auf die Haut, wie der Arzt Dr. Guillerat, und hatte ſich ſchließlich begnügen müſſen, darauf zu achten, daß wenigſtens der äußere Schein gewahrt wurde, als Ceremonienmeiſter, der über die verdorbene Geſellſchaft den Mantel der Religion breitete, zitternd vor der Gewißheit eines ſchließlichen Zuſammenbruchs an dem Tage, wo das Geſchwür zu Tage treten würde. Die Figur des Abbé iſt ein Kabinetſtück der Charakteriſtik und wohl werth, daß man allein ihrethalben den Roman leſe.

Wir mußten uns etwas in Einzelheiten verlieren, um zu verſtehen, welchen Einfluß das Milieu auf die Schaffensweiſe des Dichters ausübte. Doch gilt es jetzt, wo wir zu dem letzten

Punkt unſerer Beſprechung kommen, ſich wieder zu der Höhe zu erheben, von der man die Geſammtheit eines Romans überſchauen kann.

Ein jedes Ding hat ſeine eigenthümliche Stimmung. Dieſe iſt ein Undefinirbares, was zwiſchen den Dingen ſchwebt und über ihnen liegt, wie ein Hauch, mit Worten nicht wiederzugeben, mit keinem einzelnen Sinne diſtinct zu faſſen und doch unleugbar und nothwendig da, ſo nothwendig, daß Stimmung zu erregen und auszuſtrahlen für jedes Kunſtwerk erſtes Erforderniß iſt. Sie giebt die höhere Einheit, in der ſich das Verſchiedene als zu einander gehörig zuſammenfindet, ſie hindert die Epiſoden, aus dem Rahmen des Ganzen hinauszufallen. Dieſe Einheitlichkeit hat Zola ſtets beachtet. Bei ihm hat das Knarren eines Wagens, das Quietſchen einer Karre einen beſtimmten Ton, der zu den erzählten Ereigniſſen paßt. Der Pfiff der Locomotive klingt hell und triumphirend, wenn Jaques nach Paris zurückkehrt, wo die Geliebte ſeiner harrt; er klingt lang und ängſtlich, wenn ſie in der Winternacht durch das wirbelnde Schneetreiben jagt. Die franzöſiſchen Trompetenſignale haben ihren beſtimmten Ausdruck der Trauer, der Freude, der ſonnigen Heiterkeit gegenüber den drohenden, finſteren, harten Klängen deutſcher Hörner. Und noch eins, was Zola meines Wiſſens zuerſt angewandt hat, um die Einheitlichkeit hervor zu heben. Wie bei Richard Wagner's Motiven haben die Helden ihre beſtimmten Redewendungen, beſtimmte Eigenſchaftsworte, die er ihnen und den Dingen beilegt, beſtimmte, kurze Sätze, die er bei einer Schilderung anwendet. Dieſe Floskeln kehren wieder, hier und da, nach Gelegenheit, und wo ſie wiederkehren, wecken ſie die Erinnerung an die Stelle, wo ſie ſchon einmal aufgetreten ſind: ſo durchflicht mühelos und faſt unabſichtlich ein neues Band zur Einheit das große Ganze.

So wird der Dichter ein Stimmungsmaler von großer

Reinheit. In dem Wundergarten des alten, unheimlichen Beſitzes, wo die Märchenſtimmung voll tödtlichen Wohlgeruchs über dem Ganzen ſchwebt, ſtehen der Abbé Mouret und Albine vor einem Beet Stiefmütterchen. „All' dieſe Blumen ſchienen zu leben mit ihren violetten Köpfen, ihren gelben Augen, den bleichen Lippen und ihrem feinen, fleiſchfarbenen Kinn. Als ich noch jung war, machten mich die Stiefmütterchen ängſtlich, flüſterte Albine. Sieh nur, es iſt, als ob Tauſende von kleinen Geſichtern dich anblicken. Und ſie wenden ſich Alle zugleich um. Gerade als ob dort Puppen begraben wären, deren Köpfe wieder zum Vorſchein kommen." Iſt das nicht echte Märchenſtimmung und die Ahnung des Unheimlichen in dem Roman, wo nachher die Blumengeiſter aus den Kelchen ſteigen, um Albine zu tödten?

Beſonders am Schluß der Romane hat Zola ſeine ganze Kunſt aufgewendet, um von hier aus noch einmal die Stimmung des Ganzen zuſammen zu faſſen. So am Schluß von La débâcle. Frankreich iſt ein zum Tode verwundetes Land; der Krieg iſt darüber hingezogen und hat es zerſchmettert; wo iſt noch Hoffnung auf ein neues Leben? Da ſehen wir den Helden Jean Macquart allein: „Das verwüſtete Feld lag brach, das Haus lag verbrannt und zertrümmert am Boden, und Jean, der Niedrigſte und Schmerzerfüllteſte, ging fort von der Stätte, der Zukunft entgegen, vorwärts zu der großen und ſchweren Arbeit, ein ganzes Frankreich wieder herzuſtellen."

Und noch einen Schluß in einem vorhergehenden Roman. Die Scene iſt auf der Maſchine eines Zuges, welcher eine Abtheilung franzöſiſcher Soldaten, nachdem der Krieg erklärt iſt, an die Grenze bringen ſoll. Pequeux, der Heizer, hat gefeuert, als wenn er die Maſchine in die Luft ſprengen wollte. „Jaques Lantier, der Führer, beugte ſich und wollte den Schieber hinabſtoßen, um wenigſtens die Zugluft zu vermindern; da faßte ihn

der Heizer plötzlich um den Leib und verſuchte ihn mit einem heftigen Ruck auf die Geleiſe zu ſchleudern. — Schurke, das war's alſo! Du wollteſt ſagen, ich ſei hinabgefallen, hinterliſtiger Schuft. — Er war gegen den Rand des Tenders geſtolpert, Beide glitten ab und rangen nun auf der kleinen eiſernen Brücke, die Maſchine und Tender verband. Die Zähne zuſammengepreßt, ohne ein Wort zu ſprechen, ſuchten ſie einander durch die enge Oeffnung zu drängen, die nur mit einer eiſernen Stange verſperrt war. Die wilde Maſchine rollte, rollte immer zu. Barrentin war paſſirt und der Zug ſtürzte ſich in den Tunnel von Malaunay, während ſie ſich noch immer eng umſchlungen hielten, ſich auf den Kohlen umherwälzten, mit dem Kopf gegen die Wände des Waſſerrecipienten ſchlugen und die rothglühende Thür der Feuerbüchſe zu vermeiden ſuchten, deren Gluth ihre Beine traf, ſo oft ſie ſich ihr näherten. Einen Augenblick dachte Jaques daran, den Regulator zu ſchließen und um Hülfe zu rufen, damit man ihn von dem wahnſinnigen Menſchen befreite. Er fühlte, wie er ſchwächer wurde, wie er nicht mehr die Kraft beſaß, den Anderen hinabzuſchleudern. Er machte einen letzten Verſuch, mit unſicherer Hand, aber der Andere merkte die Abſicht, packte ihn um die Weichen und hob ihn empor wie ein Kind. Ah! du willſt anhalten! Ah! du haſt mir meine Frau geſtohlen! Fort, fort, du mußt hinunter! Die Maſchine rollte, rollte; der Zug hatte mit großem Getöſe den Tunnel verlaſſen und ſetzte ſeinen Lauf fort über das öde, einſame Land. Die Station Malaunay wurde wie im Sturm durchfahren, ſo ſchnell, daß der Stationsvorſteher auf dem Perron die beiden Menſchen auf der Maſchine nicht ſah, während die Windsbraut ſie dahinriß. Pequeux, mit einer letzten Anſtrengung, ſtürzte Jaques hinab, aber dieſer umklammerte ſo eng den Hals des Anderen, daß er ihn mit hinabriß. Zwei ſchreckliche Schreie klangen in einen zuſammen und verhallten. Sie, die ſo lange

als Brüder zuſammengelebt hatten, wurden unter die Räder geſchleudert, zermalmt, zerriſſen. Man fand ſie ohne Kopf, ohne Füße, zwei blutige Rümpfe, die ſich noch umſchlungen hielten, um ſich zu erſticken. Und die Maſchine rollte, rollte immer zu. Der Keſſel war voll Waſſer, die Kohlen, mit denen der Heizraum eben gefüllt war, entzündeten ſich, und während der erſten halben Stunde ſtieg die Spannung zum Berſten, die Schnelligkeit wurde entſetzlich. Der Zugführer war ohne Zweifel eingeſchlafen, die Soldaten, die immer betrunkener wurden in den engen Wagen, freuten ſich über die raſende Schnelligkeit und ſangen immer lauter. Wie der Blitz fuhren ſie durch Maromme. Kein Pfiff ertönte mehr, wenn ſie ſich den Einfahrtsſignalen näherten und die Bahnhöfe paſſirten. Es war ein Galopp, gerade aus, eine Beſtie, die, den Kopf zur Erde, alle Hinderniſſe überrannte. Sie rollte, rollte ohne Ende, wie wild vorwärts gejagt durch das ziſchende Geräuſch ihres Athems. In Rouen ſollten ſie Waſſer einnehmen; eiſiges Entſetzen erfaßte den ganzen Bahnhof, als in Rauch und Flammen der wahnſinnige Zug vorüberſauſte, die Maſchine ohne Führer und Heizer, die Viehwagen voller Soldaten, die patriotiſche Lieder brüllten. Sie gingen in den Krieg, ſie jagten ſo, damit ſie ſchneller unten an den Ufern des Rheins wären. Die Beamten ſtanden auf dem Bahnhof, entſetzt: niemals würde der Zug ohne Unfall den Bahnhof von Sotteville paſſiren, der immer verſperrt war durch Rangirzüge, durch Wagen und Maſchinen. Man ſtürzte zum Telegraphen und machte Meldung. Dort war eben ein Güterzug, der den Weg verſperrte, auf ein Nebengeleiſe gebracht worden. Schon hörte man in der Ferne das dumpfe Rollen des entſprungenen Ungeheuers. Der Zug hatte ſich in die beiden Tunnel geſtürzt, die hinter Rouen lagen, er kam an in ſeinem wüthenden Galopp, wie eine übernatürliche, unwiderſtehliche Kraft, die Nichts mehr anhalten konnte. Und den Bahn-

hof von Sotteville durchſauſte er, er jagte mitten durch die Hinderniſſe, ohne anzuſtoßen, er tauchte wieder hinein in die Finſterniß, wo ſein Rollen leiſer und leiſer wurde. Aber jetzt tickten alle Telegraphenapparate der Linie, alle Herzen ſchlugen bei der Nachricht von dem Phantom, das durch Rouen und Sotteville hindurchgeſauſt war, Alles zitterte vor Entſetzen. Er aber ſtürzte vorwärts, wie ein gehetztes Thier, ohne auf rothe Laternen und Knallpatronen zu achten. In Oiſſel wäre er beinahe gegen eine Vorſpannlocomotive geſchlagen, er erſchreckte Pont de l'Arche, denn ſeine Schnelligkeit ſchien ſich nicht zu vermindern. Von Neuem verſchwunden, rollte er, rollte in der finſteren Nacht, Niemand wußte wohin. — Was lag an den Opfern, die die Maſchine auf dem Wege zermalmte! Ging ſie nicht trotzdem der Zukunft entgegen, unbekümmert um das vergoſſene Blut? Ohne Leitung, mitten in der Finſterniß, blind und taub, wie ein wildes Thier rollte ſie, rollte, beladen mit Kanonenfutter, mit den betrunkenen Soldaten, die patriotiſche Lieder ſangen, aber ſchon jetzt ermüdet und ermattet." — So ſtürzt der Zug in die Finſterniß hinein, ſo ſtürzt das ganze Frankreich.

Zum Schluß aber verlaſſen wir auch die Nähe des einzelnen Romans und ſteigen noch höher, dahin, von wo wir die ganzen Rougon-Macquart vor uns ausgebreitet ſehen. Da liegt es vor uns hingeſtreckt. Es iſt ein gewaltiges Werk mit ſeinen zwanzig Romanen. „Aufgerührt eine ſchreckliche Maſſe, ſüße und ſchreckliche Abenteuer, Freuden und Leiden mit voller Hand hineingeworfen in die Fülle der Ereigniſſe. Da liegt das zweite Kaiſerreich, mit Blut gegründet, dann, wie es, ſeinen Erfolg genießend, mit hartem Willen ſich geltend macht, wie es die rebelliſchen Städte erobert, in eine langſame Auflöſung hineingleitet und ſchließlich im Blut verſinkt, in einem ſolchen Meer von Blut, daß das ganze Volk faſt darin ertrunken wäre. Da-

zwiſchen finden wir ſociale Studien, den Groß- und Kleinhandel, die Proſtitution, die Erde, das Geld, den Bürgerſtand, das Volk, welches aus den Kloaken der Vorſtädte kommt, und das, welches ſich in den großen Induſtriecentren empört. Dann wieder einfache Bilder aus dem menſchlichen Leben, Seiten voll ſanfter Zärtlichkeit und von heißer Liebe, der Kampf des Verſtandes und des Herzens gegen die ungerechte Natur, der Verzweiflungsſchrei Derjenigen, die einer zu großen Aufgabe erliegen, der Schrei des guten Herzens, das ſich opfert, ſiegreich über den Schmerz. Es giebt Phantaſieſtücke, wo die Einbildungskraft ſich über die Natur emporſchwingt, ungeheure Gärten, in allen Jahreszeiten blühend, Kathedralen mit feinen Zacken und Spitzen, wunderbare Geſchichten aus dem Paradies. Kurz, der Roman enthält Alles, Gutes und Schlechtes, Gemeines und Erhabenes, die Blumen und den Schmutz des Daſeins, der ganze unendliche Strom des Lebens rauſcht vorüber und trägt auf ſeinem Rücken die Menſchheit bis an das Ende der Tage."

Zola ſelbſt iſt es, der am Schluſſe in ſeinem Docteur Pascal dieſen Rückblick auf die großen Züge der zwanzig Romane wirft. Mit freudigen, volltönenden Worten zieht er die Geſammtſumme aus ihrem Inhalt. Und merkwürdig — was er hier aufführt, es ſind faſt alles kulturgeſchichtliche Schilderungen. Mag es ihm zum Bewußtſein gekommen ſein oder nicht, auch ihm ſelbſt erſcheint das Aeußere und ſeine Darſtellung als das Bedeutendſte ſeiner Thätigkeit und tritt ihm bei einer flüchtigen Ueberſicht als das Markanteſte ungewollt in die Erinnerung. So giebt der Dichter ſelbſt am Schluß ſeinem Beurtheiler Recht, der am Anfang behauptete, daß Zola's Ruhm, Bedeutung und auch ein großer Theil ſeiner Eigenart in der Werthſchätzung des Milieus beruhte.

Von demſelben Verfaſſer ſind erſchienen:

Emile Zola

mit einem Bildniß Zolas, deſſen Autogramm und einer Stammtafel der Rougon-Macquart.

Leipzig, R. Voigtländers Verlag 1898.
Biographiſche Volksbücher Nr. 8—10.

Eliſabeth, Königin von Rumänien

(Carmen Sylva).

Ein Lebensbild mit 18 Abbildungen.

Leipzig, R. Voigtländers Verlag 1898.
Biographiſche Volksbücher Nr. 28—32.

Verlagsanſtalt und Druckerei A.-G. (vormals J. F. Richter) in Hamburg.

Die Grenzen des Irreſeins.

Von Dr. A. Cullerre.

Jus Deutſche übertragen

von Dr. med. **Otto Dornblüth,**

zweitem Arzt der Provinzial-Irrenanſtalt Kreuzberg O.-Sch.

Gr. 8° (VIII und 272 S.). Preis 5 Mk. eleg. geh., 6 Mk. eleg. geb.

In dieſem Werke werden die intereſſanten Uebergangszuſtände von der geiſtigen Geſundheit zum Irreſein (Zweifelſucht, Selbſtmord, Brandſtiftungstriebe, Erfinder, Querulanten, Myſtiker, hyſteriſche Lügner u. ſ. w.) in feſſelnder Weiſe behandelt. Wenn es dem Buche gelingt, in weitere Kreiſe zu dringen, wird es manchen Nutzen ſtiften können.

(Dr. Joh. v. Buſchmann in Med. Chir. Rundſchau, Wien.)

Digitized by Google

Carolinen und Marianen.

Von

Dr. O. Finſch
in Leiden.

Hamburg.
Verlagsanſtalt und Druckerei A.-G. (vormals J. F. Richter)
Königliche Hofbuchhandlung.
1900.

Digitized by Google

Das Recht der Ueberſetzung in fremde Sprachen wird vorbehalten.

Druck der Verlagsanſtalt und Druckerei A.-G. (vorm. J. F. Richter) in Hamburg.
Königliche Hofbuchdruckerei.

Digitized by Google

Als Spanien 1885 mit Deutschland wegen des Besitzes der Carolinen in Zwistigkeiten gerieth, konnte Niemand ahnen, daß es vierzehn Jahre später dieses Inselgebiet freiwillig an Deutschland überlassen und zwar verkaufen würde. Denn die Wogen der nationalen Erregung gingen bei dem heißblütigen Volke des Südens damals so hoch, daß der durch Preßhetze fanatisirte Pöbel der Hauptstadt das deutsche Gesandschafts-hôtel insultirte, hier Fahnenstock und Wappen herabriß, und unter den Rufen: „Nieder mit Deutschland! Krieg mit Deutschland!" vor dem Ministerium des Innern verbrannte. Dieses Kriegsgeschrei fand übrigens in den Herzen wohl aller Spanier lebhaften Widerhall, namentlich auch Seitens der höheren Militärs, unter denen General Salamanca durch herausfordernde Prahlereien und Unhöflichkeiten sich unendlich lächerlich zu machen verstand. Der Einzige, welcher in der allgemeinen Aufregung Ruhe und ein richtiges Urtheil bewahrte, war König Alfons XII. Er kannte Deutschlands Heeresmacht aus eigener Anschauung und wußte, wie gefährlich es sei, dieselbe muthwillig herauszufordern, noch dazu für ein Land wie Spanien, das schon damals nur in der eigenen Einbildung als Großmacht figurirte. Angesichts der drohenden politischen Zerwürfnisse im Innern wie der bedenklichen Finanzlage hätte es am allerwenigsten an einen Krieg denken sollen, dessen Folgen für Spanien nur unheilvoll sein konnten, wie dies ja durch den letzten Krieg bewiesen wurde.

Dieſen lärmenden Kundgebungen gegenüber bewahrte Deutſchland eine würdevolle Ruhe, wußte es doch, daß ſein großer Reichskanzler auch in dieſer kriegeriſch zugeſpitzten Streitfrage die allbekannte diplomatiſche Meiſterſchaft aufs Neue bewähren würde. Und darin hatte es ſich nicht getäuſcht! Denn bekanntlich wurde auf Vorſchlag Bismarcks der Papſt Leo XIII. gebeten, das Schiedsrichteramt zu übernehmen, deſſen Spruch (vom 22. October 1885) für die Souveränität Spaniens über die Carolinen entſchied. Dieſer Entſcheid gründete ſich zwar faſt nur auf das vage Recht des erſten Entdeckers vor mehr als 350 Jahren, da Spanien ſeit jenen Zeiten thatſächlich keinerlei Einfluß auf den Carolinen ausgeübt hatte, war aber wohl nicht anders zu erwarten. Und ſo ſtimmten beide Mächte dem von Sr. Heiligkeit gefällten Schiedsſpruche zu, womit der ſo gefahrdrohende Carolinenſtreit (am 17. December 1885) ein Ende fand. Spanien verpflichtete ſich eine geordnete Verwaltung einzurichten, und ſicherte Deutſchland völlige Freiheit des Handels, der Schifffahrt, der Fiſcherei, der Anlage von Plantagen ꝛc. in derſelben Weiſe wie ſpaniſchen Unterthanen zu, ſowie Einrichtung von Schiffs- bezw. Kohlenſtationen Seitens der Kaiſerlichen Marine. Deutſchland hatte ſeine Rechte alſo vollſtändig gewahrt und ohne Schädigung ſeines Anſehens und ſeiner dortigen Angeſeſſenen einen Krieg vermieden, der die Handelsverbindungen beider Länder ohne Zweifel für Jahre hinaus in der empfindlichſten Weiſe geſtört haben würde. Und dabei ſtand namentlich unſerem ſo bedeutenden Export nach Spanien und ſeinen Colonien die empfindlichſte Schädigung in ſicherer Ausſicht, Nachtheile für unſere Induſtrie und unſern Handel, denen gegenüber der Beſitz eines ſo kleinen Inſelreiches gar nicht in Betracht kommen konnte.

Die weiſe Erledigung jener Angelegenheit Seitens des unvergeßlichen erſten Reichskanzlers verdient daher dankbarſte

Anerkennung, nicht minder die Initiative der gegenwärtigen Reichsregierung, welche die politischen Verhältnisse geschickt und schnell zu benutzen wußte, um das damals aufgegebene Besitzthum auf friedlichem Wege zu erwerben. In Folge des für Spanien verhängnißvollen Ausgangs in dem blutigen Kriege mit den Vereinigten Staaten von Nordamerika hatte erstere Macht mit Cuba, der Perle der Antillen, und den Philippinen die letzten bedeutenden seiner Colonien[1] an die Vereinigten Staaten verloren. Außer kleinen, fast werthlosen Besitzungen in Afrika[2] blieb nur noch das einstige Geschenk des Papstes, die Carolinen, übrig, nebst den kleineren Inseln der Marianen, da die größte Insel der letzteren Gruppe, Guam, von Amerika behalten wurde. Diese letzten Ueberbleibsel des spanischen Colonialreiches, einstmals des größten der Welt, wurden in dem deutsch-spanischen Vertrage vom 12. Februar 1899 vom deutschen Reiche käuflich erworben und zwar für die Summe von fünfundzwanzig Millionen Pesetas (= Mk. 16 750 000). Diese Vereinbarung ist für beide Theile befriedigend, denn selbst nur eine Mobilisirung würde uns 1885 viel mehr gekostet haben, und Spanien braucht in seiner gegenwärtigen Lage Geld recht nothwendig. Ueberdies ist es eine Last losgeworden, denn nach dem Aufstande auf Ponape hielt Spanien hier wie auf Yap an 800 Mann Truppen; die so stürmisch begehrte Colonie erforderte daher beträchtliche Zuschüsse.

Auch Deutschland wird noch Allerlei aufwenden[3] müssen, und es kann vielleicht noch lange dauern, ehe sich Ausgaben und Einnahmen decken, aber diese Neuerwerbung ist doch außerordentlich nützlich, weil sie unsere bisherigen Südseebesitzungen in der früher gewünschten Weise abrundet und damit unsere Macht- und Interessensphäre bedeutend erweitert. Dieselbe umfaßt jetzt fast den ganzen nordwestlichen Viertheil des Großen Oceans, geht südlich (mit Kaiser Wilhelmsland, Bismarck- und Salomo-

Archipel) ansehnlich darüber hinaus und bildet ein ungeheures Inselreich, das sich von Nord nach Süd über etwa 30 Breitengrade (1800 Seemeilen[4]), von West nach Ost über 42 Breitengrade (2500 Seemeilen) ausdehnt. Der Flächeninhalt dieser Inselgebiete wird insgesammt auf 253 000 qkm mit einer Bevölkerung von zusammen 439 520 geschätzt, wovon auf Kaiser Wilhelmsland (181 650 qkm mit 110 000 Einwohner) und Bismarck- und Salomo-Archipele (69 355 qkm mit 277 000 Einwohner), zusammen rund 251 000 qkm mit 388 000 Einwohner kommen.

Im Rahmen dieses Inselreichs gebührt den Neuerwerbungen der Carolinen und Marianen hinsichtlich der Ausdehnung des Gebietes, wie der Zahl der dazu gehörigen Inseln, die erste Stelle. Allein der Carolinen-Archipel erstreckt sich über eine Meeresfläche von fast 10 Breiten- und 30 Längengraden, die Entfernung der östlichsten Insel (Kusaie) bis zur westlichsten (Tobi) beträgt daher an 1800 Seemeilen, oder zum Vergleich das Dreiundeinhalbfache der Luftlinie Memel—Emden. Und wenn man die Marianen dazu rechnet, ergiebt sich von der nördlichsten Insel, Vogelinsel (Faralon de Pajaros), bis zur südlichsten der Carolinen (Capingamarangi- oder Greenwich-Insel) eine nur um etwa ein Drittel geringere Entfernung.

Ueber dieses ungeheure Meer sind hier und da vereinzelt, meist aber zu kleinen Gruppen vereint, eine Unmasse von Inseln verstreut, deren Anzahl Paul Langhans[5] für die Carolinen allein auf 680 schätzt, mit den Marianen zusammen an 700.

Freilich sind dabei die vielen kleinen Inseln mitgezählt, welche sich dem Korallengürtel eines Atoll einreihen, jenen eigenthümlichen niedrigen Inseln, die mikroskopischen Lebewesen ihr Dasein verdanken, und in ihrer Beschaffenheit und Form so wenig mit den üblichen Begriffen von Inseln übereinstimmen. Ein Atoll oder eine Ringinsel besteht nämlich aus einem

ſchmalen Gürtel von Riff und Inſeln, der meiſt ringförmig eine Waſſerfläche, die Lagune, umrahmt.

Die Größe dieſer Lagunen iſt ebenſo verſchieden wie die Zahl der Inſeln ihres Riffgürtels. So hat die Lagune von Namonuito, eines der größten Carolinen-Atolle, eine Länge von ungefähr 40 Seemeilen (etwa 10 deutſche Meilen), beſteht aber nur aus etwa zehn Inſeln, während das viel kleinere Atoll von Satoan in der Mortlockgruppe etliche ſechzig Inſeln und Inſelchen aufweiſt, von denen indeß nur vier bewohnt werden. Denn die meiſten dieſer niedrigen Koralleninſeln bilden in der Regel mehr oder minder ſchmale, lange, aber kaum einige hundert Schritt breite Streifen niedrigen Landes, das bei Hochwaſſer wenige Fuß über das Meeresniveau hervorragt, während ein großer Theil des Atolls dann überhaupt überfluthet wird. Die Lagunen der meiſten Atolle ſind mit dem Ocean durch Zugänge verbunden, von denen einzelne auch als Schiffspaſſagen dienen, aber viel Vorſicht erheiſchen, wie die Schifffahrt in dieſen riffreichen Meeren überhaupt. Selbſt das anſcheinend ſehr ruhige Waſſer der Lagunen kann ſehr unruhig werden und iſt nicht immer frei von gefährlichen Stellen, die ſich meiſt nur hoch vom Maſte aus rechtzeitig erkennen laſſen.

Unſer ohnehin großer Reichthum an Atollen im Marſhall-Archipel iſt durch den Beſitz der Carolinen beträchtlich vermehrt worden, denn der größere Theil dieſer Inſeln, etliche dreißig, beſteht aus niedrigen Koralleninſeln, zu denen glücklicherweiſe einige hohe bergige hinzukommen. Es ſind dies im Oſten Kuſaie und Ponape, iſolirte Inſeln von vulcaniſcher Formation, die je von einem Riffgürtel (Barrier-Riff) umſchloſſen werden; mit Bergen, die auf Ponape faſt bis zu 900 m anſteigen, im Weſten Yap und die aus mehreren Inſeln beſtehende Gruppe Palau, welche ebenfalls von Barrier-Riff umgeben ſind. Sehr abweichend und eigenthümlich iſt die

Ruk-Gruppe dadurch, daß innerhalb des Atollgürtels eine Anzahl von Inſeln verſtreut liegt, darunter ſiebenzehn hohe bergige, die aber alle ſehr beſchränkten Umfang haben und nicht durchgehends bewohnt ſind.

Das Geſammtareal der Carolinen wird von Langhans auf etwas über 9000 qkm berechnet, wovon aber 7659 qkm für Riffe abgehen, ſo daß nur 1344 qkm bewohnbares Land übrig bleiben, das übrigens nicht durchgehends cultivirbar iſt. Lütke ſchätzte den bewohnbaren Theil der Atolle (ohne die hohen Inſeln) insgeſammt auf fünfzehn Quadratmeilen. Das größte Areal beſitzt die Palau-Gruppe mit 446 qkm (davon die größte Inſel Baobeltaob allein 300), dann folgt Ponape mit 347, Yap mit 207, die Atolle der Ruk-Gruppe mit 132 und Kuſaie mit 110 qkm; alle übrigen Inſeln haben nur 1 bis 16 qkm Flächeninhalt. — Das Areal der Marianen beträgt 626 qkm, das der drei bewohnten Inſeln (Saipan, Rota und Tinian) nur 465 qkm.

Die Fauna der Carolinen iſt, wie ſich nach der Beſchaffenheit und dem geringen Umfang der Inſeln erwarten ließ, nur arm, und darf wenigſtens für die Wirbelthiere als ziemlich gut bekannt betrachtet werden. Von Säugethieren kommen außer den durch Schiffsverkehr eingeführten Ratten, die zuweilen zur Plage werden, nur zwei Gattungen Flederthiere vor, darunter fruchtfreſſende ſogenannte fliegende Hunde (Pteropus), von denen nicht nur die hohen Inſeln je eine eigenthümliche Art beſitzen, ſondern auch die Atolle der Mortlock-Gruppe. Das eigenthümliche, zu den Sirenen gehörige Meerſäugethier, der Dugong (Halicore), kommt gelegentlich in den Gewäſſern von Palau vor.

Am beſten ſind die Vögel bekannt, über die von Kittlitz zuerſt berichtete, über welche aber die Sammlungen[6] von Tetens, Heinſohn, Peters und namentlich Kubary ausführliche Kunde brachten, die ich für Kuſaie und Ponape durch eigene Beob-

achtungen und Sammlungen vermehren konnte. Im Ganzen ſind von den Carolinen an achtzig Vogelarten nachgewieſen, die ſich der indo-malayiſchen Ornis einreihen und nur wenige eigenthümliche Formen aufweiſen (auf Palau die Gattung Psamathia, auf Ruk Metabolus und auf Kuſaie die ſeit Kittlitz nicht mehr zur Unterſuchung gelangte Rallenform Aphanolimnas). Am reichſten an Vögeln iſt Palau mit ſechs-undfünfzig Arten, davon etwa fünfundzwanzig Landvögel, von denen dreizehn der Gruppe eigenthümlich ſind. Dagegen hat die hohe bergige Inſel Kuſaie unter zweiundzwanzig Arten nur neun Arten von Landvögeln (darunter vier eigenthümliche) aufzuweiſen. Beſonders merkwürdig iſt das Vorkommen einer eigenthümlichen Papageienart (Chalcopsittacus rubiginosus) auf Ponape, eines Scharrhuhnes (Megapodius senex) auf Palau und unſerer Sumpfohreule (Otus brachyotus) auf Ponape, und zwar als Brutvogel. Unſer Kuckuck iſt auf ſeinen Wanderzügen ebenfalls auf Palau nachgewieſen, wie ein anderer von Süden (Neu-Seeland) heraufziehender Kuckuck (Urdynamis taitiensis) ebenfalls in unſer Gebiet vordringt. Die häufigſten und faſt über alle Inſeln verbreiteten Standvögel gehören zu den Gattungen der Eisvögel (Halcyon), Brillenvögel (Zosterops), Fliegenfänger (Myiagra, Rhipidura), Würger (Rectes), Glanzſtaare (Calornis, Aplonis), Flaumenfußtäubchen (Ptilopus), Erdtauben (Phlegoenas) und Fruchttauben (Carpophaga), wovon gewiſſe Arten auf einzelne Inſeln beſchränkt ſind. Als Sänger wird nur Calamoherpe syrinx, ein mit unſerer Rohrdroſſel verwandter Vogel, gerühmt. Für die Jagd kommen außer einigen Strand- und Sumpfvögeln, die aber nur auf dem Zuge erſcheinen (wie Brachvögel, Bekaſſinen, Regenpfeifer u. A.), Wildhühner und die große Fruchttaube in Betracht, auf Palau außerdem die Nicobarentaube, das Scharrhuhn (Megapodius senex), ein Purpurhuhn (Porphyrio) und eine Entenart.

Die Ornis der Marianen, deren Kenntniß hauptsächlich dem Franzosen March und den Sammlern des Rothschild-Museums in Tring zu danken ist, stimmt im Allgemeinen mit der der Carolinen überein und besitzt einige auf beiden Gruppen vorkommende Arten. Von den im Ganzen sechsundfünfzig bekannten Vögelarten sind vierzehn eigenthümliche (darunter aber nur eine eigene Gattung: Cleptornis). Von besonderem Interesse ist das Vorkommen einer Rabenart, die von Kittlitz entdeckte, und eines Scharrhuhnes (Megapodius Laperousei).

Lurche und Kriechthiere kommen auf den Carolinen nur wenige vor, meist weitverbreitete Arten der Eidechsengattungen Mabouia und Gecko; auf Yap außerdem eine große Warneidechse (Hydrosaurus marmoratus). Das indische Leistenkrokodil verirrt sich zuweilen bis Palau, auf welcher Gruppe auch Schlangen (drei Arten) und eine Froschart vorkommen.

Von Hausthieren scheint nur Ponape eine eigene Hunderace besessen zu haben; aber schon zu Anfang dieses Jahrhunderts waren europäische Hunde, sowie auch Katzen (Gáto-Katze auf Spanisch) von Guam nach Mogmog eingeführt und verbreiteten sich von hier auf einige andere Inseln. — Hausschweine sind ebenfalls eingeführt worden; die Zucht derselben wird meist von weißen Händlern, namentlich auf Kusaie und Ponape, betrieben, die schon zu Zeiten der Walfänger Schiffe mit diesem lebenden Proviant versorgen halfen. Unter den Geschenken der Ostindischen Compagnie für die gute Behandlung der Schiffbrüchigen der „Antelope" unter Capitain Wilson, welche Capitain Maclner 1790 den Eingeborenen von Korror (Palau) mitbrachte, befand sich auch Rindvieh, wovon Semper noch 1862 zahlreiche Nachkommenschaft auf dieser Insel beobachtete. Die Thiere wurden in Umzäumungen gehalten, da sie durch Verwüstungen in den Pflanzungen den Eingeborenen nur eine Plage waren, und sind in Folge dessen vermuthlich aus-

gerottet worden. Denn es ist auffallend, daß Tetens und Kubary, die unter den Hausthieren der eingeführten Ziegen gedenken, mit keiner Silbe Rindvieh erwähnen. Pferde und Esel sind in beschränkter Zahl auf den Marianen eingeführt worden, ebenso Rindvieh, das auf Tinian verwilderte und sich hier in großen Heerden findet. Eine kleine, dem Axis verwandte Art von Hirsch, der sogenannte Marianenhirsch (Cervus marianus) ist keine eigenthümliche Art, sondern wurde von den Philippinen eingeführt, welche drei Arten Hirsche besitzen. —

Die Bevölkerung der Carolinen wird auf rund 35 000 Eingeborene, damit aber wohl reichlich hoch angegeben und dürfte nur zwischen 20 000 und 30 000 betragen. Denn bloß von wenigen Inseln liegen wirkliche Zählungen, im Uebrigen aber nur Schätzungen vor, die sehr verschieden lauten. So schätzte Logan, um nur ein Beispiel anzuführen, die Einwohnerzahl der Ruk-Gruppe auf 18 000 bis 20 000, Kubary auf 10 000 bis 12 000 und Gulick gar nur auf 5000. Sicher ist, daß auf verschiedenen Inseln ein bedauerlicher Rückgang stattgefunden hat, wie auf Kusaie (nach den Missionsberichten von 1100 in 1855 auf 125 in 1891), und Kubary zählte 1877 auf Nukuor nur 124 Eingeborene gegen früher 200. Am bedenklichsten sind Palau und Ponape zurückgegangen. Nach Semper besaß die erstere Gruppe gegen die Mitte des vorigen Jahrhunderts allein 40 000 bis 50 000 Eingeborene (jedenfalls eine sehr übertriebene Angabe), 1862 aber nur 10 000, und Kubary notirt für 1874 und 1884 nur 5000 bezw. 4000 Bewohner. Auf der größten Insel Baobeltaob fanden sich überall verlassene Häuser und Plantagen, als Zeichen einer früheren zahlreichen Bevölkerung. Die Ursache dieser Abnahme führt Kubary auf die herrschende Sittenlosigkeit zurück, als deren Folge drei Viertel aller Ehen kinderlos bleiben. Auf Ponape haben Epidemien, namentlich Mitte der fünfziger Jahre Blattern, unter

den Eingeborenen schrecklich aufgeräumt, wodurch die Bevölkerung von etwa 8000 auf 5000 reducirt wurde, und die Kämpfe mit den Spaniern brachten jedenfalls weiteren Rückgang, wenigstens verzeichnet der Missionsbericht für 1891 nur 1705 Eingeborene. Daß diese größte Insel, sowie Kusaie, nur sehr schwach bevölkert ist, davon konnte ich mich selbst überzeugen, denn nur längs dem Strandgürtel finden sich spärlich Siedelungen. Das bergige, mit dichtem Urwalde bedeckte Innere ist jetzt unbewohnt, aber Gruppen von Cocospalmen, welche die höchsten Bergkuppen auf Ponape krönen, lassen darauf schließen, daß früher hier Menschen verkehrten, da diese Palme überall ein Kulturbaum ist. Von den jetzt Deutschland gehörigen kleineren der Marianen-Inseln sind nur Saipan, Rota und Tinian bewohnt und besitzen zusammen 1655 Bewohner, Eingeborene (Tagalen) oder Mischlinge von den Philippinen, sowie auf Saipan eine Anzahl Carolinier. Denn die Chamorro oder eigentlichen Bewohner der Marianen sind längst dahingeschwunden, zum Theil durch Seuchen, hauptsächlich aber durch die Spanier ausgerottet. Als die letzteren 1688 die Colonie begründeten, waren die Inseln angeblich von 40 000 bis 60 000 Chamorros bevölkert, ihre Anzahl ging bis 1741 auf ca. 1800 zurück. Diese sündhafte Vernichtung hat sich natürlich schwer gerächt und nie wieder gut machen lassen, trotz aller Bemühungen, künstlich, zum Theil gewaltsam Bevölkerung herbeizuziehen. So wurden nicht allein die Bewohner der kleineren Inseln zur Niederlassung auf Guam gezwungen, sondern man brachte auch Tagalen von den Philippinen herüber und schließlich Verbannte, namentlich politisch Verdächtige. So erklärt es sich, daß von den etwa 8700 Bewohnern Guams über 6000 in der Hauptstadt Agaña wohnen oder vielmehr hier wohnen müssen.

Die Entdeckungsgeschichte des neuen deutschen Inselreiches führt nahezu auf vier Jahrhunderte zurück, bis auf die denk-

würdige Reise von Fernando Magelhaens, unter den bewundernswerthen alten Seefahrern wohl dem bewundernswerthesten. Von der von ihm entdeckten, zuerst durchfahrenen und nach ihm benannten Meeresstraße an der Südspitze Südamerikas durchsegelte Magelhaens den ganzen „Stillen Ocean" von Ost nach West, an 6000 Seemeilen, bis man, nach mehr als drei Monaten, als die Noth bereits aufs Höchste gestiegen war, am 6. März 1520 endlich Land entdeckte. Es waren die zwei südlichsten Inseln der Marianen oder „Diebsinseln" (Ladronen), wie Magelhaens sie genannt hatte, der die erste, übrigens unbeabsichtigte Weltumsegelung nicht selbst zu Ende führen konnte, da er bekanntlich ein Jahr später auf den Philippinen im fanatischen Glaubenseifer gegen eine feindliche Uebermacht tollkühn sein Leben einsetzte und verlor.

Die neuentdeckten Inseln wurden übrigens erst mehr als 160 Jahre später in Besitz genommen und nach Maria Anna von Oesterreich, Wittwe von König Philipp IV. benannt. Denn Spanien hatte im Wettstreit mit Portugal wichtigere Aufgaben zu erfüllen. Vor Allem galt es, die damals noch wenig bekannten Molukken mit ihrem Reichthum an Gewürzen zu erringen, und das war für Spanien nur von Osten aus, von seinen Besitzungen an der Westküste Amerikas (Mexico und Peru) möglich, wollte man nicht der päpstlichen Ungnade verfallen. Durch eine Bulle Papst Alexander VI. (Borgia) waren die neuentdeckten Länder nämlich zwischen die Kronen von Spanien und Portugal getheilt und überdies durch eine ziemlich willkürliche Demarkationslinie (360 Meilen östlich von den Azoren) die Interessensphären der beiden, damals mächtigsten seefahrenden Völker festgelegt worden. Da die östliche Erdhälfte Portugal zugesprochen war, so wendeten sich die Spanier der Südsee zu, um hier eine bewundernswerthe Thätigkeit zu entfalten. Die großen Entdeckungen des sechszehnten Jahrhunderts sind also gewissermaßen dem Machtspruche jenes berüchtigten

Papſtes zu danken; dazu gehören auch die Carolinen. Etwa acht Inſeln derſelben werden ſpaniſchen Entdeckern zugeſchrieben, darunter die kleine Inſel Ngoli (Lamoliock) des Onulu-Atolls,[8] als die erſte, welche 1525 von Diego Rocha (allerdings einem Portugieſen) aufgefunden worden ſein ſoll. Der Name Carolina nach der Gemahlin von König Carl I. wurde aber erſt 1686 von dem ſpaniſchen Admiral Don Francisco Lazeano einer von ihm entdeckten größeren Inſel (wahrſcheinlich Yap) beigelegt, und dieſer Name übertrug ſich nach und nach auf den ganzen Archipel, der damit auch nominell als ſpaniſches Beſitzthum betrachtet und als ſolches weitergeführt wurde.

Das ſiebzehnte Jahrhundert brachte wenig neue Entdeckungen, da die Spanier nördlich von den Carolinen einen neuen Seeweg von Peru nach den Philippinen einſchlugen, auf dem ſie häufiger die Marianen berührten, beſonders ſeitdem 1688 hier eine Colonie begründet worden war. Um die Carolinen kümmerte ſich Spanien aber durchaus nicht. Die einzigen Niederlaſſungsverſuche durch Miſſionare (zwiſchen 1710 und 1731) auf Sorol und Uluti fanden mit der Ermordung des Pater Juan Antonio Cantova (auf Mogmog 1731) ein raſches Ende.

Nicht minder zahlreich als die Entdeckungen des ſechszehnten Jahrhunderts ſind die des achtzehnten, namentlich durch engliſche und amerikaniſche Handelsſchiffe, unter denen ſolche der East India Company mehrere Inſeln zuerſt ſicher nachwieſen, u. A. Palau (1783 durch Wilſon), wie Capitain James Mortlock, Führer des amerikaniſchen Schiffes „Young William" 1793 die nach ihm benannte Gruppe entdeckte. Denn wie der 1567 von Mendana entdeckte große Archipel der Salomo-Inſeln nahezu zweihundert Jahre lang verſchollen blieb und erſt wieder entdeckt werden mußte, ſo ging es auch mit den ſpaniſchen Entdeckungen in den Carolinen, von denen ſich keine mit Sicher-

heit nachweisen ließ. Die späteren Entdeckungen, namentlich des achtzehnten Jahrhunderts, trugen indeß wenig zur Klärung bei, halfen im Gegentheil die Verwirrung durch Neubenennungen nur vermehren. Fast die meisten Inseln waren wiederholt entdeckt worden und hatten in Folge dessen mehrere Namen erhalten, außer spanische nun auch noch englische und solche der Eingeborenen. Da die letzteren sich nicht selten sehr ähneln, deshalb häufig unrichtig aufgefaßt und orthographisch noch unrichtiger wiedergegeben wurden (z. B. Uap, Wap, Eap, Jap), so entstand je länger um so mehr Verwirrung und Unsicherheit.

Dazu fehlte es fast ganz an Karten. Die von Cantova (1722) und Don Louiz de Torres (1804), größtentheils nach den durchaus ungenügenden, sich häufig widersprechenden oder falsch verstandenen Angaben der Eingeborenen zusammengestellt, illustriren am besten die geringe geographische Kenntniß, welche zu Anfang dieses Jahrhunderts betreffs der Carolinen noch herrschte. So fehlt z. B. auf diesen ersten Karten die allen carolinischen Seefahrern wohlbekannte Mortlock-Gruppe ganz. Die Klarstellung und Vervollständigung der Entdeckungen in diesem Archipel war somit der neueren Zeit vorbehalten und ist vor Allem den zielbewußten und planmäßigen Untersuchungen und Aufnahmen französischer und russischer Weltumsegelungen zu danken. So nahm die „Coquille" unter Befehl von Duperray 1823 und 1824 Kusaie auf und entdeckte die Ruk-Gruppe wieder, welche 1838 von Dumont d'Urville (mit der „Astrolabe" und „Zélée") nochmals genauer untersucht und kartirt wurde.

Von ganz hervorragender Bedeutung für die Erforschung der Carolinen gestaltete sich aber jene denkwürdige Weltreise der russischen Corvette „Senjavin" unter Befehl von Capitain, später Admiral Lütke, an der auch unsere deutschen Landsleute von Kittlitz und Mertens als Naturforscher theilnahmen. Die Untersuchungen und Aufnahmen in den Jahren 1827 und 1828

lieferten die erſte grundlegende Karte des Archipels der Carolinen, mit dem Lütke's Name für immer als der ihres bedeutendſten Erforſchers verbunden bleiben wird. Mit dieſen Reiſen waren die eigentlichen Entdeckungen zwar geſchloſſen, bei Weitem aber nicht die Specialaufnahmen einzelner Inſeln und Häfen, wie z. B. die der größten Inſel Ponape erſt 1839 und 1840 von engliſchen und franzöſiſchen Kriegsſchiffen kartirt wurden.

Mancherlei Verbeſſerungen und Ergänzungen haben auch die Führer des amerikaniſchen Miſſionsſchiffes „Morning Star", ganz beſonders aber Godeffroy'ſche Capitaine (Blohm, Tetens) und der Reiſende Kubary geliefert, Beiträge, die von L. Friedrichſen in mehreren Specialkarten (Yap, Palau, Mortlock, Ruk) verwerthet wurden. Seit den ſiebziger Jahren ſind auch der deutſchen Reichsmarine bemerkenswerthe Specialaufnahmen zu danken (z. B. der Ruk-Gruppe, Wolea), ſowie auch in Betreff der Marianen). In der ihm eigenen gründlichen und überſichtlichen Weiſe hat Paul Langhans dieſes Geſammtmaterial im Verein mit anderen bisher noch unveröffentlichen Quellen in ſeiner neueſten Karte[9] der Carolinen, Palau und Marianen bearbeitet und damit die Kartographie wiederum in hervorragender Weiſe bereichert.

Ueber die Bewohner der Carolinen liegen aus früheren Jahrhunderten nur wenig Berichte vor, unter denen die des Pater Cantova und Capitain Wilſon (über die Palauer) wohl die wichtigſten ſind. Denn eigentliche Forſchungen hat erſt dieſes Jahrhundert zu verzeichnen, womit die vorher erwähnten Welterpeditionen unter franzöſiſcher und ruſſiſcher Flagge den Anfang machten. Seitdem iſt die Kunde über die Eingeborenen weſentlich vermehrt und erweitert worden, ſo namentlich durch Capitain Cheyne, Dr. Gulick, Dr. Semper (Palau), Capitain Tetens, von Miklucho-Maclay, Franz Hernsheim, Joh. Kubary[10] und in Berichten über Fahrten deutſcher Kriegsſchiffe.

Mir ſelbſt war es vergönnt, wenigſtens die beiden ſchönſten öſtlichen Inſeln, Kuſaie und Ponape, kennen zu lernen, über die ich wohl die ausführlichſten und zuverläſſigſten Berichte[11] der Neuzeit veröffentlichte. Bei der ungeheuren Ausdehnung des Gebietes, das bisher kein Reiſender vollſtändig kennen lernte, bleiben aber noch gar viele Lücken auszufüllen. Und dafür wird es vielerwärts leider zu ſpät ſein, da durch den zunehmenden Verkehr mit Weißen die Originalität der Eingeborenen mehr oder minder in Verfall geräth, wovon ich mich ſelbſt zur Genüge überzeugen konnte.

Da die Chamorro, wie vorher erwähnt, zu den untergegangenen Völkerſtämmen gehören, ſo beruht unſere Kenntniß über die alten Bewohner der Marianen nur auf den älteren, zum Theil lückenhaften Nachrichten, namentlich Reiſender des vorigen Jahrhunderts, die hier nicht wiederholt werden ſollen, und auf die heutigen Bewohner brauchen wir ſchon deshalb nicht näher einzugehen, weil ſich dieſelben aus ſo verſchiedenen eingeführten Elementen zuſammenſetzen.

Wenn man die Carolinier anthropologiſch mit den übrigen Bewohnern Mikroneſiens (Marſhallanern und Gilberts) zu einer eigenen Race erhob, die aus einer Miſchung von Polyneſiern und Melaneſiern (Papuas) entſtanden ſein ſollte, ſo wird man ſich nach und nach daran gewöhnen müſſen, die „Mikroneſier" als beſondere Race aufzugeben. In der That gehören die Carolinier zu jener mehr oder minder hellfarbigen (braunen), ſchlichthaarigen Menſchenrace, wie ſie ſich überall in Oceanien bis Hawaii und Neuſeeland findet, und es dürfte ſchwer halten, dieſe Race ſelbſt von der malayiſchen durch beſtimmte äußere Kennzeichen zu unterſcheiden. Die Hautfärbung variirt, wie überall, ſelbſt zwiſchen den Bewohnern einer und derſelben Inſel oft recht erheblich und bewegt ſich in den Farbentönen der Brocaſchen Tafeln von Nr. 29 bis 32 (nach Miklucho-Maclay

ſelbſt von Nr. 21 bis 43), alſo zwiſchen Olivengelbbraun bis in ein röthliches Ziegelbraun und ſelbſt bis Dunkelbraun. Auch das ſchwarze oder doch dunkle Haar iſt nicht immer ſchlicht, ſondern häufig wellig, ja ſelbſt mehr oder minder lockig. In der Leibesgeſtalt ſind die Carolinier gut gebaute, kräftig ausſehende Menſchen, die im Wuchſe im Allgemeinen unter europäiſcher Mittelgröße bleiben. Das weibliche Geſchlecht iſt in der Regel kleiner und ſchwächlicher als das männliche. Für die Geſichtsbildung hält es ſchwer, einen allgemeinen Typus anzugeben, da ſie individuell ſehr erheblich variirt; die ſtets dunklen, braunen bis ſchwarzen Augen ſind meiſt voll und groß, daher vorherrſchend als ſchön zu bezeichnen. Dagegen iſt der Mund in der Regel größer als bei Europäern, die Naſenflügel breiter, die Jochbogen vielleicht etwas mehr hervortretend, doch giebt es auch Individuen, deren Phyſiognomie ein nahezu europäiſches Gepräge zeigt.

Wenn die Carolinier im Allgemeinen in unſerm Sinne nicht als ſchöne Menſchen gelten können, ſo hat ihre äußere Erſcheinung doch keineswegs das Unſympathiſche der mongoliſchen Race, ja gewiſſe Individuen dürfen mindeſtens als „hübſch“ bezeichnet werden. Am wenigſten gilt dies für das weibliche Geſchlecht, das nur in der Jugend anmuthige Geſtalten aufweiſt und ziemlich ſchnell verblüht. Da die Männer auf vielen Inſeln langes Haar tragen, das zum Theil chignonartig aufgebunden wird, und außerdem, wenigſtens in jüngeren Jahren, das Barthaar auszureißen pflegen, ſo giebt ihnen dies häufig ein weibiſches Ausſehen. Spärlicher Bartwuchs iſt aber keineswegs eine Raceeigenthümlichkeit, denn Vollbärte kommen überall, wenn auch mehr vereinzelt, vor.

Die äußere Erſcheinung der Carolinier wird häufig durch Hautkrankheiten beeinträchtigt, unter denen namentlich Schuppenkrankheit (Ichthyosis) überall verbreitet und ſehr gewöhnlich iſt,

übrigens kaum als Leiden betrachtet wird. Lepra, die Kittlitz schon auf Kusaie beobachtete, ist nach Kubary auch auf Ruk und Mortlock keineswegs selten und kommt auch auf den Marianen vor.

Ueber die Sprache der Carolinier liegen im Ganzen nur spärliche Berichte vor, denn leider hat Kubary, der am meisten dazu berufen war, in dieser Richtung Aufklärung und Belehrung zu geben, nur eine Abhandlung über die Mortlocksprache publicirt. Soweit sich bis jetzt urtheilen läßt, werden auf den Carolinen sieben bis acht verschiedene Sprachen oder mindestens Dialekte gesprochen. Von der totalen Sprachverschiedenheit auf Ponape und Kusai konnte ich mich selbst überzeugen; dazu kommen mit eigenen Sprachen 3tens: die centralen Gruppen Mortlock, Ruk und Hall wahrscheinlich mit Ulea und Feis; 4tens: Uluti mit Ngoli; 5tens: Yap; 6tens: Palau und 7tens: Nukuor. Auf letzterer Insel wird merkwürdiger Weise eine nahezu mit Samoanisch übereinstimmende Sprache gesprochen, die identisch mit der der 1600 Seemeilen entfernt liegenden Ellicegruppe (Nukufetau) ist, aber kaum mehr in Betracht kommt, da Nukuor nur 124 Bewohner zählt. Auf den Marianen wird meist, auch von den Eingeborenen, spanisch gesprochen.

Die Carolinier werden gewöhnlich als die liebenswürdigsten und freundlichsten Südseebewohner geschildert und namentlich ihre Gutherzigkeit und Friedfertigkeit gerühmt; Lobeserhebungen, die indeß keineswegs als Regel, sondern nur für gewisse Fälle gelten können. So erfreuten sich die Schiffbrüchigen des Packetschiffes der Ostindischen Compagnie „Antelope" unter Capitain Wilson 1783 auf Palau (Korror) der freundlichsten Aufnahme. Aber diese ersten Weißen waren mächtig und brachten, wie die französischen und russischen Expeditionen zu Anfang dieses Jahrhunderts, große Vortheile und Reichthümer, darunter vor Allem das unschätzbare Eisen. Gegenüber der so viel gerühmten Fried-

fertigkeit der Carolinier muß daran erinnert werden, daß die erſten Weißen, welche Niederlaſſungsverſuche wagten (1710 und 1731), erſchlagen wurden, und doch waren dies friedfertige Miſſionare, darunter auch der vortreffliche Jeſuitenpater Cantova, der die Eingeborenen bereits gut kannte. Capitain Mortlock warnt bereits 1793 vor den Bewohnern der nach ihm benannten Inſeln, und Capitain Tetens noch 1868 vor den Yap-Inſulanern, die wiederholt Schiffe anfielen. Capitain Cheyne, Führer der „Najade", der in den vierziger Jahren auf den Carolinen Handel trieb, wurde auf die hinterliſtigſte Weiſe von den Rukern überfallen und fiel ſchließlich auf Palau, aus Eiferſucht zweier Stämme, von denen jeder die Handelsvortheile allein genießen wollte. Denn überall iſt der Eingeborene ſchlau berechnend und auf ſeinen Vortheil bedacht, dabei meiſt unaufrichtig, geizig und gewiſſenlos, Eigenſchaften, die aber bei einem flüchtigen Beſuche gegenüber dem meiſt ſtillen, freundlichen und beſcheidenen Weſen nicht ſogleich hervortreten. So wußte Kubary Anfangs die Ponapeſen nicht genug zu rühmen, bezeichnet ſie aber ſpäter als die miſerabelſten aller Carolinier, und ſein Urtheil über die Palauer (ränkevoll, lügenhaft, mißtrauiſch, diebiſch, faul) iſt mehr oder minder wohl für die meiſten Carolinier zutreffend. Einige dieſer Eigenſchaften lernte ich ſelbſt trotz kurzen Verkehrs mit Ponapeſen kennen, fand dagegen die Kuſaier als ſo angenehme und naive Menſchen, wie ſie von Kittlitz geſchildert wurden, obwohl die zu jener Zeit durchaus unberührten Naturkinder bereits Diebſtahl verſuchten. Aber auch hier herrſchte der Grundſatz allgemein gültiger caroliniſcher Lebensweisheit: „Wenig geben, viel nehmen!"

Reinlichkeit iſt nirgends Bedürfniß für die Eingeborenen, und läſtige Paraſiten gelten als Leckerbiſſen, die ich von königlichen Frauen auf Ponape mit Behagen verzehren ſah. Sehr widerlich wirkt im Verkehr mit den Eingeborenen auch der ihnen

anhaftende Geruch in Folge des Einſchmierens mit ranzigem Oel und übelriechender Gelbwurz (Curcuma). Die Mortlocker ſind davon wie mit einer Kruſte bedeckt, die nach Kubary allerdings ein treffliches Mittel gegen Mosquitoſtiche bildet.

Wenn Weiße jetzt auch längſt nichts mehr von den Eingeborenen zu fürchten haben, ſo herrſcht doch unter den letzteren niemals jene Einträchtigkeit, welche die Bezeichnung „friedfertig" rechtfertigt, denn in Folge der Zerſplitterung in viele kleine Stämme entſtehen leicht Händel, die zu Fehde führen. Die Miſſion hat in dieſer Richtung bereits vielfach ſehr wohlthätigen Einfluß ausgeübt, beſaß aber keine Macht, um kriegeriſche Unternehmungen zu unterdrücken, wie ſolche, nicht ſelten mit blutigem Ausgange, Logan in ſeinen Berichten über Ruk und Mortlock wiederholt erwähnt. Selbſt leitende Mitglieder der Kirche betheiligten ſich an derartigen nach caroliniſchen Begriffen ehrenvollen Waffenthaten. So war der Sohn eines Häuptlings der Inſel Uola (Ruk) auf den Hallinſeln erſchlagen worden; als nun zufällig Eingeborene der letzteren Inſeln, Leute, die mit jenem Morde durchaus nichts zu thun gehabt hatten, in zwei Canoes nach Uola kamen, wurden ſie hinterliſtig überfallen und erſchlagen bezw. erſchoſſen. Es handelte ſich alſo in dieſem durch Logan verbürgten Falle, der ganz mit Erlebniſſen von mir in Melaneſien übereinſtimmt, um gemeinen Mord in verrätheriſcher Weiſe.

Dabei mag gleich hier erwähnt werden, daß die Kriegsführung dieſelbe feige Taktik befolgt, welche faſt bei allen Kanaken ſo ziemlich als Regel gelten kann: man vermeidet den offenen Kampf möglichſt und ſucht lieber den unvorbereiteten Gegner hinterliſtig zu überfallen. Geringfügige Vorkommniſſe, Streit wegen Fiſchgründen, Beſitz eines Hundes und dergleichen ſind häufig Urſache zu ſolchen ſogenannten Kriegen, die ganz beſonders auf Ruk häufig zu ſein ſcheinen, aber auch auf Palau und Yap. So ſagt Kubary u. A., daß ſich die einzelnen

Stämme auf Ruk „im Princip als einander fremd, also feindlich betrachten; sie leben stets in gegenseitigem Neid entweder im offenen Kriege oder in einem niemals sicheren Frieden". Die siegende Partei begnügt sich übrigens nicht damit, die etwaigen Gefangenen zu erschlagen, sondern brennt auch die Häuser nieder und vernichtet Tarofelder und Fruchtbäume. „Die Folgen einer solchen Kriegsführung sind leider nur zu oft auf den Rukinseln zu finden und der Mangel an Cocospalmen, wie überhaupt der beschränkte Landbau sind dadurch erklärlich." (Kubary.) Eine Eigenthümlichkeit der Kriegsführung auf Ruk mag hier noch erwähnt sein, die darin besteht, daß Glieder eines und desselben Stammes nicht gegeneinander kämpfen dürfen. Auf Palau giebt es zwar keine eigentlichen Kriege mehr, aber man betreibt das „Kopfschnellen" mit Vorliebe, d. h. man überfällt irgend einen Wehrlosen eines andern Stammes, erschlägt ihn und führt den abgeschnittenen Kopf als „Siegestrophäe" mit heim. Ein solcher Kopf ist zugleich eine Einnahmequelle für die Gemeinde oder den Club, denn man stellt ihn in befreundeten Dörfern zur Schau aus, führt Tänze dazu auf und sammelt Geld.

Moderne Waffen haben die eigenthümlichen fast überall verdrängt und waren von jeher die wichtigsten Tauschartikel. Die früheren Handelsfahrten der Central-Carolinier nach den Marianen brachten bereits spanische Messer und Buschmesser (Machete) und Säbel mit nach Haus, die dann durch Zwischenhandel weitere Verbreitung fanden, und zur Zeit meines Besuches 1880 bildeten Feuerwaffen aller Art den werthvollsten Theil des Tauschhandels. Ein großer Häuptling auf Yap kaufte von einem deutschen Händler für fünfhundert Dollar sogar eine ausrangirte bayerische Mitrailleuse, welche die Macht dieses Herrschers freilich wenig vergrößert haben wird, wie Feuerwaffen überhaupt dazu beitragen, die Kriege der Eingeborenen untereinander seltener und unblutiger zu machen.

Einzig in der Geſchichte der Carolinen ſind die Kämpfe der Ponapeſen in den Jahren 1887 bis 1890, um ſich von dem Joch der ſpaniſchen Unterdrücker zu befreien. Wie einſt die Marianer, fochten die Inſulaner in der Verzweiflung viel beſſer, als man von dieſen ſonſt trägen und feigen Leuten erwarten konnte und fügten den Spaniern viel Schaden zu, die in einem Gefecht allein 160 Mann verloren. Dabei bedurfte es wiederholter Expeditionen mit Kriegsſchiffen, um den Aufſtand zu unterdrücken.

Unter den einheimiſchen Waffen waren Schleudern am beliebteſten und faſt überall verbreitet. Sie gehören zu den zierlichſten und kunſtvollſten Flechtarbeiten aus Cocos- oder Hibiscusfaſern und dienen, um den Kopf gebunden, zugleich als Putz, der wahrſcheinlich noch heute auf den centralen Gruppen Ruk und Mortlock verfertigt wird und wie früher einen Tauſchartikel bildet. Speere waren ebenfalls in mehreren Formen überall bekannt, darunter eine mit Rochenſtacheln bewehrte Sorte beſonders gefährlich. Auf Palau und Mortlock ſcheint man auch Wurfſpeere beſeſſen zu haben, die mit einer Art Wurfſtock geſchleudert wurden; während flache hölzerne Keulen und runde lange Kampfknüppel nur von Ruk und Mortlock erwähnt werden. Außerdem kannte man noch ein paar eigenthümliche, zum Theil mit Rochenſtacheln und Haifiſchzähnen bewehrte Handwaffen, auf Palau außerdem Pfeil und Bogen und das Blaſerohr (letzteres von Manila eingeführt). Ich ſelbſt ſah und erhielt auf Kuſaie und Ponape keine Waffen mehr. Die der übrigen Inſeln gehören jetzt wohl ebenfalls der Vergangenheit an, und zählen zu den werthvollſten Gegenſtänden der Muſeen.

Im Gegenſatz zu der Raceneinheit bieten die ethnologiſchen Verhältniſſe nur in einigen wenigen Gebräuchen und Fertigkeiten allgemein verbreitete Charakterzüge. Als ſolche verdienen vorzugsweiſe Stammeszerſplitterung, Vorliebe für Steinbauten,

hochentwickelte Webekunſt, Beliebtheit von gelber Farbe (Curcuma), häufige Benutzung von Cocosnuß zu Schmuckzwecken und die geringe Zahl von Muſikinſtrumenten genannt zu werden. Im Uebrigen beſitzt jede Inſel oder Inſelgruppe beſondere ethnologiſche Eigenthümlichkeiten, die, ſoweit ſie beſſer bekannt ſind, vorläufig folgende fünf Abtheilungen: Kuſaie, Ponape, Central-Carolina, Yap und Palau als ſogenannte Subprovinzen unterſcheiden laſſen. Unter Hervorheben der Eigenthümlichkeiten derſelben werde ich mich im Uebrigen bemühen, ſoweit dies hier möglich iſt, ein Geſammtbild der caroliniſchen Völkerkunde zu ſkizziren.

Wenn ſelbſt in neueren Berichten der culturelle Bildungsgrad der Carolinier als der einer „niedern Naturſtufe des uncivilisirten Naturvolkes, oder ſelbſt der von Wilden" bezeichnet wird, ſo iſt dieſes Urtheil nicht ganz zutreffend. Denn ohne Zweifel gehören die Carolinier zu den begabteſten der Südſeevölker, wie dies ſchon zum Theil die ſehr verwickelten ſocialen Einrichtungen zeigen, nicht minder die mannigfachen Erzeugniſſe ihrer Handfertigkeit, die eigene Erfindungen aufweiſen. Bewundernswerth ſind die Rieſenſteinbauten auf Kuſaie und Ponape, die in der ganzen Südſee kaum ihres Gleichen finden, die mannigfachen Erzeugniſſe der Muſchelinduſtrie, von kleinen zierlichen Scheibchen (vorzugsweiſe aus rother Spondylusmuſchel geſchliffen) bis zu Armringen aus Abſchnitten von Trochus, die reizenden Schmuckgegenſtände aus Scheibchen und Ringen von Cocosſchale, die aus Schildpatt gebogenen Schälchen und Schaalen auf Palau, wo man früher auch mit Perlmutter eingelegte, außerordentlich kunſtvolle Holzſchnitzereien (Schüſſeln, Deckelkaſten) verfertigte und, wie auf Yap, Töpferei verſtand. Leider werden die meiſten der hier erwähnten Gewerbe wenig oder gar nicht mehr betrieben und ihre Erzeugniſſe gehören größtentheils bereits der Vergangenheit an. So z. B. die verſchiedenen, ſehr kunſtreich aus

Perlmutter oder Schildpatt geschliffenen oder geschnitzten Fischhaken, und vor Allem die Aexte, früher das einzige Geräth zum Bau von Häusern, Fahrzeugen u. s. w. Es verdient erwähnt zu werden, daß trotz des Reichthums an Steinmaterial, wenigstens auf den hohen Inseln, die Klingen dieser Aexte stets aus Muschel (Tridacna) verfertigt wurden. Auf Kusaie erhielt ich noch die letzten solcher Muschelklingen, von denen die größte 53 cm lang war und 4½ kg wog, und auf Ponape erstand ich modernen Schmuck aus prähistorischen Spondylusscheibchen, welch letztere aus den Riesenbauten der Vorväter herrührten, die, wie meine Ausgrabungen schließen lassen, darin eine förmliche Industrie betrieben haben müssen. Von den kunstreichen Arbeiten der Chamorro ist wohl nur wenig erhalten geblieben und die vergleichende Völkerkunde ist auf die Berichte älterer Reisender angewiesen, die den jetzigen Anforderungen bei Weitem nicht genügen.

Am meisten bezeichnend für die Carolinier ist jedenfalls die Weberei, welche glücklicherweise 1880 auf Kusaie noch betrieben wurde, so daß ich dies Gewerbe zuerst eingehend beschreiben konnte. Das bisher als „Webestuhl" bezeichnete, sehr sinnreich erfundene Geräth ist nämlich kein solcher, sondern dient zum Aufmachen der Kette, was allein große Geschicklichkeit und enorme Geduld erfordert, denn die verschieden farbigen Fäden des Musters werden zusammengeknüpft, so daß an einem Lendengürtel an 16 000 Knoten zu knüpfen sind. Der Webeproceß selbst ist ein sehr primitiver und erfordert keine anderen Geräthschaften, als ein paar flache Brettchen, einige Stäbchen, um Fach zu bilden, ein flaches Stück Holz als Lade oder Schwert und schließlich das Schiffchen für den Einschlag, das ganz gewöhnlichen Weberschiffchen ähnelt. Als Material zur Weberei verwendet man die Faser einer besonderen Art Banane, die in drei Farben gefärbt wird, in den Central-Carolinen auch Faser

von Hibiscus oder beide Faſern zuſammen. Die gewebten Zeugſtoffe haben ſehr verſchiedene Länge und Breite (120 bis 220 cm lang, 17 bis 67 cm breit) und werden auf Ruk, Mortlock, den Hallinſeln, Ulea und Uluti verfertigt, wo Weberei noch jetzt im Schwunge zu ſein ſcheint. Auch auf Nukuor, Pikiram, Sonſol und Bunai verſtand man zu weben, doch iſt auf beiden letztern Inſeln dieſe Kunſt bereits untergegangen; wie zu meiner Zeit (1880) Ponape nur noch ein paar Weberinnen aufzuweiſen hatte. Denn überall wird und wurde dieſe Induſtrie nur vom weiblichen Geſchlecht betrieben, dem wahrſcheinlich auch das Verdienſt der Erfindung gebührt. Yap und Palau kannten keine Weberei, ſondern bezogen Stoffe von den Nachbarinſeln.

Da dieſe gewebten Zeugſtreifen für die Bewohner vieler Inſeln die faſt einzige Bekleidung ſind, ſo bilden ſie zugleich einen der hervorragendſten Tauſchartikel. Die Männer benutzen dieſe Zeugſtreifen drei- bis vierfach zuſammengefaltet als Schambinden, während ſie von den Frauen in der ganzen Breite um den Leib geſchlagen werden und ſo eine Art kurzer Röckchen bilden, die ſehr artig kleiden. Dies gilt aber nur für die niedrigen Inſeln (Mortlock, Ruk, Hall, Ulea, Uluti u. a.), denn auf Yap, Palau (wo die Männer früher nackt gingen, wie dies im Norden zum Theil noch der Fall iſt) und Nukuor tragen die Frauen lange bis über die Knie reichende Faſerröcke aus Blättern, auf Sonſol und Bunai ſehr eigenthümlich geflochtene Matten. Auf Ponape wurden Faſerröcke (aus geſpaltenem Cocosblatt oder Hibiscus) früher von beiden Geſchlechtern gebraucht, waren 1880 aber nur noch Männerkleidung, da die Frauen meiſt Lavalava trugen, d. h. zwei bunte Taſchentücher. Eines der letzteren, mit einem Loch in der Mitte, um den Kopf durchzuſtecken, diente auch als Erſatz der früheren Mantillen aus Tapa, d. h. Zeug aus Baumbaſt (hauptſächlich

dem des Brotfruchtbaumes), wie man ſolche früher auch auf Palau und Kapingamarangi (Pikiram, Greenwichinſel) zu Bekleidungszwecken anfertigte. Ponchoartige Mäntel aus zwei der Länge nach aneinandergenähten Zeugſtücken ſind für Mortlock und Ruk eigenthümlich und werden hier (zuweilen ſehr hübſch mit rothen Spondylusſcheiben verziert) als ſehr praktiſches Kleidungsſtück von beiden Geſchlechtern getragen.

Auf den genannten beiden Gruppen, wie auf Yap und Sonſol, giebt es auch Kopfbedeckung und zwar ſpitze, unten breite Hüte aus Pandanusblatt, die aber nur von Männern und, wie es ſcheint, nur gelegentlich getragen werden.

Moderne Kleidung hat ſich nur an Plätzen mit europäiſchem Verkehr eingeführt, wie z. B. auf Kuſaie, wo die Eingeborenen, und zwar ſowohl Männer als Frauen, aber immer noch unter den Kleidern Schambinden (Tol) aus ſelbſtgewebten Zeugſtreifen, trugen. Im Allgemeinen ſcheinen moderne Bekleidungsſtücke wenig Anklang zu finden, denn die Miſſion führt häufig Klage über den geringen Sinn ihrer Zöglinge für decentere Tracht nach europäiſchem Vorbilde. Und der König von Korror (auf Palau), dem letztern folgend, erregte dadurch nur das Mißfallen ſeiner Unterthanen (Kubary).

Schmuck und Zierrath ſind ſehr mannigfach und bieten eine Anzahl für verſchiedene Inſelgruppen charakteriſtiſche Gegenſtände, deren Anfertigung früher beſondere Zweige der Induſtrie und des Tauſchhandels bildeten. Hierher gehört vor Allem das Schleifen kleiner, runder, durchbohrter Muſchelſcheibchen, hauptſächlich rother (aus Spondylus), aber auch weißer, die jetzt wohl nur noch auf Mortlock und Ruk verfertigt werden, während dieſe Kunſt auf Ponape, Yap und Palau längſt eingegangen iſt. Halsketten und Gürtel aus Muſchelſcheibchen gehören daher zu den koſtbarſten Schmuckgegenſtänden; ſo ſind z. B. auf ganz Palau keine zehn „Kau" oder Frauengürtel

mehr vorhanden (Kubary). Bei der Seltenheit dieſer Muſchelſcheibchen werden dieſelben gewöhnlich nur zur Verzierung von Schmuck aus Scheibchen, Perlen und Ringen von Cocosnußſchaale verwendet, eine Induſtrie, die heute noch hauptſächlich auf den centralen Gruppen blüht und eine Menge ſehr zierlicher und kunſtvoller Schmuckgegenſtände erzeugt. Hierher gehören Arm- und Halsbänder, Halsketten, Ohrgehänge und Gürtel, deren einzelne Beſchreibung hier zu weit führen würde. Um indeß einen Begriff zu geben, welche ungeheure Mühe und Fleiß ſolche Arbeiten erfordern, mag erwähnt ſein, daß ein großer Gürtel (Päk) an 27 000 Cocosſcheibchen, aber nur ca. 160 Muſchelſcheibchen zählt. Auf Ponape trug man früher ſehr hübſche farbig gewebte Schärpen, begnügt ſich jetzt aber mit Gürteln und Kopfbinden aus Baſt, die mit rothen und blauen Wollfäden und Glasperlen benäht und beſtickt werden. So ſchnell geht der eigenthümliche Gewerbefleiß der Eingeborenen im Verkehr mit der Civiliſation verloren, und ich freute mich auf Kuſaie wenigſtens noch einige letzte Reſte aus alter Zeit erwerben zu können, darunter Bruſtzierrathen aus Schildpatt und Armringe aus Abſchnitten von Muſcheln (Trochus und Conus). Letztere finden ſich noch auf Yap, wo man auch Nautilus pompilius als Armſchmuck verwendet. Hübſche Armſpangen, aus Schildpatt gebogen, werden auf Ruk und Mortlock verfertigt, während die koſtbaren Armbänder der Frauen von Palau aus gleichem Material bereits der Vergangenheit angehören. Am theuerſten iſt der Klilt, d. h. der erſte Halswirbel des Dugong (Halicore), ein Armring, der mit Mühe über die Hand geſtreift, nicht wieder abgenommen werden kann und nur von palauiſchen Großen getragen wird, da der Werth nach Kubary 700 bis 1500 Mark beträgt. Der Putzſucht zur Liebe wird nur auf Yap die Naſenſcheidewand durchſtochen (wie dies früher auf Kuſaie geſchah), aber man trägt

überall Ohrschmuck, der durch seine Schwere die Ohrläppchen häufig zu einer weiten Schlinge ausdehnt, wie dies namentlich auf den Central-Carolinen (Ruk und Mortlock) der Fall ist. Aber auch kusaiesche Frauen sah ich, getreu der alten Sitte, ganze Pandanus-Blüthenkolben im Ohr tragen, denn überall bilden Blumen einen gewöhnlichen und beliebten Schmuck, der namentlich bei Festlichkeiten nicht fehlen darf. Man trägt dann gewöhnlich Kränze auf dem Kopfe oder schmückt das Haar mit besonderen Binden, Schmucknadeln und Kämmen (zuweilen mit Federn verziert), die hauptsächlich auf Ruk und Mortlock, aber nur für Männer Mode sind. Mit Ausnahme von Ponape läßt man überall und bei beiden Geschlechtern das Kopfhaar lang wachsen und bindet dasselbe in einen Knoten oder chignonartig zusammen.

Sehr zum Aerger der Mission wird mit großer Zähigkeit an dieser Haartracht festgehalten, noch mehr aber an gelber Farbe, die überall zum begehrtesten Festschmuck gehört und nur auf Kusaie unbekannt war. Da Gelbwurz (Curcuma) nur auf wenigen Inseln gebaut wird, so bildet der daraus bereitete Farbstoff („Taick" der Central-Carolinier) einen wichtigen Tausch- und Handelsartikel im Verkehr der Insulaner untereinander und es ist erklärlich, wenn die Letzteren den Taick-Verboten der Mission nicht so leicht nachkommen.

Weit mehr im Verschwinden begriffen ist Tätowirung, die überall nur als Körperverzierung dient, in welcher die Bewohner der verschiedenen Inseln eigenthümliche Muster besitzen, die aber zum Theil noch sehr ungenügend oder gar nicht bekannt sind. Auf Kusaie wurde 1880 nicht mehr tätowirt, dagegen konnte ich über den Brauch auf Ponape eingehend berichten. Aber auch hier waren, wie überall, bei Weitem nicht alle Eingeborenen (auch nicht alle Frauen) tätowirt, wie nirgends besondere Rangmuster unterschieden werden. Zuweilen sind selbst große

Häuptlinge kaum tätowirt, wogegen auf Yap selbst Sclaven sich damit verzieren dürfen. Am schönsten sind die Tätowirungsmuster auf Ponape, namentlich der Frauen, aber auch die Bewohner einiger niedrigen Inseln (Ulea, Lamotrek, Mortlock u. a.) haben sehr zierliche und geschmackvolle Hautzeichnungen aufzuweisen, die übrigens beiläufig alle weit hinter den phantastischen farbigen Bildern zurückstehen, mit welchen japanische und Londoner Tätowirungskünstler ihre Kunden zu schmücken wissen. Das carolinische Tätowirinstrument besteht aus einer schmalen Platte, meist von Schildpatt, die an der untern Kante mit feinen Kerbzähnen versehen ist, welche sanft in die Haut eingeschlagen werden.

Soweit Einheit der Sprache herrscht, hat sie übrigens nirgends zugleich auch Stammeseinheit geschaffen, ebensowenig wie der Schiffsverkehr, welcher schon von jeher, wenigstens zwischen den Bewohnern der niedrigen Inseln, stattfand und auf den wir noch zurückzukommen haben. Denn gerade die so bedeutende Zersplitterung der Stämme, selbst unter den Bewohnern ein und derselben Insel, sowie die fast überall vorkommende Verschiedenheit der Stände bilden hervorragende Züge des socialen Lebens der Carolinier.

Auf Kusaie und Ponape bestand 1880 noch eine Art Feudalherrschaft der Häuptlinge gegenüber den geringeren Leuten (Hörigen), welche nach Kubary auf Ruk und Mortlock durchaus fehlt, während auf Yap noch Sclaven hinzukommen, die in sehr gedrückten Verhältnissen in besonderen Dörfern leben, aber keineswegs schwer arbeiten müssen.

Die Würde des ersten Häuptlings und deren Angehörigen wird gewöhnlich durch besondere Titel ausgezeichnet, doch ist die Häuptlingsmacht nirgends absolut, und Kubary erzählt einen Fall von Palau, wo der oberste Häuptling oder König (Aibatul) durch seine Unterhäuptlinge förmlich entthront wurde. Als

Nachfolger des Königs gilt gewöhnlich deſſen älteſter Bruder, der zuweilen durch Mord ſeine hohe Stellung erringt. Bei den ſeefahrenden Stämmen der Mortlocks, Hallgruppe u. ſ. w. ſind die Häuptlinge nicht immer zugleich die Flottenführer, ſondern dafür wählt man in der Schifffahrt beſonders erfahrene Männer, die im Anſehen meiſt höher ſtehen als Häuptlinge.

In Folge der Zerſplitterung in viele kleine Stämme, die ſich meiſt feindlich gegenüberſtehen, fehlt der nöthige innere politiſche Zuſammenſchluß zur Bildung einer herrſchenden Macht. Doch ſtehen manche ſchwächere Stämme oder Inſelbewohner zuweilen in gewiſſer Abhängigkeit und müſſen eine Art Tribut entrichten, wie die Bewohner einiger Inſeln der Hallgruppe an Ruk, und die von Feis, Uluti und Ngoli (Matelotas) an Yap. Außer dem ſogenannten Könige (Tokoſcha) gab es 1880 auf Kuſaie trotz kaum 200 Bewohnern noch ſechs andere Häuptlinge, und auf Ponape fünf durch beſondere Titel ausgezeichnete, aber im Range nicht gleichſtehende Oberhäuptlinge, die über 22 Stämme herrſchten, von denen jeder allerdings weniger als 150 Mitglieder zählte. Auf beiden Inſeln herrſchte übrigens noch die alte, ſtrenge Etiquette, und auf Kuſaie durften Niedere dem Könige nur in gebückter Stellung nahen und mußten leiſe ſprechen, wie dies auch auf Palau der Fall iſt. Hier muß ſelbſt der „Handkorb“ des Königs ſo geehrt werden, als er ſelbſt. Kubary erwähnt von Mortlock 7 Staaten und 16 ſociale Stämme, von denen „jeder ſeine eigene innere Organiſation hat“, und auf Yap giebt es 58 Diſtricte unter ebenſoviel Häuptlingen. Ganz ebenſo verhält es ſich auf Palau, nur daß das Stammweſen hier noch mehr zerſplittert iſt, und daß die Frauen unabhängig von den Männern unter ſich eine Regierung mit eigener Gerichtsbarkeit bilden, Verhältniſſe, über die Kubary's bogenlange Auseinanderſetzungen leider kein klareres Verſtändniß geben. Denn eigentliche Staaten und Regierungen giebt es auch hier nicht,

ſondern es handelt ſich nur um Gemeinſchaft von befreundeten Dörfern. Uebrigens beweiſen Kubary's Mittheilungen, welche häufig in Traditionen und Genealogien ohne allgemeines Intereſſe übergehen, daß dieſe Verhältniſſe ſehr wandelbar ſind und in ihren Details heute wahrſcheinlich nicht mehr zutreffen. Charakteriſtiſch für Palau ſind die Clubs (Kaldebekel) der unverheiratheten Männer, die in beſonderen Häuſern (Bais) wohnen und unter Führung ſelbſtgewählter Häuptlinge zuweilen auf eigene Fauſt Krieg führen, d. h. einen Kopf zu erbeuten ſuchen. Im Fall des Gelingens theilen auch Häuptlinge die allgemeine Bewunderung, umgekehrt muß Strafgeld bezahlt werden.

Die Stellung der Frau iſt nicht nur im Familienleben, ſondern auch politiſch von hervorragender Bedeutung, ſchon deshalb, weil Rang und ſomit Stammeshoheit von der Mutter vererben. So ſtand der älteſte Sohn des Känker oder ſogenannten Vicekönigs von Kuſaie, ein vierzehnjähriger Knabe, höher im Range, als ſein Vater, weil ſeine Mutter eine „Königstochter" war, und einer der erſten Häuptlinge Palaus, der bereits drei Frauen beſaß, heirathete das weibliche Oberhaupt der Landſchaft Korryor, um dadurch ſeine politiſche Macht, aber nicht ſeinen Reichthum zu vermehren, denn der Mann darf von dem Gelde ſeiner Frau Nichts nehmen (Kubary). Vier Frauen gelten auf Palau als die höchſte Zahl, aber der zweitgrößte Häuptling auf Ponape, der Nanmaraki von Jokoits, beſaß deren neun, die ich ſämmtlich kennen lernte. Die königlichen Damen waren übrigens ſehr geſchickt und fleißig im Nähen von Matten aus Streifen von Pandanusblatt und vermehrten dadurch den Reichthum des Hauſes. In dieſer Richtung iſt die Vielweiberei daher von hoher praktiſcher Bedeutung, zumal wenn noch möglichſt viel Kinder dazu kommen, die arbeiten helfen, namentlich Töchter, die überall ſehr begehrt ſind. Da indeß Mädchen meiſt mehr oder minder koſtſpielig zu erwerben ſind, ſo können ſich

nur größere Häuptlinge den Luxus mehrerer Frauen gestatten, unter denen übrigens die älteste immer als Hauptfrau gilt. Im auffallenden Gegensatz zu der allgemein üblichen Polygamie „können auf Sonsol Frauen mit Brüdern Polyandrie üben" (Kubary).

Im Familienleben, soweit von einem solchen die Rede sein kann, bildet die Frau bezw. Mutter übrigens weit mehr den Mittelpunkt als der Vater, der gewöhnlich mit zu dem Stamme seiner Frau zieht, aber im Todesfalle der Letzteren meist mit Hinterlassung der Kinder, zu seinem Stamme zurückkehrt. Die allgemein herrschende Sitte, daß Ehen zwischen Stammesangehörigen ausgeschlossen sind, scheint der einzige feststehende Artikel des carolinischen Ehegesetzes. Im Uebrigen finden sich auch betreffs Heirathen und Ehe so vielerlei Satzungen auf den verschiedenen Inseln, daß sich diese Verhältnisse kaum generalisiren lassen. Allgemein gültig ist der auch sonst weitverbreitete Brauch, für die Braut an deren Angehörige Geschenke zu zahlen, wie solche auf manchen Inseln (z. B. Palau) auch bei der Geburt eines Kindes erfolgen müssen. Die Ehe scheint überall leicht lösbar, indem der Mann die Frau, die ihm nicht mehr zusagt, einfach den Ihrigen zurückschickt, während auf Palau (nach Kubary) auch „die Frau ihren Mann verläßt, wenn sie anderswo ein besseres Ehegeschäft machen kann". Nicht immer scheint die Ehe nur als Geschäft zu gelten, sondern auch aus wahrer Liebe geschlossen zu werden. So berichtet Logan von einem alten Mann auf Losop, der ein sehr junges Mädchen freite, und als dieses nach kurzer Ehe starb, sich aus Gram darüber tödtete. Auf Palau dürfte dies kaum vorkommen, da hier verheirathete Männer gewöhnlich noch Concubinen halten. Die eheliche Treue der Carolinierinnen wird überall gerühmt und ist erklärlich, da ja Mädchen ihre Jugend genügend genießen können, denn wie überall in Mikronesien sind Tugend und Keuschheit auch auf

den Carolinen faſt unbekannt, und ſo erklärt ſich die erſchreckende Sittenloſigkeit, welche faſt überall herrſcht. Ponapeſiſche Große überlaſſen ihre Töchter gegen Entgelt gern an Fremde, und was Kubary von dem Armengol-Unweſen auf Palau und Yap erzählt, klingt recht nach freier Liebe. So ziehen z. B. ſämmtliche Mädchen zuweilen nach einem anderen Dorf, um hier längere Zeit mit den dortigen Männern zu leben, wie die Mädchen überhaupt ſyſtematiſch zur Proſtitution erzogen werden. „Schon als unreifem Kinde wird dem Mädchen gelehrt, daß es die Quelle für das Haus werden ſoll, wie ihre Quelle die Männer“ (Kubary). Und trotz der anſcheinend ſtrengſten Sitten, mit denen es auf Mortlock als arger Verſtoß gilt, in Gegenwart von Frauen das Wort „Bauch“ oder ſelbſt nur „Lendenſchurz“ auszuſprechen, pflegen die Mädchen doch freien Umgang mit Männern, die nicht zu ihrem eigenen Stamme gehören. Charakteriſtiſch für Ruk, und wahrſcheinlich einzig überhaupt, iſt ein beſonderes Geräth „Fenai“, das als „Erkennungsſtab“ lediglich dem Liebesleben dient. Es iſt dies ein langer, runder, dünner Stab (etwa 1,45 m lang), der an dem einen Ende mit erhabener Schnitzerei verziert oder hier in anderer Weiſe gekennzeichnet iſt. Mit einem ſolchen „Fenai“ ſchleicht ſich der Liebhaber nächtlicher Weiſe zur Hütte ſeiner Schönen und ſteckt denſelben an der Stelle durch die Blattwand, wo er weiß, daß ſeine Geliebte ruht. Letztere erkennt leicht an der Art der Schnitzerei oder Verzierung, welcher ihrer verſchiedenen Verehrer draußen ſehnſuchtsvoll harrt, und hat alſo freie Wahl, eventuell Beider Wünſche zu vereinigen.

Raffinirte geſchlechtliche Ausſchweifungen und Lüſte,[12] die ſich nicht wiedergeben laſſen, bezeugen den hohen Grad von Sinnlichkeit, kommen aber nach Kubary überall vor.

Die vielen Feſtlichkeiten, welche überall im Leben der Carolinier eine große Rolle ſpielen und an denen meiſt beide

Geschlechter Theil nehmen, leisten der Unsitte gewiß viel Vorschub. Wie überall, handelt es sich bei diesen Vergnügungen hauptsächlich um Tanz und Gesang, obwohl diese Bezeichnungen unseren Begriffen eben nicht sonderlich entsprechen. Die Tänze bestehen in der Regel in gleichmäßigen, aber wechselnden Bewegungen der Arme und des Oberkörpers, in Hin- und Herstampfen der Beine u. s. w., wobei gesungen (?), mit den Händen geklatscht oder mit Stöcken der Tact geschlagen wird. Nur auf Ponape besaß man dafür eine Art großer hölzerner Trommeln, in Form einer Sanduhr und an einer Seite mit Fischhaut überspannt (ähnlich den Trommeln der Marshallaner), die mit der Hand geschlagen wurden.

Derselben Insel war ein paddelförmiges Tanzgeräth eigenthümlich, dessen geschickte Handhabung die Wirkung des Tanzes erhöht. Manche sogenannten Tänze scheinen übrigens recht indecent, so der „Auanu" auf Ruk, „der nur eine Versinnlichung des geschlechtlichen Umgangs genannt werden muß, die sich in Bewegungen der Hüften und Beine kundgiebt" (Kubary). Aehnliche unanständige Tänze kennt man auch auf Yap (und, wie ich selbst beobachtete, auch auf den Marshallsinseln).

An Instrumenten ist nur die Nasenflöte auf mehreren Inseln (Ponape bis Palau) bekannt, scheint aber nirgends häufig oder beliebt; ihre leisen Töne verdienen allerdings kaum den Namen Musik. Muscheltrompeten (aus Tritonium tritonis), die überall erwähnt werden und welche ich selbst noch auf Kusaie erhielt, dienen nicht als Musikinstrument, sondern, wie anderwärts, nur um Signale zu geben. Sie werden deshalb meist von Seefahrern gebraucht, um die Canoes zusammen zu halten, aber auch im Kriege u. dergl., wie hie und da eingeborene Missionare zum Gottesdienste blasen.

Ueber die Religion der Carolinier ist sehr viel geschrieben worden, namentlich von Kubary (Mortlock, Palau), aber diese

Nachrichten ſind zum Theil ſo weitſchweifig, verworren und widerſprechend, um hier näher auf dieſes ſo ſchwierige Kapitel einzugehen. Für unſere Zwecke dürfte es genügen, zu erwähnen, daß von Religion bei den Caroliniern nicht die Rede ſein kann, daß aber überall Geiſter- und Aberglauben herrſcht und die Ahnenverehrung dabei eine hervorragende Rolle zu ſpielen ſcheint. Neben den geringen Geiſtern des Individuums und der Familie giebt es auch hohe und höchſte des Stammes und der Häuptlinge, die zum Theil in gewiſſen Bäumen, Steinen oder Fiſchen, zum Theil aber auch in geſchnitzten Bildern, meiſt in Vogelgeſtalt, eine gewiſſe Verehrung genießen. Auf Palau giebt es ſogar beſondere kleine Häuschen oder Opferſchreine zur Aufbewahrung ſolcher Ahnenfiguren, wie man hier bei einem Feſte dergleichen Bilder, und zwar auf der Spitze einer hohen Cocospalme, auszuſtellen pflegt. Hölzerne Masken, nur von Ruk und Mortlock bekannt, über deren Verwendung ſelbſt Kubary keine Auskunft giebt, gehören vielleicht mit in das Gebiet der Ahnenverehrung. Den Verkehr mit den überall gefürchteten Geiſtern vermitteln hauptſächlich die Häuptlinge, die ja ſelbſt die meiſte Anwartſchaft haben, dereinſt als Geiſt verehrt reſp. gefürchtet zu werden, was zuweilen nach verhältnißmäßig kurzer Zeit geſchieht. So ſtand, wie Kubary erzählt, ein Mann von Toloas (Ruk) ſchon zwei Jahre nach ſeinem Tode als Familiengeiſt in Anſehen. Nach Miklucho-Maclay giebt es auf Yap eine Art Seher oder Zeichendeuter, die in hohem Anſehen ſtehen, und dergleichen Leute, welche ſich mit Beſprechen von Krankheiten, Vorherſagen von Wetter, Ausgang von Seefahrten, Fiſchzügen u. ſ. w. beſchäftigen, finden ſich natürlich überall, ebenſo allerlei Talismane und Zauberzeichen. Die Miſſion hat ſolche Bräuche ebenſowenig auszurotten vermocht, als dies bei uns gelang, und ſelbſt die chriſtlicher Kuſaier verehrten 1880 im Stillen noch eine große Aalart als Verkörperung der Seele

ihrer Vorfahren und hüteten ſich, denſelben zu eſſen. Auch die Fiſche des Sees Ngardok auf Palau werden als Geiſter betrachtet und deshalb nicht gegeſſen.

In gewiſſem Sinne ſpielt auch die über die ganze Südſee verbreitete Sitte des „Tabu“ (d. h. Verbot) mit in den Geiſterglauben hinein, hat aber außerdem zum Theil auch eine praktiſche Bedeutung. So dürfen z. B. auf Beſchluß der Häuptlinge die Früchte von Cocospalmen und Brotfruchtbäumen für gewiſſe Zeit nicht gepflückt werden, was zur Erholung dieſer Bäume gewiß ſehr nützlich iſt. Aber auch Fiſchgewäſſer u. dergl. können unter Tabu geſtellt werden, wie gewiſſe Landſtriche. Dies geſchieht namentlich auf Mortlock beim Tode eines Häuptlings, und ein ſolcher Trauer-Tabu (Puanu) kann oft monatelang dauern.

Hinſichtlich der Beſtattungsweiſe ſcheinen ſehr verſchiedene Gebräuche zu herrſchen. Der Leichnam (in Ruk und Mortlock dick mit Gelbwurz eingeſchmiert), wird in Matten eingeſchnürt und (möglichſt ſpät) begraben (Ponape, Mortlock), unter den Steinplatten vor dem Hauſe (Palau) oder ins Meer verſenkt (Ruk- und Hallgruppe). Auf Mortlock errichtet man über dem Grabe ein kleines Haus in Form eines großen Hauſes und auf Yap einen ſtufenförmigen Steinbau, wie ſolche in ähnlicher Weiſe (aus Korallenſteinen) von der kleinen Inſel Ngatik (bei Ponape) und Bunai nachgewieſen wurden.

Auch die Rieſenmauern aus Baſalt auf Kuſaie und Ponape (Kubary's ſogenannte „Königsgräber“) ſind zum Theil wahrſcheinlich zum Andenken hoher Häuptlinge gebaut, die vielleicht darunter begraben liegen, aber der größere Theil dieſer Mauern waren Wälle von Befeſtigungen oder Wohnſtätten. In den jetzt leeren, von gewaltigen Mauern umſchloſſenen Höfen auf Lälla (Kuſaie) ſtanden zu Kittlitz' Zeiten (1827) noch Häuſer, „die Höfe theilten ſich in kleinere, und ein ſolcher durch Mauern

von der übrigen Welt geſchiedener Hof bildete gleichſam eine Stadt im Kleinen" (Kittlitz). Aehnlichen Zwecken haben die Rieſenbauten von Nantauatſch bei Metalanim auf Ponape gedient, die ſchon längſt unbewohnt ſind und deshalb, indeß nicht ganz zutreffend, als „Ruinen" bezeichnet werden. Dieſe bewunderungswerthen Bauten ſind wiederholt auch von mir[12] ſo eingehend beſchrieben worden, daß ich mich hier kurz faſſen kann. Die Mauern ſtimmen in der Hauptſache mit denen auf Kuſaie überein, indem ſie aus Baſalt (meiſt ſäulenförmig) aufgeſchichtet ſind und viereckige Höfe bilden, aber ſie ruhen außerdem auf Fundamenten (aus Baſalt oder Korallgeſtein), die gleichſam künſtliche Inſeln darſtellen und auf dem Außenriff erbaut ſind. Nantauatſch zählt an achtzig ſolcher Inſeln, die ſich zum Theil ſehr regelmäßig über einen Flächenraum von 41 ha in der Weiſe vertheilen, daß zwiſchen den Inſeln Kanäle freibleiben, die bei Hochwaſſer noch heute für Canoes befahrbar ſind. Dieſe Inſelſtadt, ein Venedig im Kleinen, war daher einſt eine uneinnehmbare Feſtung, wie ſie ſich nirgends in der Südſee mehr findet und die jedenfalls zu den ſtaunenswertheſten Bauwerken von Naturvölkern der Steinzeit gehört. Manche der holzſtoßartig aus Säulenbaſalt aufgeſchichteten Mauern ſind an 3 m dick und 10 m hoch, während einzelne der ſechs- bis ſiebenſeitigen Columnen eine Länge von 6 m haben und (nach Kubary) bis 7612 (!) Pfund wiegen. Dieſes Material mußte an 14 km weit zu Waſſer herbeigeſchafft werden, eine Leiſtungsfähigkeit der einſtigen Eingeborenen, die faſt noch mehr Bewunderung verdient, als die Bauten ſelbſt.

Ganz anderer Art ſind die Steinbauten, welche ſich auf den Marianen (Tinian) in Form von Säulen und Pfeilern finden, die einſt Beſtandtheile von Chamorrohäuſern waren.

Der Trieb zu Steinbauten hat ſich übrigens bei den Bewohnern der meiſten hohen Inſeln (die ja Material in Hülle

und Fülle dafür beſitzen) noch heute erhalten. So waren auf Kuſaie die meiſten Gärten und Erhöhungen mit Steinmauern eingefriedigt, wie die mit Steinplatten belegten Wege, und gleiche Bauten finden ſich auf Yap und Palau, wo man außerdem an der Seeſeite oft hohe, große Steindämme baut, welche als Landungsplatz dienen.

Die Häuſer der heutigen Ponapeſen ſind zum Theil ebenfalls Steinbauten, indem ſich die Wohnhäuſer auf einem mannshohen maſſiven Unterbau von Steinen erheben, während bei den großen Canoehäuſern (zugleich Gemeindehäuſer) nur die Wände aus Steinmauern beſtehen. Auch die Häuſer auf Yap haben einen ſteinernen Unterbau, ſind aber im Uebrigen ſehr eigenthümlich ſechseckig, wie faſt alle Inſeln oder Inſelgruppen einen beſonderen Bauſtyl aufweiſen. So zeichnet ſich der von Kuſaie durch einen hohen, ſpitzen, abgeſchrägten Giebel und die ſattelförmig eingebogene Firſt aus, während die Häuſer auf Palau auf niedrigen Pfählen ſtehen und mit Malerei, zum Theil mit Schnitzwerk, reich verziert ſind. Hier wie auf Yap beſitzt jedes Dorf noch beſondere große Häuſer („Bai") für die unverheiratheten männlichen Clubmitglieder und deren betreffenden Maitreſſen (Armengol); doch verkehren in dieſen Häuſern auch verheirathete Männer, wie ſie auch zum Empfang und zur Unterkunft von Gäſten dienen. Am einfachſten ſind die Häuſer der Atollbewohner (Mortlock, Ruk u. ſ. w.), die nur aus großen, auf die Erde geſetzten Dächern beſtehen, die zuweilen aber auch auf niedrigen Seitenwänden ruhen. Auch auf den niedrigen Inſeln giebt es beſondere Gemeindehäuſer, in der Bauart ganz wie die gewöhnlichen, aber anſehnlich größer, die nur von Männern benutzt werden dürfen, in denen man aber auch die großen Canoes aufbewahrt. Ueberall finden ſich auch beſondere Frauenhäuſer, meiſt nur kleine Hütten, als Aufenthaltsort der Frauen während der Menſtruationszeit. Erwähnt mag hier noch ſein,

daß die Holztheile, welche das Gerippe eines Hauses bilden, namentlich das Balken- und Sparrenwerk des oft sehr hohen Daches, überall nur mit ziemlich dünnen Stricken aus Cocosfaser zusammengebunden sind, wie zur Dachbedeckung vorzugsweise Pandanusblatt, seltener Palmenblätter verwendet werden. Obwohl die früheren Beile mit Muschelklinge jetzt längst außer Gebrauch und überall durch eiserne ersetzt sind, gehören die Bauten doch immerhin zu den hervorragendsten Arbeiten des Eingeborenenfleißes und verdienen hohe Anerkennung.

Hausrath ist erklärlicherweise nur sehr wenig vorhanden und besteht hauptsächlich in Körben und allerlei Sitz- und Schlafmatten, die aus Pandanusblatt meist geflochten werden (auf Kusaie und Ponape auch zusammengenäht) und die je nach den Inseln eine Reihe sehr verschiedener Typen in zum Theil trefflichen, auch gemusterten Handarbeiten aufweisen. Zum Aufbewahren von allerlei Habseligkeiten (namentlich des so werthvollen Gelbwurzpulvers) verfertigt man auf einigen Inseln (Ruk, Mortlock, Nukuor, Palau, Sonsol) aus Brotfruchtbaumholz auch verschiedene Arten Deckelkisten oder Truhen, oft von ansehnlicher Größe, die mit zu den bemerkenswerthesten carolinischen Eingeborenen-Arbeiten gehören.

Wie alle Südsee-Insulaner, sind auch die Carolinier vorherrschend Vegetarianer und betreiben in Folge dessen einen geregelten Landbau, soweit sich dafür überhaupt geeigneter Boden findet. Für die Bewohner der hohen Inseln bildet diese Agrikultur die Hauptthätigkeit, an welcher sich Alle, auch die Häuptlinge und deren Familien, betheiligen. Auf Kusaie besaßen die kleinen Gemeinden gemeinschaftliche, mit Steinmauern eingefaßte Pflanzungen, welche wiederum nach den einzelnen Familien eingetheilt waren, wie dies in ähnlicher Weise überall geschieht.

Die wichtigsten, zeitweise fast einzigen Nahrungsmittel der meisten Caroliner sind Taro (Caladium esculentum) und Brot-

frucht, die in zahlreichen, durch eigene Namen unterschiedene Abarten kultivirt werden. Die übrigens nirgends im Ueberfluß vorhandene Cocospalme ist für die Ernährung der Atollbewohner am wichtigsten. So sind nach Kubary die Mortlocker neun Monate des Jahres auf Cocosnüsse angewiesen, obwohl hier auch Taro angebaut wird. Kittlitz spricht schon voll Bewunderung von den künstlichen Bewässerungsanlagen (mittelst aufgefangenen Regenwassers) auf Lukunor, und nach Kubary werden auf Mortlock und Ruk die mit Mangrove gesäumten sumpfigen Uferstriche mit Laub und Erde ausgefüllt und so zu Kulturen für Taro gewonnen, die man in gleicher Weise auch auf Palau künstlich herstellt. Auf den hohen Inseln der Rukgruppe baut man auch Landtaro, für welchen aber nur die Abhänge der Berge und der Sandgürtel des Strandes beschränkte Gelegenheit bieten. Taro, eine knollenartige, mehlige Wurzel, die im Geschmack an Kartoffeln erinnert, und Brotfrucht werden übrigens nicht nur frisch geröstet gegessen, sondern man versteht daraus auch eine Art Teig zu bereiten, der sich monatelang hält. Bananen, die namentlich auf den hohen Inseln vorzüglich gedeihen, bilden nirgends eine alltägliche Nahrung, noch weniger Zuckerrohr, das auf einigen Inseln in beschränkter Weise kultivirt wird. Die Früchte des überall wild wachsenden Schraubenbaumes (Pandanus), welche in der Ernährung der Marshallaner und Gilberts so wichtig sind, werden von den Caroliniern kaum benutzt.

Jams (Dioscorea) scheint nur auf Ponape vorzukommen, ist aber auf Yap und Mortlock durch Weiße eingeführt worden, wie der Melonenbaum (Carvica), der sich überall findet, Wassermelonen und Kürbisse (auf Ruk), Ananas (auf Kusaie und Ponape), Feigen (Kusaie), Früchte, die übrigens überall nur von nebensächlicher Bedeutung sind. Auf einigen Inseln (z. B. Kusaie) findet sich eine wild wachsende, aber kaum genießbare

Orangenart, wie auf Palau Ananas wild wächſt, aber Nichts taugt.

Uebrigens mag erwähnt ſein, daß trotz der anſcheinenden Fülle von Ernährungsmitteln zuweilen Nahrungsmangel, ja Hungersnoth in Folge von Mißernten vorkommen. So vernichtete im Jahre 1891 ein Orkan ſämmtliche Plantagen auf Kuſaie, und die Miſſion auf Ruk hatte wiederholt mit eingeführten Lebensmitteln für ihre Kirchenleute zu ſorgen, um ſie vor dem Verhungern zu bewahren.

Fiſcherei wird zwar auf verſchiedene Weiſe (mit Netzen, Reuſen, Fiſchwehren, Fiſchſpeeren und europäiſchen Angelhaken) überall betrieben, liefert aber nur gelegentlich eine reiche Beute. Dies gilt namentlich für gewiſſe, periodiſch in Schwärmen erſcheinende Fiſcharten (meiſt Makrelen), die dann, auf das ſeichte Waſſer des Riffs getrieben, hier eingekreiſt und gefangen werden, was dann allemal ein Freudenfeſt für die betreffenden Dorfbewohner bedeutet. Im Uebrigen begnügt man ſich mit der täglichen Riffleſe, die in den bei Ebbe zurückgebliebenen Tümpeln immer einige kleine Fiſche, außerdem allerlei Schaalthiere und Cruſtaceen liefert, die als Zukoſt überall ſehr beliebt ſind. Kubary bewirthete mich einſt mit zehn verſchiedenen Arten Bivalven, unter denen Auſtern leider nicht vertreten waren.

Außer Fiſchen kommt Fleiſch kaum in Betracht. Schweine werden auf Yap, Kuſaie und Ponape nur bei Feſtlichkeiten aufgetiſcht, wie auf letzterer Inſel namentlich auch Hunde ſehr als Leckerbiſſen gelten und zu kulinariſchen Zwecken gezogen und eigens gemäſtet werden. Auf Palau wird gelegentlich ein Dugong (Halicore) gefangen (in Netzen), und Schildkröten ſind ebenfalls überall ſelten, ſo daß das Fleiſch der Letzteren meiſt nur Häuptlingen zukommt. Das einzige nennenswerthe Vogelwild: verwilderte Hühner und Fruchttauben, werden nur auf

gewiſſen Inſeln gegeſſen und ſind ſchon wegen der großen Scheuheit ſchwierig zu erbeuten.

Unter den Reizmitteln iſt Tabak, der auf Yap und Palau ſchon vor Ankunft von Weißen kultivirt wurde, überall bei beiden Geſchlechtern beliebt und bildet einen wichtigen Tauſchartikel im Verkehr mit Weißen, welchen die Bewohner Ulutis ſchon 1828 von den Senjavin-Reiſenden begehrten. Man raucht den kleingeſchnittenen Tabak, meiſt in einem Stück Bananenblatt als Decker, in Form von Cigarretten, doch bilden auch Thonpfeifen einen Tauſchartikel.

Im Weſten (Palau, Yap) ißt man Betel (d. h. die Frucht der Arecapalme mit Pfefferblättern und pulveriſirtem Kalk), eine Sitte, die ſich von hier aus auch nach Uluti und Ulea verbreitete, während man Kawa nur auf Ponape trinkt (wie früher auch auf Kuſaie). Im Gegenſatz zu Oſt-Oceanien (Polyneſien) wird die Kawawurzel aber nicht gekaut (und in ein Gefäß geſpuckt), ſondern man ſtampft die ganze Pflanze und begießt den Brei mit Waſſer. Die übel ausſehende und ſchmeckende Flüſſigkeit gilt aber als hoher Genuß, den ſich nur Große gelegentlich leiſten können und den ich durch Güte des Nanmarki von Jokoits kennen lernte. Derſelbe hohe Herr bewirthete mich auch mit ſelbſtgebranntem „Palmſchnaps", aus dem Blüthenſaft der Cocospalme bereitet, ein Berauſchungsmittel, das glücklicherweiſe ſonſt nirgends bekannt iſt. Dies gilt auch für den berüchtigten „ſauren Toddy", d. h. fermentirten Palmſaft, welcher vielerwärts in der Südſee als Surrogat für Schnaps von Eingeborenen (und gewiſſen Weißen) gern getrunken wird. Dagegen kocht man auf mehreren Inſeln (Yap, Palau, Ponape) ſolchen Blüthenſaft zu Syrup ein, der, mit Waſſer vermiſcht, ein beliebtes Getränk bildet, aus dem aber auch verſchiedene Süßigkeiten bereitet werden, die namentlich auf Palau einen Tauſchartikel bilden.

Die Kochkunſt, in welcher übrigens beide Geſchlechter erfahren ſind, bietet trotz weniger Grundſtoffe und Zuthaten (unter denen Salz und Gewürze ganz fehlen) doch allerlei Abwechſelung, und gemiſchte Speiſen aus Brotfrucht, Bananen und Cocosnuß fand ich ſelbſt ganz ſchmackhaft.

Mit Ausnahme von Palau und Ruk, wo man noch früher Töpfe anzufertigen verſtand, wird überall die Nahrung (vegetabiliſche und mineraliſche), in Blätter gehüllt, zwiſchen heißen Steinen gar gemacht, eine weit verbreitete Manier, die aber durch eingeführte Töpfe mehr und mehr verſchwindet.

Unter dem wenigen Küchengeräth verdienen verſchiedene Arten hölzerner Schüſſeln und die zierlichen Schaalen und Näpfchen aus Schildpatt (auf Palau) erwähnt zu werden. Auf Kuſaie und Palau verfertigte man früher auch ſehr ſauber gearbeitete Stampfer aus Baſalt, auf Ruk ſolche aus Corallfels, die mit zu den beſten Steingeräthſchaften der Steinzeit gehören.

Wenn die Leiſtungen der Carolinier im Bau von Häuſern zum Theil ganz erſtaunliche ſind, ſo gilt dies in noch höherem Maaße hinſichtlich der Anfertigung ihrer Fahrzeuge, mit deren Hülfe die Inſelbewohner allein in Verkehr treten konnten und die im Leben derſelben daher eine bedeutungsvolle Rolle ſpielen. Da auch die beſten Beſchreibungen ohne Abbildungen keine einigermaaßen klare Vorſtellung zu geben vermögen, ſo muß ich mich hier auf einige allgemeine Bemerkungen beſchränken, welche wenigſtens zeigen werden, daß ein Canoe den üblichen Begriffen von Schiffen, Booten oder ſelbſt Kähnen wenig entſpricht. Wie überall, bildet ein künſtlich ausgehöhlter Baumſtamm den Haupttheil oder Schiffsrumpf, der aber im Vergleich zur Länge ſtets unverhältnißmäßig ſchmal iſt, denn beiſpielsweiſe beträgt die Breite eines 6 m langen Canoes nur 60 bis 70 cm. Um nun einen ſolchen Baumſtamm überhaupt als Fahrzeug geſchickt zu machen, wird ein ſogenannter Ausleger angebracht, deſſen Haupt-

theil in einem mit dem Schiffskörper parallel laufenden Schwimmbalken beſteht, der durch mehr oder minder weit vorragende Querſtangen mit dem Schiffskörper verbunden iſt, übrigens vor eventuellem Umſchlagen des Fahrzeuges keineswegs ſichert.

Je nach den Localitäten oder der Größe der Fahrzeuge iſt der Ausleger in verſchiedener Weiſe conſtruirt, fehlt aber ſelbſt an kleinen Canoes nicht. Stämme des Brotfruchtbaumes werden am liebſten zu Canoes verarbeitet; doch findet ſich nicht überall paſſendes Material, und die Yaper zimmern deshalb ihre großen Fahrzeuge auf Palau. Die Größe der Canoes iſt natürlich ſehr verſchieden und überall giebt es kleine und große Fahrzeuge; ſo erwähnt Lütke ſolche von Lukunor, die nur eine Perſon tragen, während nach Kubary manche Fahrzeuge der Palauer bis 20 m lang und mit vierzig Ruderern bemannt ſind. Alle dieſe Rudercanoes dienen natürlich nur dem Localverkehr, und da die Kuſaier z. B. ſelten über die Lagune und Kanäle des Barriereriffes hinauskommen, ſo fehlt ihren Canoes auch das ſonſt allgemein übliche Segel. Das Letztere iſt meiſt ſehr groß, dreieckig, aus Streifen von Mattengeflecht (aus Pandanusblatt) zuſammengenäht, wird mit zwei winkelig gegeneinander befeſtigten Stangen ausgeſpannt und iſt an einem Maſt befeſtigt. Die Hantirung dieſes Segelgeſchirrs iſt ziemlich umſtändlich, da beim Wenden Maſt wie Segel an den entgegengeſetzten Bug getragen und hier (in Naben) eingeſetzt werden müſſen. Eigenthümlich iſt es, daß die Segelcanoes von Ponape früher maſtlos waren; aber dieſe Inſulaner ſind keine Seefahrer und ſegeln nur nach Andema oder Pakin (10 reſp. 18 Seemeilen), ſelten bis Ngatik (60 Seemeilen). Auch die Palauer unternehmen keine weiten Seereiſen, wofür alle dieſe aus nur einem Baumſtamm beſtehenden Canoes überhaupt ungeeignet ſind. Das eigentliche Hochſeecanu repräſentirt daher einen anderen Typus von Fahrzeugen, die nicht immer größer, aber anſehnlich höher ſind,

indem man dem ausgehöhlten Baumstamm, der nur als Kielstück dient, Seitentheile oder Bugstücke aufsetzt, die mittelst Stricken durch Bohrlöcher festgebunden und kalfatert werden. Zugleich erhalten diese Fahrzeuge ein stärkeres Auslegergeschirr und mittschiffs eine Plattform, welche als Deck dient und auf welcher zuweilen eine kleine Hütte für die nothdürftigste Unterkunft errichtet ist.

Dieser Typus des Hochseecanoes, der im Allgemeinen mit dem früheren der Marianer und heutigen der Marshallaner übereinstimmt, ist, mit geringen localen Abweichungen, über den größten Theil der Carolinen (Mortlock, Ruk, Hall, Feis, Ulea, Uluti u. s. w.) westlich bis Yap verbreitet. Denn die Bewohner dieser Inseln, also vorzugsweise die der Atolle, sind die eigentlichen Seefahrer der Carolinen, deren Leistungen übrigens meist sehr übertrieben gerühmt werden. Wenn Chamisso, nach seinem Gewährsmann Kadu, die Carolinier westwärts bis nach den Philippinen (ca. 1200 Seemeilen), ostwärts sogar bis nach den Marshalls (an 1700 Seemeilen) fahren läßt, so handelt es sich eben um unfreiwillige Reisen Verschlagener, zu denen ja auch Kadu gehörte, der auf diese Weise von Ulea nach Aur (Marshalls) gelangte. So wurden Eingeborene von Yap nach Ebon (Marshalls) verschlagen (1800 Seemeilen), und ähnliche beglaubigte Fälle ließen sich noch eine ganze Reihe anführen. Sicher ist, daß die Bewohner gewisser Carolineninseln von jeher Fahrten nach Guam (Waghal) unternahmen, ein Verkehr, der mit der Unterdrückung resp. Vernichtung der Marianer durch die Spanier sein Ende fand und erst 1788 durch unternehmende Seefahrer von Ulea zuerst wieder aufgenommen wurde. Da man in der Heimath von dieser, leider verunglückten, kleinen Flotte nie wieder Etwas hörte, so wurden die weiteren Fahrten abermals aufgegeben, und zwar bis zum Jahre 1804, in welchem die Carolinier einer Einladung des spanischen Gouverneurs Don

Louis de Torres nach Guam folgten, um sich hier bald nützlich zu machen. Bei den kläglichen Verhältnissen der spanischen Verwaltung, die nicht einmal Fahrzeuge besaß, war es daher wichtig, daß wenigstens durch Canoes zwischen Guam über Rota und Tinian bis Saipan ein gewisser Verkehr unterhalten wurde, und dafür nahm man Carolinier förmlich in Dienst, wie andererseits carolinische Canoes ein begehrter Tauschartikel waren. An den Fahrten nach Guam betheiligten sich übrigens hauptsächlich nur Bewohner der Inseln Ulea, Faraulep, Lamotrek und Suk (Poloat), die sich mit ihren Kanus auf West-Faju sammelten und dann in gemeinschaftlicher Flotte in circa acht Tagen bis Guam segelten, eine Distanz von circa 300 Seemeilen. Wenn die Hin- und Rückreise auch mit geschickter Benutzung der betreffenden Monsune geschah, so verdienen diese Leistungen doch die höchste Anerkennung, um so mehr, da diese Seefahrer kein einziges nautisches Hülfsmittel besaßen und sich nur nach gewissen Sternen richteten. Dabei sind auch die besten Canoes immerhin doch nur primitive Fahrzeuge, deren Benutzung große Geschicklichkeit erfordert. Häufig hebt sich der Schwimmbalken bedenklich aus dem Wasser, so daß immer ein paar Mann auf den Querstangen beschäftigt sind, um den Ausleger nach Bedürfniß niederzudrücken, während Andere fortwährend ausschöpfen müssen. Uebrigens mag hier erwähnt sein, daß Weiße unter viel ungünstigeren Verhältnissen bedeutend weitere Seereisen machten. So segelten die Schiffbrüchigen eines hawaiischen Walfängers 1843 auf einem selbstgebauten Floß von Bordelaise-Insel (bei Ponape) nach Guam (mehr als 600 Seemeilen).

Seit 1873 haben diese Guamfahrten der Carolinier (nach Rubary) ganz aufgehört und es findet nur noch ein interinsulärer Verkehr statt. Dabei kommen indeß nur Reisen von weniger als 100 Seemeilen in Betracht, da die Fahrzeuge meist zwischenliegende Inseln anlaufen, ehe sie das Hauptziel erreichen. So

legen die Mortlocker auf der Fahrt nach Ruk (140 Seemeilen) Namoluk, Losop und Nema an und die Yaper segeln über Ngoli (Onolu, 65 Seemeilen) nach Palau (95 Seemeilen). Alle diese Seefahrten geschehen des Tauschhandels wegen, der allerlei Erzeugnisse von einer Insel zur anderen vertreibt, so daß z. B. Schmucksachen von Ruk bis nach Yap gelangen. Die hauptsächlichsten Tauschartikel sind gewebte Zeugstoffe, Mattensegel, Stricke, Fischleinen, Hibiscusfaser, Holzgefäße, Schildpatt und Gegenstände daraus, wie anderer Schmuck, namentlich Spondylusscheibchen (von Namoluk und Mortlock), vor Allem aber überall das so hoch geschätzte Gelbwurzpulver (Curcuma). Wie bereits erwähnt, wird Gelbwurz nur auf wenigen Inseln gebaut, namentlich Yap und Ruk, die daher Hauptcentren des Tauschhandels bilden. So reisen die Bewohner von Ulea, Uluti und Ngoli nach Yap, während die der Hall-Inseln, Mortlocks, von Nema, Losop und Suk regelmäßig Ruk besuchen. Die Rukuorer, welche ebenfalls Gelbwurzpulver erzeugen und damit früher bis Ruk handelten, haben in Folge des Rückganges der Bevölkerung diese Fahrten schon längst aufgegeben, denn Kubary zählte 1877 hier 80 gute Fahrzeuge, aber nur 124 Eingeborene. Am betriebsamsten und zugleich die besten Seefahrer sind jedenfalls die Bewohner von Suk (Pulsuk oder Poloat), welche ihre Waaren (früher hauptsächlich die auf Guam eingetauschten Messer und Aexte) ostwärts bis Ruk, westwärts bis Ulea vertreiben. Unberührt von diesem Handelsverkehr sind und waren die östlichen Inseln Kusaie und Ponape, die kein Gelbwurzpulver erzeugen, da auf letzterer Insel Curcuma zwar angebaut, aber nur frisch verbraucht wird.

Außer den vorher erwähnten, sehr verschiedenen Erzeugnissen des Gewerbefleißes, welche als Verkehrsmittel unserem Gelde entsprechen, wie dies beziehentlich auch für Bodenproducte (Taro, Cocosnüsse) gilt, besitzen Yap und Palau auch besondere

Geldsorten, und zwar der eigenthümlichsten Art. Das „Fé“ der Yaper besteht nämlich aus flachen, runden, in der Mitte durchbohrten Steinen, in der Form eines Mühlsteines, die nach Miklucho-Maclay 1 bis 7 Fuß Durchmesser und ein Gewicht bis zu mehreren Tausend Pfund haben. Es ist daher wohl nur Versehen, wenn Kubary von 18 Fuß (!) Durchmesser spricht, denn solche Stücke würden bei der enormen Schwere für die Hülfsmittel der Eingeborenen ja gar nicht transportirbar sein. Dieses Fé wird nämlich von Yapern auf Palau gearbeitet, wo sich allein das Rohmaterial, ein feinkörniger Kalkstein (Aragonit) findet, und in mühsamer und gefährlicher Weise auf Canoes nach ihrer Heimath geschafft. Wenigstens war dies früher der Fall, denn seit ein paar Decennien besorgen meist fremde Fahrzeuge diesen Transport und zugleich die Ueberfahrt der Yaper, von denen Kubary 1882 auf Korror (Palau) 400 Mann mit Steingeldbrechen beschäftigt fand.

Als Kleingeld dienen übrigens auf Yap Perlschalen, die bei der Seltenheit dieser Muscheln meist durch fremde Händler von Singapore eingeführt werden.

Im Gegensatz zu den unhandlichen Steinklumpen auf Yap besitzen die Palauer in dem „Audouth“ (oder Audou) ein für den Verkehr bequemes Geld, dessen Herkunft unbekannt und daher mit Sagen und Mythe umwoben ist. Aber diese Audouths sind nichts Anderes als sehr verschieden geformte, zum Theil geschliffene, ein- bis mehrfarbige alte Emailglasperlen, zum Theil längliche, wenig bearbeitete, aber fast ausnahmslos durchbohrte Stücke von Emailglas, die wahrscheinlich irgend woher aus Asien herstammen. Denn in gewissen Gebieten des malayischen Archipels werden ähnliche Glasperlen noch heute sehr hoch geschätzt, ebenso in Westafrika, und schließlich kennt man prähistorische Emailperlen aus deutschen Hünengräbern. Die Audouths sind daher zweifellos eingeführt und keineswegs „in

der Erde gefundene, ausgebrannte Erden oder Emaillen, die von den Eingeborenen geschliffen resp. gearbeitet wurden," eine irrthümliche Annahme Kubary's, die leider bereits kritiklos nachgeschrieben wurde.

Da kaum zwei dieser, übrigens nur in beschränkter Menge vorhandenen Glasperlen vollkommen gleich sind, so werden natürlich unzählige Sorten „Geld" von sehr verschiedenem Werthe unterschieden, und nach Kubary „giebt es nur wenige Palauer, die aus eigener Anschauung auch nur den sechsten Theil der sämmtlichen Geldsorten kennen." Für unsere Zwecke wird es daher genügen, anzuführen, daß nur kleinere, unansehnliche oder zerbrochene Stücke als Kleingeld im Verkehr cursiren, während die besseren „Audouth" (als „Staatsschatz oder Kronjuwelen") in Familien- oder Stammesbesitz sind und, durch besondere Namen unterschieden, zum Theil als Unica überhaupt unverkäuflich und unbezahlbar sind. Wenn daher Kubary den Werth des „Moriur", des Kohinor im Schatz des Aibatul (Königs) von Korror, zu 15000 Mark angiebt, so ist dies natürlich rein imaginär, denn in baar hat ganz Palau nicht so viel Geld aufzuweisen. Durch Güte von Kubary besitze ich einen „Kalebukub", d. h. eine Mosaikglasperle der Klasse des „politischen Rupak- oder Häuptlingsgeldes", welcher angeblich einen Werth von 80 bis 100 Dollars besitzt und wofür man auf Palau unter Umständen 4000 Stück Taro erwerben oder Buße für den Todtschlag von „zehn gewöhnlichen Menschenkindern oder mindestens zwei Königen" entrichten könnte.

Schließlich mag noch erwähnt sein, daß auf Kusaie, Ponape, Mortlock und Ruk 1880 bereits Silbergeld, und zwar chilenische Dollars, auch von Eingeborenen gekannt und begehrt war.

Wie bereits erwähnt, waren es spanische Jesuiten, welche 1710 (auf Sonsol) und 1731 (auf Mogmog) die ersten Christianisirungsversuche wagten, dabei aber nur die Märtyrer-

krone errangen. Erſt gegen die Mitte dieſes Jahrhunderts wurde das Bekehrungswerk Seitens der amerikaniſchen proteſtantiſchen Miſſionsgeſellſchaft (American Board of Commissioners for Foreign Missions) in Honolulu wieder aufgenommen, wozu hauptſächlich die günſtigen Berichte von Walfänger-Capitainen über Kuſaie und Ponape ermuthigten. Auf beiden Inſeln ſtanden die Eingeborenen bereits in friedlichem Verkehr mit Weißen, und manche verſtanden ſogar etwas Engliſch, Verhältniſſe, die einer Niederlaſſung ſehr zu ſtatten kamen. Im Jahre 1852 wurden daher auf Kuſaie, wie Ponape, die erſten Miſſionsſtationen errichtet, denen 1872 ſolche auf den benachbarten Inſeln Mokil, Pingelap und Ngatit, 1873 auf Mortlock und 1879 auf Ruk folgten. Nach den neueſten ſtatiſtiſchen Angaben von Paul Langhans giebt es gegenwärtig auf den genannten Inſeln etliche 20 Stationen, 7500 Chriſten, davon 2500 Kirchenmitglieder und 1750 Schüler, Zahlen, die der erfolgreichen Thätigkeit gewiß das beſte Zeugniß ausſtellen, indeß immer ſchwankend bleiben, wie die Jahresberichte der Miſſion am beſten beweiſen. Gewöhnlich pflegt in der erſten Zeit eine lebhafte Betheiligung ſtattzufinden, worauf in der Regel ein Rückſchlag erfolgt, wie auch ſpäter noch immer Bekehrte abfallen. So galt das kleine Mokil mit circa 100 Einwohnern als völlig chriſtianiſirt, beſitzt jetzt aber nur 36 Kirchenmitglieder und Kuſaie nur 95. Solche Rückfälle ſind übrigens erklärlich, denn es wird den Eingeborenen nicht leicht, ureigenthümliche Gebräuche, wie das Bemalen mit gelber Farbe und Tragen langen Haares, aufzugeben, und das „Rauchverbot" der amerikaniſchen Miſſion würde auch bei uns auf heftigen Widerſtand ſtoßen.

Im Miſſionswerk ſind jetzt, außer 6 weißen Miſſionaren und Lehrerinnen, 42 farbige Prediger und Lehrer thätig, meiſt Eingeborene von Hawaii und Ponape, welchen Letzteren, als

den eigentlichen Pionieren, ein wesentlicher Antheil an den errungenen Erfolgen und dafür volle Anerkennung gebührt. Außer dem Missionsdampfer „Morning Star", welcher den Verkehr mit Honolulu und den Zwischengebieten (Gilberts, Marshalls) vermittelt, besitzt die Mission noch einen Schoner zum interinsularen Dienst der Carolinen, hauptsächlich zwischen Ruck und Mortlock, der deshalb in ehrender Pietät nach dem verdienstvollen Missionar jener Gruppen den Namen „Robert W. Logan" erhielt.

Den unheilvollen Einfluß der spanischen Besitzergreifung hat namentlich die Mission mit am schwersten empfunden, da dadurch ihre mühevolle und angestrengte Arbeit von 35 Jahren auf Ponape vollständig vernichtet wurde. Bekanntlich kam es hier in Folge der Bedrückungen der Spanier bald zu Unruhen, die angeblich durch die Missionare angestiftet sein sollten. Auf Grund dieser falschen Denunciationen (leider durch gehässige Weiße) wurde Pastor Doane als Gefangener nach Manila abgeführt und im Verlauf des Krieges die Missionsstationen völlig zerstört. Dafür hat die spanische Regierung später freilich Schadenersatz leisten müssen, aber die evangelische Mission ist seit 1891 von Ponape verbannt geblieben und in Folge dessen sind viele Bekehrte abgefallen, sofern sie nicht von der katholischen Gegenmission gewonnen wurden. Die letztere hat sich außer auf Ponape auch auf Yap festgesetzt und arbeitet mit sechs Paires und neun Laienbrüdern. Auf den Marianen sind alle Eingeborenen, wenigstens nominell, gute katholische Christen, aber die zum Theil gewaltsame Bekehrung trägt einen großen Theil der Schuld an der Ausrottung der Chamorro. Bald nach der Niederlassung der Spanier im Jahre 1688 wußte der energische Pater San Vittore von 13000 Getauften zu berichten, die indeß das Kirchenjoch abzuschütteln versuchten, und daraus entspannen sich jene blutigen Kämpfe, welche mit der völligen Vernichtung der Eingeborenen endeten.

Abgesehen von den Hauptzielen der Verbreitung von Christenthum und Civilisation mußte die Mission aber auch überall in Tauschverkehr mit den Eingeborenen treten, die einerseits in Waaren bezahlt wurden, wie sie andererseits ihre Beiträge als Kirchenmitglieder in Landesproducten entrichteten. Dies führte meist da zu Mißhelligkeiten, wo Mission und Handel an einem Platze vertreten waren, denn die Händler glaubten sich gewöhnlich benachtheiligt und arbeiteten den Bestrebungen der Mission häufig absichtlich entgegen. Außerdem brachte der Handel Schnaps, Waffen, als Hauptartikel den von der Mission verpönten Tabak und enthielt, wenigstens in der ersten Zeit, unter seinen Agenten, den Kleinhändlern oder sogenannten „Tradern", eine Menge bedenklicher Elemente, die für die Eingeborenen nicht sonderlich als Vorbild dienen konnten. Zu dieser Kategorie von Trägern der Civilisation ist auch der größere Theil des Schiffsvolkes zu rechnen, welches längst vor der Zeit permanenter Niederlassungen in der Südsee verkehrte, und wovon gelegentlich einzelne Vertreter, meist desertirte Matrosen, sich unter den Insulanern niederließen. Auch für die Carolinen sind mehrere derartige Fälle beglaubigt, die bis zum Jahre 1793 zurückführen. So wurde Lamotrek nach einem schwedischen Matrosen auch „Schwedeninsel" benannt, und als Lütke 1828 Ponape entdeckte, aber nicht betrat, hatte dort bereits längere Zeit der amerikanische Matrose O'Connell gelebt, der sogar seine Erlebnisse in einem Buche beschrieb, das mit zu den größten bibliographischen Seltenheiten gehört. Zu Anfang dieses Jahrhunderts besuchten Walfänger die Carolinen, erst vereinzelt, nach und nach zahlreicher, so daß in den fünfziger Jahren zuweilen 15 solcher Schiffe im Lällahafen von Kusaie lagen, und im Hafen von Roankiti auf Ponape sprachen in der Zeit des Nordostpassats (November bis April) 50 bis 60 Walschiffe vor, um Wasser, Brennholz und Proviant (hauptsächlich Taro und Schweine) einzunehmen.

Dieſer Handel wurde meiſt von weggelaufenen Matroſen betrieben, die durch denſelben wiederum die Eingeborenen mit Feuerwaffen und „Feuerwaſſer“ verſorgten.

Eine weitere Anziehung für fremde Seefahrer waren andere, kleine Seethiere, Holothurien oder Seewalzen, die getrocknet unter dem Namen Tripang in China eine beliebte Delicateſſe ſind und dahin einen begehrten Handelsartikel bilden. Solche Tripangfiſcher wagten ſich ſchon in den dreißiger Jahren, meiſt von Manila aus, in die caroliniſchen Gewäſſer, und beſuchten hauptſächlich die weſtlichen Inſeln, um hier zeitweilige Stationen zu errichten, die dann eine Menge Eingeborene (meiſt Yaper) mit dem Fange und der Zubereitung dieſer Seethiere beſchäftigten. Einer dieſer Tripangfiſcher, Capitain Cheyne, dem viele Nachrichten über die Carolinen zu verdanken ſind, hatte in den vierziger Jahren die Palauinſel Malakal käuflich erworben und beabſichtigte, ähnlich wie Radja Brooke in Sarawak (Borneo), ein eigenes kleines Reich zu gründen. Seine Ermordung Seitens der Eingeborenen von Korror vereitelte dieſes Unternehmen, das wenigſtens in Palau geregelte friedliche Zuſtände zu ſchaffen verſprach, die Gruppe, wie die Carolinen, überhaupt aber jedenfalls England zugeführt haben würde.

In der Mitte der ſechsziger Jahre kamen zuerſt auch deutſche Schiffe nach den Karolinen, und zwar Hamburger des Hauſes Johann Cäſar Godeffroy, dem auch für dieſen Theil der Südſee das Verdienſt als erſtem Pionier des deutſchen Handels gebührt. Im Jahre 1869 wurde die erſte Godeffroy'ſche Station auf Yap errichtet, der ſolche auf Palau, Ponape und Kuſaie und ſpäter auf denſelben Inſeln, wie auf Ulea Seitens der Hamburger Concurrenzfirma Hernsheim & Co. folgten. Bei dieſer Ausbreitung des deutſchen Handels, welcher bald die Carolinen faſt allein beherrſchte, war es gerechtfertigt, wenn deutſche Kriegsſchiffe 1885 die Reichsflagge hißten und in der unſerer

Marine eigenen ſchneidigen Weiſe den Spaniern, z. B. auf Yap, unmittelbar zuvorkamen. Wie der in Folge deſſen entſtandene Conflict friedlich beigelegt wurde, iſt im Eingang erörtert, dabei mag aber hier eine ſonderbare Stelle des päpſtlichen ſchiedsrichterlichen Gutachtens erwähnt ſein. Darnach „hat die ſpaniſche Regierung zu verſchiedenen Zeiten auf dieſen Inſeln eine Reihe von Handlungen zum Wohle (!) der Eingeborenen vollzogen," und weiter wird geſagt: „wenn man die Geſammtheit der oben erwähnten Handlungen ins Auge faßt, ſo kann man den wohlthätigen Einfluß Spaniens auf die Bewohner dieſer Inſeln nicht verkennen. Außerdem muß man beachten, daß keine andere Regierung einen ähnlichen Einfluß auf dieſelbe ausgeübt hat." Da die ſpaniſche Regierung bis dahin glücklicher Weiſe niemals irgend welchen nachhaltigen Einfluß ausübte, ſo ſollen ſich dieſe Worte offenbar auf die früheren mißglückten Miſſionsverſuche ſpaniſcher Jeſuiten beziehen. Wenn ſolche religiöſe Unternehmungen aber überhaupt politiſche Anſpruchsrechte zu ſchaffen vermögen, ſo hätten ſie die Amerikaner jedenfalls am meiſten verdient, deren jahrelange erfolgreiche Thätigkeit mit keiner Silbe erwähnt wird. Und wie ſehr Spanien für das „Wohl der Eingeborenen" ſorgte, ſollten die Ponapeſen bald mit Schrecken erfahren, die froh ſein können, dieſem „wohlthätigen Einfluß" entzogen zu ſein, der, wie auf den Marianen, vorausſichtlich nur zum Untergange geführt haben würde.

Das Hauptausfuhrproduct der Carolinen, wie der ganzen Südſee iſt Kopra, d. h. der geſchnittene und getrocknete Kern der Cocosnuß; außerdem werden noch Tripang, Elfenbeinnüſſe (der Kern von Phytelephas macrocarpa), Perlſchaalen, Schildpatt und von Ponape etwas Kawawurzel, von den Marianen auch rohe Häute und Kampfer ausgeführt, Producte, die indeß ſämmtlich von untergeordneter Bedeutung ſind. Im Jahre 1880 war auch das Koprageſchäft noch nicht erheblich; die jährliche

Ausfuhr von Ponape betrug z. B. nur circa 75 Tonnen, wie der Gesammtumsatz des Handels dieser Insel circa 22000 bis 26000 Mark (davon ein Drittel Import). Außer auf Ponape und Kusaie bestanden nur noch auf Ruck, Mortlock, Ulea, Yap und Palau Handelsstationen, während die neueste Statistik 23 Inseln oder Inselgruppen mit 40 deutschen Stationen verzeichnet, denen nur 8 fremde (darunter 2 spanische) gegenüberstehen. Dieser Aufschwung des deutschen Handels ist eine Folge der glücklichen Vereinigung der beiden Hamburger Firmen „Deutsche Handels- und Plantagengesellschaft der Südsee-Inseln" (Nachfolgerin von Godeffroy) und „Hernsheim & Co." zur „Jaluit-Gesellschaft", welche jetzt den Carolinenhandel fast allein in Händen hat. Der Kopraertrag der Carolinen wird jetzt auf 1000 bis 1500 Tonnen geschätzt, läßt sich aber nicht genau angeben, wie es überhaupt noch an einer Aus- und Einfuhrstatistik des Gebietes fehlt. Nach Dr. Boysen,[13] Handelskammersecretair in Hamburg, „ist der Güteraustausch auf den Carolinen bisher noch gering," derselbe wird aber voraussichtlich jetzt unter deutscher Regierung sich bedeutend mehr entwickeln, als dies unter der spanischen möglich war. Die Jaluit-Gesellschaft, welche durch den längst gewünschten und nun erfolgten Wechsel am meisten profitirt, hat mit der ihr eigenen Rührigkeit bereits eine Ausbreitung ihrer Unternehmungen, die durch eine Dampferlinie (Jaluit, Kusaie, Ponape eventuell Marianen, Yap) verbunden werden sollen, in Aussicht genommen und wird vor Allem ihre Hauptthätigkeit der Cocoskultur zuwenden. Und in dieser Richtung läßt sich allerdings noch viel thun, denn die Cocospalme ist auf den Carolinen nirgends im Ueberfluß vorhanden; aber selbst die armen Atolle bieten für Cocosplantagen noch ein weites Feld, und Letztere sind schon deshalb besonders empfehlenswerth, weil sie die wenigste Mühe machen und nur mäßiges Kapital erfordern. Für solche Anlagen werden sich

auch eingeborene Arbeitskräfte gewinnen laſſen, beſonders wenn es gelingt, den Krebsſchaden der inneren Fehden der Eingeborenen untereinander zu heilen, durch welchen die Letzteren häufig kaum für ſich ſelbſt zu ſorgen ſim Stande ſind. Auch im Uebrigen giebt es noch mancherlei Uebelſtände zu beſeitigen und gar viel an den Eingeborenen zu erziehen, ehe ſie brauchbare Arbeiter abgeben werden, und die angeborene Faulheit, über welche alle Beobachter klagen, wird am ſchwerſten abzugewöhnen ſein. Für ſchwerere Plantagenarbeit ſind die Carolinier ohnehin ſchon körperlich durchaus untauglich, wie Kubary wiederholt betont und dabei auf die mißglückten Verſuche hinweiſt, welche in den ſiebziger Jahren auf Samoa mit Mortlockern gemacht wurden. Wie auf Samoa, Hawaii u. ſ. w. wird man daher bei etwaigen größeren Plantagen-Unternehmungen auf fremde Arbeitskräfte bedacht ſein müſſen, und ſchon aus dieſem Grunde iſt bisher in dieſer Richtung Nichts verſucht worden. Denn die beſchränkten Pflanzungen (von Taro, Yams, Bananen, Ananas) der Miſſionsanſtalten dienten doch nur dem eigenen Bedarf, der kaum gedeckt wurde, und ähnlich verhielt es ſich mit Kubary's ſogenannter Plantage ſeines ponapeſiſchen Beſitzthums Mbomp (= Hügel), der mit derſelben (trotz Anbauverſuchen von Caffee) auf keinen grünen Zweig kommen konnte. Ilang-Ilang ſoll auf den Carolinen wild wachſen und wird unter den Producten des Zukunftsexportes warm empfohlen. Etwas Manila-Tabak wird auf Guam gebaut, hier ebenſo Mais, Reis, Zuckerrohr und Baumwolle, indeß ohne Ausfuhrartikel zu bilden, wie dies bei dem Mangel an Arbeitskräften erklärlich iſt.

Wenn die Fruchtbarkeit der hohen Inſeln der Carolinen auch mit Recht gerühmt wird, ſo bieten dieſelben doch im Ganzen wenig geeignete Localitäten für Großbetrieb, wenigſtens die öſtlichen Inſeln Kuſaie ſund Ponape. Denn beide beſtehen

eigentlich nur aus Bergen, die, auf Kuſaie meiſt recht ſteil, auf Ponape minder ſteil, aber bis faſt zu 900 m anſteigen und deren Gipfel faſt ſtets von Wolken verhüllt werden. Dieſe Berginſeln ſind nun unmittelbar vom Mongrovegürtel des Strandes an bis auf die höchſten Kuppen mit dichteſtem Urwalde bedeckt, der durch die vielen Lianen faſt undurchdringbar iſt. Einen weiteren Uebelſtand bildet das Steingeröll, welches bis zu größeren Blöcken faſt überall den Boden bedeckt und deſſen Aufräumung die Steinwälle erklärt, welche die Gärten und Pflanzungen der Eingeborenen einfriedigen und Letztere ſomit unfreiwillig zu Steinbauern machte. Weit günſtiger beſchaffen ſind die weſtlichen hohen Inſeln Yap und namentlich Palau, weil ſich hier größere Flächen und außerdem genügend Waſſer findet, natürliche Vorzüge, die gegenüber den öſtlichen Inſeln jedenfalls von Bedeutung ſind. Die Erwartungen auf allerlei einträgliche Anlagen werden ſich alſo hier, trotz des beſchränkten Areals (das wenigſtens auf Yap ungefähr nur den Umfang des bremiſchen Staates hat), am erſten erfüllen, vorausgeſetzt, daß ſich dafür auch die nöthige Capitalbetheiligung Seitens unſerer Finanzwelt findet, denn das bleibt ſchließlich die Hauptſache. Auch das Klima iſt, wenigſtens auf den Carolinen, viel günſtiger als ſonſt in den Tropen, da die Hitze (ich notirte beiläufig 25 bis 31 Grad Celſius) durch meiſt herrſchende Winde gemildert wird. Die Marianen werden nicht als ſonderlich geſund bezeichnet, aber auch hier werden Weiße ſchließlich ebenſo gut leben können, als auf den Carolinen. Im Jahre 1880 war die Zahl derſelben allerdings auf den Carolinen recht gering und betrug (incluſive der Miſſionare) kaum ein Dutzend. Wenn die neueſte Statiſtik jetzt 865 Weiße (ſogar 1000) verzeichnet, ſo ſind dies eben ſpaniſche Truppen, nach deren Abzug zunächſt wohl nur eine kleine Anzahl weißer Anſiedler übrig bleiben wird. Hoffen wir, daß ſich dieſelben bald mehren, um auch hier deutſchem

Handel und Industrie neue Wege zu öffnen und deutsche Kultur zu verbreiten, die hoffentlich die Eingeborenen nicht nur zu fleißigen Kirchengängern, sondern auch zu fleißigen Arbeitern machen wird. Die ausgezeichneten, im Colonialdienst erprobten Beamten, welche die Reichsregierung mit der Oberleitung betraute, sind dieser ehrenvollen und dankbaren Aufgabe ohne Zweifel gewachsen und werden, nur mit einer kleinen Schutztruppe, bald jene geordneten Zustände zu schaffen verstehen, welche für eine gedeihliche Entwickelung nothwendig sind. Diese wünschen wir dem neuen deutschen Besitzthum von ganzem Herzen.

Anmerkungen.

[1] Cuba: 118333 qkm mit 1512684 Ew.; Puerto Rico: 9315 qkm mit 754313 Ew. und die Philippinen: 296182 qkm mit 6985000 Ew.; zusammen: 423830 qkm mit rund 9252000 Ew.

[2] Fernando Po und ein paar andere Inseln im Golf von Guinea (2200 qkm mit 36000 Ew.; das Territorium von Ifui an der Westküste; West-Sahara zwischen Bojador und Kap Blanco und vier Presidios an der gebirgigen Küste Marokkos.

[3] Vorläufig sind 455000 Mark an Verwaltungsausgaben ausgeworfen und die dauernden Ausgaben jährlich zu 220000 Mark veranschlagt.

[4] 4 Seemeilen = 1 geographische Meile.

[5] „Karte der deutschen Verwaltungsgebiete der Carolinen, Palau und Marianen. Mit statistischen Begleitworten. Bearbeitet mit Benutzung bisher noch unveröffentlichter Quellen. Gotha, Justus Perthes, 1889," eine ausgezeichnete Arbeit des um die Kartographie, namentlich auch unserer Colonien, hochverdienten Verfassers.

[6] Sie wurden sämmtlich durch mich wissenschaftlich bearbeitet, siehe: Finsch, System. Uebersicht (1899), Nr. 148—163.

[7] Wie es scheint, dieselben Inseln, welche Ruy Lopez de Villalobos zwanzig Jahre später „Matelotas" benannte, weil die Eingeborenen „Buenos dios matelotas" ausriefen, ein Beweis, daß also schon vorher Spanier hier vorsprachen.

[8] Siehe oben Anm. 5.

[9] Derſelbe war hier ſechs Jahre als Sammler für das Muſeum Godeffroy in Hamburg thätig, lebte aber im Ganzen fünfzehn Jahre in den Carolinen (davon drei auf Palau und faſt neun auf Ponape). Die wenigen Publicationen Kubary's (im Ganzen etwa ein Dutzend und vorwiegend über Palau) gehen ſo ſehr in Details und entbehren häufig der nöthigen Klarheit, ſo daß ſie ſelbſt für den Fachmann nur ſchwer benutzbar bleiben,.

[10] Siehe Finſch: Syſtem. Ueberſicht (1899), Nr. 348—352.

[11] Siehe Finſch: „Bewohner von Ponape" (S. 316) und „Ethnol. Erfahrungen ꝛc." (S. [485]).

[12] Siehe „Hamburger Nachrichten" 1880 (8., 9. und 10. September) und „Ethnol. Erfahrungen" 1893 (S. [510—515]).

[13] „Hamburgs Handel und Schifffahrt 1898 und die deutſchen Colonien" (D. Colonialzeitung, 27. Juli 1899). Darnach betrug die Einfuhr des Jahres 1898 von Neu-Guinea, dem Bismarck- und Marſhall-Archipel 125 000 Mark, die Ausfuhr nach den beiden letzteren Archipelen 285 000 Mark.

Moritz Lazarus.

Von

Prof. **Dr. Th. Achelis**
in Bremen.

Hamburg.
Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vormals J. F. Richter),
Königliche Hofbuchhandlung.
1900.

Digitized by Google

Das Recht der Ueberſetzung in fremde Sprachen wird vorbehalten.

Druck der Verlagsanſtalt und Druckerei A.-G. (vorm. J. F. Richter) in Hamburg
Königliche Hofbuchdruckerei.

Das Leben bedeutender Männer, so still und schlicht es verlaufen sein mag, hat um deswillen immer für jeden wahrhaft Gebildeten ein besonderes Interesse, weil sich hier wie in einem Brennpunkte die treibenden Ideen einer ganzen Epoche concentriren. Das ist um so mehr der Fall, wenn es sich um eine nachhaltige Krisis, um einen wichtigen Wendepunkt in der geistigen Entwickelung handelt, wie er z. B. durch die etwa in der Mitte des vorigen Jahrhunderts erfolgte Begründung der Völkerpsychologie sich vollzog, dieser für eine vertiefte psychologische Auffassung der Culturgeschichte so äußerst bedeutsamen Wissenschaft. Diese wissenschaftliche Thatsache knüpft sich an den Namen des hochverdienten Forschers Moritz Lazarus, dem es vergönnt war, im vorigen Jahre (am 30. November) nach langer, gesegneter Wirksamkeit sein fünfzigjähriges Doctorjubiläum zu feiern, das von der akademischen Welt mit den verschiedenartigsten Auszeichnungen festlich begangen ist. Erledigen wir zunächst die erforderlichen biographischen Daten, die ja bei einem deutschen Gelehrten nicht besonders reichhaltig zu sein pflegen.

Lazarus wurde geboren am 15. September 1824 in Filehne, einem kleinen Städtchen in Posen, als Sohn eines Rabbiners. Der begabte Knabe widmete sich früh theologischen und religionsphilosophischen Studien (so dem Maimonides u. a.) und studirte 1844, nach Absolvirung des Obergymnasiums in Braunschweig, in Berlin unter Leitung von Johannes Müller, Berner, Ranke,

Böckh, Heyse, Michelet u. A. Naturwissenschaften, Geschichte, Jurisprudenz und Philosophie. Hier ließ er sich 1850 als Privatgelehrter nieder und gab seine erste Schrift heraus: „Die sittliche Berechtigung Preußens in Deutschland" in welcher die, späteren glorreichen Erfolge des Jahres 1866 prophetisch vorher verkündet wurden. Die durch seinen Schwager und Gesinnungsgenossen H. Steinthal ins Leben gerufene Völkerpsychologie (1859) wurde eingeleitet durch einen orientirenden Aufsatz, der bereits 1851 in Prutz' Deutschem Museum erschien, über die Möglichkeit und den Begriff einer Völkerpsychologie als Wissenschaft. 1860 wurde er ohne jede persönliche Bekanntschaft auf Grund seiner Schriften nach Bern berufen (dahin gehört vor Allem das Leben der Seele u. a.), wo er (eine ganz außergewöhnliche Ehre) zugleich Dekan und Rektor wurde und während sechs Jahre eine reiche und gesegnete Thätigkeit entfaltete. Folgende Themata wurden in den Vorlesungen, die gelegentlich auch bei schönem Wetter sich zu anregenden Disputationen im Sinne der Alten im Freien gestalteten, erörtert: Psychologie, Grundzüge der Völkerpsychologie, Ethik, Pädagogik, Moralstatistik, Kunstgeschichte im völkerpsychologischen Ueberblick u. v. a. Dem Bedürfniß und Herkommen der Berner Studentenschaft gemäß wurden auch die Wechselbeziehungen der verschiedenen Wissenschaften in Betracht gezogen; so die Logik in ihrer Anwendung auf Medicin und Jurisprudenz, die Psychologie in ihrer Anwendung auf Rhetorik und Didaktik. 1866 kehrte Lazarus als Lehrer der Philosophie an der Kriegsakademie nach Berlin zurück, wo er sich eines großen und gewählten Zuhörerkreises zu erfreuen hatte (auch der spätere Kaiser Friedrich III. gehörte zu ihnen). 1874 wurde er ordentlicher Professor an der Universität in der Reichshauptstadt, 1894 zum Geheimen Regierungsrath befördert und honoris causa von der Universität Bern zum Dr. jur. und Dr. theol. vom H. U. College in

Cincinnati. Seit einer Reihe von Jahren lebt Lazarus, vermählt in zweiter Ehe mit der bekannten Schriftstellerin Nahida Remy, in Meran, eifrig wissenschaftlichen Studien obliegend, wovon noch 1898 das große Werk: „Die Ethik des Judenthums" ein glänzendes Zeugniß ablegte. Hervorheben wollen wir endlich noch das ausgezeichnete Vortragstalent unseres Denkers, die höchst anschauliche, bei aller wissenschaftlichen Tiefe doch klare und verständliche Darstellung, die ihm auch überall eine weit über die engen Grenzen seiner Fachwissenschaft hinausgehende Wirksamkeit auf die Gebildeten ermöglicht hat. Es kann deshalb als ein höchst verdienstliches und fruchtbares Unternehmen bezeichnet werden, wenn es seine geistreiche Frau unternommen hat, eine Reihe von populären Sprüchen voll tiefster Lebensweisheit aus den Schriften ihres Gatten zu sammeln, welche zugleich ein Spiegelbild einer edlen, vornehmen und umfassenden Weltanschauung enthalten.

Sollen wir den tiefgehenden, vielseitigen Anregungen und den großen Verdiensten von Lazarus gerecht werden, so bedarf es in erster Linie einer Erörterung über die Principien der Völkerpsychologie, deren Bedeutung und Wirksamkeit dadurch Nichts verloren hat, daß das ihr gewidmete Organ nach einer ruhmvollen Vergangenheit von mehr als dreißig Jahren das Gewand gewechselt und sich ausdrücklich den Bestrebungen der neuerdings so hoffnungsvollen Volkskunde zur Verfügung gestellt hat. Vor Allem galt es, den Blick für die großen socialpsychischen Erscheinungen zu schärfen, wie sie uns in Sprache, Religion, Mythologie, Cultus, Recht, Sitte, Staat und Kunst entgegentreten, und die Ueberzeugung vorzubereiten, daß wir darin nicht individuelle Leistungen, sei es auch noch so genialer Persönlichkeiten, zu sehen haben, eben so wenig wie bestimmte Satzungen und Verabredungen, wie es die Aufklärung immer behauptete, sondern eben organische Schöpfungen eines Volks-

geiſtes, der ſeine charakteriſtiſche Eigenart darin bethätigt. Daß dieſer Ausdruck Volksgeiſt nicht etwa eine philoſophiſche Floskel, um einen Virchow'ſchen Ausdruck zu gebrauchen, eine ſpeculative Dichtung iſt, werden wir ſpäter noch ſehen. Den richtigen Weg für dieſe ganze Betrachtung hat ſchon Ariſtoteles eingeſchlagen mit dem freilich oft citirten, wenn auch wenig verſtandenen Satze: Der Menſch iſt von Natur ein geſelliges Geſchöpf, d. h. ganz und gar nach ſeiner Eigenthümlichkeit zum geſellſchaftlichen Leben und Wirken berufen. Daran ſchließt ſich unmittelbar das Programm der neuen Disciplin, die übrigens, beiläufig bemerkt, in unmittelbarer Fühlung ſowohl mit der Anthropologie, als auch mit der Culturgeſchichte und endlich mit der Sprachwiſſenſchaft ſteht. Die Pſychologie lehrt (ſo heißt es in den Prolegomena), daß der Menſch durchaus und ſeinem Weſen nach geſellſchaftlich iſt, d. h. daß er zum geſellſchaftlichen Leben beſtimmt iſt, weil er nur im Zuſammenhange mit ſeinesgleichen das werden und das leiſten kann, was er ſoll, ſo ſein und wirken kann, wie er zu ſein und zu wirken durch ſein eigenſtes Weſen beſtimmt iſt. Auch iſt thatſächlich kein Menſch das, was er iſt, rein aus ſich geworden, ſondern nur unter dem beſtimmenden Einfluſſe der Geſellſchaft, in der er lebt. Jene unglücklichen Menſchen, welche in der Einſamkeit des Waldes wild aufgewachſen waren, hatten vom Menſchen Nichts, als den Leib, deſſen ſie ſich nicht einmal menſchlich bedienten; ſie ſchrien wie das Thier und gingen weniger, als ſie kletterten und krochen. So lehrt traurige Erfahrung ſelbſt, daß wahrhaft menſchliches Leben der Menſchen, geiſtige Thätigkeit nur möglich iſt durch das Zuſammen- und Ineinanderwirken derſelben. Der Geiſt iſt das gemeinſchaftliche Erzeugniß der menſchlichen Geſellſchaft. Hervorbringung des Geiſtes aber iſt das wahre Leben und die Beſtimmung des Menſchen; alſo iſt dieſer zu gemeinſamem Leben beſtimmt, und der Einzelne iſt

Menſch nur in der Gemeinſamkeit, durch die Theilnahme am Leben der Gattung. Die Grundlage für das über das thieriſche Daſein ſich erhebende Sein und Wirken des Menſchen iſt demnach zuerſt die Gemeinſamkeit mit gleichzeitigen Nebenmenſchen. Doch dieſe giebt nur erſt den ungebildeten Menſchen, den Wilden, durch welchen der Geiſt nur erſt hindurch ſchimmert, ohne leuchtend und wärmend aus ihm hervorzuſtrahlen. Das Bewußtſein des gebildeten Menſchen beruht auch noch auf einer durch viele Geſchlechter hindurch fortgepflanzten und angewachſenen Ueberlieferung. So iſt der Einzelne, welcher an der gemeinſamen Geiſtesbildung Theil nimmt, nicht nur durch ſeine Zeitgenoſſen, ſondern noch mehr durch verfloſſene Jahrhunderte und Jahrtauſende beſtimmt und von ihnen abhängig im Denken und Fühlen und Wollen. Deshalb werden beide Sphären der pſychologiſchen Forſchung folgendermaaßen gegen einander abgeſteckt: Es verbleibe der Menſch als ſeeliſches Individuum Gegenſtand der individuellen Pſychologie, wie eine ſolche die bisherige war; es ſtelle ſich aber als Fortſetzung neben ſie die Pſychologie des geſellſchaftlichen Menſchen oder der menſchlichen Geſellſchaft, die wir Völkerpſychologie nennen, weil für jeden Einzelnen diejenige Gemeinſchaft, welche eben ein Volk bildet, ſowohl die jederzeit hiſtoriſch gegebene, als auch im Unterſchied von allen freien Culturgeſellſchaften die abſolut nothwendige und im Vergleich mit ihnen die allerweſentlichſte iſt. Einerſeits nämlich gehört der Menſch niemals bloß dem Menſchengeſchlecht als der allgemeinen Art an, andererſeits iſt alle ſonſtige Gemeinſchaft, in der er etwa noch ſteht, durch die des Volkes gegeben. Die Form des Zuſammenlebens der Menſchheit iſt eben ihre Trennung in Völker, und die Entwickelung des Menſchengeſchlechts iſt an die Verſchiedenheit der Völker gebunden. Es darf jetzt als ein allgemein anerkanntes Gut wiſſenſchaftlicher Erkenntniß betrachtet werden, wenn überall in culturhiſtoriſchen und pſycho-

logiſchen Unterſuchungen dieſe Idee ſocialpſychologiſcher Anſchauung das Leitmotiv bildet; vor Allem ruht die ſo überaus fruchtbare, moderne vergleichende Rechtswiſſenſchaft ebenſo wie natürlich die Sociologie und Völkerkunde auf dieſen Principien, welche geradezu als das organiſche Bindemittel zwiſchen Naturwiſſenſchaft und Culturgeſchichte im weiteſten Sinne des Wortes bezeichnet werden können. Recht und Sitte ſind auf dem Standpunkt der modernen Ethnologie durchaus ſociologiſch aufgefaßt und beſtimmt worden; eine Rouſſeau'ſche Erklärung und Ableitung aus beſtimmten Zweckmäßigkeitsrückſichten oder äußeren Satzungen iſt heutzutage völlig unmöglich. Ebenſo unbefriedigend iſt die idealiſtiſche Anſicht, daß die Sitten angeboren ſeien; denn die nüchterne Erfahrung widerſtreitet dieſer vorſchnellen Behauptung, indem umgekehrt erſt eine langſam reifende Entwickelung ſittliche Gefühle und Urtheile entfaltet. Ein aprioriſches, gleichmäßiges, bei allen Völkern des Erdballs nachweisbares und mit derſelben Schärfe wirkſames Rechtsbewußtſein exiſtirt in der That nicht, es beſteht nur in dem Hirn ſpeculirender Philoſophen. Die Sitte iſt durchaus, ihrem ganzen Weſen und Urſprung nach, ſocialer Natur, ein nothwendiges Ergebniß geſelliger Beziehungen, des organiſchen Gemeinſchaftslebens und daher ſelbſtredend auf *allen* Geſittungsſtufen vorhanden, wie *Lazarus* ſchreibt: Vom eisbewohnenden, ſeehundsſeligen Eskimo bis zum fleiſchmeidenden Inder, vom lallenden Peſcheräh bis zum wohlredenden Griechen, vom waſſerſcheuen Patagonier bis zum weltumſegelnden Angelſachſen, alle Aeſte und Zweige aus dem Stamme der Menſchheit, deutlicher als aus ihren Geſichtern erkennen wir ſie an ihren Sitten. Wenn wir aber nun die Frage nach der Entſtehung der Sitten erneuern, ſo genügt es freilich nicht, wenn wir nur im Allgemeinen auf den lebendigen, unmittelbaren ſocialen Zuſammenhang hinweiſen; vielmehr darf man nicht vergeſſen, daß dies nur der

eine Factor des Proceſſes iſt, den anderen bildet ein gewiſſes aprioriſches, ſonach nicht weiter abzuleitendes, rein formales Gefühl, je nach dem betreffenden Typus des Gemeinſchaftslebens ſo oder anders ſich zu beſtimmen. Der jeweilige Inhalt iſt jedesmal Sache der Erfahrung, der einzelnen concreten, ſocialen Beziehungen, die Form aber, letzten Endes das entſcheidende Moment der Verpflichtung, iſt völlig aprioriſch und nur auf Grund einer pſychologiſchen Zergliederung nachweisbar. Lazarus erklärt: Wenn wir von ſittlichen Gefühlen reden, ſo heißt dies nichts Anderes, als daß die Zuſtände, in denen der Menſch ſich befindet, die Ereigniſſe, die ihn treffen, die Handlungen, welche er begeht, Gefühle erregen, oder daß die Vorſtellungen von dieſen Zuſtänden, Ereigniſſen und Handlungen von Gefühlen begleitet ſind. Die Beſtimmtheit dieſer, der ſittlichen Gefühle, unterſcheidet ſich von der der ſinnlichen Gefühle. Ich glaube, daß es eine urſprüngliche Mannigfaltigkeit von ſittlichen Gefühlen giebt, welche aus einem einzigen Paar oder gar aus ſinnlichen Gefühlen der Luſt oder der Unluſt abzuleiten unmöglich ſein wird. Wenn wir aber von dieſer Frage einſtweilen gänzlich abſehen, ſo können wir als die allgemeinſte Beſtimmtheit oder als die Grundform des ſittlichen Gefühls das der Billigung und des Tadels bezeichnen. Wir behaupten alſo, daß dem Menſchen von Hauſe aus und urſprünglich nach der Natur ſeiner pſychiſchen Beſchaffenheit die Fähigkeit und Nothwendigkeit zukommt, alle eigene oder fremde menſchliche Handlung, begleitet von einem beſtimmten Gefühl der Zuſtimmung oder Abneigung, wahrzunehmen. Dieſe Gefühle werden zu Antrieben von Handlungen. Zur Natur der Gefühle gehört es, noch mehr als zu der der Empfindungen und Vorſtellungen, daß ſie entweder unmittelbar in Bewegungen übergehen oder Begehrungen hervorrufen, welche Urſachen von Handlungen werden. Die urſprünglichen und unmittelbaren Zuſtände der

Seele bei der Wahrnehmung gegebener Verhältniſſe reflectiren in gewiſſen Thätigkeiten und gewinnen dadurch einen beſtimmten objectiven Ausdruck. Der Menſch der Urzeit nimmt z. B. wahr, daß er nackt ſei; dieſe Wahrnehmung iſt von ſeinem Gefühle der Mißbilligung begleitet, welches wir heute als Schamgefühl bezeichnen; für ihn ſelbſt kommt dieſes Gefühl zu gar keiner mittelbaren Erkenntniß, aber ſein Gefühl reflectirt unmittelbar in der Handlung, daß er ſich bedeckt. Seine Blöße bedecken iſt von Stund an für ihn Sitte[1]; in dieſer That, in dieſer Sitte ergreift und begreift der Menſch ſein Gefühl, aber auch nur in ihr. Denn von dem Gefühl ſelbſt, abgelöſt von dieſer Handlung, welche es ausdrückt, haben ſogar viel ſpätere Zeiten keine beſtimmte Vorſtellung, und auch entwickelte Sprachen haben ſelten einen Ausdruck dafür. Die Gefühle ſind das, was dem Menſchen am ſchwerſten und daher auch am ſpäteſten zum objectiven, klaren Bewußtſein kommt; es bedurfte überall und bedarf noch bis auf den heutigen Tag der Genialität großer, herzenskundiger Dichter, um uns einen Einblick in unſere eigene Gefühlswelt zu eröffnen.

Für eine tiefere pſychologiſche Unterſuchung, welche ſich nicht durch Schlagworte blenden läßt, handelt es ſich nach dieſen Ausführungen um eine Zergliederung der beiden, für alle geſchichtlichen Erſcheinungen maaßgebenden Factoren, der einzelnen Perſönlichkeit, des individuellen Bewußtſeins einerſeits und des ſocialen Verbandes, der Gemeinſchaft, des Geſammtgeiſtes andererſeits. Es wäre ein verhängnißvoller Irrthum, dem leider manche moderne Sociologen nicht entgangen ſind, wenn man den ganzen Verlauf auf äußere ſociale Urſachen (Milieu, culturhiſtoriſche Verhältniſſe, ethnographiſche und klimatiſche Bedingungen u. ſ. w.) zurückführen wollte, — in dieſer Beziehung ſollte eigentlich der glänzende, aber völlig mißglückte Verſuch Buckle's zur Warnung dienen —, und Nichts liegt ſelbſtredend unſerem feinſinnigen

Denker ferner. Im „Leben der Seele", einem Buch, das in vortrefflicher Weiſe die Fülle anſchaulicher Belege mit lichtvollen Auseinanderſetzungen verknüpft, iſt dieſem ſchwerwiegenden Problem ein großes Kapitel gewidmet, aus dem wir an dieſer Stelle wenigſtens folgenden Paſſus herausnehmen möchten: Die Individualität iſt das Fundament und die Würde des Menſchen und des Menſchlichen. Auf der ganzen Stufenreihe der Weſen bis zum Menſchen herrſcht auf jeder Stufe, in jeder Art nur Gleichheit der Kraft und des Geſetzes. Selbſt im Kreiſe des Organiſchen bei Pflanzen und Thieren, wo das einzelne Weſen ſchon ein in ſich geſchloſſenes Ganze ausmacht, iſt ein jedes nur Exemplar der Gattung; zwar von einander verſchieden, liegt doch die Kraft und die Bedeutung eines jeden faſt nur in der Gleichheit mit allen, und ſelbſt das Maaß der Beſonderheit iſt durch den Charakter der Gattung auf enge Grenzen beſchränkt. Kein einzelnes Weſen kann hier über die anderen ſich wahrhaft und weſentlich dadurch erheben, daß es die Erhebung des anderen bewirke. Anders der Menſch. Der Adel ſeiner Kraft iſt ſeine eigenthümliche, individuelle Geſtaltung, und die einflußreiche Gewalt, auch die anderen Weſen ſeiner Art mit werthvoller Beſonderheit zu erfüllen. Die letzte Urſache der Individualität iſt bis jetzt und vielleicht für immer in ein undurchdringliches Dunkel gehüllt. Die Thatſachen aber, welche die Individualität einſchließt, ſind offenbar. Sie beſteht allerwege in einer Zuſammenfaſſungskraft, deren Maaß, bei Allen verſchieden, faſt ein unendliches iſt; ihr Gegenſtand aber ſind die allgemeinen, in allen Menſchen wirkenden Ideen, welche das Gleiche und den Gehalt des Menſchenthums ausmachen. Nicht in der Einzelheit ſchlechthin, nicht in der Abſonderung und Abſonderlichkeit beſteht das Weſen und die Würde der Individualität, nein! vielmehr beſteht ſie in der Strahlenbrechung der allgemeinen Menſchheitsideen, in dem Maaße und in der

Art, wie sie und ihre historischen Erfolge zusammengefaßt, wie sie dadurch neu gestaltet und zu neuen geistigen Erfolgen befruchtet werden. Was sich bei der Betrachtung der großen durchschnittlichen Masse dem Auge des Forschers entzieht, wird an den hervorleuchtenden Geistern klar und erkennbar. Man kann den Inhalt eines ganzen Buches, ja eines schriftstellerischen Denkerlebens in wenige Begriffe zusammenfassen; mit wenigen Worten kann man die geistige Schöpfung eines Plato, eines Spinoza, vorausgesetzt, daß man ihrer vollkommen kundig ist, zusammenfassend wiederholen. Ja, den historischen Kern, den geistigen Gewinn und Gehalt eines ganzen Jahrhunderts, einer ganzen Nation erfassen wir klar in den wenigen schöpferischen Ideen, welche darin herrschend gewesen sind. So giebt es einzelne Individuen, welche in ähnlicher Weise in ihrer Person den Inhalt ihres eigenen Volksgeistes zusammenfassen; sie sind gleichsam solche personificirte, herrschende Ideen, in ihnen findet das Allgemeine selber eine neue, bestimmte, individuelle Gestalt, weil sie nicht bloß Exemplare, sondern Producte des Allgemeinen sind; von der Vorsehung dazu bestimmt, laufen in ihrer Seele, als einem Brennpunkte, die Strahlen des gesammten geistigen Lebens zusammen. In der That läuft jede unbefangene Prüfung und Zergliederung der eigentlich höheren geistigen Entwickelung, welche in einem mehr oder minder fortlaufenden geschichtlichen Zusammenhange sich bezeugt, auf diese Anerkennung großer, mächtiger Persönlichkeiten hinaus, welche selbst die verwegenste Sophistik nicht beseitigen kann. Aber es bedarf andererseits einer kurzen Prüfung der Frage, inwiefern auch dem Gesammtgeist, der sich in gewissen objectiven, socialpsychischen Erscheinungen verkörpert, wie Sprache, Religion, Recht, Kunst u. s. w., eine ebenso unantastbare Realität zukommt. Ebensowenig wie der häufig gedankenlos wiederholte Satz wahr ist, daß die Gesellschaft gleich ist der Summe der sie zusammensetzenden Indi-

viduen, ebenſowenig iſt zu verkennen, daß der überall wiederkehrende Proceß der Individualiſirung ſich nur vollziehen kann auf Grund jener objectiven Normen des geſellſchaftlichen Lebens. Dieſer Organismus, obwohl nicht phyſiologiſch begründet, beſitzt durch ſeine eigene Wirkſamkeit und die in den Individuen ſich bethätigende Geltung eine concrete Bedeutung, die, wie wir noch ſehen werden, völlig analog dem körperlichen Organismus iſt. Die Analogie des politiſchen und alles höheren Culturlebens mit dem organiſchen liegt auf der Hand, wie Lazarus erklärt. Die vielfältige und verſchiedenartige Thätigkeit der Einzelnen verbindet ſich zu einer Geſammtwirkung, aber dieſe Thätigkeit der Einzelnen wäre gar nicht vorhanden, iſt ſchlechthin undenkbar ohne dieſe Verbindung. Für den Einzelnen als ſolchen giebt es keine politiſche Wirkſamkeit; alſo iſt auch hier die Einheit, das Ganze, der Geſammtgeiſt das eigentliche Subject alles deſſen, was durch ſeine Theile, die Individuen, geſchieht. Innerhalb des Staates übt Jeder, in Krieg und Frieden, eine an Inhalt verſchiedene und nach Graden abgeſtufte Wirkſamkeit aus; allein der Ort und die Art derſelben ergiebt ſich lediglich aus der Geſammtwirkung des Ganzen. Der Einzelne kann nur nach ſeinen individuellen Kräften, d. h. nach dem pſychologiſchen Geſetz ſeiner Individualität wirken, und er bleibt inſofern ganz von der Geſetzmäßigkeit des individuellen pſychiſchen Proceſſes abhängig. Allein nichtsdeſtoweniger wird Ziel und Richtung und (was das Allerweſentlichſte iſt) der Inhalt der Thätigkeit eines jeden Einzelnen nicht ſowohl aus ſeiner Einzelnatur, als aus der Natur und nach dem Geſetz der Geſammtheit, deren Glied er iſt, beſtimmt. Aus der Natur des Einzelnen als ſolchen fließt weder Aufgabe noch Richtſchnur irgend einer politiſchen Thätigkeit; dieſe entſpringt einzig und allein aus dem Weſen der Geſammtheit, aus der Einheit des Nationalgeiſtes. Eine der dankbarſten Aufgaben der Völkerpſychologie wird es

ſein, zu unterſuchen, wie die mannigfache Gliederung der Geſammtheiten, welche Geſchichte und Ethnographie darbieten, und ihr Einfluß auf die Ausbildung der Einzelnen und die Zuſammenwirkung des Ganzen ſich geſtalten.[2] Wie bereits angedeutet, auch der phyſiologiſche Parallelismus beſteht zu Recht, und unſer Gewährsmann hat auf Grund eines Vortrages von R. Virchow über das Fieber Veranlaſſung genommen, dieſe Analogie näher zu begründen (vergl. Leben der Seele I, 359). So ſehr das zutrifft und z. B. auch die Bemerkung des großen Naturforſchers, „daß man auch in dem Leben der Staaten und der Geſellſchaft von den Fiebern und deren Kriſen um ſo häufiger ſpricht, je mehr die natürlichen regulatoriſchen Kräfte gefeſſelt ſind", um ſo mehr muß man ſich freilich vor dem folgenſchweren Irrthum hüten, mit verſchiedenen modernen Sociologen, von denen wir hier nur v. Lilienfeld nennen wollen, das Bild für die Sache ſelbſt nehmen und überall phyſiologiſche Functionen ſehen zu wollen. Genau genommen hat ſich hier der Begriff des (körperlichen) Organismus zu dem der (ſocialen) Organiſation verwandelt, bei dem freilich die verbindenden Analogien noch vielfach beſtehen bleiben.

Iſt eine ſolche Wechſelwirkung des einzelnen, wenn auch nicht iſolirten Individuums mit der Mitwelt die einzig ſichere Baſis für alle geiſtige Entwickelung und allen ſocialen Fortſchritt, ſo müſſen ſich auch demgemäß gewiſſe culturhiſtoriſche Typen für die verſchiedenen, einander ablöſenden Perioden des großen Dramas Weltgeſchichte feſtſtellen laſſen. Die ſich tagtäglich häufenden Siege der Naturwiſſenſchaften und der Technik über alle Hemmniſſe des Verkehrs und der Civiliſation ſind allbekannt, und in gewiſſem Sinne haben ſie unſerem Zeitalter jenes realiſtiſche Gepräge aufgedrückt, das freilich unſeres Erachtens nicht ſelten auf Koſten tieferer ideeller Strömungen überſchätzt wird. Jedenfalls war der Geiſt des achtzehnten, an den

quälendſten Welträthſeln ſich abmühenden Jahrhunderts ein ganz anderer, aber unter allen Umſtänden iſt auch die höchſte und allgemeinſte Wiſſenſchaft, die Philoſophie, lebensunfähig, kein organiſches Glied der Cultur und höheren Bildung überhaupt, wenn ſie nicht mit den treibenden Ideen einer Epoche in unmittelbarem Zuſammenhange bleibt, ſondern zu bloßer dialektiſcher Scheinweisheit herabſinkt. Das war das Strafgericht, das ſich gegen Mitte des vorigen Jahrhunderts an der ehemaligen Königin der Wiſſenſchaften ſo unerbittlich und nachhaltig vollzog, und doch meint Lazarus, noch feine Beziehungen zwiſchen der Ideenwelt des Königsberger Altmeiſters und dem Fundament unſerer ganzen politiſchen Neugeſtaltung, dem Heerweſen und der allgemeinen Wehrpflicht, entdecken zu können. In innigſter Verbindung mit jener Heeresorganiſation (ſo heißt es in den „idealen Fragen") und der Entwickelung der Heeresmacht hat auch die Kraft des Kant'ſchen ſittlichen Grundprincips gleichmäßig durchgreifend, befruchtend über das geſammte Volksgemüth ſich geltend gemacht. Wie oft und wie vielfach iſt im Laufe der letzten Jahre (die Studie, ein pſychologiſcher Blick in unſere Zeit, ſtammt aus dem Jahre 1872) ſo Manchem faſt unwillkürlich das Wort auf die Zunge gelegt worden: es ſei der Geiſt des kategoriſchen Imperativs, der ſich ſiegreich erwieſen habe. In der That, es iſt der Geiſt jener Auffaſſung des ſittlichen Lebens, wie er vorzugsweiſe in der Kant'ſchen Philoſophie hervorgetreten war, wonach nicht die Frage: welche Befriedigung wird irgend eine Handlung dir oder Anderen gewähren, welch einen Zweck wirſt du für dich oder Andere durch dein Handeln erzielen?, ſondern die Pflicht ſteht dir gegenüber, die Pflicht fordert und du haſt ſie zu erfüllen. Leicht ließe ſich zeigen, wie der Gegenſatz Kant'ſcher und der franzöſiſchen Philoſophie des vorigen Jahrhunderts nicht ein Spiegelbild bloß, ſondern ein wahrhaft quellenmäßiges Gegenbild deſſen geweſen

iſt, was beide Völker, dem unſeren zum Heil, in den letzten Jahren erlebt haben. Vielleicht erſcheint es Manchem wunderbar, daß ſo der Gedanke eines einzelnen nachdenkenden Menſchen Ausgangspunkt und Kraftquelle ſein ſollte für die Leiſtungsfähigkeit eines ganzen Volkes. Es wäre wunderbar, wenn nicht in der That die Sache ſich anders verhielte. Der Philoſoph, ſelbſt in ſeinem einſamen Sinnen und Denken, denkt nichts Anderes, als was die Subſtanz des Volksgeiſtes iſt, nur klarer, ſchärfer, beſtimmter zum Syſtem ausgebaut; nur was der unterſte Mann in ſeinem Gemüth, ſo er wirklich geeignet iſt, ein Repräſentant dieſer Volksſeele zu heißen, nur was der unterſte Mann denkt und empfindet und auf ſeinem Poſten, in ſeinem Handeln verwirklicht, nur das kann auch der Philoſoph auf der Höhe ſeines Gedankenthrones denken, in geordnete, erleuchtete Begriffe faſſen. Ja, dies iſt ein Kennzeichen, vielleicht das ſicherſte Kennzeichen des wahrhaften und des großen Philoſophen,[3] daß er das nur denkt, was er in der Einheit mit ſeiner eigenen Volksſeele denken kann, daß er der wahrhafte Repräſentant des öffentlichen Geiſtes wird, welchen auszubilden durch ſeine eigene Schärfe und Klarheit er allerdings berufen iſt.

Wir haben uns früher überzeugt, daß zu Folge einer genetiſchen, völkerpſychologiſchen Betrachtung nicht ſchon an den Anfang der Entwickelung gewiſſe allgemeine, ein für alle Mal feſtſtehende und gültige Normen geſtellt werden dürfen, ſondern daß dieſe Factoren ſich erſt im Verlauf dieſes ſocialen Proceſſes bilden. Dennoch wäre es ein folgenſchwerer Irrthum, anzunehmen, daß bloß relative, vielleicht gar von individueller Willkür abhängige Geſetze und Beſtimmungen entſcheidend wären, ſo daß dem blindeſten Subjectivismus eines Protagoras wieder die Herrſchaft zufiele. Eine ganz einfache Ueberlegung wird das Gegentheil wahrſcheinlich machen. Daß die Idee der Wahrheit (ſowohl der rein theoretiſchen als auch der praktiſchen)

von vorneherein auf eine absolute Geltung Anspruch machen kann und darf, wird Jedem einleuchten, der überhaupt an dem Bestand und Fortschritt der Wissenschaft und Erkenntniß ein Interesse nimmt. Dasselbe gilt von Recht und Treue, ja im weiteren Sinne von allen allgemeinen social-ethischen Forderungen, die jede Gesellschaft, einerlei auch immer, wie hoch ihr sittliches Ideal im Besonderen sein mag, mit Rücksicht auf ihre Solidarität aufzustellen befugt ist. Selbst für das subjectivem Empfinden den weitesten Spielraum bietende Gebiet der Aesthetik bleiben gewisse, freilich ziemlich formale Principien bei allem Wandel der Anschauungen und culturgeschichtlichen Beziehungen in voller Kraft. Die Ideen, erklärt Lazarus in einem Vortrag über das Herz (später gleichfalls in die „Ideale Fragen" aufgenommen), haben eine absolute Geltung uns gegenüber, und der volle Werth unserer Thätigkeit und die wirkliche Würde unserer Person kann nur erzielt werden, wenn Beides, unser Thun und unser Wesen, erfüllt ist von den Ideen. Jene Interessen können im höchsten Maaße nur befriedigt werden, das Interesse an unserer Thätigkeit und an unserer Persönlichkeit, wenn es zugleich im Interesse der Ideen und ihrer Verwirklichung geschieht. Die Ideen bilden die Normen und Maaßstäbe für die objectiven Werthe, die wir den Dingen beilegen; unser Interesse für eine solche Beschaffenheit dessen, was unsere Seele erfüllt, ist also das für die Idealität. Diesem nun steht ursprünglich gegenüber das Interesse für die Realität. Auch dieses Interesse ist allerdings nur eines neben den vielen anderen, die den Menschen beherrschen; aber es ist ein zweifelloses, unbedingtes und der gewaltigsten eines. Es beruht darauf, daß der Mensch nicht bloß ein gedachtes und denkendes, also ideal existirendes Wesen ist, sondern ein innerhalb der Wirklichkeit stehendes; und es zielt dahin, daß auch seine Gedanken, die er denkt, die seine Thätigkeit ausmachen, sich ver-

wirklichen; daß ſein Selbſt, wenn ich mich ſo ausdrücken darf, nicht ein nacktes Selbſt bleibt, ſondern ein mit Fleiſch und Blut bekleidetes, in der Wirklichkeit, namentlich auch in realen Beziehungen aller Art zu allen übrigen Weſen, die ihn umgeben, beſtehendes ſei. Dieſer Sinn für die Objectivirung des eigenen Denkens und des eigenen Selbſt iſt einer, der allen Menſchen gemein iſt. . . . Ohne Sinn für Idealität iſt das Leben flach oder roh, ohne Sinn für Realität iſt es ſchattenhaft oder ſcheinvoll. Schon für die reine Erkenntniß der Ideen gilt, daß nur, was von idealen Bezügen wirklich innerlich erzeugt iſt, ſie weſentlich fördert; es ſind nicht die blühenden, triebkräftigen Ideen, ſondern wortgeformte Schattenbilder derſelben, die wir im Geiſte empfangen, es ſei denn, daß wir ſie in einer lebendigen Erfüllung lebendig ergreifen. Vollends aber für das Leben, für Sittlichkeit und Kunſt, für Staat und Kirche handelt es ſich nicht bloß darum, daß die Idealität der Erkenntniß erſchloſſen, daß ſie dem Auge der Seele als Bild erſcheine, ſondern daß ſie zugleich den Herzſchlag derſelben errege. Wenn die Dichtung mit ihren lediglich idealen Vorſtellungsgebilden auch auf die Erwachſenen eine bis zur ſtärkſten Erſchütterung des Gemüthes gehende Wirkung ausübt, ſo geſchieht es, weil nicht bloß die Elemente der Idealität in der Poeſie reiner und voller, als in den realen Lebensbeziehungen, in unſere Seele dringen und gleichſam durch die Macht der Form erſetzen, was ihnen an Kraft der Wahrheit mangelt, ſondern auch ganz beſonders, weil ſie den pſychologiſchen Schein der Realität in uns erzeugen. Immerhin bleibt alles wahre Leben der Poeſie von der Poeſie des Lebens abhängig; Dichter und Hörer können durch die Phantaſie nur von dem vollſtändig ergriffen werden, was ſie auch im Leben zu fühlen einmal Gelegenheit hatten.

Die abſchließende Faſſung dieſer anregenden, ſich über die ganze Fülle geiſtigen Lebens ergehenden, nicht etwa in meta-

physischen Spitzfindigkeiten sich erschöpfenden Ausführungen ergiebt sich von selbst durch die naturnothwendige, möchte man fast sagen, Vereinigung dieser beiden Richtungen des menschlichen Strebens, das in den Grundzügen, in dem verheißungsvollen Ideal bei aller individuellen Verschiedenheit übereinstimmt. In diesem Sinne heißt es: Das letzte Ziel seines Strebens und den höchsten Erfolg seiner Kräfte erreicht der Mensch durch das innige Zusammenwirken der beiden Interessen für Idealität und für Realität in dem Streben nach Verwirklichung der Ideen. Nicht bloß die ideale Form in den gegebenen Dingen zu erkennen, sondern sie zu erzeugen und in lebendiger Wirklichkeit zu gestalten, bildet so das, im Sinne des Höchsten zugleich, letzte Interesse des Menschen. Alles Schaffen und Bilden, Wissenschaft und Kunst, und alle ihre Werke, alle thätige Theilnahme an den Ideen ist die gesegnete Frucht dieses Interesses; vor Allem aber sind es die Institutionen, welche reale Erfolge der Ideen und Träger derselben sind. Die sittlichen, die religiösen, auch die ästhetischen Ideen sind es, welche der Familie, dem Staat, der Kirche und jeder Gemeinschaft zum Guten, jedem Bund und jedem Verein erst den Werth und die Richtung geben. . . . Aus den endlichen, flüchtigen und zufälligen Elementen des psychischen Lebens bilden sich unter der stufenweise erlangten Herrschaft unendlicher Forderungen ideale Charaktere; aus den Fluthen des Widerstreites der mannigfaltigen Interessen im Gemüthe eines Jeden erhebt sich, gleichsam wie eine feste Insel, die reale Gestaltung eines bleibenden, idealen Werkes; aus dem Kampfe der Interessen der verschiedenen Menschen gegen einander erheben sich die idealen Institutionen, welche ihnen Schutz und Befestigung und gegenseitigen Ausgleich verleihen (Ideale Fragen S. 131).

Diese Skizze würde jedoch allzu unfertig bleiben, wenn nicht auch die ethische Seite der Weltanschauung unseres

Denkers, die wir zuletzt schon berührt haben, ihre volle Würdigung fände, und zwar um so mehr, als gerade diese dem weitesten Verständniß begegnen dürfte. Gerade in unserer von schlimmsten Parteiungen und stärksten Widersprüchen bewegten Zeit ist eine ruhige, leidenschaftslose, allen religiösen und nationalen Vorurtheilen abgewandte Betrachtung der Dinge nach dem Standpunkt des spinozistischen sub aeterni specie doppelt am Platze. Wie oft hört man nicht in dogmatischer Engherzigkeit, die eben nicht nur den eigentlich theologischen Richtungen eigen zu sein braucht, über die Rückständigkeit und Entbehrlichkeit, um nicht stärkere Ausdrücke zu gebrauchen, der Religion reden, wie oft wird die Bildung mit fanatischer Einseitigkeit nur auf die intellectuelle Aufklärung bezogen und kurzer Hand in einer Summe naturwissenschaftlicher Kenntnisse gesucht! Dem gegenüber sagt Lazarus mit vollem Recht: Ein wesentliches Element der wahren Bildung ist die sittliche Absicht derselben. Das sittliche Streben, die ethische Gesinnung, welche nach Bildung trachtet, ist der eigentliche Kern in der Frucht der Bildung; er tritt zwar nicht an das Licht, aber er kann immer wieder neue Blüthen und Früchte erzeugen. Wer von den Gebildeten sich also nicht selbst herabwürdigen, wer den Edelstein seiner Bildung nicht auf den Scheinwerth böhmischen Glases herabgesetzt wissen will, wird zugestehen, daß die sittliche Triebkraft, welche sich an seiner Intelligenz bekundet, zum ethischen Kraftmesser für ihn wird, zum Maaßstab der sittlichen Forderungen, welche man an ihn stellen darf. Wahrhafte sittliche Bildung ist ohne Handeln kaum denkbar; das zuschauende sittliche Urtheil sammt den Gefühlen der Theilnahme ermatten ohne Action. Nach der inneren psychologischen Natur alles Ethischen bedingen wirkliches Erkennen und Handeln einander nothwendig; nimmer ist eine sittliche Reife und Höhe des Geistes erreichbar ohne die persönliche, thätige, ins Leben eingreifende Erfahrung. Nicht bloß

für, ſondern auch durch die Praxis allein entwickelt ſich die praktiſche Vernunft. Sittliches Handeln iſt alſo nicht bloß die Frucht, ſondern zugleich eine weſentliche Bedingung der ſittlichen Einſicht und Anſchauung. Dieſe Grundſätze gelten nun nicht nur für die ganze äußere Haltung und Lebensführung eines Menſchen, ſondern ſelbſtverſtändlich in erſter Linie für die großen religiöſen und ethiſchen Fragen, welche den Kern unſeres Daſeins betreffen. Gerade hier gilt es, wie kaum noch beſonders erörtert zu werden braucht, den ganzen nachhaltigen Ernſt der wiſſenſchaftlichen Arbeit einzuſetzen, um die höchſten und edelſten Güter der Humanität, wie ſie unſere größten Geiſter, Leſſing und Herder, Schiller und Goethe, mit flammenden Worten verkündet haben, zu erreichen. In den „Idealen Fragen", die einem eindringenden, liebevollen Studium nicht warm genug empfohlen werden können, hat Lazarus in einem Aufſatz über die Aufklärung, dieſem ſo vielfach mißverſtandenen Begriff, die Beziehung der Erkenntniß zu wahrer Religion ausführlich erläutert. Wir beſchränken uns auf einen kurzen Hinweis; nach der Begründung des Rechtes einer hiſtoriſch-pſychologiſchen Kritik gegenüber manchen Erzählungen der Bibel heißt es: Die Aufklärung iſt darauf zu richten, nach der Erforſchung des wahren Sinnes und der hiſtoriſchen Entſtehung der Schrift auch die letzten, die inneren Quellen derſelben, ihren pſychologiſchen Urſprung zu ergründen. Es giebt keine Beſchäftigung, keine geiſtige Thätigkeit, welche mehr als dieſe eine religiöſe zu heißen verdient, und welche ſicherer als dieſe zu wahrer Religioſität hinführt. Denn ſowohl das, was auf den früheren und in mancher Beziehung noch niederen Stufen des Geiſteslebens Enges und Kleines in der Religion hervorgebracht, als auch das, was Großes, Erhabenes erzeugt hat, tritt dadurch an den Tag. Licht und Klarheit, Finſterniß und Dämmerung ſollen ſich von einander ſcheiden; was groß und tief iſt, was aus dem Geiſte

und der Wahrheit ſtammt, ſoll gehegt, ausgebildet, wirkſam erhalten werden; was kindlich, dumpf und blöde war, was aus der Schwäche und Unfähigkeit ſtammt, ſoll hiſtoriſch erkannt, als vergangen und verweſt dahinten gelaſſen werden. Dieſe Arbeit hat erſt begonnen; noch fehlt es ſelbſt an den wiſſenſchaftlichen Vorarbeiten für dieſelbe. Die Selbſterkenntniß des Geiſtes in Bezug auf ſeine menſchheitliche Entfaltung iſt in den Anfängen. Was aber für das ſpecielle Gebiet der Religion bisher verſucht worden iſt, das leidet darunter, daß es im Kampfe gegen anmaaßende Autorität, gegen eigenwillige, vielſpaltige, in ſich ſelbſt widerſprechende Tradition geſchaffen worden iſt. Die wahre Religion wird mit der wahren und freien Wiſſenſchaft von der Natur des menſchlichen Geiſtes und von der Geſchichte ſeiner Entwickelung wachſen. Dieſer Aufklärung letztes und höchſtes Ziel iſt es, die Religion neu zu beleben. Aber es ſei denn, daß wir die wahren und wirklichen, die inneren Quellen alles deſſen, was groß und gut, was tief und beſeligend in der Religion iſt, erkennen, daß wir dieſe Quellen, die vielfach verſchüttet ſind, wieder befreien, die vielfach getrübt ſind, wieder klären, ſonſt wird die Religion ihre ergreifende Gewalt und ihren erhebenden Einfluß im fortſchreitenden Geiſte der Wiſſenſchaft und der Bildung nicht wiedergewinnen. Und dieſe erhabene Perſpective, welche uns einen unerſchütterlichen Muth für den ſchweren Kampf des Lebens einhaucht, findet ihre Vollendung in der umfaſſenden Gottesidee, die ganz und gar, wie Lazarus zeigt, auf ethiſchem Grunde ruht: Für denjenigen Menſchen, welcher dem Sittengeſetz eine über alles zufällige und endliche und hiſtoriſch gewordene Denken hinausgehende, abſolute Bedeutung und Geltung beilegt, wird der Gottesgedanke einen univerſalen Charakter annehmen, er wird ihn als die Quelle wie des Guten ſo alles Guten, aller Weisheit, Geſetzmäßigkeit, weiterhin aller Wirkungskraft und alles Daſeins an-

ſehen. Nichtsdeſtoweniger müſſen wir, auch auf dem Boden der Religion ſtehend, nie vergeſſen, daß das Sittliche in uns die letzte Quelle auch unſeres Gottesbewußtſeins ſei; daß es von all unſerem übrigen, auch dem religiöſen Denken völlig unabhängig, rein in ſich ſelbſt gegründet, ein Letztes und Abſolutes iſt. Und wenn uns Gott das Sittengeſetz gegeben, dann war es ſeine unendliche Weisheit, die uns dasſelbe als ein durchaus unbedingtes, von allem ſonſtigen Denken unabhängiges und über Allem ſtehendes ins Herz gelegt hat. Unabhängig auch vom Gedanken ſeines Urhebers; denn nicht, weil von Gott Etwas geboten wurde, iſt es ſittlich, ſondern, weil es mit abſoluter Nothwendigkeit verpflichtend und ſittlich iſt, erſcheint es uns als von Gott geboten. Und keine Qualität können wir mit unſerem endlichen Denken von Gott ausſagen, die ſeiner würdig wäre, als daß die Majeſtät des Geſetzes in ihm allein ihren Grund habe. Auch hier kann erſt, wie in ſo vielen anderen Beziehungen, eine genaue, vergleichende, entwickelungsgeſchichtliche, pſychologiſche Analyſe der verſchiedenen Elemente, welche im Laufe der Zeit einen beſtimmten Begriff gebildet haben, die vielen Widerſprüche löſen, welchen dogmatiſche Befangenheit und Kurzſichtigkeit immerdar verfällt.

Das letzte Moment iſt zu wichtig, als daß wir es nicht noch einer etwas eingehenderen Betrachtung unterziehen möchten; denn es iſt in der That von ausſchlaggebender Bedeutung, daß man ſich klar macht, daß auch die anſcheinend völlig incommenſurable, blindeſter Willkür preisgegebene Gefühlswelt, wie alles geiſtige Wirken, beſtimmten Geſetzen unterliegt, die es gilt behutſam und gleichſam vorſichtig taſtend aus dem unendlichen Chaos der widerſtreitenden Erſcheinungen und Eindrücke zu gewinnen. Und der Gegenſtand wird um ſo werthvoller, faſt möchte man ſagen, impoſanter, weil mit Gefühlen die ganze ſittliche Sphäre auf das Innigſte durchflochten iſt, ja alle

Sittlichkeit und zugleich Ethik ſchlechthin unverſtändlich würde, ein Spiel mit leeren Worten und tönenden Phraſen, wenn dies Fundament erſchüttert würde oder gar völlig zuſammenfiele. Auch hier giebt uns ein Blick auf unſere tagtäglichen Anſchauungen und Vorausſetzungen den richtigen Ausgangspunkt; wir betrachten die Liebe der Eltern zu ihren Kindern als etwas völlig Selbſtverſtändliches, Natürliches, Angeborenes, deren Mangel eine beklagenswerthe, monſtröſe Ausnahme bildet. Und doch zeigt eine vergleichende culturhiſtoriſche und völkerpſychologiſche Umſchau, daß dieſe Verehrung und Pietät bei ſehr vielen Naturvölkern gar nicht vorhanden iſt, daß dieſelbe ſomit erſt als eine verhältnißmäßig ſpäte Frucht der Geſittung erſcheint. Lazarus eröffnet uns mit folgenden Worten eine weite Perſpective: Auch das menſchliche Herz hat ſeine Geſchichte. Allein, es iſt ſchwer, den Antheil, den einerſeits das Gefühl, als Urſache wie als Wirkung, an der geſchichtlichen Entwickelung der Menſchheit hat, feſtzuſtellen. Die Werke des Geiſtes finden ihre ausgeprägte Form und werden uns in dieſer deutlich überliefert; auch die Richtungen des Willens finden in den Ereigniſſen, wie in den Inſtitutionen, welche die Menſchen durch ihre Energie geſchaffen haben, ihre feſte Ausprägung. Was das Gefühl, die inneren Zuſtände während dieſer Willensenergie, während dieſer geiſtigen Arbeit der Menſchen geweſen iſt, das entzieht ſich meiſt mindeſtens dem unmittelbaren Blick unſeres Auges. Nur eine künſtliche, verwickelte und ausdauernde pſychologiſche Forſchung kann den Wandel und den Antheil der Gefühle im Ablauf der Geſchichte ans Licht zu ſtellen hoffen. Es iſt eine tiefe Symbolik der Natur, daß wir von hingegangenen Generationen wenigſtens die Schädel in ſpäterer Zeit finden, und wir können an ihnen meſſen, wie die Menſchheit, wie einzelne Nationen allmählich verſchieden entwickelte Formen für das Gefäß ihrer geiſtigen Thätigkeit, ihrer Intelligenz beſeſſen haben; das Herz aber, ſobald

es aufhört zu ſchlagen, iſt auch der Verweſung preisgegeben. Welche Gefühle in der Geſchichte mitgewirkt haben und wie die Gefühle ſelbſt Gegenſtand hiſtoriſcher Entwickelung ſind, das iſt um ſo viel ſchwerer zu entdecken; — daß ſie aber Alle hiſtoriſch entwickelt ſind, das entzieht ſich wohl Keinem von uns, ſobald wir auf den Gedanken hingewieſen werden. Welche weiten Abſtände hat ein in allen Wandlungen allerdings gleichartiges Gefühl, das deshalb auch ſtets mit demſelben Namen bezeichnet wurde, wie das der Ehre oder das der Freundſchaft oder der Liebe im Laufe der Zeit, im Leben der Menſchheit von Epoche zu Epoche, von Nation zu Nation durchmeſſen! Oft ſind einzelne Thatſachen im Stande, uns die Größe des Wandels etwa in den ſittlichen Gefühlen der Menſchen klar zu machen. Auch das rauheſte Gemüth eines Königs oder eines Volkes in Europa würde es heute nicht ertragen, einen gefangenen Fürſten beim Triumphzuge des heimkehrenden ſiegreichen Heeres mit ſich zu führen; und doch war dies in Rom eine ſelbſtverſtändliche Sache. Oder: Ausreißen iſt natürlich, aber Standhalten ſittlich. Sittlichkeit jedoch kann und ſoll zur Natur werden; der moraliſche Muth kann zu einer Erbtugend ausgebildet werden. Für einen Spartaner wie für einen preußiſchen Soldaten iſt Standhalten Regel und natürlich, Ausreißen aber Ausnahme und unnatürlich. Aber nicht bloß die einzelnen Gefühle haben in der Entwickelung der Menſchheit und der Völker ihre Geſchichte, ſondern vor Allem beachtenswerth iſt noch, daß das Herz mit ſeinem geſammten Inhalt in dem Verhältniß zu den übrigen Formen und Functionen des äußeren Lebens überhaupt hiſtoriſch wandelt; es giebt eben Völker und Zeiten, in denen das Gefühlsleben eine mehr oder minder herrſchende Rolle ſpielt. Die Geſchichte der Religionen z. B. zeigt uns verſchiedene Epochen, in denen hier die Dogmenbildung, dort die Kirchenorganiſation, ein anderes Mal die Glaubensinnigkeit,

ſogar im Kampfe gegen Ordnung und Meinung der Kirche, als das ideale Ziel verfolgt werden. Aber auch in der geſammten Lebensführung wie im Spiegelbild derſelben, in den nationalen Literaturen, erhebt ſich zuweilen das Gefühl zum höchſten Zweck des Daſeins und wird als die vollkommenſte und wichtigſte Form des inneren Lebens geachtet. Andere Zeiten trachten nach Bildung und Intelligenz, wieder andere fordern vor Allem das Handeln für praktiſche Zwecke. Die Harmonie aller dieſer Richtungen und Strebungen der Seele iſt ein Ideal, welches als ein bewußtes auch der Volksſeele einmal vorſchweben wird, wenn erſt ihre eigene hiſtoriſche Entwickelung zum Gegenſtand des öffentlichen Bewußtſeins ſich geſtaltet haben kann (Ideale Fragen S. 147).

Dieſer unbefangene, kritiſche, entwickelungsgeſchichtliche Standpunkt iſt um ſo mehr nöthig, als gerade die Gefühle zu Folge ihres weſentlich unbewußten Urſprungs ſich der Ueberwachung durch klare Vernunftgründe nur allzu gern entziehen und deshalb die verderblichſten Kataſtrophen in der Weltgeſchichte, wie bekannt, herbeigeführt haben. Der alte Spruch des Lukrez: Tantum religio potuit suadere malorum, die Verdammung der Kirche durch die Encyclopädie und ihr fanatiſcher Haß gegen das Chriſtenthum gewinnt erſt dadurch die zutreffende pſychologiſche Erklärung, daß die überlieferten Dogmen zu ſchmählichen Feſſeln geworden waren, worin der freie Geiſt des Menſchen eingeſchnürt werden ſollte zu ewiger Knechtſchaft. Faſt unüberwindlich ragt bis in die neueſte Zeit hinein die furchtbare Macht der nationalen und religiöſen Vorurtheile, die mehr Elend und Jammer über die ganze Menſchheit gebracht haben, als die eigentlich politiſchen Kriege und Revolutionen. Wie bemerkt, unſere Gegenwart leidet bei allen großartigen Errungenſchaften auf dem Gebiete der Naturwiſſenſchaften noch gar ſehr an dieſen Verirrungen, welche ſeltſam gegen den Glanz der ſo prunkvollen

Civiliſation abfallen, und deshalb hat unſer Denker es nicht für unnöthig gehalten, verſchiedentlich auf dies Thema zurückzukommen; wir verweiſen auf einen längeren Aufſatz über die Aufklärung (Ideale Fragen S. 271 ff.) und einen zweiten über Bildung und Wiſſenſchaft (Leben der Seele I, 3 ff.). Auch hier iſt der echt Leſſing'ſche Gedanke maaßgebend, daß nicht der angebliche Beſitz der Wahrheit glücklich macht, ſondern das unabläſſige Streben nach derſelben, und in dieſem Sinne wird mit Recht die Aufklärung nicht als eine feſte, fertige Summe von beſtimmten Kenntniſſen gefaßt, ſondern als ſtetiger intellectueller Proceß, der ſich an und in Jedem, dem es um Erkenntniß und Sittlichkeit Ernſt iſt, unaufhörlich vollziehen muß. Der 21. Satz unter den verſchiedenen feinſinnigen Gedanken über dies vielſeitige Thema lautet: Die Aufklärung kennt nur einen allgemeinen, abſoluten, d. h. ſchlechthin geltenden Grundſatz, welcher in Wahrheit nur eine von der ganzen Geſchichte der Menſchheit bezeugte Thatſache iſt, nämlich die Möglichkeit und die Nothwendigkeit des Fortſchrittes auf allen Gebieten des Geiſtes in allen Arten des inneren Lebens durch fortgeſetzte Arbeit. Damit iſt entſchieden gegen jenes ſtumpfe und ſatte Behagen Proteſt eingelegt, dem man nur zu oft in manchen Kreiſen begegnet, die ſich nicht wenig auf ein beſtimmtes äußeres Maaß einzelner Kenntniſſe, die noch dazu meiſt recht dürftig imprägnirt ſind, zu Gute thun, ohne den eigentlich tieferen, ethiſchen Werth jeder echten Bildung nur zu ahnen. Das gilt in erſter Linie von der Religion, wo ſtets ein blinder Fanatismus nur mit dem Beſitz dieſer oder jener Dogmen rechnet. Wer will ſagen (ruft Lazarus aus): ich allein habe den rechten Glauben? Wer will es wagen, ſich über ſeine Brüder zu erheben und zu behaupten, obwohl unbeweisbar und unverkennbar, beſitze er allein, was allen Anderen fehlt, den rechten Glauben? Oder es komme die Wahrheit durch Eingebung des heiligen

Geiſtes? Wer will auftreten und ſagen, mir allein iſt dieſe Eingebung geworden, allen Anderen aber hat Gott ſich unbezeugt gelaſſen? Wer will es wagen, das Maaß der Gnade Gottes einzuſchränken auf ſich und ſeine Genoſſen, wer will es wagen, zu behaupten, die Hand Gottes reiche nicht zu oder ziehe ſich zurück, um Allen ſeine Gnade zu erweiſen? Es iſt nicht anders: nur aller Demuth, die dem Menſchen ziemt und die jede Religion fordert, zum Trotz kann ein Menſch oder eine Secte behaupten: Wir allein haben den rechten Glauben oder die rechte Gnade (Ideale Fragen S. 341). Dieſe Pflicht einer ſtetigen, immer mehr in die Tiefen gehenden Aufklärung gilt ſodann ſelbſtverſtändlich auch von der böſen Hydra, dem Aberglauben, den bekanntlich Goethe als ein echt menſchliches Erbtheil erklärte, dem Todfeind des Lichtes und des Fortſchrittes, welcher zum Hohn auf alle Errungenſchaften der Wiſſenſchaft gerade in unſeren Tagen kecker als früher ſein Haupt erhebt. Dahin gehört auch die leider ſo reiche Rüſtkammer der religiöſen[4] und nationalen Vorurtheile, an welchen das Volk der Denker doch noch ſehr krankt, und deren verderbliche Kraft man nicht durch einige wohlmeinende Phraſen beſeitigt. Alle dieſe Schattenſeiten und Mißſtände laſſen eine pſychologiſche Erörterung des ſo viel gemißbrauchten Begriffs der Bildung dringend nothwendig erſcheinen. Die intellectuelle Seite desſelben iſt ſchwerlich irgend welchem Einwand ausgeſetzt; daß nur ernſtes, methodiſches, gründliches Studium gegenüber allem dünkelhaften Dilettantismus (den Goethe mit dem kräftigen Fluch beehrte, daß er allezeit von peſtilenzialiſchem Dünkel erfüllt ſei) wiſſenſchaftlich von Werth iſt und einen geiſtigen Fortſchritt für den Menſchen bedeutet, leuchtet von ſelbſt ein. Aber damit iſt es offenbar nicht gethan; denn wie wir ſchon früher (vergl. S. 20) ausgeführt haben, verleiht erſt der ſittliche Ernſt, die Veredelung des menſchlichen Geiſtes ſelbſt unſerer ganzen Arbeit die eigentliche

Weihe. Es ist die völlige Durchdringung des Menschen mit den Principien seiner Weltanschauung, welche so unmittelbar in That und Wahrheit übergehen und nicht bloß abstracte Verstandesformeln bleiben. Dabei ist ein unbewußter Trieb mitwirksam, auf den Lazarus aufmerksam macht, nämlich der nach harmonischer Ausgestaltung unseres seelischen Lebens, sei es auf Grund und nach Maaßgabe ethischer oder ästhetischer Normen. Im letzteren Falle tritt uns das in Fleisch und Blut entgegen, was das vorige Jahrhundert mit einem bezeichnenden Namen eine schöne Seele nannte. Die innigste und werthvollste Verbindung mit der Schönheit liegt, wie es in dem oben erwähnten Aufsatz über Bildung und Wissenschaft lautet, in der Schönheit des Lebens. „Der Mensch ist das höchste und edelste Kunstwerk der Natur; er soll auch in noch edlerem Sinne das schönste Kunstwerk der Kunst, der freien, bewußten, sittlichen Schöpfungskraft seiner selbst sein (Leben der Seele I, 117). Dies Ziel zu erreichen oder sich ihm auch nur in bescheidenen Grenzen zu nähern, ist freilich nur wenigen Auserwählten des Schicksals beschieden, um so mehr aber haben wir ein Recht, uns die strahlende Majestät dieses Ideales nicht verkümmern zu lassen.

Lazarus ist endlich auch, so wenig er es vielleicht Wort haben will und trotzdem er kein System der Aesthetik geschrieben hat, ein feinsinniger Kunstrichter, so daß wir noch mit einigen Worten auch auf diese Seite seiner Weltanschauung eingehen müssen. Insbesondere handelt es sich um den Humor, dem eine größere, wesentlich psychologische, aber auch mit reichen literarischen Hinweisen durchflochtene Untersuchung im „Leben der Seele" (1. Band) gewidmet ist. Der Humor bildet die organische Vereinigung der beiden schroffen Gegensätze des Erhabenen und des Komischen, des Großartigen, Machtvollen, Imposanten, rein Idealen und des Kleinen, Niedrigen, Gemeinen. Aber dieser

Contraſt bleibt im gewiſſen Sinne wirkſam; denn nur durch die Gegenüberſtellung der Wirklichkeit mit ihrer Unzulänglichkeit und Hinfälligkeit gegen die Idealwelt unſerer Phantaſie entſteht die eigenartige humoriſtiſche Stimmung, welche den Grundton der höchſten dichteriſchen Genien darſtellt, die von ihrer erhabenen Höhe aus ſchließlich alle Diſſonanzen ſchwinden ſieht. Deshalb packt auch der echte, unverfälſchte Humor, weil er aus dem Herzen des Dichters ſtammt, nicht aus dem klügelnden, kalten Verſtande, den ganzen Menſchen, dem er eine wohlthuende, faſt bis zum Tragiſchen ſich ſteigernde Erſchütterung bereitet. Daher auch die Freude an dem Natürlichen, Einfachen, Unverbildeten im Gegenſatz zu allen künſtlichen Verunſtaltungen des menſchlichen Lebens und Geiſtes; daher endlich auch die innere, lebhafte Spannung, ein gewiſſes Glücksgefühl, das uns in echt humoriſtiſchen Darſtellungen überkommt, eine wahre Befriedigung, die weit entfernt iſt von der nüchternen, kalten Empfindung eines wohlgefälligen Dünkels, mit der uns kühl berechnete und wohl gar verletzende Witze zu erfüllen pflegen. Doch wir können dieſe pſychologiſche Analyſe nicht weiter bis auf die einzelnen Elemente hin fortſetzen, ſondern wir beſcheiden uns mit einer allgemeinen Zuſammenfaſſung des Ergebniſſes, wie es Lazarus mit folgenden Worten zeichnet: Auf der einen Seite ſteht der Kreis der Ideen, unendlich an Inhalt, vielleicht auch vollkommen an Form, harmoniſch geordnet durch die eigene Thatkraft des Geiſtes; auf der anderen Seite die Vorſtellungsmaſſen, welche das wirkliche Leben und die Welt der Erſcheinungen umfaſſen, endliches Stückwerk und formlos durcheinander gewirrt, wie der Zufall des Lebens ſie erzeugt hat. Darum herrſchen jene über dieſe; die Ideen beherrſchen das Bewußtſein, ſie ſind das Höhere und Gültige für den Geiſt, im Denken. Aber die Idee iſt allgemeiner, abſtracter Gedanke, ihr fehlt die Realität, die concrete Wirklichkeit, welche zunächſt

und zumeiſt das Gefühl anregt, darum bleibt das Gefühl leer, und aus der Leere des Gefühls erzeugt ſich ein Gefühl der Leere. Dies hat gewiß ſchon Jeder an ſich erfahren, der Tage lang mit philoſophiſchen Problemen, mathematiſchen Formeln oder ſonſt abſtracten oder rein idealen Gedankenproceſſen beſchäftigt war. Anders iſt es in der Seele des Humoriſten. Auch er ſteht zwar auf jener Höhe des Idealiſten, auf jenen Bergſpitzen des irdiſchen Geiſtes, wo das Licht und die Luft rein iſt, aber Nichts geſtaltet und erzeugt wird, als Eis; aber tief in ſeiner Bruſt birgt er ein umgekehrtes prometheiſches Feuer, das aus dem Thale des Menſchenlebens in die Höhe des göttlich ſtrebenden Gedankens empordringt; jener Leere gegenüber ſteht in ihm die ganze Gluth und Fülle des Gefühls, wie ſie mit den Vorſtellungen der wirklichen Welt innig verbunden iſt, und der gediegene Reichthum desſelben ſiegt über jene Leere. Aber noch mehr: indem die Seele des Humoriſten ſich in dieſem Zuſtande befindet, alſo das Gefühl der Realität ebenſo herrſchend iſt, wie der Gedanke des Idealen, entſpringt durch die Gleichzeitigkeit eine nothwendige Verſchmelzung beider, vermöge deren das Ideale den pſychologiſchen Werth und Reiz des Realen erhält, ſo daß im Humor nicht bloß die Wirklichkeit und die ſinnliche Welt, ſondern auch die Idee ſelbſt anders, nämlich tiefer, kräftiger und lebensvoller aufgefaßt wird, als im abſtracten Idealismus; dieſer verliert, wie an Fichte und Berkeley aufs Deutlichſte nachweisbar, das Gefühl der Realität auch für die ſinnliche Welt, jener gewinnt es umgekehrt auch für die ideale. Die Idee ſelbſt iſt nicht bloß der abſtracte, metaphyſiſche Begriff des Unbedingten, Ewigen, ſondern eben eine ſchönere Welt, eine Schöpfung Gottes, eine beſſere Sonne. Hiermit tritt die Idee in das unmittelbarſte Leben des Menſchen, den Zuſtand der Seele beſtimmend, hinein, während ſie dem Philoſophen nur gleichſam vor oder über dem Geiſte ſchwebt;

ſie wird von dem ganzen Menſchen in ſeinem Centrum erfaßt; und auf eine ähnliche Weiſe empfängt hier, wie in der Religion, das ſonſt nur vom ſinnlichen Leben erregte Gefühl ſeine wahre Weihe, nämlich die wirkliche Welt mit der Idee zu vermitteln. Wir können nicht an dieſer Stelle der geiſtreichen Anwendung auf die verſchiedenen literariſchen Muſter folgen, durch welche dieſe Erörterung ihre eigentliche Anſchaulichkeit gewinnt — beſonders läßt ſich unſer Gewährsmann die Ehrenrettung des ſo oft verkannten, trotz aller Geſuchtheit und Weitſchweifigkeit doch genialen Jean Paul angelegen ſein —, ebenſo wenig wie den Ausblick, welcher von der rein äſthetiſchen Betrachtung des Humors auf deſſen ethiſche Bedeutung eröffnet wird, — gerade hier ſollen auch die ſonſt vergeſſenen und mißachteten Schichten des Volkes zur gebührenden Beachtung gelangen, und ſich ſomit das Verſtändniß des einheitlichen ſocialen Lebens anbahnen, das wir öfter nur in den höchſten Spitzen zu würdigen und zu verehren pflegen. Es kommt in der That nur auf den richtigen Standpunkt an, von dem der Humoriſt in erhabener Höhe das Leben betrachtet, nicht theilnahmslos und ſkeptiſch, ſondern umgekehrt ſich verſenkend in den Strom der Welt, ohne freilich darin unterzugehen, mit warmem Herzen alles Unglück und Ungemach empfindend und voll Ingrimms über Bosheit und Verrath, des Kleinen achtend, an dem die unbeſonnene Menge im Taumel vorüberraſt und doch den Blick auf das Ewige, auf die Ideen, auf die objectiven Normen gerichtet, denen auch wir unſer beſſeres Selbſt verdanken. Auch hier, wie überall in den Endpunkten unſerer Lebensanſchauungen, verſöhnen ſich die urſprünglichen Unterſchiede und Gegenſätze, das Aeſthetiſche vollendet ſich im Ethiſchen, und der Dichter, deſſen Auge kaum auf dieſer Erde, wie es im Taſſo heißt, weilt, der nur ſchönheitstrunken von der Harmonie der Sphären träumt, wird zu einem ſittlich bewährten Charakter, der werkthätig Hand anlegt an der

inneren Geſundung ſeiner Mitmenſchen. Es iſt, wie wir noch eben hervorheben wollen, ſehr zu beklagen, daß der feinſinnige Jean Paul ſeinen Blick von der ihm allerdings nur vertrauten Idylle des kleinen bürgerlichen Lebens, die er mit ſeltener Meiſterſchaft beherrſchte, nicht in die höheren Sphären des ſocialen Lebens zu erheben vermochte, und wenn er es einmal verſuchte, nur mit recht mangelhaftem Erfolge. Der Dichter hat es, wie Lazarus ſchreibt, unter dem Einfluß der hiſtoriſchen Zuſtände, unter denen er gelebt, unter denen er namentlich die Jünglings- und die erſten Mannesjahre verlebt hat, wohl kaum begriffen und noch weniger darzuſtellen vermocht, daß auch die „hohen" Menſchen im praktiſch-realiſtiſchen Staate, in der werkthätigen Geſellſchaft ihre Stellung haben müſſen, wie die Metaphyſik im Reiche der Wiſſenſchaften, daß ſie, wenn hervor- und hinausragende, dennoch Theile, Glieder des Ganzen im Volke und als ſolche mit ihren Ideen, ihrem Gemüthe einflußreich ſein müſſen. Von der Fülle der idealen Lebensformen des öffentlichen Geiſtes trotz aller Härten ihrer realiſtiſchen Bedingungen, von der idealiſirenden Kraft, die derſelbe auch auf das Gemüth und das Leben des Einzelnen da ausübt, wo der nationale Sinn zur Blüthe und zum Bewußtſein gelangt iſt, hat Jean Paul keine hiſtoriſche Vorſtellung, weil keinerlei unmittelbare Anſchauung gehabt. Ein echter Humoriſt in einer Zeit großer hiſtoriſcher Bewegung, in der energiſchen Fülle und lebendigen Friſche nationaler Thätigkeit erwachſen, würde immer Stoff und Anlaß genug für ſeine Darſtellungen mitten im Geſammtleben finden. Die ſchöpferiſche, leitende, geſtaltende Kraft der ſittlichen Ideen findet ja immer an der Individualität des Einzelnen, an der Winzigkeit und Unzulänglichkeit ihrer Leiſtung, an den realiſtiſchen Störungen der Endlichkeit und des Zufalls ſelbſt in den großen und guten Menſchen Contraſte genug, welche ergreifend und komiſch zugleich

ſein können. Wo der Sieg des Guten, der Freiheit, des Fortſchrittes zur Veredelung geſichert wäre, würde der heilende, wo er bedroht und zweifelhaft wäre, würde der zürnende, mahnende Humor ſeine Stimme vernehmen laſſen (Leben der Seele I, 269). Ein ſolches Werk freilich, unmittelbar geboren aus den Ereigniſſen, getränkt mit den weſentlichſten herrſchenden Ideen, ganz und gar erfüllt von jener ſo ſeltenen Miſchung weihevollſten, erhabenſten Ernſtes, tiefſter Gemüthsinnigkeit und ſprudelnder, überſtrömender Heiterkeit und ſchalkhafter Laune, iſt uns die Zukunft noch ſchuldig.

Die Philoſophie hatte ſich gegen Mitte des vorigen Jahrhunderts nicht zum Wenigſten dadurch um jede Beachtung und Bedeutung gebracht, daß ſie ſich hochmüthig von der Wirklichkeit abwandte und lediglich metaphyſiſchen Träumereien hingab; dieſer Fehler war nur durch eine gründliche Umkehr und Wandelung wieder gut zu machen, und ſo darf man es denn wohl als ein Ziel der tieferen philoſophiſchen Richtung bezeichnen, den vollen Inhalt der Wirklichkeit und der wiſſenſchaftlichen Einzelforſchung zu erfaſſen und zu ergründen. In dieſen Bahnen bewegt ſich die neuere philoſophiſche Forſchung, die ſich an die Namen von Wundt, Paulſen, Windelband u. A. knüpft. Die Philoſophie, erklärt unſer Gewährsmann, iſt Wiſſenſchaft der Wiſſenſchaften, d. h., ſie hat erſtens die Möglichkeit und die Grenzen des menſchlichen Wiſſens überhaupt, alſo auch in den einzelnen Gebieten und Disciplinen deſſelben im Beſonderen, zu erforſchen, die Mittel des Wiſſens anzugeben und zu unterſuchen (Erkenntnißtheorie, Logik und Vernunftkritik). Sodann aber hat ſie ſowohl alles menſchliche Wiſſen im Allgemeinen, als wiederum auch jedes Gebiet deſſelben im Beſonderen zu begründen, die Principien deſſelben aufzuſuchen, die vor und außerhalb der Philoſophie durch Erfahrung und Reflexion gewonnene Erkenntniß der einzelnen Wiſſenſchaften entweder nach den letzten Gründen

alles Wiſſens zu befeſtigen oder zu widerlegen, und neue und richtige Begriffe an deren Stelle zu ſetzen (Metaphyſik). Offenbar hat es hier die Philoſophie nicht mit der ganzen Breite des Inhaltes derjenigen Wiſſenſchaften, für welche ſie nur die letzten begründenden Principien aufſucht, zu thun, und am wenigſten hat ſie das Einzelne dieſes Inhaltes, etwa der Naturwiſſenſchaft, zu produciren; ſie betrachtet nur die ganzen Wiſſenſchaften als Totalitäten, inwiefern in allen Theilen derſelben gleiche Principien der Erkenntniß zur Anwendung kommen; jedes Ding und Verhältniß alſo, jedes Object eines menſchlichen Gedankens iſt demnach zugleich Object der Philoſophie, aber nicht als dieſes Einzelne, ſondern nur als ein Glied in der Kette derjenigen Wiſſenſchaft, zu welcher es zunächſt gehört. So hat die Philoſophie das Weſen der einfachen Qualitäten der Dinge zu unterſuchen, aber nicht die einzelnen phyſikaliſchen Thatſachen und Geſetze zu entdecken; und während Botanik und Zoologie die Beſchreibung und Anordnung alles Organiſchen nebſt den Geſetzen ſeiner Entfaltung zu leiſten haben, wird die Philoſophie ſich nur mit der Unterſuchung über das Weſen und den Begriff des Organismus beſchäftigen. . . . Endlich aber iſt es die Aufgabe der Philoſophie, die Geſammtheit alles Wiſſens und aller Wiſſenſchaften zu einem geordneten Syſtem zu erheben, den beſtimmten, allſeitigen Zuſammenhang derſelben unter einander und ihre Verbindung zu einer Einheit und Totalität nachzuweiſen, wodurch jene Verbindung mehrerer Wiſſenſchaften zum Zweck ihrer gegenſeitigen Vollendung, welche auf dem Boden und bei den Bearbeitern jeder einzelnen Wiſſenſchaft ganz dem individuellen Können und Belieben anheimgeſtellt bliebe, zu einer beſtimmten wiſſenſchaftlichen Forderung erhoben und Anleitung dazu gegeben wird. Erſt die Philoſophie, in ihrer Eigenſchaft als Wiſſenſchaftslehre im engeren Sinne, erkennt und bringt zum Bewußtſein, was in der Sache ſelbſt thatſächlich

der Fall ist, daß nämlich ebenso alle Wissenschaften nur eine Ausströmung und Ausbreitung der einen und selbigen allgemein menschlichen Intelligenz sind, wie alle Gegenstände des Wissens, alle Dinge und Ereignisse, alle Kräfte und Verhältnisse im letzten Grunde in einer thatsächlichen, wirkungsreichen Beziehung zu einander stehen (Leben der Seele I, 55). Dem bekannten, verhängnißvollen Dünkel einer erfahrungsfeindlichen Speculation, die glaubte, den ganzen Inhalt ihrer Weltanschauung aus der unergründlichen Tiefe des subjectiven Bewußtseins heraufbeschwören zu können, hat Lazarus nie gehuldigt; umgekehrt, er suchte, schon allein weil ihn seine Lieblingsdisciplin, die Völkerpsychologie, auf diesen Weg führte, stets der concreten, socialen Entwickelung der Menschheit in ihrem vollen Umfange gerecht zu werden. Schon aus diesem Grunde ist das Studium seiner Werke höchst genußreich und anregend; dazu kommt nun noch die klare, anschauliche Fassung, der Mangel an jenen dunklen, schwer verständlichen Kunstausdrücken, durch welche manche Philosophen ihre Schriften geradezu verunstalten, als ob nur darin Gelehrsamkeit, Wissen und Scharfsinn sich bekundete. Wir können deshalb nur allen wahrhaft Gebildeten, denen es um wirkliche Vertiefung ihrer Erkenntniß ernst zu thun ist, dringend rathen, sich der liebenswürdigen Führung dieses bewährten Meisters anzuvertrauen. Daß er es versteht, diese Orientirung in dem verhängnißvollen Irrgarten der Philosophie zu übernehmen, davon möge zum Schluß die Adresse der philosophischen Facultät[5] zu Bern Zeugniß ablegen, welche die Lehrthätigkeit von Lazarus daselbst während der Jahre 1859 bis 1866 so schildert: „Am heutigen Tage begehen Sie das schöne Fest des 70. Geburtstages. Die philosophische Facultät der Universität Bern benutzt gerne diesen willkommenen Anlaß, ihrem einstigen hervorragenden Mitgliede an diesem Ehrentage den Ausdruck lebhafter Sympathie zu übermitteln. Wir hatten die Genug-

thuung, Sie vom Winterſemeſter 1859 bis 1862 als Honorarprofeſſor, von 1862 bis 1866 als ordentlichen Profeſſor der Pſychologie zu den Unſrigen zählen zu dürfen. Ueberdies haben Sie von 1862 bis 1866 das Decanat der philoſophiſchen Facultät und im Jahre 1864 das Rectorat der Univerſität bekleidet und mit Würde vertreten. Einzelnen Mitgliedern unſerer Facultät und des Senates, welche den Vorzug genoſſen, neben Ihnen zu wirken, iſt es noch in lebhafter Erinnerung, wie Sie durch Ihre ebenſo feſſelnden, wie gehaltvollen Vorträge die jugendlichen Herzen für Ihre Wiſſenſchaft entflammt und durch collegialiſches Zuſammenleben, wie durch geiſtesbelebte Unterhaltung Ihre Collegen gefördert und zu Danke verpflichtet haben. Die jüngere Generation unſerer Facultät hat, obgleich ein perſönliches Zuſammenwirken fehlte, eine ſtändige Fühlung mit Ihnen behalten theils durch jene großartige Stiftung[6] zu Gunſten unſerer Facultät, die Ihren Namen trägt, theils und beſonders durch das geiſtige Band, das die Lectüre Ihrer, idealen Zielen zuſtrebenden und im Stil edelſter Popularität gehaltenen Werke ſeit mehr denn einem Menſchenalter um die Gebildeten deutſcher Zunge ſchließt. An einer beſonders glücklich inſpirirten Stelle Ihres Hauptwerkes heißt es: Der Werth der Stände und des Berufes, ſowie der Stellung und der Leiſtung eines Jeden in ihnen wird ausgedrückt durch die Ehre, welche er genießt. Das höchſte Glück wie das höchſte Verdienſt wird durch eine ehrenvolle Laufbahn bezeichnet. Dieſes Glück ward Ihnen im reichſten Maaße beſchieden. Sie haben als ein Meiſter des Vortrages, als Mitbegründer der Völkerpſychologie, als philoſophiſcher Schriftſteller verdiente Ehren eingeheimſt, wie ſie das Schickſal nur ſeinen Auserwählten und Auserleſenen gegönnt. Und wenn Sie nun auch den größeren Theil Ihrer akademiſchen Wirkſamkeit der Kriegsakademie und ſpäter der Univerſität Berlin zugewendet haben, ſo gereicht es doch unſerer Facultät

zu besonderer Genugthuung, daß Sie sich Ihre ersten Sporen im geistigen Kampf ums Dasein an unserer Hochschule erworben haben. Ihre frische, unverbrauchte Jugendkraft hat sich hier zuerst geäußert. Ihre Talente fanden von Seiten unserer einsichtigen Regierung zuerst die entsprechende Würdigung, und von hier aus haben Sie Ihren Ruf begründet. Und so geben wir uns der Hoffnung hin, daß die Universität Bern und insbesondere die Facultät, der Sie angehört haben, in Ihrer Erinnerung einen solchen Platz einnimmt, daß es Ihnen an Ihrem Ehrentage nicht unwillkommen sein wird, von der Geburtsstätte Ihrer akademischen Wirksamkeit aus ein Zeichen verehrungsvoller Anhänglichkeit zu erhalten. Möchte Ihnen an Ihrem Lebensabend die alte Schaffenskraft ungebrochen erhalten bleiben und die Rückerinnerung an alles Vollbrachte etwaige trübe Gedanken, die sich wohl auch bei idealistischen Philosophen zuweilen einstellen, verscheuchen." Diesem Wunsche können wir uns nur von Herzen anschließen, und zwar um so mehr, je eifriger die wissenschaftliche Thätigkeit von Lazarus in seinem wohlverdienten Ruhestand gewesen ist.

Anmerkungen.

[1] Wir gestatten uns die Bemerkung, daß gerade an diesem Punkte abermals die sociale Bedeutung der Sitte sich geltend macht; überall bezieht sich diese Bedeckung zuerst auf das verheirathete Weib, das innerhalb der Horde oder des Stammes bei aller sonstigen Gemeinschaft doch als das Sondergut eines bestimmten Mannes gekennzeichnet werden soll.

[2] Vergl. dazu die lichtvollen Ausführungen von W. Wundt, System der Philosophie, 2. Aufl., S. 611 ff., der vor Allem den objectiven und allgemeingültigen Werth des Gesammtlebens durch den Hinweis zu veranschaulichen sucht, daß jeder Zeit das unbefangene sittliche Gefühl die Pflichten gegen die Allgemeinheit unbedingt höher stellt, als die gegen die Einzelnen.

UNIVERSITY OF CALIFORNIA

[3] Bei dieſer Gelegenheit möge auf die beſonnene Würdigung hingewieſen werden, welche Wundt den großen Syſtemen des Idealismus zu Theil werden läßt gegenüber der landläufigen, abſprechenden, meiſt recht oberflächlichen Beurtheilung Seitens einſeitiger Naturforſcher; man muß, ſo verlangt er mit Recht, den bleibenden Inhalt von der vergänglichen Form trennen. Der Gedanke einer immanten Entwickelung iſt heute faſt ein Gemeingut wiſſenſchaftlicher Erkenntniß geworden, und er iſt zuerſt energiſch von Schelling und Hegel betont worden (Wundt, Ethik, Vorr. S. V).

[4] Bei der Gelegenheit mag auf eine warme Jubiläumsſchrift von B. Münz (Berlin, Dümmler, 1899) hingewieſen werden, in welcher das heikle Kapitel des Antiſemitismus genauer erörtert iſt. Lazarus ſelbſt hat offen zu der Sache in einer Sammlung geiſtvoller Aufſätze Stellung genommen, die er unter dem Titel: Treu und Frei 1887 veröffentlichte. Die patriotiſchen Pflichten ſeiner Stammesgenoſſen (es handelte ſich um die Heeresvorlage) behandelte eine Flugſchrift: An die deutſchen Juden, wo das ſpecifiſch jüdiſche Intereſſe dem höheren Princip der allgemeinen Wohlfahrt und der Staatsraiſon, wie es früher hieß, aufgeopfert wird.

[5] Bei Anlaß der Verleihung der juriſtiſchen Doctorwürde bei Gelegenheit der Feier des 70. Geburtstages am 15. September 1894.

[6] Lazarus hatte für den Winter 1864 auf 1865 Urlaub erhalten für Studien in Berlin und auf ſein Gehalt Verzicht geleiſtet, und zwar zu Gunſten einer zu errichtenden Stiftung für Arbeiten auf dem Gebiete der Pſychologie und Völkerpſychologie, welche bereits reiche Früchte getragen hat.

Schriften von Lazarus.

1. Die ſittliche Bedeutung Preußens. (Berlin 1850.)
2. Das Leben der Seele, 2 Bde. (Berlin 1855, 2. Aufl. 1876, 3. Aufl. 1883.)
3. Der Urſprung der Sitten. (Berlin 1867.)
4. Ideale Fragen. (Berlin 1878, 3. Aufl. 1885.)
5. Erziehung und Geſchichte. (Berlin 1881.)
6. Ueber die Reize des Spiels. (Berlin 1883.)
7. Treu und Frei, geſ. Reden und Aufſätze. (Berlin 1887.)
8. Der Prophet Jeremias. (Breslau 1894.)
9. Die Ethik des Judenthums (1. Theil Frankfurt a. M. 1898.)

Eine Reihe von Aufſätzen iſt natürlich in der Zeitſchrift für Völkerpſychologie und vergleichende Sprachwiſſenſchaft enthalten, beſonders in den erſten Bänden.)

Der Mittellandkanal

(Rhein-Elbekanal).

Vortrag,

gehalten in der ſtaatswiſſenſchaftlichen Geſellſchaft zu Jena.

Von

Dr. G. K. Anton,

Privatdocent der Staatswiſſenſchaften an der Univerſität Jena

Hamburg.

Verlagsanſtalt und Druckerei A.-G. (vormals J. F. Richter),

Königliche Hofbuchhandlung.

1900.

Das Recht der Ueberſetzung in fremde Sprachen wird vorbehalten.

Druck der Verlagsanſtalt und Druckerei A.-G. (vorm. J. F. Richter) in Hamburg.
Königliche Hofbuchdruckerei.

Digitized by Google

M. H.! Das vom preußiſchen Landtage im vergangenen Jahre abgelehnte Project eines den Rhein mit der Weſer und der Elbe verbindenden Kanals zerfällt in drei Theile. In Folge des Umſtandes, daß die beabſichtigte Kanallinie den ſüdlichen Theil des bereits vorhandenen Dortmund-Emskanals, von Herne bis Bevergern, in ſich aufnehmen wird, handelt es ſich 1. um den Bau der weſtlichen Fortſetzung des Dortmund-Emskanals, von Herne bis nach Laar am Rhein, oder wie man abgekürzt zu ſagen pflegt, um den Bau des Dortmund Rheinkanals; 2. um den Bau der öſtlichen Fortſetzung des Dortmund-Emskanals von Bevergern bis zur Elbe, abgekürzt: um den Bau des Mittelland-kanals, und endlich 3. um den Bau von Ergänzungen des Dortmund-Emskanals, die dazu dienen ſollen, dasjenige Stück dieſes Kanals, das der Rhein-Elbekanal in ſich aufnehmen ſoll, dem in Folge deſſen auf ihm zu erwartenden geſteigerten Ver-kehr anzupaſſen.

In Bezug auf dieſe Ergänzungen kann ich mich ebenſo kurz faſſen, wie in Bezug auf den Bau des Dortmund-Rheinkanals. Sie bezwecken im weſentlichen nur die Erweiterung der bei Hen-richenburg und Münſter vorhandenen Hebewerks- und Schleuſen-anlagen, damit hier in derſelben Zeit mehr Schiffe paſſiren können als bisher. Wie Sie wiſſen, haben wir bei Henrichenburg das neueſte und bedeutendſte Bauwerk nicht nur unſerer vaterländiſchen, ſondern auch der ausländiſchen Waſſerſtraßen für 2½ Millionen Mark ausgeführt, ein großartiges hydrauliſches Schiffshebewerk

errichtet, welches dazu dient, den Höhenunterſchied auszugleichen zwiſchen der Kanalhaltung Herne-Henrichenburg-Münſter und dem in ſie einmündenden kleinen Zweigkanal Henrichenburg-Dortmund, der Dortmund mit der genannten Haupthaltung des Dortmund-Emskanals verbindet. Dieſer Zweigkanal liegt 14 Meter höher als die Haupthaltung Herne-Münſter. Der ganze Unterſchied von 14 Metern wird nun durch das Schiffshebewerk mit einem Male ausgeglichen, was viel weniger Zeit und Waſſer erfordert als ſeine Ueberwindung durch Schleuſen, die eine Schleuſentreppe von drei Schleuſen benöthigt haben würde. Da aber unter der Vorausſetzung des vollendeten Rhein-Elbekanals der Verkehr des Kanalhafens Dortmund ſehr erheblich zunehmen wird, ſo will nun die preußiſche Regierung das bereits vorhandene Hebewerk doch noch durch eine Schleuſentreppe von drei Schleuſen verſtärken. Sie ſoll $2^2/_3$ Millionen Mark koſten und wird zugleich den Vortheil bieten, daß bei etwaigen Betriebsſtörungen des Hebewerks die Kanalverbindung mit Dortmund nicht unterbrochen wird, ſondern aufrecht erhalten bleibt. — Die andere Ergänzung betrifft den Bau einer zweiten Schleuſe bei Münſter, die als Schleppzugsſchleuſe geplant iſt, m. a. W. als Schleuſe von ſolcher Länge, daß ein Schleppdampfer und zwei Kanalkähne gleichzeitig in ihr Platz finden. Insgeſammt ſollen die Ergänzungsbauten rund 4 Millionen Mark koſten.

Viel theurer iſt begreiflicherweiſe der Bau der weſtlichen Fortſetzung des Dortmund-Emskanals. Dieſer nur 40 Kilometer lange Dortmund-Rheinkanal ſoll $45^1/_4$ Millionen koſten, pro Kilometer rund 1 147 000 Mark. Die hohen Baukoſten ſind vornehmlich dadurch verurſacht, daß der Kanal den theuren Boden des dichtbevölkerten rheiniſch-weſtfäliſchen Induſtriegebietes durchſchneidet und auf ſeiner kurzen Strecke doch nicht weniger als ſieben Schleuſen aufweiſt, vermittelſt deren der Rhein-Elbekanal vom Spiegel des Rheins bei Laar emporſteigt zu ſeiner

westlichen Scheitelhaltung bei Herne, im ganzen von 22 Meter zu 56 Meter.

Verhältnißmäßig geringere Kosten verursacht dagegen der Bau des Mittellandkanals. Für diesen 225 Kilometer langen Theil des Rhein-Elbekanals werden einschließlich der Weserkanalisirung von Hameln bis Minden nur 211½ Millionen gefordert, für den Mittellandkanal ohne diese Kanalisirung rund 191,6 Millionen, während er nach dem Maßstab des Dortmund-Rheinkanals 270 Millionen kosten müßte.

Diese verhältnißmäßig geringeren Kosten erklären sich aus der besonders günstigen geographischen und geologischen Beschaffenheit des von ihm zu durchlaufenden Gebietes. Seine Linienführung geht von Bevergern zum tief eingeschnittenen Thal der Haase, das in einer Breite von 770 m etwas nördlich von Osnabrück vom Kanal überschritten wird, während die Oldenburger Bahn auf hohem Damm über den Kanal hinweggeht. Der Kanal führt dann in südöstlicher Richtung auf Minden zu, umfaßt das Mindener Stadtgebiet im Nordwesten, überschreitet die Weser auf einem 12,3 m über ihrem Wasserspiegel liegenden Brückenkanal und erreicht auf einem etwa 4 km langen Damm das Fürstenthum Schaumburg-Lippe. Hier durchkreuzt er die Wasserscheide zwischen Weser und Leine, durchschneidet den Kreis Rinteln der Provinz Hessen-Nassau und tritt dann in die Provinz Hannover ein. Er unterschreitet zwei Bahnen, geht in einem Brückenkanal über die Leine und dann im Norden Hannovers herum bis zu seiner ersten Schleuse bei Buchholz, vermittelst deren der Rhein-Elbecanal seine östliche Scheitelhaltung von 56,60 m gewinnt. Unter der Bahn von Lehrte nach Uelzen durchgeführt, überschreitet er darauf die Burgdorfer Aue, weiter die Fuhse, während die Oker in zwei großen Dükern unter dem Brückenkanal durchgeführt wird. Zur Vermeidung des tief liegenden Geländes der Aller kreuzt

der Kanal die Bahn Lehrte-Oebisfelde mehrere Male, überschreitet dann die Aller hinter Vorsfelde auf dem braunschweigischen Drömling, einer Niederung, an deren Stelle in alter Zeit ein völlig versumpftes Moor sich befand, dessen Melioration erst durch die Staatsverträge zwischen Preußen, Hannover und Braunschweig aus dem Jahre 1859 ihren Abschluß erreichte. Nachdem der Kanal die Aller überschritten, tritt er in die Provinz Sachsen ein, durchbricht die Wasserscheide zwischen Weser und Elbe und klettert nun von seiner östlichen Scheitelhaltung, die zugleich die höchste Haltung des ganzen Rhein-Elbekanals bildet, in einer vierstufigen Schleusentreppe hinunter zum Spiegel der Elbe mit 37,40 Meter. Er erreicht die Elbe bei Heinrichsberg, dem gegenüber Niegripp liegt, von wo der neue Plauerkanal in die östlichen Stromgebiete führt.

Wie Sie sehen, durchläuft also der Mittellandkanal die nach Norden sanft abfallende, von Flüssen durchzogene norddeutsche Tiefebene am nördlichen Rande der sie begrenzenden Höhenzüge unter so günstigen Verhältnissen, wie sie für einen großen Binnenkanal kaum besser gedacht werden können und am besten durch die Thatsache illustrirt werden, daß auf der ganzen Strecke von Bevergern, bezw. da der Dortmund-Emskanal zwischen Münster und Bevergern auch keine Schleuse besitzt, auf der ganzen Strecke von Münster bis hinter Hannover keine einzige Schleuse erforderlich ist. Ein derartiges Kanallängenprofil mit einer längsten Haltung von 215 km zwischen Münster und Buchholz ist ein außerordentlich günstiges für einen Großschifffahrtsweg.

Die nur fünf Schleusen, die nach dem Gesagten der Mittellandkanal von Buchholz ab bis zur Elbe besitzt, beziehen sich auf seine Hauptlinie. Von diesen aus sind nun noch acht Zweigkanäle geplant, um die südlich von der Hauptlinie gelegenen Orte Osnabrück, Minden, Linden, Wülfel, Hildesheim, Lehrte,

Peine und Magdeburg an den Kanal anzuſchließen. Da alle dieſe Orte höher gelegen ſind, als das Niveau der Hauptlinie, ſo ſind in dieſen Seitenkanälen Schleuſen mehrfach vorgeſehen.

Die Hauptlinie des Mittellandkanals iſt ebenſo wie der ganze Reſt des Rhein-Elbekanals als zweiſchiffige Waſſerſtraße beabſichtigt. Der Querſchnitt des Mittellandkanals wie der des Dortmund-Rheinkanals entſpricht dem Querſchnitt des bereits vorhandenen Dortmund-Emskanals, deſſen Abmeſſungen zu Grunde gelegt wurden. Er hat 2,50 m Waſſertiefe, 18 m Sohlenbreite, 30 m Waſſerſpiegelbreite und 4 m lichte Höhe unter den Brücken. Ein ſolcher Querſchnitt macht den Kanal zu einer zweiſchiffigen Waſſerſtraße für Fahrzeuge, die je nach der Tiefe ihres Eintauchens das ſtattliche Gewicht von 600 bis 750 t tragen. Er iſt in der Tiefe $^1/_2$ m, in der Sohlenbreite 2 m größer als die auf dem zweiten Binnenſchifffahrtskongreß zu Wien auf Grund eingehender Verhandlungen feſtgeſetzte Kanalnormaldimenſion, die bereits den Dampfbetrieb der Kanalſchifffahrt geſtattet und hierdurch wie durch die Größe der anwendbaren Fahrzeuge die Concurrenz mit den Eiſenbahnen ermöglicht.

Bei der geſchilderten Anordnung des Kanals wurde zugleich in jeder Weiſe darauf Rückſicht genommen, die Landeskulturintereſſen durch Verbeſſerung der Waſſerverhältniſſe zu fördern. Insbeſondere gilt dies von der öſtlichen Scheitelhaltung, die auf der Waſſerſcheide zwiſchen Weſer und Elbe den erwähnten Drömling durchſchreitet. Mit Rückſicht auf die hier vorliegenden landwirthſchaftlichen Intereſſen iſt der Kanalſpiegel in der Scheitelhaltung öſtlich von Hannover auf der Höhe der Waſſerſcheide bei Oebisfelde, 56,60 m, feſtgeſtellt, was ſonſt nicht nöthig geweſen wäre.

In Verbindung mit dem Mittellandkanal ſteht die Kanaliſirung der Weſer von Hameln bis Minden, da ſie zur Aus-

gleichung für die Wasserentnahme aus der Weser behufs Speisung des Mittellandkanals erforderlich wird, wenn diese Wasserentnahme auch bei niedrigen Wasserständen der Weser erfolgen soll. Andernfalls, ohne die Kanalisirung, würde eine Senkung des Wasserspiegels der Weser eintreten können und möglicherweise hierdurch das Interesse sowohl der anliegenden Grundstücke als auch der Schifffahrt auf der Weser geschädigt werden. Ueber Minden hinaus bis nach Bremen soll die Kanalisirung der Weser auf Kosten Bremens fortgesetzt werden. —

Ich wende mich nun zu den Gründen, die das Project des Rhein-Elbekanals verursacht haben. Sie sind einerseits locale, andererseits allgemein vaterländische.

Die localen liegen in der Entwicklung der Verkehrsverhältnisse des rheinisch-westfälischen Industriegebietes. Diese ist eine so gigantische, daß es dringend nöthig erscheint, die zur Bewältigung des Riesenverkehrs dienenden Wege weiter auszugestalten.

Das rheinisch-westfälische Industriegebiet, das sich als ein schmaler Landstrich vom Rhein oberhalb Oberhausens bis nach Unna erstreckt, umfaßt an Flächenraum nur den 150. Theil des Deutschen Reiches, an Bevölkerung aber den 22. Theil der Gesammtbevölkerung. Keine andere Gegend unseres Vaterlandes weist eine ebenso große Bevölkerungsdichtigkeit auf. Ein engmaschiges Netz von Eisenbahnen überspannt das Land, verwundert fragt man sich, wenn man z. B. von Hagen nach Oberhausen fährt, wie auf dem engen Raum so viele Schienen laufen können. Volkreiche Städte und Ortschaften liegen so dicht aneinander, daß Einen das Gefühl überkommt, als sei hier ein riesiges London in der Entstehung begriffen. Gewiß wird es nicht mehr allzu lange dauern, bis die schon jetzt vielfach ineinander übergehenden Orte zu einem ungeheuren Bevölkerungscentrum zusammenwachsen. Wo das Auge keine Häuser sieht, da er-

blickt es Fördergerüſte und Berghalden, Kohlengrube reiht ſich an Kohlengrube und auf der Unterlage des koſtbaren Brennſtoffes, von dem hier 1897 48 Millionen Tonnen gefördert wurden gegen 1 Million im Jahre 1840 und 12 Millionen 1870, hat ſich die gewerbliche Thätigkeit zu höchſter Blüthe entfaltet. Hochöfen, Eiſen- und Walzwerke, Zink- und Kupferhütten, Schiffswerften und viele andere Fabriken, zum Theil, wie das Rieſenwerk Krupps, in größtem und in der Welt einzig daſtehendem Umfange, vereinigen ſich zu einem Bilde hochentwickelter Induſtrie, wie es auf dem feſtländiſchen Europa ſich nicht zum zweiten Male findet und kaum in den gewerbereichſten Diſtricten Englands angetroffen wird. Kein Wunder, daß dieſe Gegend den Eiſenbahnen faſt den vierten Theil ihres Geſammtverkehrs zuführt. Nach der Zahl der verſendeten und empfangenen Tonnen entfielen 1897 auf das Kilometer Eiſenbahn im Ruhrgebiet 73000 t, im übrigen Deutſchen Reich 6800, alſo nur $^1/_{11}$ davon, oder auf das Quadratkilometer Flächeninhalt im Ruhrgebiet 25000 t, im übrigen Deutſchland nur der fünfzigſte Theil hiervon: 500 t.

Dieſe grandioſe locale Entwicklung von Bevölkerung, Kohlenbergbau, Induſtrie und Verkehr ſtellt ſo hohe und wachſende Anforderungen an die Eiſenbahnen, daß ſie ſelbſt in Verbindung mit der natürlichen Waſſerſtraße des Rheins, die ſehr erheblich bei der Bewältigung des Rieſenverkehrs betheiligt iſt, in abſehbarer Zeit außer Stande ſein müſſen, ihnen in vollem Umfange gerecht zu werden. Um ſie zu entlaſten, ſcheint nun der preußiſchen Regierung die Herſtellung einer leiſtungsfähigen Waſſerſtraße um ſo zweckmäßiger, als eine ſolche wie die geplante nach ihrer Meinung in derſelben Zeit ein größeres Güterquantum zu befördern erlaubt als eine Eiſenbahn, und weil die Selbſtkoſten des Transportes auf ihr ſich niedriger ſtellen.

Ich werde gleich Gelegenheit haben, auf dieſen von anderer Seite beſtrittenen Vorzug der Waſſerſtraßen vor den Eiſenbahnen ausführlich einzugehen, und will an dieſer Stelle nur noch die allgemein vaterländiſchen Gründe des Kanalprojectes zuſammenfaſſen. Die Regierung erblickt ſie im weſentlichen darin, daß der Rhein-Elbekanal das fehlende Bindeglied zwiſchen unſerem öſtlichen Waſſerſtraßennetz und unſeren weſtlichen Waſſerſtraßen darſtellt, eine ſchiffbare Verbindung des deutſchen Nordoſtens mit dem Südweſten ermöglicht und eine Stärkung unſerer Stellung im weltwirthſchaftlichen Wettbewerbe bedeutet. Indem der Kanal alle deutſchen Ströme von der Weichſel bis zum Rhein mit einander verbindet, ermögliche er einen ſo billigen Transport von Waſſergütern durch den ganzen Staat, wie ihn die Eiſenbahnen ohne Gefährdung ihrer Rentabilität nicht gewähren könnten. Das aber iſt von der größten wirthſchaftlichen Bedeutung für unſer Vaterland, weil ſeine natürlichen geographiſchen Verhältniſſe es mit ſich bringen, daß die Erzeugungs-, Verarbeitungs- und Verbrauchsſtätten weit von einander getrennt ſind. In Anſehung der Induſtrie liegen z. B. in England und Belgien Eiſen und Kohlen nahe beiſammen, im Deutſchen Reich ſind die größten Induſtriebezirke auf den Bezug wenigſtens eines der Rohſtoffe, entweder der Erze oder der Kohlen und des Coaks aus größerer Entfernung angewieſen, weil die nahe gelegenen Bergwerke entweder zu wenig oder minderwerthige Erzeugniſſe liefern. Die Ueberwindung der wirthſchaftlichen Entfernung zwiſchen Gewinnungs- und Verbrauchsort bedingt hohe Transportkoſten, die die Productionskoſten unſerer Induſtrie entſprechend vertheuern und damit ihre Concurrenz mit der in dieſer Beziehung günſtiger geſtellten Induſtrie des Auslandes erſchweren. Aehnliches gilt in Anſehung unſerer Landwirthſchaft inſofern, als der Ackerbau treibende Oſten der preußiſchen Monarchie ſeinen Ueberſchuß land-

wirthſchaftlicher Erzeugniſſe in das Ausland, nach Schweden und England verkaufen muß, während die gewerblich hoch entwickelten und ſtark bevölkerten Induſtriegebiete des Weſtens mit Getreide aus fremden Ländern verſorgt werden. Das oſtdeutſche Getreide kann beſonders der hohen Transportkoſten halber im Weſten die Concurrenz des ausländiſchen Getreides nicht ertragen. Indem nun nach der Anſicht der Regierung der Rhein-Elbekanal die Transportkoſten erheblich ermäßigt, mildert er einerſeits dieſen Uebelſtand für die oſtdeutſche Landwirthſchaft und verſtärkt andererſeits die Stellung unſerer induſtriellen Unternehmer im Wettbewerbe mit ausländiſchen Concurrenten. Das wird namentlich von Bedeutung ſein in Zeiten eines allgemeinen Rückganges, einer wirthſchaftlichen Kriſis, indem dann der Kanal unſere Induſtrie befähigen wird, trotz des eingetretenen Rückganges der Preiſe ſich gegen die ausländiſche Concurrenz beſſer zu behaupten als dies ohne den Kanal möglich wäre. Denn dann wird eben der billige Waſſerweg im Innern unſer Vaterland in den Stand ſetzen, wohlfeiler zu erzeugen als andere Länder, deren Verkehrswege in den Zeiten des Aufſchwunges nicht in gleich vollkommener Weiſe ausgeſtaltet wurden. —

Was ich Ihnen bisher erzählt habe, das finden Sie näher ausgeführt in den amtlichen Druckſachen des preußiſchen Abgeordnetenhauſes. Auf dieſe Druckſachen und ihre inſtructiven Beilagen, namentlich auf diejenige, in welcher der Regierungs- und Baurath Sympher die wirthſchaftliche Bedeutung des Kanals frei von allem Kanalchauvinismus in eingehendſter ſachlicher Weiſe erörtert hat, möchte ich Ihre beſondere Aufmerkſamkeit richten. Sie empfangen dort die beſte Belehrung über alle Einzelheiten des Kanalprojects. Ich muß mich bei der Fülle des Materiales und der Kürze der mir zu Gebote ſtehenden Zeit darauf beſchränken, einige der mir am wichtigſten erſcheinenden Punkte herauszugreifen.

Ich habe Ihnen das Kanalproject und die hauptſächlichſten Gründe vorgeführt, welche die preußiſche Regierung zu ſeiner Einbringung veranlaßten. Wie Sie wiſſen, haben dieſe Gründe die Majorität des Abgeordnetenhauſes nicht zu überzeugen vermocht. Der preußiſche Landtag hat vielmehr die Vorlage abgelehnt, wodurch er ſich mit ſich ſelbſt oder richtiger mit ſeinem Vorgänger in Widerſpruch ſetzte. Denn der Landtag hatte im Jahre 1886 die Regierungsvorlage, die den Bau des im vergangenen Sommer eröffneten Dortmund-Emskanals bezweckte, nicht nur angenommen, ſondern auch ihren Wortlaut in § 1 ausdrücklich dahin erweitert, daß der Dortmund-Emskanal gebaut werden ſollte, nicht als ſelbſtändiges Ganze, ſondern als Theil eines großen Kanalſyſtems, welches beſtimmt ſei, ſo heißt es wörtlich im Geſetz, den Rhein mit der Ems und in einer den Intereſſen der mittleren und unteren Weſer und Elbe entſprechenden Weiſe mit dieſen Strömen zu verbinden.

Das ablehnende Votum des jetzigen Landtages und die ihm vorausgegangenen und nachfolgenden Begleitumſtände rufen die Erinnerung wach an einen Vorgang aus den Tagen Friedrichs des Großen. Als dieſer nach dem ſiebenjährigen Kriege die Ruhr, die ſeine Grafſchaft Mark und ſein Herzogthum Cleve durchfloß, ſchiffbar machen wollte, da bedurfte es nicht nur einer „douce pression“, eines ſanften Druckes auf die mitbetheiligten Reichsſtände und der Beihilfe von Geldzahlungen an ſie, ſondern Friedrich mußte ſogar den beſonders widerſpenſtigen Abt des zwiſchen Mark und Cleve gelegenen Stiftes Werden erſt mit militäriſcher Execution bedrohen, um ſeinen königlichen Willen durchzuſetzen. In unſeren Tagen, wiewohl wir im Zeitalter des Verkehrs leben, hat bei einem ähnlichen Unternehmen, das ebenfalls dem Ruhrgebiet und außer ihm dem ganzen preußiſchen Staate zu gute kommen ſoll, die douce pression einer königlichen Rede nicht ausgereicht, um wider-

ſtrebende Kreiſe des Landtages willfährig und laue Mitglieder des Staatsminiſteriums zu thatkräftigen Förderern des Kanals zu machen. Noch wirkungsloſer mußte die Execution einiger Landräthe und nach langem Zögern auch die des Seehandlungspräſidenten bleiben, da ſie im Gegenſatz zur Methode des alten Fritz nicht vor, ſondern nach der Entſcheidung erfolgte und vor der vermuthlich eigentlichen Seele des Widerſtandes Halt machte. Ich will es dahingeſtellt ſein laſſen, ob die Regierung durch Beihilfen, mit anderen Worten durch die Beihilfe der Gemeinde-Wahlreform in der Rheinprovinz für das Centrum und durch die Beihilfe agrariſcher Sondervortheile für die Conſervativen eine kanalfreundliche Majorität ſich hätte ſichern können. —

Wir wollen nun unbefangen prüfen, wer in der Kanalfrage Recht hat, ob die Ihnen vorgetragene Auffaſſung der Regierung richtig iſt, oder ob wir den Gegnern des Kanals beipflichten müſſen.

Die Gegner des Kanals kann man in drei Gruppen zuſammenfaſſen: ſolche, die in ihm ein antiquirtes Verkehrsmittel erblicken und der Meinung ſind, es ſei beſſer und zweckmäßiger, ſtatt des Kanals eine Erweiterung unſeres Eiſenbahnnetzes in Betracht zu ziehen; zweitens ſolche, die von ihm eine Gefährdung unſerer Landwirthſchaft erwarten, und drittens endlich die Vertreter localer Intereſſen, die die Concurrenz der rheiniſch-weſtfäliſchen Induſtrie für ihre Erzeugniſſe fürchten. In letzterer Beziehung kommt namentlich die oberſchleſiſche Kohlen- und Eiſeninduſtrie in Betracht, die ihren Abſatz nach Mitteldeutſchland durch die Concurrenz weſtfäliſcher Kohlen und Eiſen gefährdet ſieht.

Mit Rückſicht auf die Größe des Materiales und die Fülle der Geſichtspunkte muß ich meine Erörterung auf die Argumente der beiden erſten Gruppen beſchränken, indem ich zugleich an-

nehme, daß dieſe Gruppen Ihr Intereſſe am meiſten feſſeln werden. Von der Beſprechung der dritten Gruppe hingegen glaube ich um ſo eher Abſtand nehmen zu können, als die preußiſche Regierung noch vor der Ablehnung der Kanalvorlage ſich ausdrücklich bereit erklärt hat, der drohenden Verſchiebung der Concurrenzbedingungen zu Ungunſten Oberſchleſiens vorzubeugen.

Ich beginne alſo mit denjenigen Gegnern, die ſich als Vertreter des Fortſchrittes geriren, indem ſie den Kanal für ein antiquirtes Verkehrsmittel anſehen. Es werden von ihnen im weſentlichen zwei Argumente ins Feld geführt. Einmal ſind ſie der Meinung, die Leiſtungen, die man vom Kanal erwarte, könne eine an ſeiner Statt zu erbauende Eiſenbahn beſſer und billiger beſorgen, und zweitens halten ſie es für finanziell höchſt unvernünftig vom preußiſchen Staate als Beſitzer und Betriebsleiter der Eiſenbahnen, daß er durch den Bau des Kanals ſeinen Eiſenbahnen ſelbſt eine Concurrenz ſchaffe, die die ſchönen Eiſenbahnüberſchüſſe ſchmälern müſſe, indem ſie den Eiſenbahnen Verkehr entziehe und auf den Kanal leite.

Ich will zur beſſeren Beleuchtung dieſer Anſichten etwas weiter ausholen. Die Frage, ob eine Eiſenbahn an Stelle des Rhein-Elbekanals vorzuziehen ſei, iſt eine Unterfrage der allgemeineren, ob Waſſerſtraßen im Zeitalter der Eiſenbahnen ein Anachronismus ſind oder nicht. In Anſehung der preußiſchen Waſſerſtraßen und in Berückſichtigung des beſonderen Umſtandes, daß in Preußen der Staat Beſitzer und Betriebsleiter der Eiſenbahnen iſt, hat namentlich der Kaſſeler Eiſenbahnpräſident Ulrich in ſeinen blendenden aber einſeitigen Schriften ſich wiederholt dahin ausgeſprochen, daß der preußiſche Staat die Millionen, die er für die Verbeſſerung und Erweiterung ſeines Waſſerſtraßennetzes aufgewendet hat und aufwenden will, rationeller ſeinen Eiſenbahnen hätte zukommen laſſen ſollen. Dieſe ſeien

das vollkommenere und vorzuziehende Verkehrsmittel, mit dem die Waſſerſtraßen unter gleichen Bedingungen nicht concurriren könnten.

Hiſtoriſch betrachtet iſt dieſe Anſicht von der Ueberlegenheit der Eiſenbahnen von den erſten größeren Erfolgen der Eiſenbahnen ab bis etwa in die Mitte der ſiebziger Jahre die herrſchende geweſen. Dann aber iſt ſie immer mehr der Auffaſſung gewichen, daß die Waſſerſtraßen keineswegs ihre Rolle ausgeſpielt haben, ſondern daß im Gegentheil neben den Eiſenbahnen noch mehr Waſſerſtraßen zu beſchaffen ſeien und die vorhandenen in vollkommenerer Weiſe dem Verkehr dienſtbar gemacht werden müßten. Dieſer Umſchwung in den Anſichten erklärt ſich einerſeits aus der Unzufriedenheit mit den Frachtſätzen der Eiſenbahnen und der Befürchtung, daß man ohne Waſſerſtraßen, die den Eiſenbahnen Concurrenz machen könnten, übermäßigen Tarifforderungen der Eiſenbahnen ſchutzlos preisgegeben ſei, andererſeits erklärt er ſich aus den thatſächlichen Erfolgen der Binnenſchifffahrt, die immer mehr in Widerſpruch geriethen mit der vorgefaßten Meinung, nach welcher die Waſſerſtraßen die Concurrenz der Eiſenbahnen nicht würden aushalten können.

Dieſe thatſächlichen Erfolge faſſen die ſehr eingehenden Unterſuchungen Symphers dahin zuſammen, daß während der zwanzig Jahre 1875/95 die Anzahl der von der deutſchen Binnenſchifffahrt geleiſteten Tonnenkilometer ſich um 159% gehoben hat, von 2900 Millionen auf 7500, während die Anzahl der von den Eiſenbahnen geleiſteten im gleichen Zeitraum nur um 143%, von 10 900 auf 26 500 tkm ſtieg, wiewohl ſich das Eiſenbahnnetz in dem genannten Zeitraum erheblich ausdehnte, der Umfang der Waſſerſtraßen aber faſt unverändert blieb. Der Ausdruck Tonnenkilometer (tkm) iſt der üblichſte Maßſtab für Verkehrsleiſtungen, er beſagt, daß eine Tonne Laſt einen

Kilometer weit gefahren wurde. Der in den genannten Zahlen zu Tage tretende Aufſchwung unſerer Binnenſchifffahrt, auf welche heute 22% des Geſammtverkehrs entfallen, erklärt ſich techniſch durch die gerade innerhalb der Jahre 1875—95 vorgenommenen Verbeſſerungen des Fahrwaſſers unſerer großen Ströme und die Herſtellung leiſtungsfähiger Kanäle. Hierdurch wurden die Vorbedingungen geſchaffen für die von Niemand vorausgeſehenen Fortſchritte unſerer Binnenſchifffahrt ſowohl in Hinſicht auf die Schnelligkeit, Sicherheit und Billigkeit ihres Betriebes als auch in Hinſicht auf die Größe und Beſchaffenheit ihrer Fahrzeuge.

Die Gegner der Binnenwaſſerſtraßen leugnen nun dieſe Erfolge nicht, aber ſie ſind der Meinung, dieſelben ſeien hervorgerufen durch eine falſche Behandlung der Binnenwaſſerſtraßen ſeitens des Staates. Was ſpeziell den preußiſchen Staat anlange, ſo habe dieſer die techniſchen Verbeſſerungen ſeiner vorhandenen Waſſerſtraßen und neue künſtliche ſo gut wie unentgeltlich der Binnenſchifffahrt zur Verfügung geſtellt; nicht einmal die volle Deckung der Unterhaltungskoſten, geſchweige denn gar die Verzinſung und Amortiſation des Anlagekapitals verlange er von ihnen, während er von ſeinen Eiſenbahnen die volle Deckung der Betriebskoſten und darüber hinaus eine mehr als ſechsprozentige Verzinſung ſeines Anlagekapitals erziele. Wenn dieſer Vorwurf auch nicht für jede einzelne preußiſche Waſſerſtraße zutrifft, im allgemeinen charakteriſirt er treffend die preußiſche Politik, die mit ihren Anforderungen an die Binnenſchifffahrt noch unter das geringe Maß hinunter ging, das unſere Reichsverfaſſung als zuläſſig aufſtellt. In ganz begreiflicher Reaction des geſunden Menſchenverſtandes gegen die große Menge von Laſten, die in früherer Zeit ohne nennenswerthe Gegenleiſtung von der Schifffahrt erhoben wurden, hat nämlich unſere Reichsverfaſſung beſtimmt, daß die Schifffahrt auf den

Strömen abgabenfrei sein soll, daß höchstens für die Benutzung besonderer Verkehrsanstalten, wie z. B. von Häfen, aber nicht für die Verbesserung des Fahrwassers, Abgaben von der Flußschifffahrt erhoben werden dürfen, die in diesem einzigen erlaubten Falle die zur Unterhaltung und gewöhnlichen Herstellung der Anstalten erforderlichen Kosten nicht übersteigen dürfen. Bei den Kanälen, die ja erst durch Menschenhand geschaffene Verkehrswege sind, läßt die Verfassung die Erhebung von Abgaben zu, aber soweit es sich um Kanäle in Staatseigenthum handelt, ebenfalls mit der Beschränkung, daß die Abgaben die zur Unterhaltung und gewöhnlichen Herstellung der Kanalanlagen erforderlichen Kosten nicht übersteigen dürfen. Der preußische Staat hat sich nun in der Regel noch unter diesem erlaubten geringen Betrage gehalten.

Ich glaube wohl, daß durch dieses Verhalten des preußischen Staates zur Binnenschifffahrt ihre großen Fortschritte in den letzten fünfundzwanzig Jahren sich mit erklären, aber jedenfalls nicht ausschließlich erklären in dem Sinne, als ob sie künstlich hervorgerufen seien durch eine falsche Politik. Auch wenn der Staat die volle Deckung seiner Unterhaltungskosten und die Verzinsung und Amortisation seines Anlagekapitals verlangt hätte, wozu es einer Aenderung jener Verfassungsbestimmung und, da unsere großen Ströme international geregelt sind, auch der internationalen Vereinbarungen bedurft haben würde, auch dann würden die Fortschritte unserer Binnenschifffahrt ziffermäßig in die Augen gefallen sein. Warum? Weil die Wasserstraßen im Punkte der Billigkeit des Transports den Eisenbahnen überlegen sind. Die Selbstkosten des Transports auf dem Wasser sind in der Regel geringer.

Freilich, ein exacter Beweis für das Gesagte läßt sich heute noch nicht führen. Es ist zur Stunde noch ein ungelöstes Problem, die Selbstkosten des Eisenbahntransportes für das

einzelne beförderte Gut exact zu berechnen. Auch bei der Berathung der Kanalvorlage in der Commiſſion des Abgeordnetenhauſes ſcheiterte der Verſuch, eine exacte Löſung der Frage der Concurrenzfähigkeit des projectirten Kanals gegenüber den Eiſenbahnen durch Vergleich der beiderſeitigen Selbſtkoſten herbeizuführen, daran, daß Klarheit über die Höhe der Selbſtkoſten der Eiſenbahntransporte nicht erzielt werden konnte. Das Problem der Selbſtkoſtenberechnung iſt ein hochintereſſantes, aber ſo complicirtes und heikles, daß ſeine einwandfreie Löſung ſelbſt den ſachverſtändigen Eiſenbahnfachleuten noch nicht geglückt iſt. Ich muß mich beſcheiden, einige allgemeinere Geſichtspunkte anzuführen, aus denen wir vielleicht ein Urtheil ableiten können.

Jeder Transport erfordert eine Straße, ein Fahrzeug und eine bewegende Kraft. Die Waſſerſtraße hat namentlich zwei Vorzüge vor der Eiſenſtraße: ſie ermöglicht die Anwendbarkeit viel größerer Fahrzeuge und ſetzt deren Fortbewegung viel geringeren Widerſtand entgegen. Auf unſerm Rhein z. B. verkehren heute zwiſchen Mannheim und Rotterdam Petroleumkähne, die bis 1500 Tonnen faſſen, manche haben eine noch größere Ladefähigkeit. Unſere Eiſenbahngüterwagen haben in der Regel eine Ladefähigkeit von 10 Tonnen. 150 Güterwagen würden alſo nöthig ſein, um ein ſolches Rheinſchiff zu füllen. Die Dimenſionen des projectirten Rhein-Elbekanals ſind auf Schiffe von 600 Tonnen eingerichtet. Hier entſpräche alſo der Inhalt eines Schiffes dem von ſechzig Güterwagen, einem recht anſehnlichen Güterzuge. Dieſe Verwendbarkeit viel größerer Fahrzeuge, die die Waſſerſtraße für den Transport großer Maſſen von Gütern in gleichzeitiger Ladung beſonders geeignet erſcheinen läßt, iſt bereits ein weſentliches Moment für die größere Billigkeit des Waſſertransportes; verſtärkend tritt nun noch hinzu der geringere Widerſtand, den das Waſſer der Fortbewegung ent-

gegenſetzt in Folge ſeiner Nachgiebigkeit und ſeiner Eigenſchaft, Laſten inſoweit ſchwimmend zu tragen, als ſie dem Gewicht des Waſſervolumens entſprechen, das durch das ſie befördernde Fahrzeug verdrängt wird. Dieſer geringe Reibungswiderſtand, den das Schiff um ſo leichter überwindet, je mehr die Schiffsbaukunſt die Form des Schiffes ſeiner Ueberwindung anpaßt bringt es mit ſich, daß im Waſſer zur Erzielung desſelben Effectes eine geringere Zugkraft erforderlich iſt, als auf dem Lande. Während die Kraft eines Pferdes auf horizontaler Chauſſee eine Laſt von 32 Centnern mit einem Meter Geſchwindigkeit in der Secunde fortbewegt und auf der Eiſenbahn eine Laſt von 300 Centnern, leiſtet ſie auf horizontaler Waſſerfläche, je nach der Form des Fahrzeuges und dem Querſchnitt der Waſſerſtraße, von welchen beiden Momenten der größere oder geringere Reibungswiderſtand abhängig iſt, 1200—2000 Centner. Immerhin würde der Transport auf der Schiene wirthſchaftlicher ſein, als auf horizontaler Waſſerſtraße, wie ſie ein Kanal darſtellt, wenn die Kanalſchifffahrt als Zugkraft nur Pferde benutzen könnte. Die modernen Kanäle aber und namentlich ſolche wie der geplante Rhein-Elbekanal ſind auf die Benutzung der Dampfkraft eingerichtet. Was dieſe leiſten kann in der Binnenſchifffahrt, das erſehen Sie am raſcheſten daraus, daß ſogar bei der Bergfahrt auf dem Rhein ein einziger Schleppdampfer der Mannheimer Dampfſchleppſchifffahrtsgeſellſchaft in 65 Fahrſtunden vier Kähne von Ruhrort nach Mannheim ſchleppt, die belaſtet ſind mit 84000 Centnern, mit anderen Worten die ſtattliche Laſt von 420 vollbeladenen Eiſenbahn-Doppelwaggons tragen. Die moderne Technik wird übrigens hierbei nicht ſtehen bleiben. Schleppdampferbetrieb auf Flüſſen und Kanälen kann nur von kapitalkräftigen Schifffahrtsgeſellſchaften ausgeführt werden. Dem kleinen Schiffer, der mit eigener Pferde- oder Menſchenkraft ſein Schiff auf dem Kanal ziehen ließ, ſtellt die moderne Technik

den Petroleum- und Benzinmotor zur Verfügung, zu deſſen Bedienung es keines beſonderen Arbeiters bedarf, wie bei der Maſchine eines Dampfers. Auch elektriſcher Schifffahrtsbetrieb wird geplant und möglicher Weiſe in ſpäterer Zeit ſich als der billigſte herausſtellen, wenn es gelingt, die bei den Schleuſen aufgeſpeicherten und verloren gehenden Waſſerkräfte in elektriſche umzuſetzen. Wie dem nun auch ſei, jedenfalls ſind auf modernen Kanälen dieſelben Zugkräfte anwendbar wie auf der Schiene, und es leiſtet auf dem Waſſer dieſelbe bewegende Kraft einen viel größeren Effect. Auch dies ſpricht für die größere Billigkeit des Waſſertransportes.

Wenn wir uns nun drittens zum Fahrzeuge ſelbſt wenden, ſo finden wir hier zwei weitere Momente zu Gunſten der Billigkeit des Waſſertransportes: die todte Laſt iſt viel geringer, das Schiff trägt eine Nutzlaſt vom drei- bis vierfachen ſeines eigenen Gewichtes, der Eiſenbahngüterwagen hingegen nur eine ſolche vom höchſtens anderthalbfachen. Und ferner: das Schiff koſtet in der Anſchaffung nur etwa den fünften Theil des Preiſes eines Güterwagenparks von gleicher Tragfähigkeit und iſt auch in der Unterhaltung und im Betriebe billiger.

In den angedeuteten Punkten iſt die Binnenſchifffahrt der Eiſenbahn überlegen. Sie ſprechen ſämmtlich für die größere Billigkeit des Waſſertransportes. Wir dürfen aber hierbei nicht ſtehen bleiben, ſondern müſſen vor allem noch dem wirthſchaftlichen Geſichtspunkte Rechnung tragen, daß in den Selbſtkoſten des Transportes auch ein Theil ſich befindet, der auf die Verzinſung und Amortiſation des in der Straße ſteckenden Anlagecapitales zurückzuführen iſt. Trotz der bisher hervorgehobenen Momente, die für die größere Billigkeit ſprechen, könnte der Waſſertransport gleichwohl ſich theurer ſtellen, als der Transport auf der Eiſenbahn, wenn in der Waſſerſtraße ein ſehr hohes, der in Eiſenſtraße aber ein ſehr niedriges Anlagecapital

zu verzinſen und amortiſiren wäre. Wie ſteht es in dieſer Beziehung?

Was ſich hier allgemein ſagen läßt, iſt ſehr wenig. Man muß die verſchiedenen Waſſerſtraßen unterſcheiden. Soweit es ſich um ſolche natürliche Waſſerſtraßen handelt, die die Natur in denkbar beſter Ausſtattung für die Schifffahrt uns geſchenkt hat, ſo daß keinerlei Aufwendungen für ihre Schiffbarkeit erforderlich ſind, kann von einem Anlagecapital keine Rede ſein; höchſtens erfordern ſolche idealen Flüſſe, wie ſie bei uns freilich nicht vorkommen, geringe Unterhaltungskoſten. Der Selbſtkoſtentheil der Transporte, der auf die Verzinſung und Amortiſation des in der Straße ſteckenden Anlagecapitals zurückzuführen iſt, kann hier gar nicht zur Entſtehung kommen.

Anders verhält es ſich bei den übrigen natürlichen Waſſerſtraßen und insbeſondere bei den künſtlichen, den Kanälen, die oft ein ſehr erhebliches Anlagecapital repräſentiren, je nach der Beſchaffenheit des Terrains, das der Kanal durchſchneidet und den Dimenſionen des Kanals. Der Bau eines Kanals kann viel größere Summen verſchlingen als der Bau einer Eiſenbahn, und es iſt ſehr wohl möglich, daß durch das Erforderniß ihrer Verzinſung und Amortiſation jene anderen Momente, die für die größere Billigkeit des Waſſertransportes ſprechen, in ihrer Wirkſamkeit aufgehoben werden. Andererſeits kann aber die vertheuernde Wirkung eines ſolchen Zins- und Amortiſationserforderniſſes für den Transport des einzelnen beförderten Gutes dadurch auch wieder beſeitigt werden, daß die geſammte Güterbewegung auf dem theureren Kanal eine ſehr viel größere wird als auf der billigeren Eiſenbahn, ſo daß in das größere Zinserforderniß beim Kanal ſich verhältnißmäßig weit mehr Güter zu theilen hätten als in das kleinere bei der Eiſenbahn.

Die angedeuteten allgemeinen Geſichtspunkte faſſe ich dahin zuſammen: Waſſerſtraßen von hinreichend großem Querſchnitte

haben eine größere Leistungsfähigkeit als Eisenbahnen, sofern es sich um den Transport von großen Massen von Gütern in gleichzeitiger Ladung handelt, und die Selbstkosten des Transportes stellen sich in der Regel niedriger auf ihnen. Sie können sich aber für das einzelne beförderte Gut auch höher stellen, wenn die Größe des in der Wasserstraße steckenden Anlagecapitals und der geringe Umfang des auf ihr sich bewegenden Verkehrs die technischen Vorzüge, die die größere Billigkeit des Wassertransportes bedingen, in ihrer wirthschaftlichen Wirkung aufheben.

Wenn wir nun die gewonnenen allgemeinen Gesichtspunkte auf den concreten Fall des Rhein-Elbekanals anwenden, so erhebt sich zunächst die Frage: wie hoch werden sich auf dem Rhein-Elbekanal die Betriebskosten der Schifffahrt belaufen, und wie verhalten sich die auf die Verzinsung und Amortisation des Anlagecapitals zurückzuführenden Kosten zum Umfange des zu erwartenden Verkehrs?

Unter den Betriebskosten der Schifffahrt begreife ich die Ausgaben des Schiffers für die Verzinsung und Amortisation des in seinem Fahrzeuge steckenden Anlagecapitals und die Ausgaben für seine Bemannung und seine Fortbewegung. Die Kosten dagegen, die durch die Verzinsung und Amortisation des in der Wasserstraße steckenden Anlagecapitales hervorgerufen werden, kommen zur Erscheinung in den Kanalgebühren. Der Kanal wird vom Staate der Schifffahrt zur Verfügung gestellt gegen Entrichtung einer Kanalgebühr, die eben dazu dienen soll, neben den für die Straße erwachsenden Unterhaltungskosten das in ihr steckende Anlagecapital zu verzinsen und zu amortisiren.

Die Betriebskosten der Schifffahrt berechnet die äußerst sorgfältige Denkschrift Symphers, unter der Voraussetzung des Dampfschleppbetriebes der Kanalschifffahrt mit Schleppzügen von einem Dampfer und zwei Lastschiffen von je 600 t Tragfähigkeit, auf einen halben Pfennig für das Tonnenkilometer, nimmt aber,

um nicht zu günstig für den Kanalverkehr zu rechnen, dieses Resultat nur für die nach dem Mittellandkanal auf weite Entfernungen bestimmten Kohlensendungen an, im übrigen einen Einheitssatz von 0,7 Pfennig für das tkm. Die Prüfung dieser Resultate durch den Vergleich mit wirklich bezahlten Frachten auf deutschen Strömen und vorhandenen Kanälen hat ergeben, daß sie fast durchgängig noch höher waren als die wirklich bezahlten, mithin keineswegs einseitig günstig sind für den Kanal.

Hinsichtlich der Kanalgebühr stellt die Denkschrift verschiedene Sätze auf, je nach der in Betracht kommenden Tarifclasse und Kanalstrecke, auf dem Dortmund-Rheinkanal doppelt so hohe als auf dem Mittellandkanal, auf ersterem durchschnittlich 1,15, auf letzterem 0,575 Pfennig pro tkm. Diese Sätze hinzugezählt zu den Schifffahrtskosten ergiebt als Gesammttransportkosten auf dem Dortmund-Rheinkanal pro tkm durchschnittlich 1,85, auf dem Mittellandkanal durchschnittlich 1,275, bei Kohlentransporten 1 Pfennig.

Ehe wir nun diesen zu erwartenden Transportkosten auf dem Kanal die einer Eisenbahn gegenüber stellen, haben wir zu prüfen, ob die angenommenen Kanalgebühren hoch genug sind, um in der That neben der Unterhaltung des Kanals auch die Verzinsung und Amortisation seines Baucapitals zu bestreiten. Andernfalls hätten wir ja leichtes Spiel, um niedrigere Transportkosten auf dem Kanal herauszurechnen, aber das Resultat wäre kein einwandfreies, da die Niedrigkeit durch den Verzicht auf die volle Deckung des Verzinsungs- und Amortisationserfordernisses erreicht worden wäre.

Um zu erfahren, ob die angenommenen Kanalgebühren zu dem gedachten Zwecke ausreichen, bedürfen wir einerseits der Kenntniß des auf dem Kanal zu erwartenden Verkehrs, andrerseits der Kenntniß seiner Unterhaltungskosten und seines Bau-

capitals. Den zu erwartenden Verkehr ermittelte Sympher in folgender Weiſe. Er geht nur von dem jetzt vorhandenen, bisher durch die Eiſenbahnen vermittelten Verkehr in demjenigen Gebiete aus, auf welches der Rhein-Elbekanal einſchließlich ſeiner Zweigcanäle ſeinen Einfluß üben wird, unter Berückſichtigung der erfahrungsgemäß eintretenden durchſchnittlichen jährlichen Verkehrsſteigerung bis zur Eröffnung des Kanals, läßt dagegen den erſt durch den Kanal ſelbſt hervorzurufenden Verkehr, deſſen Güter ohne die billige Waſſerfracht überhaupt nicht zum Transport gelangen würden, ganz außer Betracht. Von dieſem jetzt vorhandenen Verkehr wurden alle Sendungen geſtrichen, die vom Waſſertransport keinen Nutzen haben würden. Von den übrig bleibenden, die auf dem Waſſerweg billiger zu befördern geweſen wären, wurden nur diejenigen als dem Kanal zufallend betrachtet, die mindeſtens 15% an der bisherigen Fracht ſparen, wenn ſie auf dem Waſſerweg transportirt werden. Es war dies eine außerordentlich umſtändliche und mühevolle Arbeit. Sämmtliche Eiſenbahnſendungen, die in dem vom Kanal zu beeinfluſſenden Gebiet in ganzen Wagenladungen nach den Special- und Ausnahmetarifen gefahren würden während des der Berechnung zu Grunde liegenden Betriebsjahres, waren nach ihrer Richtung, Waarenbezeichnung, Gewicht, Tarifclaſſe, erhobener Fracht und Antheil der preußiſchen Staatsbahnen an dieſer Fracht zu ermitteln, und dann für jede dieſer einzelnen Sendungen auf Grund der berechneten Schifffahrtskoſten und angenommenen Kanalgebühren zu berechnen, wie hoch ſich ihre Transportkoſten bei Benutzung des Rhein-Elbekanals geſtellt haben würden. Nur wenn ſich hierbei der Vorſprung von mindeſtens 15% ergab, wurde die Sendung als dem Kanal zufallend betrachtet, in der Annahme, daß ſonſt kein genügender Anreiz vorliegen würde, um die Güter von der Eiſenbahn auf den Kanal abzulenken. Zu der in dieſer Weiſe ermittelten

Verkehrsmenge wurden dann noch Zuschläge gemacht für Stückgüter und hochwerthige Güter der allgemeinen Wagenladungsclasse und von dem hiernach dem Kanal rechnungsmäßig zufallenden Gesammtverkehr beim Mittellandkanal 20 %, beim Dortmund-Rheinkanal 40 % deshalb abgezogen, weil der Kanal nur während zehn Monaten im Jahr benutzbar ist und manche kleinere und eiligere Sendung den Eisenbahnweg trotz der höheren Kosten vorziehen wird.

Auf Grund dieser äußerst vorsichtigen Rechnungsweise wurde ermittelt, daß im Jahre 1908, als dem ersten Jahr nach der Betriebseröffnung des Kanals, auf dem Rhein-Elbekanal insgesammt gefahren werden würden 11 384 000 Tonnen oder 1 778 000 000 Tonnenkilometer.

Multipliciren wir nun mit diesem rechnungsmäßigen Anfangsverkehr die Kanalabgabensätze, so erhalten wir als Gesammteinnahme aus den Kanalgebühren: 11 064 000 Mark. Die jährlichen Unterhaltungs- und Betriebskosten des Kanals sind veranschlagt auf 1 879 000. Diese von der genannten Summe abgezogen, bleibt eine Nettoeinnahme aus den Kanalgebühren von 9 185 000 Mark. Da das Baucapital des Rhein-Elbekanals veranschlagt ist auf 261 Millionen, so reicht diese Summe gerade aus, um es mit 3 % zu verzinsen und mit ½ % zu amortisiren.

Wir können also den Kanalgebühren gewiß nicht nachsagen, daß ihre Sätze zu niedrig gegriffen seien. Sie reichen gerade aus für den Zweck, dem sie zu dienen bestimmt sind.

Die Kanalgebühren, vermehrt um die Schifffahrtskosten bilden die Transportkosten auf dem Kanal. Wie wir gesehen haben, betragen sie zusammen 1,85 beziehungsweise 1,275 und 1 Pfennig pro tkm.

Nun erhebt sich die Frage: Sind diese Ziffern höher als die entsprechenden Transportkosten auf der Eisenbahn? Wenn

wir sie mit den gegenwärtig geltenden Eisenbahntarifsätzen vergleichen, so ergiebt sich schon aus dem bisher entwickelten, daß sie niedriger sind, da andernfalls ein Kanalverkehr sich überhaupt nicht einstellen könnte. In welchem Maße sie niedriger sind, das kommt Ihnen rascher als aus den Eisenbahntarifen zum Bewußtsein, wenn ich Ihnen die Ziffer nenne, die die Frachtersparniß angiebt, welche der 1908 auf dem Kanal sich einstellende rechnungsmäßige Anfangsverkehr repräsentirt, mit anderen Worten die Summe, um welche dieser Verkehr auf der Eisenbahn gefahren theurer sein würde als auf dem Kanal. Symphers sorgfältige Ermittelungen ergeben als Resultat die ansehnliche Summe von 37,7 Millionen Mark.

Es kann sonach keinem Zweifel unterliegen, daß der Transport auf dem Rhein-Elbekanal geringere Selbstkosten hat als der Transport auf einer statt seiner verlaufenden Eisenbahn unter der Voraussetzung der heute geltenden Eisenbahntarife.

Schon das, was ich ausgeführt habe, beweist, daß die vom Kanal erhofften Verkehrsleistungen keineswegs billiger durch Eisenbahnen bewirkt werden können. Zu demselben Resultat kommt eine andere Berechnung, die der Eisenbahnminister in der Kommission des Abgeordnetenhauses anstellte. Die Eisenbahnen im rheinisch-westfälischen Industriegebiet leisten heute schon das Zehnfache der durchschnittlichen Leistung der Staatsbahnen. Es giebt dort Bahnhöfe, auf denen täglich, wie in Wanne, 485 Züge abzufertigen sind. Das ist ein Verkehr, wie er in der Welt nicht wieder vorkommt. Nur in den letzten zehn Jahren sind für den Ausbau der wichtigsten Bahnhöfe des Ruhrgebietes 74,5 Millionen aufgewendet worden. Die Vermehrung und Verbesserung sämmtlicher preußischen Staatsbahnen hat allein in den letzten drei Jahren 1896/99 253,6 Millionen Mark verschlungen. Der Eisenbahnminister berechnet nun, daß zur Bewältigung des von Jahr zu Jahr wachsenden

Verkehrs insgesammt für die preußischen Staatsbahnen zur Vermehrung ihres Fuhrparkes und zur Ausgestaltung des Netzes ohne den Bau des Kanals ein Capitalaufwand erforderlich sei, der für die nächsten zehn Jahre eine Milliarde achthundert Millionen betragen werde. Würde hingegen der Kanal gebaut, so werde der von ihm zu übernehmende Verkehr die Eisenbahnen um ein Fünftel entlasten, was einer Capitalersparniß von rund 360 Millionen gleichkomme. Diese Summe übersteigt aber das für den Kanal aufzuwendende Anlagecapital um hundert Millionen, so daß also durch den Bau des Kanals derselbe Effect um 100 Millionen billiger erreicht werde als durch die Erweiterung der Eisenbahnen.

Wird der Kanal nicht gebaut, so wird zwar mit dem steigenden Verkehr eine Vermehrung der Bruttoeinnahmen eintreten, aber zugleich, da die Verkehrsbewältigung nur durch eine unverhältnißmäßige Steigerung der Ausgaben erzielt werden kann, eine Minderung der Nettoeinnahmen, der schönen Eisenbahnüberschüsse, die den Stolz des preußischen Finanzministers bilden. Die Eisenbahnen im rheinisch-westfälischen Industriegebiet sind nach der Meinung der Sachverständigen heute bereits an dem Punkte ihrer Leistungsfähigkeit angelangt, wo deren weitere Steigerung ein verhältnißmäßig stärkeres Anwachsen der Betriebskosten als der Nettoeinnahmen zur Folge haben muß, und es daher angezeigt erscheint, die Eisenbahnen durch den Kanal zu entlasten und hierdurch zugleich auf die Fortdauer der Eisenbahnüberschüsse hinzuwirken. Gerade der das Ruhrgebiet durchschneidende Kanal erscheint der Eisenbahnverwaltung als wirksamstes Mittel ihrer Entlastung Güterschleppbahnen, wie sie von anderer Seite vorgeschlagen sind, lassen sich aus technischen Gründen nur an die Peripheriebahnhöfe des Ruhrgebietes ansetzen, sind in Unterhaltung und Betrieb viel theurer als der Kanal und bewirken, daß dort, wo die Entlastung am

nöthigſten iſt, im Innern des Ruhrgebietes, die Verkehrszuſtände nur noch ſchlimmere werden. Viele Bahnhöfe ſind ſchon heute nicht mehr erweiterungsfähig, an der Grenze angelangt, wo ſie ſo unüberſichtlich werden, daß ein geordneter Betrieb zur Unmöglichkeit wird. Wenn der preußiſche Landtag der Regierung die Mittel zum Bau des Dortmund-Rheinkanals auch bei der zu erwartenden Wiedereinbringung des Projectes nicht gewährt, ſo nimmt er jedenfalls große Verantwortung auf ſich. Die preußiſche Eiſenbahnverwaltung, die es doch am beſten wiſſen muß, hält die Situation der Eiſenbahnen im Ruhrgebiet ſchon heute für eine außerordentlich ernſte. Die Sicherheit des Betriebes muß nothwendig leiden, wenn man ihr das wirkſamſte Mittel der Entlaſtung verweigert.

Mit der durch den Rhein-Elbekanal ermöglichten bedeutenden Erſparniß an Transportkoſten ſind nun ſelbſtverſtändlich die großen Vorzüge nicht geleugnet, die der Eiſenbahntransport vor dem Kanaltransport immer haben wird: die Vorzüge der größeren Schnelligkeit, Regelmäßigkeit und Pünktlichkeit. Nur im Punkte der Billigkeit iſt im vorliegenden Fall die Waſſerſtraße der Eiſenbahn überlegen. Daraus folgt, daß der Rhein-Elbekanal den Eiſenbahnen ſolche Transporte entziehen wird, bei denen es mehr auf die Billigkeit als auf die Schnelligkeit, Regelmäßigkeit und Pünktlichkeit der Beförderung ankommt. Inſoweit iſt das Ulrichſche Argument, daß der Kanal die Eiſenbahnen ſchädige, gewiß richtig. Die amtliche Denkſchrift berechnet denn auch einen Einnahmeausfall aller in Betracht kommenden Eiſenbahnen von 78,8 Millionen, der preußiſchen Staatsbahnen von 67,9 Millionen brutto, 53 Millionen netto für den rechnungsmäßigen Anfangsverkehr des Jahres 1908.

Aber wir dürfen doch nicht überſehen, daß der Kanal, wenn er zunächſt auch den Eiſenbahnen Verkehr entziehen wird, ihnen doch auch wieder Verkehr zuführt durch die Befruchtung der

Seitenlinien und durch die Erweckung ganz neuen Verkehrs. Die Möglichkeit des billigen Kanaltransportes wird die Bewegung einer Menge von Gütern zur Folge haben, die bisher der hohen Eisenbahntransportkosten halber überhaupt nicht transportirt wurden. Diese neuen Verkehrsgüter werden vielfach auch seitlich vom Kanal auf die Eisenbahnen übergehen oder durch solche Seitenlinien dem Kanal zugeführt werden. Dank der Wasserstraße werden bestehende Industrien erweitert und neue ins Leben gerufen. Die fertigen Fabrikate, die von ihnen mit den auf dem Kanal bezogenen Rohstoffen erzeugt worden sind, werden dann ihres höheren Werthes halber sehr häufig wieder den anschließenden Eisenbahnen zufallen, die sie über das ganze Land vertheilen und so einen größeren Vortheil haben, als wenn der Kanal überhaupt nicht gebaut wäre. Ueberall hat die Erfahrung gelehrt, daß dort, wo leistungsfähige Schifffahrtsstraßen das Land durchziehen, auch die von ihnen ausgehenden Schienenwege zu glücklicher Entwicklung gekommen sind. Unsere Eisenbahnverwaltung und mit ihr die Zeitschrift des Vereins deutscher Eisenbahnverwaltungen sind denn auch der Meinung, daß der anfängliche Einnahmeausfall der Eisenbahnen in absehbarer Zeit nicht nur ausgeglichen, sondern in Mehreinnahmen verwandelt werden würde. Sie erblicken im Rhein-Elbekanal keineswegs einen unliebsamen Concurrenten oder ein antiquirtes Verkehrsmittel, sondern einen willkommenen Bundesgenossen zur gemeinsamen Erfüllung der großen Verkehrsaufgaben des kommenden Jahrhunderts.

Ich glaube, daß wir nichts besseres thun können, als dieses aus sorgfältigster fachmännischer Untersuchung aller in Betracht kommenden Momente hervorgegangene Urtheil der Eisenbahnverwaltung auch zu dem unsrigen zu machen. —

Ich wende mich nun zur zweiten Gruppe der Kanalgegner, zu den Bedenken, die von agrarischer Seite gegen den Kanal geltend gemacht werden.

Weite Kreiſe unſerer Landwirthe ſind, wie Waſſerſtraßen überhaupt, ſo auch dem Rhein-Elbekanal deshalb abgeneigt, weil ſie von ihm eine Schädigung durch Vermehrung der ausländiſchen Concurrenz erwarten. Sie ſind der Meinung, daß jeder unſerer in die See mündenden Ströme ein Einfallsthor für auswärtige landwirthſchaftliche Producte bilde, die den einheimiſchen Erzeugniſſen um ſo ſchärfere Concurrenz bereiteten, je mehr die Kanäle das Eindringen der fremden Producte auch in die zwiſchen den großen Strömen liegenden Landestheile begünſtigten.

Iſt das richtig? In der eben vorgetragenen allgemeinen Faſſung gewiß nicht. Eine ſehr eingehende und gründliche ſtatiſtiſche Unterſuchung von Kurs in Conrads Jahrbüchern für Nationalökonomie, Februarheft 1899, hat nachgewieſen, daß die nach unſeren Seehäfen führenden Waſſerſtraßen öſtlich vom Rhein, alſo von der Weſer bis zur Memel, weit mehr von unſerer Landwirthſchaft als Ausfallsthor benutzt werden, denn vom Importhandel mit fremden landwirthſchaftlichen Erzeugniſſen.

Berückſichtigen wir allein das Getreide, als das wichtigſte Product, ſo ergiebt ſich von den eben genannten Strömen nur auf der Elbe und außerdem auf dem Rhein, auf dieſen beiden Strömen vornehmlich, eine die Bezeichnung Einfallsthor für fremdes Getreide in gewiſſem Maaß rechtfertigende Einfuhrbewegung. Aber dieſe Einfuhrbewegung iſt ja bereits vorhanden und wird durch den Bau des Rhein-Elbekanals nicht vermehrt werden, jedenfalls nicht in nennenswerthem Maaße. Denn die Thatſache allein, daß dieſer Kanal an ſeinen beiden Enden gerade mit der Elbe und dem Rhein in Verbindung ſteht, reicht doch noch nicht aus, um annehmen zu können, daß nun der ausländiſche Weizen und Roggen die Elbe hinaufgehn, in den Mittellandkanal eintreten und in den von ihm berührten landwirthſchaftlichen Gegenden bei Wolmirſtedt, Neuhaldensleben, Oebis-

felde, Lehrte verkauft werden wird. Der Ueberschuß an Gereide, den die genannten Gegenden produciren und auch heute schon gegen die ausländische Concurrenz anderweit absetzen müssen, läßt vielmehr eine solche Wirkung des Kanalbaues ausgeschlossen erscheinen. Den ersten halbwegs aufnahmefähigen Markt würde das von der Elbe her in den Mittellandkanal eindringende fremde Getreide erst in Hannover finden. Hierhin kann es aber schon jetzt auf der Weser oder auf dem sehr viel kürzeren und deshalb, trotz der hohen Eisenbahntarife, nicht wesentlich theureren Wege, über Bremen gelangen, ohne daß es von dieser Möglichkeit indessen nennenswerthen Gebrauch machte. So erscheint der Mittellandkanal gewiß nicht als ein Hilfsmittel, um ausländischem Getreide den Eingang über die Elbe in aufnahmefähige Gebiete zu erleichtern. Nicht viel anders verhält es sich beim Dortmund-Rheinkanal. Diese Strecke des Rhein-Elbekanals ermäßigt zwar die Transportkosten in das Hauptconsumgebiet, das Industrierevier, aber doch nur um einen verschwindenden Betrag, nämlich um eine Mark für die Tonne, wenn der Bedarfsort unmittelbar am Kanal liegt und das Getreide sogleich zur Verbrauchsstelle abgefahren werden kann.

So wird höchstens an wenigen Stellen ein vermehrtes Eindringen fremden Getreides die Folge des Kanalbaues sein, jedenfalls aber nicht in solchem Maaße, daß ein Einfluß auf die Getreidepreise hieraus resultiren würde. Die Bedeutung des Rhein-Elbekanals als verstärktes Einfallsthor für ausländisches Getreide wird von unseren Landwirthen weit überschätzt. Wenn irgendwo, so ist in Ansehung dieses Kanals gewiß die Meinung richtig, die Professor Freiherr von der Goltz in Bonn-Poppelsdorf mit folgenden Worten geäußert hat: „Unser Vaterland besitzt in seinen Strömen, die sich in das offene Meer ergießen und deren zahlreichen schiffbaren Nebenflüssen so viel offene Zufuhrwege für ausländische Waaren, daß eine Vermehrung dieser Zufuhrwege

durch den Bau dieſes oder jenes Kanals keine nennenswerthe Veränderung in den Preiſen der landwirthſchaftlichen Producte herbeiführen kann. Es heißt offenbar die Sache am verkehrten Ende angreifen, wenn man ſich gegen auswärtige Concurrenz dadurch zu ſchützen ſucht, daß man die Ausbreitung des Wegenetzes im eigenen Lande erſchwert oder verhindert."

Wie unſere Landwirthe die ſchädigende Wirkung des Kanalbaues außerordentlich überſchätzen, ſo unterſchätzen ſie auf der anderen Seite den unleugbaren Nutzen, den der Kanal der Landwirthſchaft bietet, und der jedenfalls jene kleinen Schädigungen bei weitem aufwiegt. Dieſer Nutzen iſt, wenn wir von der mehrfachen Meliorirung der vom Kanal durchſchnittenen Gegenden und von ſeiner Bedeutung als Ausfuhrweg für landwirthſchaftliche Producte, ſpeciell für Zucker abſehen, ein doppelter: einmal kommt der Kanal als wichtiger Zufuhrweg von Hülfsſtoffen der landwirthſchaftlichen Production in Betracht und ſodann als weſentlicher Förderer der am meiſten eines leiſtungsfähigen inländiſchen Abſatzes entbehrenden oſtdeutſchen Landwirthſchaft.

Als landwirthſchaftliche Hülfsſtoffe habe ich Düngemittel, namentlich Kaliſalze und Thomasſchlacke, im Auge, ſowie Futtermittel, z. B. Mais. Die Erzeugung und Verwendung künſtlichen Düngers iſt bei uns erſt in der Entwickelung begriffen. Der Aufſchluß neuer Kalilager in Braunſchweig und Hannover, die vermehrte Gewinnung von Thomasſchlacke werden das Angebot ſolcher Düngemittel ſteigern, ihren Preis verringern, und unterſtützt durch den billigen Waſſertransport wird ihr Verbrauch ſich erweitern. Hierbei wird der Rhein-Elbekanal ſeinen wohlthätigen Einfluß nicht nur auf die von ihm unmittelbar berührten Gegenden beſchränken. Denn die vielen anſchließenden Waſſerſtraßen, namentlich öſtlich der Elbe, führen meiſt in landwirthſchaftliche Gegenden, die für künſtliche Düngemittel noch ſehr aufnahmefähig ſind.

Noch viel wichtiger erſcheint mir die Bedeutung des Kanals als Förderer der oſtdeutſchen Landwirthſchaft, bei der ich etwas länger verweilen will. Wie Sie wiſſen, producirt der Oſten der preußiſchen Monarchie mehr an Getreide als er ſelbſt braucht, kann aber von ſeinem Ueberſchuß dem Weſten, der umgekehrt mehr conſumirt als producirt, ſo gut wie gar nichts abgeben: weil beſonders die Höhe der Transportkoſten dies zur Zeit verhindert. Der preußiſche Weſten deckt daher ſeinen Bedarf vorwiegend durch ausländiſches Getreide, aus Amerika, Südrußland, Auſtralien, das auf dem Waſſerwege des Meeres und des Rheins billiger zu ihm gelangt, als das oſtdeutſche Getreide dies gegenwärtig vermöchte.

Dieſe Sachlage verſchiebt ſich nun durch den Rhein-Elbekanal erheblich. Sein Bau wird zur Folge haben, daß die Fracht für eine Tonne Getreide von Bromberg nach Herne von circa 38,30 Mark, ihrem heutigen Eiſenbahnſatze, auf circa 13,70 Mark hinabgeht, alſo um 25 Mark ſinkt. Für diejenigen Orte, die noch öſtlicher als Bromberg liegen, wie Danzig z. B., wird der Transport nach dem Ruhrgebiet billiger über See gehen und zwar reichlich ſo billig über Emden und den Dortmund-Emskanal wie über Rotterdam und den Rhein. Sie kommen daher für den Rhein-Elbekanal nicht in Betracht. Sympher berechnet, daß alles Getreide der Provinzen Weſtpreußen, Oſtpreußen und Poſen, welches nach Bromberg 2,50 Mark weniger Eiſenbahnfracht zu zahlen hat als nach Danzig, den Rhein-Elbekanal mit Vortheil aufſuchen wird. Aehnlich liegt es für Pommern. Hier treten an die Stelle von Danzig und Bromberg Stettin und Oderberg. Sobald aber der Finowkanal in den Abmeſſungen des Rhein-Elbekanals ausgebaut ſein wird, was nur eine Frage der Zeit iſt, werden Stettin und Oderberg dem Induſtriegebiet bezüglich der Transportkoſten ſo nahe gerückt ſein, wie ihm Minden bei den heutigen Eiſenbahnfrachtſätzen liegt.

Dieſe große durch den Kanal bewirkte Frachtermäßigung, die für die Entfernung Bromberg-Herne größer iſt als der Unterſchied in den Getreidepreiſen zu Bromberg und im preußiſchen Weſten, wo ſie ſich nach dem Kölner Markte richten, bedeutet mithin für die oſtdeutſche Landwirthſchaft die Ermöglichung des Abſatzes ihrer Erzeugniſſe im Weſten der Monarchie. Konnte ſie früher nur ausnahmsweiſe, ſo lange die jetzt wieder aufgehobenen Staffeltarife der Eiſenbahnen beſtanden, bis nach Sachſen und Thüringen vordringen, ſo wird nun der Rhein-Elbekanal ſelbſt das entfernte große Conſumgebiet des rheiniſch-weſtfäliſchen Induſtriereviers und der anſchließenden dicht bevölkerten Gegenden der oſtdeutſchen Landwirthſchaft zugänglich machen.

Zunächſt freilich wird dieſer Einfluß des Kanals auf die oſtdeutſche Landwirthſchaft nicht in ſehr erheblichem Maaße ſichtbar werden, weil andere Momente ihm entgegenwirken: nämlich unſere gegenwärtigen Zollverhältniſſe und ſpeciell jene eigenartige Maßregel, die man als Aufhebung des Identitätsnachweiſes zu bezeichnen pflegt. So lange dieſe Maßregel und die gegenwärtigen Zollſätze in Kraft ſind, ſo lange wird der Rhein-Elbekanal nur diejenigen öſtlichen Landwirthe zum Abſatz im preußiſchen Weſten veranlaſſen, die hierdurch mehr gewinnen, als wenn ſie den Ueberſchuß ihres Getreides nach England und Skandinavien bringen und hierbei den durch die Aufhebung des Identitätsnachweiſes für ſie entſtehenden Vortheil einſtecken. Ich will das etwas näher ausführen.

In der Regel pflegt bei der Wiederausfuhr zollpflichtiger Waaren der bei ihrer Einfuhr erlegte Zoll nur dann zurückgezahlt zu werden, wenn die Identität der ausgeführten Waare mit der eingeführten nachgewieſen wird. So war es auch bei uns in Anſehung des Getreides, ſeitdem wir Getreidezölle wieder eingerichtet und erhöht hatten. Die durch die Zölle hervorgerufene Hebung des inländiſchen Getreidepreiſes

hinderte nun einerſeits die öſtliche Landwirthſchaft, den Ueberſchuß ihrer Production, wie vor der Einrichtung der Zölle, ſo auch weiterhin nach Schweden-Norwegen und England auf dem billigen Seewege abzuſetzen, kam ihr aber andererſeits nicht in demſelben Maaße wie der weſtdeutſchen Landwirthſchaft zu Gute, weil der Ueberſchuß ihrer Production, der aus dem Oſten nicht heraus konnte, auf den Preis drückte. Die Getreidepreiſe blieben im Oſten der Monarchie weſentlich niedriger als im Weſten.

Um den vollen Nutzen des Zolles auch dem Oſten zuzuwenden, wurde nun 1894 im Anſchluß an den ruſſiſchen Handelsvertrag der Identitätsnachweis aufgehoben, und zwar in der Weiſe, daß bei jeder Ausfuhr von Getreide aus unſerm Vaterlande ein Schein ausgeſtellt wird, ein ſogenannter Einfuhrſchein, der ſeinem Inhaber die Berechtigung gewährt, ebenſoviel Getreide wie ausgeführt wurde, zollfrei einzuführen. Da viel mehr Getreide in das Deutſche Reich eingeführt als ausgeführt wird, ſo iſt die Nachfrage nach ſolchen die zollfreie Einfuhr ermöglichenden Scheinen immer größer als ihr Angebot. Der Getreideexporteur kann daher ſeinen Schein an einen Importeur zu einem Preiſe verkaufen, der faſt dem ganzen Zollbetrag gleich kommt. 35 Mark pro Tonne beträgt der Zoll, und man hat für Getreideeinfuhrſcheine, die ein ſehr beliebter Handelsartikel geworden ſind, bis zu 34 Mark gezahlt.

Die Wirkung dieſer Maßregel war die, daß der Ueberſchuß des oſtdeutſchen Getreides ſeinen früheren Abſatzmarkt Schweden-Norwegen und England wieder gewann. Vor der Aufhebung des Identitätsnachweiſes hatte oſtdeutſches Getreide nicht nach England exportirt werden können, weil der Getreideeinkaufspreis im Oſten, wenn auch niedriger als im deutſchen Weſten, doch noch zu hoch war im Verhältniß zum Weltmarktspreiſe in Folge des deutſchen Zolles. Nun aber erhielt der Exporteur

bei der Ausfuhr oſtdeutſchen Getreides nach England jenen Einfuhrſchein, der, wie ich zeigte, faſt den ganzen Zollbetrag werth iſt, zum Weltmarktpreiſe hinzu und das Geſchäft wurde für ihn wieder lohnend. Zugleich wurde der Oſten der Monarchie von ſeinem Getreideüberſchuß entlaſtet, und der öſtliche Getreidepreis mußte ſich heben.

Denken Sie ſich einen Landwirth, der über Danzig nach England exportiren will, und auf deſſen Getreide bis nach Danzig eine Vorfracht von 5 Mark ruht. Die Transportkoſten von Danzig nach England betragen für die Tonne 7 Mark, macht zuſammen 12. In England wird der Weltmarktspreis gezahlt, den wir zu 130 Mk. annehmen. Für den Verkauf ſeines bei der Ausfuhr erhaltenen Einfuhrſcheines erlöſt der Landwirth dazu, ſagen wir 30 Mk., ergiebt eine Bruttoeinnahme von 160 Mk. Hiervon abgezogen 12 Mk. Transportkoſten, verbleiben ihm netto 148 Mk.

Nun denken wir uns, dieſer Landwirth wollte nicht nach England, ſondern nach dem preußiſchen Weſten ſein Getreide verkaufen. Hier würde er zwar ſtatt des Weltmarktpreiſes den um den Zollbetrag höheren Inlandspreis erzielen, alſo ſtatt 130 Mk. 165 Mk., aber von dieſer Bruttoeinnahme würden abgehen die Eiſenbahntransportkoſten, die zur Zeit 40 Mk. betragen. Das ergäbe für den Landwirth einen Nettoerlös von nur 125 Mk., während er beim Verkauf nach England 148 erzielt.

In dieſen Verhältniſſen liegt der Grund dafür, daß billigere Transportkoſten nach Weſtdeutſchland, wie ſie durch den Rhein-Elbekanal dargeboten würden, zur Zeit für einen großen Theil unſerer öſtlichen Landwirthe noch nicht den verlockenden Anreiz haben, wie ſie ihn ohne die Aufhebung des Identitätsnachweiſes ſicherlich beſitzen würden. Wird der Kanal gebaut, ſo werden, ſo lange jene Maßregel in Kraft bleibt, nur diejenigen öſtlichen Landwirthe ihn zur Verſendung nach dem Weſten

benutzen, die vom Westen nur so weit entfernt sind, daß die Billigkeit der Transportkosten ihnen ermöglicht, mit größerem Vortheil im Westen als in England zu verkaufen.

Wenn wir die Anzahl dieser Landwirthe auch nicht unterschätzen dürfen, so leuchtet es nach dem Gesagten doch ein, daß der Rhein-Elbekanal seinen vollen Nutzen für die ostdeutsche Landwirthschaft erst zur Geltung bringen kann, wenn einmal über Getreidezoll und Identitätsnachweis andere Ansichten herrschen als heute. Man braucht nur den Identitätsnachweis wieder eingeführt, unsere Getreidezölle erhöht oder, was möglicher Weise nur eine Frage der Zeit ist, England mit Einschluß seiner Colonien von landwirthschaftlichen Schutzzöllen umgeben sich zu denken, um einzusehen, daß unter solchen Bedingungen der deutsche Osten auf den Absatz nach dem Westen angewiesen ist. Was es dann aber für ihn bedeutet, ob er den Transport von Bromberg zum Ruhrgebiet für 38 Mk. oder nach der Erbauung des Kanals für 13 Mk. ausführen kann, das springt in die Augen. Nur doctrinäre Abneigung gegen Wasserstraßen kann unsere östlichen Landwirthe blind gegen die ungeheuren Vortheile machen, die ihnen dann ganz zweifellos durch die Absatzmöglichkeit im Westen der Monarchie erwachsen.

Doch ich will keine Zukunftsmusik machen. Wenn wir von den bestehenden Verhältnissen ausgehen, so wird man zugeben können, daß der Nutzen des Kanals für die Landwirthschaft zwar groß, aber doch geringer ist als für die Industrie. Käme die Landwirthschaft allein in Betracht, so würden die Millionen für den Rhein-Elbekanal besser für Kleinbahnen verwendet werden, deren Werth im allgemeinen für die Landwirthschaft größer ist als der von Kanälen, auf denen nur große Ladungen auf einmal versendet werden können.

Aber der Bau des Kanals schließt ja den Bau weiterer für den Verkehr nothwendigen Eisenbahnen keineswegs aus, und

wir ſind heute kein reiner landwirthſchaftlicher Staat, ſondern beſitzen eine hochentwickelte Induſtrie, die, wie die Dinge nun einmal geworden ſind durch unſere ſtarke Volksvermehrung, den gleichen Anſpruch auf Berückſichtigung ihrer vitalen Intereſſen erheben darf wie unſere Landwirthſchaft. Für unſere Induſtrie iſt ein billiger Transportweg für die gewaltigen Maſſen grober und billiger Erzeugniſſe des Berg- und Hüttenweſens, wie ihn der Rhein-Elbekanal darſtellt, ebenſo nothwendig wie Neben- und Kleinbahnen für die Landwirthſchaft. Nun hat der preußiſche Staat in den zehn Jahren 1885—95 gerade für ländliche Bezirke mit geringer induſtrieller und bergbaulicher Thätigkeit insgeſamt faſt eine Milliarde, alſo jährlich nahe an hundert Millionen auf die Anlage von Nebenbahnen verwendet, während die beanſpruchten Aufwendungen für den Rhein-Elbekanal, ebenfalls auf zehn Jahre vertheilt, nur 26 Millionen jährlich erfordern. Für die Verzinſung des Anlagekapitals jener Nebenbahnen, die wenig ertragsfähig ſind, tritt die rheiniſch-weſtfäliſche Induſtrie als Steuerzahlerin nicht nur mit ein, ſondern ſie trägt auch durch die gerade von ihr veranlaßte hohe Eiſenbahneinnahme im Ruhrgebiet hauptſächlich dazu bei, daß die Fehlbeträge der wenig ertragsfähigen Nebenbahnen im Geſamtbudget der Staatsbahnen dennoch gedeckt erſcheinen. Iſt es da nun ein unbilliges Verlangen, wenn die rheiniſch-weſtfäliſche Induſtrie, die das viel größere Riſico jenes Milliardencapitals mit trägt, durch das Verlangen des Rhein-Elbekanals von der Landwirthſchaft fordert, daß dieſe ihrerſeits das geringere Riſico mangelnder Ertragsfähigkeit des Rhein-Elbekanals mittrage? Ich antworte mit der Denkſchrift nein und ſchließe mich denen an, die es, wie Sympher, für unzweckmäßig halten, bei der Erbauung von Verkehrswegen einen Gegenſatz zwiſchen Induſtrie und Landwirthſchaft aufzuſtellen. Richtiger iſt es, daß beide ſich gegenſeitig unterſtützen, wie die Induſtrie die Landwirthſchaft beim Bau von Klein- und Neben-

bahnen, die vorzugsweiſe der Landwirthſchaft dienen, ſo die Landwirthſchaft die Maſſeninduſtrie bei der Herſtellung und Verbeſſerung von Waſſerſtraßen, die vorzugsweiſe der Induſtrie zu gute kommen. —

Aus allem, was ich Ihnen vorgetragen habe, werden Sie den Eindruck empfangen haben, daß nicht die Auffaſſung der Kanalgegner, ſondern die der Regierung richtig iſt. Es handelt ſich um ein Culturwerk erſten Ranges, das ein neues nationales Einigungsband zwiſchen Oſten und Weſten darſtellt und dem geſammten Vaterlande weit mehr zum Segen gereicht, als es einzelne locale Intereſſen ſchädigt. Steht auch das örtliche Bedürfniß des rheiniſch-weſtfäliſchen Induſtriegebietes im Vordergrunde, ſo wird doch zugleich durch den Kanal die bisher fehlende Verbindung zwiſchen den öſtlichen und weſtlichen Waſſerſtraßen hergeſtellt und damit werden die bisher getrennten deutſchen Waſſerſtraßen zu einem gemeinſamen Waſſerſtraßennetz vereinigt. Die außerordentliche Bedeutung dieſer Vereinigung für unſere ganze Volkswirthſchaft und für die Erſtarkung unſerer Stellung im weltwirthſchaftlichen Wettbewerbe richtig erkannt zu haben, das müſſen wir der preußiſchen Regierung umſomehr zum Verdienſt anrechnen, als ſie ſich doch nicht zweifelhaft darüber ſein kann, daß durch den Bau des Kanals die politiſchen Machtverhältniſſe, auf die ſeit Jahrhunderten die königliche Gewalt in Preußen gegründet iſt, eine Verſchiebung erfahren, die den preußiſchen Traditionen zuwiderläuft. Das alte Preußen gravitirte nach Oſten, die altpreußiſchen Adelsfamilien, die ihre Wurzeln in der Landwirthſchaft haben, lieferten ihm faſt ausſchließlich die Führer im Heer und im Beamtenſtande. Das neue werdende Preußen blickt nach dem Weſten und auf das Meer, das thatkräftige Unternehmerthum des Weſtens ſucht mehr und mehr die Stelle einzunehmen, die der öſtliche Landadel früher ausſchließlich und heute noch vorwiegend feſthält. Der Bau des

Rhein-Elbekanals bedeutet politiſch, indem er wirthſchaftlich in erſter Linie der Induſtrie des Weſtens zu gute kommt, eine Zurückdrängung des altpreußiſchen Landadels. In dem inſtinktmäßigen Erkennen dieſer Gefahr liegt vielleicht der hauptſächlichſte Grund, der die Conſervativen zu Kanalgegnern macht. Ich bin nicht der Meinung, daß ſie das rollende Rad der modernen Zeit aufzuhalten vermögen. So lange unſere Bevölkerung fortfährt, ſo ſtark zu wachſen, wie bisher, ſind wir darauf angewieſen, unſerer Volswirthſchaft ſtets die modernſten Grundlagen zu geben, und für eine ſolche halte ich den Rhein-Elbekanal in ſeinen geplanten Dimenſionen.

Das Bourbonenthum in Spanien.

Von

Professor Dr. Hannecke
in Cöslin (Pommern).

Hamburg.
Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vormals J. F. Richter),
Königliche Hofbuchhandlung.
1900.

Das Recht der Ueberſetzung in fremde Sprachen wird vorbehalten.

Druck der Verlagsanſtalt und Druckerei A.-G. (vorm. J. F. Richter) in Hamburg.
Königliche Hofbuchdruckerei.

Aus dem continentalen Rumpfe Europas ſpringen nach Süden drei Halbinſeln vor, die griechiſche, italiſche und pyrenäiſche. Während den beiden erſteren in der plaſtiſchen Geſtalt ihrer Bodenverhältniſſe, die einen häufigeren Wechſel von Gebirge und Tiefebene aufweiſen, und in dem aufgelockerten Küſtenrande oder der nahen Zugehörigkeit von Inſeln eine gewiſſe, wenn auch entfernte Aehnlichkeit ihres geographiſchen Typus beizumeſſen iſt, tritt die dritte, die pyrenäiſche Halbinſel, ganz fremdartig auf. Breit und maſſig, wie ein Thurm im Meere, drängt ſich die Halbinſel den Fluthen entgegen; nicht die geringſte Gliederung der Küſte iſt wahrzunehmen, und weite, furchtbar heiße Hochebenen erfüllen das Innere. Wenn alſo die hiſpaniſche Halbinſel in geographiſcher Beziehung nur wenig Gemeinſames mit dem übrigen Europa hat, ſo zeigt ſie ſich dem gegenüberliegenden afrikaniſchen Continente um deſto verwandter; dort wie hier jene Starrheit der Formation, die großen Tafelländer in der Mitte und die geringe Küſtenentwickelung des Randes. Wollte man demnach in wiſſenſchaftlich zutreffender Weiſe die Grenzſcheide zwiſchen Europa und Afrika als zwei eigenartig für ſich beſtehenden Continentaltypen feſtſetzen, ſo müßte man mit mehr Berechtigung den Pyrenäenwall wählen und nicht die Meerenge von Gibraltar, wie ja denn auch in früheren geologiſchen Perioden zwiſchen Spanien und Afrika ein unzweifelhafter Zuſammenhang beſtanden hat. Dieſe Fremdartigkeit der Bodenformation ſpiegelt ſich

in der Geſchichte des ſpaniſchen Volkes wieder, und wenn man auch zu weit ginge, mit König Joſeph der Nation einen afrikaniſchen Charakter zuzuſprechen, ſo liefern doch die Gluth der Empfindung, der Eigenſinn, mit dem an einer und derſelben Idee feſtgehalten wird, die geringe Empfänglichkeit, Fremdes in ſich aufzunehmen und ſich davon durchdringen zu laſſen, mannigfache Belege für den in gewiſſem Sinne ganz richtigen Satz, daß der Menſch ein Product ſeines Landes ſei. Man könnte ja die Parallele noch weiter führen und in der äußeren Abgemeſſenheit, die doch wieder mit wild hervorbrechendem Enthuſiasmus abwechſelt, in dem grauſamen Blutdurſt, der heroiſchen Vaterlandsliebe ähnliche Beziehungen zur Natur des Landes mit ſeinen öden Hochflächen und dem im üppigſten Schmuck der Palmenvegetation erſcheinenden Küſtenrande, mit der Hitze ſeines Klimas und anderem herausfinden —, vielleicht genügt aber dieſe kurze Vorbemerkung, um uns gewiſſe Eigenthümlichkeiten in dem Charakterbild der ſpaniſchen Geſchichte verſtändlich zu machen.

Dieſem Lande iſt es nun beſchieden, von dem Sprößling jener viel berufenen Herrſcherfamilie regiert zu werden, die einſt über Europa gar mächtig die Geißel ihres Ehrgeizes geſchwungen hat, nämlich — der Bourbonen. Die denkwürdigſte Epiſode in der Geſchichte des bourboniſchen Ehrgeizes iſt die Gründung der Bourbonenherrſchaft in Spanien, und es ſei mir geſtattet, hierbei zunächſt etwas ausführlicher zu verweilen.

Wenn der erſte bourboniſche König in Frankreich, der von den Franzoſen ſo geliebte Heinrich IV., nur kurze Zeit regierte und der Dolch des fanatiſchen Ravaillac ihn mitten unter großen Entwürfen des weltumſpannenden Ehrgeizes traf, ſo war ſeinem Enkel eine deſto längere Regierung vergönnt. In ſeinem fünften Lebensjahre wurde Ludwig XIV. die Königskrone auf das Haupt geſetzt, und erſt kurz vor ſeinem achtundſiebzigſten Geburtstage ſenkte man ihn in die Gruft zu St. Denis. Es

iſt für uns Deutſche ſchwer, Ludwig XIV. gerecht zu beurtheilen: das Andenken an die Schmach und das Elend, die durch ihn über unſer deutſches Vaterland gekommen ſind, raubt uns die Unbefangenheit. Das übermüthig weggenommene Straßburg und die rauchenden Trümmer Heidelbergs und Speiers haben uns ſchon von frühe an gelehrt, dieſen Fürſten zu verabſcheuen. Und doch war Ludwig XIV. eine bedeutende Erſcheinung. Mächtig lebte in ihm das Gefühl des bourboniſchen Stolzes, und immer neue Combinationen erdachte er, um dem Bourbonenthum die vorwaltende Stellung in Europa zu ſichern. Als im Jahre 1683 mit gewaltigem Andrange die Türken gegen Oeſterreich losbrachen, als in den bangen Tagen der Monate Auguſt und September von Neuem die Entſcheidung, ob Abend- oder Morgenland das Uebergewicht haben ſollte, auf die ſcharfe Meſſerkante geſtellt war, da hat Ludwig aus dem allgemeinen Wirrſal ehrgeizig Nutzen zu ziehen geſucht. Wenn Chriſtenthum und Civiliſation unter dem zermalmenden Tritt der Janitſcharen dem Untergange geweiht ſchienen, wollte er mit ſeinen kriegsgeübten Streitkräften zu Hülfe eilen, die Barbaren verjagen und als der Retter der Chriſtenheit ſich das römiſche Kaiſerthum übertragen laſſen. Bekanntlich hat uns die kühne Entſchloſſenheit des Polenkönigs Johann Sobieski und deutſcher Fürſten davor bewahrt, die eigennützige Hülfe Ludwig's in Anſpruch zu nehmen, und ſein ehrgeiziger Traum, ſich mit der Kaiſerkrone zu ſchmücken, zerrann in Nichts. Wenige Jahre ſpäter ſtarb Johann Sobieski, und die Polen waren unſchlüſſig, wen ſie zu ihrem König wählen ſollten. Ludwig leitete Unterhandlungen ein, um einem Anverwandten ſeines Hauſes, dem Prinzen Conti, die polniſche Königskrone zu verſchaffen. Aber auch dieſes geniale Project, dem Bourbonenthum im Oſten eine einflußreiche Stellung zu gewinnen, ſollte ſich nicht verwirklichen. Bereits hatte Ludwig das ſechzigſte Lebensjahr überſchritten, als

ſich zum dritten Male, glänzender denn je, die Ausſicht auf den Erwerb eines Thrones eröffnete: zugleich mit dem Ausgang des ſiebzehnten Jahrhunderts welkte die ſpaniſche Linie des Hauſes Habsburg ihrem Ende entgegen, und alle Welt beſchäftigte ſich mit der Frage, wer die große ſpaniſche Monarchie erben würde? Man muß ſich vergegenwärtigen, daß der ſpaniſchen Krone durch Kriegsverluſt und Abfall heutzutage wenig mehr geblieben iſt, als das eigentliche Heimathland Spanien ſelbſt. Vor zweihundert Jahren aber beherrſchte der ſpaniſche König etwa das Sechsfache des heutigen Beſitzthums. Er ſendete ſeine Statthalter aus nach Brüſſel, Mailand, Neapel, Mexiko, Lima, und Fläminger, Lombarden, Kalabrier und Amerikaner waren den Befehlen der im Escurial thronenden Majeſtät unterthan. Ein ſo ausgedehntes und durch den Reichthum der beherrſchten Provinzen mächtiges Reich hatte nothwendiger Weiſe auch ſeine einſtige Ruhmesperiode. Was für Frankreich das Zeitalter Ludwig's XIV. war, das bedeutete für Spanien das Zeitalter Philipp's II. Das Spanien des ſiebzehnten Jahrhunderts war die präponderirende Macht in Europa und war es, weil Philipp II. dadurch, daß er der ſpaniſchen Nation das Ziel ſteckte, Beſchützer des katholiſchen Glaubens zu ſein, ihre Sympathien und Leidenſchaften richtig zu berechnen und auszubeuten verſtand. Mit Begeiſterung ſtürzten ſich die Spanier in den Glaubenskrieg, ſei es, daß es den Deutſchen oder den Niederländern, der engliſchen Eliſabeth, dem Großtürken und den afrikaniſchen Beys oder den Azteken Mexikos galt. Aber die Lorbeeren dieſer Kriege mußte Spanien theuer bezahlen, da ſich das Volk daran gewöhnte, das blutige Kriegerhandwerk als ſeine eigentliche Beſtimmung anzuſehen, und die friedliche Thätigkeit des Ackerbaues und der Gewerbe geringſchätzig vernachläſſigte. Als im ſiebzehnten Jahrhundert der unnatürlich aufgethürmte Bau der Größe und des Ruhmes Spaniens zuſammenbrach, zeigte es

ſich, daß dieſe Verkennung der wahren Principien nationalen Gedeihens ſich furchtbar gerächt hatte. Noch immer war Spanien der Kern einer ausgedehnten Monarchie, — aber das Blut ſeiner Söhne war verſpritzt, das Land ſelbſt verarmt, die niederländiſchen, italieniſchen und amerikaniſchen Provinzen wiederholt empöreriſch. „So lag ſie da," ſagt ein neuerer Hiſtoriker, „die einſt ſo gewaltige, blühende Monarchie, wie ein Leichnam, unvermögend die eigene Schwäche zu fühlen."* Wohl ſelten iſt die Ohnmacht und Entkräftung eines Reiches ſo wunderbar zuſammengetroffen mit der elenden Perſönlichkeit des derzeitigen Regenten, wie damals in Spanien.

Karl II., der letzte männliche Sproß der ſpaniſchen Habsburger, war ein unglücklicher Menſch. Obgleich es vielleicht eine Wohlthat geweſen wäre, das Kind gleich nach ſeiner Geburt auszuſetzen, mühte man ſich erfinderiſch ab, dem Fürſten das Leben zu erhalten und zu verlängern, weil eben ſeine Exiſtenz mit Fragen von weltumfaſſender Wichtigkeit in Zuſammenhang ſtand. Man hatte ſich darum auch gehütet, dem Knaben eine bildende Erziehung zuzuwenden, damit nicht etwa die geiſtige Anſpannung die Lebensdauer verkürze. Aengſtlich beobachteten die Höflinge, wie der König äße und ſchliefe, um Schlüſſe daraus zu ziehen, ob der Zeitpunkt des Todes noch weit entfernt ſei. Es wird uns berichtet, daß in einem eigenthümlichen Anfall von Schwermuth der König ſich habe geleiten laſſen in die Begräbnißgruft der Habsburger und daß auf ſeinen Befehl die Särge geöffnet ſeien. Dann habe er mit grauſigem Behagen die zerfallenden Reſte ſeiner Ahnen betrachtet und ſei zuſammengeſtürzt mit dem Ausrufe: „Bald werde ich bei Euch ſein!" Man möchte beinahe ſagen, daß ſich in dieſer Scene der Zuſtand der damaligen ſpaniſchen Monarchie treu wiederſpiegele. Gleichwie der König ſich ergötzte an den Särgen ſeiner Ahnen, ſo

* Baumgarten, Geſchichte Spaniens I. S. 11.

mochte auch die ſpaniſche Nation von den quälenden Sorgen der Gegenwart und Zukunft ſich hinüberretten in die freudige Erinnerung vergangener Zeiten, als Spanien noch reich, mächtig und glücklich war.

Als in den letzten Jahren des ſiebzehnten Jahrhunderts der hinfällige Zuſtand Carl's II. immer bedenklicher wurde, ſchenkten auch die auswärtigen Mächte der ſpaniſchen Frage eine erhöhte Aufmerkſamkeit. Raſch wurde der große Krieg, der ein Jahrzehnt lang den ganzen Weſten Europas in Athem geſetzt hatte, durch den Frieden zu Ryswik beendigt, und man ging daran, über das Erbe Carl's II. Beſtimmungen zu treffen. Es half wenig, daß dieſer unglückliche Monarch ſein tödtliches Siechthum vor den Augen der Welt zu verbergen ſuchte, — wie er denn z. B., als er dem franzöſiſchen Geſandten, dem Grafen Harcourt, Audienz gab, die Lichtkerzen hinter ſeinen Rücken ſtellen ließ, um die erdfahle Farbe ſeines Antlitzes den Grafen nicht ſehen zu laſſen, — allgemein war es kund, daß die Auflöſung des Königs nahe bevorſtünde, und man täuſchte ſich nur darin, daß man ſie früher erwartete, als ſie wirklich eintrat. Zwei total entgegengeſetzte Anſichten machten ſich damals in den Cabinetten Europas geltend, die Einen wollten das Erbrecht, die Anderen die Convenienz über das Schickſal Spaniens entſcheiden laſſen. Sowohl Ludwig XIV. als der deutſche Kaiſer Leopold waren Schwäger des ſterbenden ſpaniſchen Königs und leiteten aus dieſer Verwandtſchaft ein Erbrecht her. Aber der Gedanke, daß möglicher Weiſe die ſpaniſche Monarchie mit Frankreich oder mit Oeſterreich, das ſeit dem Türkenfrieden zu Karlowitz eine Großmacht geworden war, zu einem Reiche verbunden würde, verurſachte dem übrigen Europa den größten Schrecken. Denn man fürchtete, daß eine der Art geſchaffene Univerſalmonarchie bald die Selbſtſtändigkeit der übrigen europäiſchen Staaten vernichten müßte. Leopold ſowohl wie Ludwig erklärten daher-

nicht ſich ſelbſt und ihre Thronfolger zum Herrſcher Spaniens machen, ſondern Spanien nur für ihre jüngeren Söhne oder Enkel erwerben zu wollen. So übertrug Ludwig XIV. ſeine Erbrechte auf ſeinen zweiten Enkel, den Bourboniden Philipp von Anjou. Jedoch auch dieſe Erklärung war wenig beruhigend, denn die verwandten Throne würden gemeinſchaftliche Politik getrieben haben, und die Furcht vor einem erdrückenden Uebergewicht blieb dieſelbe. — Es fehlte damals nicht an einem Manne, der jenen Verſuchen, coloſſale Machtſtellungen zu gründen, mit ernſtlichem Nachdrucke begegnete. Wilhelm III., einer der trefflichſten Männer aus dem durch Tüchtigkeit hervorragenden Hauſe Naſſau-Oranien, war zugleich Statthalter Hollands und König Großbritanniens. So faßte ſich in ſeiner Perſönlichkeit der Einfluß jener beiden Mächte zuſammen, die aus dem Gegenſatze und feindlichen Verhältniß gegen die beiden romaniſchen Continentalmächte heraus ſich entwickelt hatten. In Betreff der ſpaniſchen Frage entſchied ſich Wilhelm nun für das Princip der Convenienz. Durch Uebereinkunft ſollten die europäiſchen Staaten das Schickſal Spaniens ſo geſtalten, daß alle Befürchtungen über die Gründung eines coloſſalen Einfluſſes gehoben wurden, und Wilhelm ſchlug vor, die ſpaniſche Monarchie unter die einzelnen berechtigten Erben zu theilen.

Wilhelm's vertrauteſter Freund, der Graf Portland, wurde zu Anfang des Jahres 1698 nach Paris geſchickt, um zu ſondiren, ob nicht Ludwig dem Anerbieten eines Theilungsvertrages ſich geneigt zeigen würde. Die Art und Weiſe, wie in Paris die Geſandtſchaft Englands aufgenommen wurde, bewies, daß Ludwig nicht mehr wie früher den Standpunkt des rückſichtsloſeſten Stolzes und der ſelbſtbewußten Zuverſicht einnahm. An und für ſich, kündete ſich ſchon darin ein Umſchwung der Geſinnung an, daß das bisher ſo verachtete England ſich herausnahm, eine ſtattliche Geſandtſchaft nach Paris zu ſchicken, die

noch dazu mit ſo beiſpielloſer Pracht ausgerüſtet war, daß die verwöhnten Pariſer ſich nicht ſatt ſehen konnten an den Galawagen und den mit orangefarbenen Bändern gezierten Grauſchimmeln. Aber noch mehr ſtaunte die Welt, als dem Engländer die unerhörte Ehre widerfuhr, das Wachslicht in dem königlichen Schlafzimmer zu halten und innerhalb des Geländers zu treten, der das Lager umgab. So war denn auch Ludwig weit entfernt, die Anerbietungen Wilhelm's von vorneherein mit ſtolzer Entrüſtung zurückzuweiſen; er ließ ſich vielmehr herbei, die Vorſchläge in Erwägung zu ziehen, und ſeit der Geſandtſchaft Portland's wurde ein lebhafter diplomatiſcher Verkehr zwiſchen den Höfen von Verſailles und Kenſington unterhalten. Ludwig hatte einmal geäußert, er fühle, daß er alt werde, und er wünſche, ſeinem Volke das geſegnete Andenken eines friedfertigen Fürſten zu hinterlaſſen. Als er daher im Mai 1700 den ihm von Wilhelm vorgelegten Theilungsplan, wonach an Frankreich bei der Zerſplitterung der ſpaniſchen Monarchie nur einige Provinzen gefallen wären, unterſchrieb, ſchien Ludwig, gebeugt durch Alter und Sorgen, ſich ſeines Ehrgeizes vollſtändig zu begeben.

Die Nachrichten über Unterhandlungen und Abſchluß der Theilungsverträge erregten in Spanien einen wahren Sturm der Entrüſtung. Der Stolz der Nation war auf das Tiefſte verletzt. Es ſchien unerhört, daß von fremden Mächten über das Schickſal einer Monarchie, deren König noch lebte, entſchieden war. Man fühlte, daß durch die ihr widerfahrene Behandlung die ſpaniſche Monarchie entwürdigt ſei, wie wenn ſie etwa die Republik San Marino wäre. Vielleicht hätte ſich, nachdem der erſte Unwille ausgetobt war, bei kälterer Ueberlegung der Stolz der Spanier darin gefunden, ihr Schickſal aus der Hand der fremden Mächte zu empfangen — aber die Integrität der Monarchie ſollte erhalten bleiben. Derb äußerten ſich die Kaſtilianer: Wir ſind bereit, zu Jedermann zu gehen,

zum Dauphin oder zum Teufel, nur daß wir Alle zuſammen gehen. Auch über die übrigen Provinzialen war durch faſt zweihundertjährige Zuſammengehörigkeit das Gefühl der Einheit gekommen, und mit voller Aufrichtigkeit richteten ſich Sympathie und Pietät aller Bewohner der ausgedehnten Monarchie hin zu dem finſteren Königspalaſte Spaniens, wo ihr König mit dem Tode rang. Durch die ganze Monarchie zuckte der Pulsſchlag des ſterbenden Mannes, weil man bange Ahnungen hatte, daß mit dem Sarge des Königs auch die Einheit der Monarchie zu Grabe getragen würde. Auf Kampf durfte man es allerdings nicht ankommen laſſen, weil die Streitkräfte des Landes ſich in einem erbärmlichen Zuſtande befanden, aber man ging darauf aus, eine der auswärtigen Mächte als Schützer der Wünſche und Intereſſen Spaniens zu gewinnen. Die Gemahlin des Königs hätte es gern geſehen, wenn der verwandten habsburgiſchen Linie in Oeſterreich das Erbe zugefallen wäre, und wohl konnte das Project dem Stolze Spaniens ſchmeicheln: die Zeiten Carl's V. wären dann zurückgeführt. Die Spanier ſetzten aber in Kaiſer Leopold kein Vertrauen; denn er hatte in den Kriegen mit Frankreich eine zu jämmerliche Rolle geſpielt, als daß man ſich von ihm eines kräftigen Schutzes hätte verſehen ſollen. In dieſer ernſten Kriſis mußten auch weniger dynaſtiſche Sympathien, als die Rückſicht auf Kraft und Macht den Ausſchlag geben, und ſo wurde immer vernehmlicher der Wunſch des Volkes laut, man ſolle ſich Ludwig XIV. vollſtändig in die Arme werfen. Wenn auch Ludwig's ſtolzes Selbſtvertrauen in der letzten Zeit angefangen hatte, etwas zu wanken, ſo war er doch noch der mächtigſte Mann in Europa und geeignet, dem Wunſche Spaniens, ungetheilt zu bleiben, bei den übrigen europäiſchen Mächten Reſpect zu verſchaffen. Daher entſchloß man ſich kurz, den Bourboniden Philipp von Anjou, für den Ludwig ſchon wiederholt die Krone

Spaniens in Anſpruch genommen hatte, zum Nachfolger Carl's II. zu beſtimmen, und dieſem Willen der Nation mußte Carl II. durch teſtamentariſche Erklärung die Sanction geben. So geſchah das faſt Unerhörte, daß der letzte ſpaniſche Habsburger unter Nichtachtung der Anſprüche ſeiner nächſten Verwandten, der deutſchen Habsburger, dem Geſchlechte die Krone ſeines Reiches übertrug, das durch faſt zwei Jahrhunderte hindurch der hinterliſtigſte und gefährlichſte Feind Spaniens geweſen war.

Am 1. November 1700 ſtarb König Carl II. Am 10. November langte der Courier in Paris an, der Ludwig officiell Mittheilung von dem Teſtamente Carl's II. machte. Der König war jetzt vor die Alternative geſtellt, entweder die Theilungsverträge gelten zu laſſen oder dem Willen des ſpaniſchen Volkes nachzugeben und ſeinen Enkel Philipp zum Erben der ſpaniſchen Monarchie einzuſetzen. Zwei Tage lang hat Ludwig geſchwankt: das Schickſal der Welt hing von ſeinem Entſchluſſe ab, und wie die Maintenon richtig bemerkte, war es ein Streit zwiſchen Vernunft und Ehre. Wenn Ludwig auf der Erfüllung der Theilungsverträge beharrte, ſo hatte er den Gewinn beträchtlicher ſpaniſcher Gebietstheile ziemlich ſicher in Ausſicht; denn Ludwig und Wilhelm verbündet konnten mit Nachdruck ihren Willen durchſetzen. Nahm er aber das Teſtament an, ſo ſtürzte er ſich in einen gefährlichen Krieg; denn es war klar, daß Wilhelm die Entſtehung einer coloſſalen Univerſalmacht auf alle Weiſe zu verhindern verſuchen würde. Die Rückſicht auf Ruhe und Gemächlichkeit hätte alſo die Ausführung der Theilungsverträge empfohlen. Und in jenen Stunden des Zagens, als Ludwig im Mai des Jahres die Verträge unterſchrieb, hatte ja auch jene Rückſicht den Ausſchlag gegeben. Unzweifelhaft hatte aber dann bald den König der Abſchluß der Theilungsverträge gereut. Als die Spanier den franzöſiſchen Geſandten fragten, ob Ludwig feſt entſchloſſen ſei, die Theilungsverträge zu halten,

antwortete Jener ſo ausweichend wie möglich und ließ die Spanier die moraliſche Ueberzeugung gewinnen, daß Ludwig doch in ſeinem Herzen geſonnen ſei, ſeinen Enkel auf den ſpaniſchen Thron zu ſetzen. So drängte denn auch jetzt in den letzten Augenblicken der Entſcheidung Alles dahin, den gefährlicheren, aber ehrenvolleren Weg einzuſchlagen. Alle Rückſichten ängſtlicher Sorge ſchwanden; wie in den Tagen ſeiner ſtolzeſten Jugend belebte Ludwig kühnes Vertrauen; er glaubte es dem dynaſtiſchen Intereſſe ſeines Hauſes ſchuldig zu ſein, zuzugreifen und die ehrgeizigen Träume, die die franzöſiſchen Staatsmänner Richelieu und Mazarin vor ihm gehabt hatten, zu verwirklichen. Der unwiderſtehliche Zug der Dinge riß ihn fort: am 12. November entſchied ſich Ludwig, das Teſtament anzunehmen. Ein Vertrauter des Königs ſchlich ſich zu dem jungen Herzog von Anjou, um ihm die frohe Botſchaft zu hinterbringen; denn vorläufig ſollte die Sache noch geheim gehalten werden. Philipp von Anjou ſaß gerade beim L'hombreſpiel, als ihm der Höfling zuraunte, daß er König von Spanien geworden ſei. Im erſten Moment der Freude fuhr Philipp jäh in die Höhe. Doch als ob er ſich geſchämt hätte, ſo weit ſeiner Würde zu vergeſſen, ſetzte er ſich lautlos wieder nieder und fuhr in ſeinem Spiele fort. Am 16. November fand die öffentliche Erklärung der Annahme des Teſtaments ſtatt. Feierlich redete Ludwig ſeinen Enkel Majeſtät an; er forderte ihn auf, ihn in die Meſſe zu begleiten und Gott zu danken, und als ſie Beide vor dem Hochwürdigſten knieten, gab er ihm die rechte Hand. Am 23. Januar 1701 verkündeten die Kanonen von Fuenterrabia, daß der neue König in ſeinem Reiche angekommen ſei. — Es folgten dann lange Jahre des ſpaniſchen Erbfolgekrieges, in denen die beiden Thronbewerber Philipp und Carl von Oeſterreich das Land Spanien zu erbittertem brudermörderiſchem Kampfe aufriefen, aber endlich ſiegte die Sache Frankreichs, und das bourboniſche

Filialkönigthum war gesichert. Und es schien nun, als ob der bourbonische Ehrgeiz durch den Erfolg, den er eben gehabt hatte, zu weiteren Versuchen angespornt war. Philipp selbst versank ja mehr und mehr in Melancholie und erwies sich unfähig zu Staatsgeschäften, aber in seiner Gemahlin Elisabeth von Parma war ihm eine Frau zur Seite gesetzt, die durch Mutterliebe und italienische Leidenschaftlichkeit angestachelt wurde, ihren Kindern neue Kronen zu verschaffen; und so gelang es ihr, die Bourboniden auf die Throne Neapels und Parmas zu führen, von denen sie in unserem Jahrhundert, ebenso wie in Frankreich selbst, wieder heruntersteigen mußten.

Wir kehren jetzt zur Geschichte Spaniens zurück und übergehen die Regierung der drei ersten Bourbonen, um erst wieder bei Carl IV. 1788—1808 ausführlicher zu verweilen. Die Regierung Carl's IV. müßte eigentlich die Regierung Godoy's, des allmächtigen Ministers, genannt werden. Die Königin Marie Louise war von einer verzehrenden Leidenschaft für diesen Mann erfaßt, und weder die schamlose Feilheit desselben noch sein brutaler Stolz oder seine staatsmännische Unwissenheit — liefen doch über ihn Anecdoten herum, daß ihm erst allmählich während seiner Ministerialregierung der Unterschied zwischen Russia und Prussia klar geworden sei — konnten die allmächtige Stellung des Günstlings erschüttern, und merkwürdiger Weise nahm König Carl trotz der Schande, die seiner Hausehre widerfuhr, wiederholt Gelegenheit, Godoy als seinen treuesten Freund zu bezeichnen. War das spanische Volk schon vorher verarmt, so wurde es unter Godoy bis aufs Blut ausgesogen, zumal die zwei kopflos unternommenen Kriege gegen Frankreich und England die bittersten Verlegenheiten brachten. Der Hof verschlang in gewissenlosester Verschwendung ein Sechstel der Einkünfte, und fast den gleichen Bruchtheil verbrauchte das Kriegsministerium; namentlich in letzterer Hinsicht trat die Nichtswürdigkeit

Godoy's klar zu Tage. Während die Soldaten hungerten und halbnackt herumliefen, ſchuf man eine lächerliche Fülle höherer Officierſtellen, um alle die Creaturen des allmächtigen Günſtlings mit reichen Einnahmen abfinden zu können. Zur Feier der Hochzeit des Prinzen von Aſturien wurden auf einen Schlag 57 Feldmarſchälle, 26 Generallieutenants und viele Hunderte von Oberſten ernannt. Die einſt ſo ſtolze ſpaniſche Flotte war bis auf die erbärmliche Zahl von 15 brauchbaren Fregatten zuſammengeſchmolzen, und dennoch gab es 1 Großadmiral, 2 Admiräle, 29 Viceadmiräle, 63 Contreadmiräle, 80 Capitaine von Linienſchiffen und 134 Fregattencapitaine! Es gehörte nun zu den charakteriſtiſchen Eigenthümlichkeiten der ſpaniſchen Geſchichte in jenen drei erſten Jahrhunderten der neueren Zeit, daß den Spanier eine unauslöſchliche Liebe zu ſeinem Königthume beſeelte, und Hingabe an den katholiſchen Glauben, ſowie Loyalität waren die eigentlichen beiden Grundpfeiler des ſpaniſchen Gefühlslebens. Dieſe Loyalität ſollte allerdings jetzt unter der Regierung Carl's IV. die ſchwerſten Proben ihrer Standhaftigkeit beſtehen, dennoch aber kam nach zwanzigjährigen Leiden der Unwille erſt da zum Ausbruch, als das königliche Haus gegen ſein eigen Fleiſch und Blut zu wüthen begann. Die Königin Louiſe hegte in ihrem Herzen zwei Regungen, die blinde Vergötterung ihres Buhlen Godoy und den tödtlichen Haß gegen ihren Sohn Ferdinand, den Prinzen von Aſturien. Das fortgeſetzte Zerwürfniß ließ dann Godoy den verhängnißvollen Schritt thun, den Prinzen am Ende des Jahres 1807 verhaften zu laſſen. Jetzt ging ein Schrei des Entſetzens durch das ganze Land. Die Empörung kam zu Arranjuez zum Ausbruch; Godoy mußte entlaſſen werden und Carl dankte nothgedrungen zu Gunſten ſeines Sohnes ab, der dann als Ferdinand VII. unter faſt wahnſinnigem Enthuſiasmus des Volkes in Madrid einen Einzug hielt. Die ſchamloſen Vorgänge innerhalb des

königlichen Hauſes waren einem ſcharfſichtigen Beobachter, der jenſeits der Pyrenäen auf der Lauer lag, durchaus nicht entgangen, und derſelbe ſollte jetzt eine verhängnißvolle Entſcheidung treffen. Napoleon hat gewiſſermaaßen durch den Beſchluß, der über das Geſchick Spaniens entſchied, ſich das eigene Grab zu graben angefangen, und es iſt intereſſant und lehrreich, zu beobachten, wie er lange Zeit geſchwankt hat und wie er nur mit innerſtem Widerſtreben ſich entſchied, als ob ihn eine Ahnung des Verhängniſſes, das ihn zu ereilen nahe war, überkommen hätte. Man kann mit vollſtem Rechte in das Jahr 1808 für die pſychiſche Entwickelung Napoleon's den Wendepunkt ſetzen, wo die kalte Ueberlegung dem Fieber des Größenwahns und der blinden Ländergier wich. Und von da ging es mit dem Kaiſer und ſeinem Glück größtentheils bergab. — Die ſpaniſche Monarchie verfügte noch immer über anſehnlichen Länderbeſitz. Zwar waren die italieniſchen und niederländiſchen Landſchaften von der ſpaniſchen Krone losgeriſſen, aber außer dem Mutterlande beſaß der ſpaniſche König noch jene ausgedehnten Colonialgebiete in Amerika und Aſien, die Spanien den Ruf einer Großmacht erhielten. Die Ueberlegung, die nun Napoleon anſtellte, hatte folgende Geſichtspunkte. Entweder er ließ Ferdinand auf dem Throne und kettete den ihm ſklaviſch ergebenen Monarchen als Alliirten an ſeinen Siegeswagen — oder er nahm Spanien völlig in Beſitz. In letzterem Falle, dies ſah er ein, würde ſofort England die Emancipation der Colonien ins Werk ſetzen, und Spanien ohne Colonien dünkte ihm ein dürftiger Beſitz. Dennoch ſiegte die Ländergier in Napoleon; er lockte die ganze königliche Familie nach Bayonne und überließ es hier Carl IV. und Marie Louiſe, ihren eigenen Sohn Ferdinand unter den widerlichſten Schmähungen zur Abtretung ſeines Königreiches an Frankreich zu zwingen.

Napoleon verlieh das gewonnene Land ſeinem Bruder

Joſeph. Doch jetzt erwachte von Neuem in dem ſpaniſchen Volke jene Glut der Empfindung, die es ſchon im ſechzehnten Jahrhundert als Vorfechter des katholiſchen Glaubens bewieſen hatte; die Treue gegen die rechtmäßige Herrſcherfamilie und der Haß gegen die Fremdlinge und Unterdrücker trieb die Nation in einen Kampf, der als rieſenhaft bezeichnet werden muß und deſſen heroiſche Beharrlichkeit dem ſpaniſchen Volke die Bewunderung der Welt eintrug. Je größer der Haß gegen Napoleon, den allgemeinen Unterdrücker, war, deſto mehr jubelte man dem ſpaniſchen Volke zu, das zuerſt ſich gegen das Joch des Weltbezwingers empört hatte. Es iſt bekannt, wie die preußiſchen Patrioten wieder und wieder auf dieſes Beiſpiel des ſpaniſchen Volkes hinwieſen. Vielleicht haben aber die Spanier durch dieſes Beiſpiel des Heroismus den fremden Nationen mehr genutzt als ſich ſelbſt. Wenigſtens kann man ſich bei dem Gedanken, daß die Spanier für Ferdinand VII. und aus Haß gegen König Joſeph Ströme Blutes vergoſſen, eines gewiſſen ſchmerzlichen Bedauerns nicht erwehren. Die abwägende Betrachtung, wem von den beiden Perſönlichkeiten der Vorzug zuzuerkennen ſei, neigt unzweifelhaft die Schale zu Gunſten Joſephs. König Ferdinand lebte in ſeiner franzöſiſchen Gefangenſchaft in ziemlich behaglicher Stimmung. Seine Lieblingsbeſchäftigung war, am Stickrahmen zu ſitzen, und ſo ſtickte er eigenhändig ein koſtbares Gewand für die heilige Jungfrau zu Valençay, die dann auch nicht verfehlte, durch den Mund der Beichtväter ihre Zufriedenheit mit dem Könige verkünden zu laſſen. Vor ſeiner Rückkehr ſchloß er mit Napoleon beinahe einen Allianzvertrag gegen England und wollte ſich ſogar dazu verſtehen, Joſephs Tochter zu heirathen. Gegenüber dieſem unwürdigen Gebaren erſcheint uns die Perſönlichkeit Joſephs in einem beſſeren Lichte. Er betrat die Grenze des Landes mit dem feſten Vorſatz, Spanien glücklich zu machen, und ſprach es

aus, daß es kein Glück gebe, als ein gutes Gewiſſen und die Achtung vor ſich ſelbſt. In Madrid hat er ſpäter von 7 Uhr des Morgens bis 11 des Abends in ernſteſter Pflichterfüllung gearbeitet, aber traurig ſah er ein, daß ihm überall ein glühender Haß begegnete, der keine Verſtändigung ſuchte und wollte. Erſchüttert ſchrieb er an ſeinen Bruder die Worte, in dieſem Volke ſtecke etwas Afrikaniſches; die auflodernden Flammen von Saragoſſa, das ſich ſelbſt zum Ruin verurtheilt hatte und bei deſſen Belagerung von hunderttauſend Menſchen vierundfünfzigtauſend ihren Tod fanden, gaben Joſeph einen Fingerzeig, daß dieſes Volk zwar ſchwärmeriſch lieben aber auch unverſöhnlich haſſen konnte. Das Merkwürdigſte bleibt aber immer, daß er ſowohl wie Napoleon die ganz richtige Erkenntniß hatten und demgemäß handeln wollten: dem ſpaniſchen Volke ſei nur durch Volksbildung aufzuhelfen. Wer wollte alſo leugnen, daß die Regierung Joſephs, falls ſie von dieſer richtigen Erkenntniß ausging, dem unglücklichen Lande wohlthätige Reformen hätte bringen können?

Die unſäglichen Leiden jenes furchtbaren Kampfes mit den Franzoſen mußten das ſpaniſche Volk wohl zu einer ernſten Betrachtung ſeiner Vergangenheit und der Ausſichten in die Zukunft führen. Es war ſein feſter Vorſatz, dem angeſtammten Königshauſe die Treue zu halten; aber man erinnerte ſich doch auch mit Scham des unwürdigen Looſes, das die nichtswürdige Regierung Karls IV. Spanien bereitet hatte, und eine Reihe trefflicher Männer ſuchte Vorkehrungen zu treffen, um die Wiederholung ähnlicher Gewaltthaten zu verhindern. Man gerieth auf den Gedanken, dem Lande eine Verfaſſung zu geben und neben den König Vertreter des Volkes zu ſtellen, die eine Controlle der Regierungshandlungen ausüben ſollten. Es hieß das, die alten Cortes unter erneuerten und erweiterten Machtbefugniſſen wieder aufleben laſſen. Unter dem furchtbaren

Kanonendonner der Franzoſen, die Cadiz beſchoſſen, wurde daſelbſt 1812 die neue Verfaſſung proclamirt, von deren Aufrichtung eine neue Aera der ſpaniſchen Geſchichte datirt. Es würde zu weit führen, den Inhalt dieſer ſpaniſchen magna charta ausführlicher darzulegen; ihre beiden wichtigſten Beſtimmungen bedingen eben die neue Zeit: einmal wurde die Volksſouveränetät ausgeſprochen und zweitens gab man an die Hand, den unglückſeligen Finanzzuſtänden des Landes durch Veräußerung des todten Beſitzes der Kirche aufzuhelfen. Von jetzt ab ging ein Zwieſpalt durch das ganze Land, in dem neben der Fahne des abſoluten Königthumes, um die ſich Clerus und Mönche ſchaarten, das Panier der Verfaſſung emporgehalten werden konnte und nach hier und dort ſich die Anhänger ſchieden. Wenn es ſchon überhaupt der Bourbonen berüchtigte Eigenthümlichkeit war, nichts lernen und nichts vergeſſen zu können, ſo durfte man von einem Ferdinand VII. am allerwenigſten erwarten, daß er bei ſeiner Rückkehr 1814 die geänderte Verfaſſung des Königthumes anerkennen würde. In ſehr bezeichnender Weiſe wandte er zu Valencia dem Präſidenten der bisherigen Regierung den Rücken und bot ihm in dieſer Stellung die Hand zum Kuſſe. Und ſo wurde denn auch ganz in den Grundſätzen des altſpaniſchen Königthumes weiter regiert. Obwohl mittlerweile der Abfall faſt aller amerikaniſchen Colonien eintrat und bedeutende Hülfsquellen verſiegten, ſo daß Spanien jetzt zum Range einer unbedeutenden Mittelmacht herabgedrückt wurde, blieb doch der alte Dünkel. Kleine Reiſen des Königs im Lande verſchlangen Millionen, und die ſpaniſche Regierung lehnte die Betheiligung am Congreß zu Aachen ab, weil die Repräſentation „des erſten Monarchen der Welt" dem Lande zu große Koſten verurſacht haben würde. Gleich von den erſten Zeiten der Rückkehr an vergalt Ferdinand die heroiſchen Leiden des Volkes mit blutigſter Verfolgung der

Cortespartei, wobei die fanatiſchen Mönche ihn beharrlich unterſtützten. Bald kam es denn auch ſo weit, daß die Spanier, wie der preußiſche Geſandte Werther nach Berlin ſchrieb, die Regierung Godoys faſt der gegenwärtigen vorzogen. Dennoch gelang es nicht, die Verfaſſungspartei ganz auszurotten, und im Jahre 1820 führte dann die durch Riego geleitete Revolution dazu, daß der König die Verfaſſung beſchwor und alſo eine Zeit lang die Cortespartei an das Ruder kam. Die durch den Congreß zu Verona beſchloſſene Invaſion eines franzöſiſchen Armeekorps unter Angoulême befreite den König aus den Händen der Cortes und leitete wieder eine Zeit des wildeſten Mönchshaſſes ein. So genügte es, ein Bild Riego's zu beſitzen, um zehn Jahre Preſidios zu bekommen. Die letzte Zeit ſeiner Regierung ließ wieder den König in der Verfolgung der Verfaſſungspartei erheblich nachlaſſen, was ihm natürlich den glühenden Haß der Mönche eintrug, die damals zuerſt ihr Augenmerk auf Don Carlos, den Bruder des Königs richteten. Man ſieht — es war ein ſtetes Fluctuiren des Einfluſſes zwiſchen den Servilen, wie in Spanien die Hofpartei hieß, und den Liberalen, die ſich bald in moderados und exaltados ſchieden, letztere ganz inficirt von der Frivolität der Pariſer Geſellſchaft, deren Grundſätze und Sitten ihr Ideal waren, und das verlieh dem Kampfe Heftigkeit und Haſt. Der raſche Wechſel der obſiegenden und herrſchenden Partei erzeugte jene troſtloſe Unſicherheit des politiſchen Lebens, die alle innere Reform lähmte und das Land immer unglücklicher machte. Die Miniſterien folgten ſich in erſchreckender Schnelligkeit, und ſo gab es z. B. ſpäter in den fünfundzwanzig Jahren von 1833 bis 1858 ſiebenundvierzig Miniſterpräſidenten, achtundſiebzig Finanz- und ſechsundneunzig Kriegsminiſter. Als ob es nicht genug war, daß die beiden Parteien mit echtſpaniſcher Grauſamkeit gegen einander ſtritten, ſollte dies Jahrhundert dem un-

glücklichen Lande, um den Kelch ſeines Elends voll zu machen, auch noch die furchtbarſte Plage beſcheeren, nämlich den jahrelang fortgeſetzten und ganze Landſchaften bis ins Mark verwüſtenden Bürgerkrieg. Das ſind die Carliſtenkriege, die ſeit 1833 Spanien heimgeſucht haben.

Im Jahre 1829 hatte nämlich König Ferdinand VII. zum vierten Male geheirathet und zwar die damals dreiundzwanzigjährige neapolitaniſche Prinzeſſin Chriſtine. Es war dies ein Ereigniß von der größten Tragweite, da die bisherigen Ehen des Königs kinderlos geblieben waren und ſo durch dieſe neue Heirath dem Bruder des Königs Don Carlos die faſt ſchon gewiſſe Ausſicht auf den Thron verkümmert zu werden drohte. Sollte allerdings aus der Ehe ein weiblicher Sprößling hervorgehen, ſo belebten ſich die Hoffnungen des Don Carlos von Neuem. Da erſchien im März 1830 ein königliches Decret, welches die gültige Thronfolgeordnung umſtieß. Nachdem nämlich durch das ganze Mittelalter und die Zeit der habsburgiſchen Regenten hindurch die Zulaſſung der Frauen zum Throne in Folge uralter Spanien eigenthümlicher Geſetze gegolten hatte, führte Philipp V., der die Reihe der bourboniſchen Regenten in Spanien beginnt, im Jahre 1713 die alleinige Thronberechtigung der männlichen Nachkommen ein, wie ſie auch in anderen Ländern, wo das ſaliſche Geſetz galt, feſtgeſetzt war.

Schon im Jahre 1789 hatte Karl IV., weil ſein fünfjähriger Sohn, der nachmalige Ferdinand VII. ſehr ſchwächlich ſchien, die alte Thronfolgeordnung herzuſtellen geſucht, dann aber, als mit dem Erſtarken des kleinen Ferdinand die praktiſche Bedeutung dieſes Unternehmens unerheblich zu werden ſchien, die Sache nicht weiter zum definitiven Abſchluß geführt. Jetzt gewann aber die Frage von Neuem Wichtigkeit, und ſo war unter dem Einfluſſe der Königin Chriſtine dieſes Decret erlaſſen, das die weibliche Thronfolge wiederherſtellte. Die Einwilligung

der auswärtigen Höfe und der ſpaniſchen Behörden war weiter nicht eingeholt worden, ſondern als ob Spaniens König noch der große Weltherrſcher war, ſollte das Decret die geſetzliche Sanction ohne weiteres in ſich ſelbſt tragen. Mit begreiflicher Spannung ſah alſo alles der Entbindung der Königin entgegen, da im Falle der Geburt einer Tochter jedermann die ſchwerſten Verwicklungen vorausſehen mußte. So wie einſt das Aufziehen eines ſchwarzen oder weißen Segels dem harrenden Aegeus die freudige oder düſtre Botſchaft verkünden ſollte, ſo war die Beſtimmung getroffen, daß dem ängſtlich harrenden Volke von Madrid die aufgezogene rothe Fahne auf dem königlichen Schloſſe die Geburt eines Infanten, dagegeu die weiße die Geburt eines weiblichen Sprößlings andeuten ſollte. Ein eigenes Mißgeſchick waltete über dieſem optiſchen Telegraphen. Am Ende des Septembers ſah die Madrider Bevölkerung unter großem Jubel plötzlich die rothe Fahne aufhiſſen. Alles ſtürzt voll Haſt nach dem Schloſſe und muß dann die Antwort hören, der dienſtthuende Offizier habe nur einmal vorher die Signale probiren wollen. Auch am Tage der Entſcheidung ſollten noch die Madrider geneckt werden, da die wirklich aufgezogene weiße Fahne von der untergehenden Herbſtſonne ſo ſchön roth beleuchtet wurde, daß alles von Neuem jubelte, um ſo mehr, da die getäuſchte Artillerie eine falſche Salve abfeuerte. Im königlichen Schloſſe war man deſto niedergeſchlagener. Schon vom frühen Morgen des zehnten October ab harrte eine geladene Geſellſchaft hochgeſtellter Spanier der Botſchaft aus den Gemächern der Königin. Erſt um vier Uhr Nachmittags öffneten ſich die Thüren, und eine Hofdame verkündete, Ihre Majeſtät iſt glücklich entbunden. In dem Augenblick trat der König ein, blaß und aufgeregt, begleitet von der Marqueſa von Santa Cruz, die das Kind auf einer ſilbernen Schüſſel trug. Sie präſentirte es den Spaniern. Einer von

ihnen fragte angſtvoll, ein Prinz? Sie antwortete una niña (Kleine); der König fügte hinzu pero hermosa, aber eine ſchöne. Dann nahm er die Schüſſel, um das Kind den anweſenden Diplomaten zu zeigen. Er verſuchte zu ſprechen, aber die Stimme verſagte ihm; dafür ſchrie die kleine Prinzeſſin deſto lauter. So war die Entſcheidung gefallen. Die Geburt einer Infantin, der jetzigen vertriebenen Königin Iſabella, ſollte einen grauenvollen Bürgerkrieg heraufbeſchwören.

Noch drei Jahre lebte Ferdinand, zuletzt in troſtloſer Monotonie des Daſeins. Die lebensluſtige Chriſtine ſchrieb verzweifelte Briefe nach Neapel und ſchalt über die Oede des Hoflebens. Das Hauptvergnügen außer den ſchrecklichen Stiergefechten, ſo berichtet ſie, ſei, daß die Majeſtäten ſich in dem Menageriehofe des Buen Retiro niederließen, worauf die Thiere von den Wärtern feierlich herumgeführt wurden und ſich ſchließlich vor den Majeſtäten hinknieen mußten. Am 29. September 1833 ſtarb der König. Mit echt ſpaniſcher Umſtändlichkeit ſpielte ſich am königlichen Sarge eine ſonderbare Scene ab. Als nämlich am 4. October die Leiche im Eſkorial beigeſetzt wurde, beſtätigten zunächſt die als Zeugen eingeladenen Hofbeamten, indem ſie durch ein Glasfenſter des Sarges ſahen, daß in demſelben wirklich der Leichnam Ferdinands läge. Dann trat der Herzog von Alagon vor und rief dreimal mit lauter Stimme: Sennor, worauf er ſagte, da S. Majeſtät nicht antwortet, ſo iſt er wirklich todt.

Chriſtine trat nun die Regentſchaft für die kleine Königin Iſabella an. Nothgedrungen ſtützte ſie ſich auf die Verfaſſungspartei, während die Mönche ſofort Don Carlos als König Karl V. zujubelten. Von Bilbao ging die Erhebung für Don Carlos aus, und es dauerte der greuelvolle Krieg ſieben Jahre, bis 1840.

Die Hauptſtütze waren damals, wie in allen ſpäteren

Carliſten-Kriegen, die Basken, die durch die Maßregeln der Verfaſſungspartei, welche dieſe reichen und fleißigen Landſchaften mit mehr Zöllen belegen wollten, ſich in ihren altverbrieften Rechten, den Fueros, gekränkt glaubten. Die Basken ſind ein eigenthümlicher Menſchenſchlag, alle adligen Blutes, arbeitſam, ſtreng abgeſchloſſen und eiferſüchtig auf ihre alte Sonderſtellung. So wie die Vendée für die franzöſiſchen Bourbonen den Herd der Invaſionsbeſtrebungen bildete, ſo ſind die vier baskiſchen Provinzen Biskaya, Guipuzcoa, Alava und Navarra die Brutſtätte der Carliſtenkriege. Von vornherein gewann damals der Carliſtenaufſtand weſentliche Unterſtützung durch einen tüchtigen Feldherrn und einen verwegenen Parteiführer. Der Baske Zumala cárregai iſt eine großartige Soldatennatur, und wohl nur ſeinem frühen Ende († 1835) iſt der ungünſtige Ausgang des Aufſtandes beizumeſſen.

Eine recht ſeltſame Figur iſt der altcaſtiliſche Guerillero, der Pfarrer Merino. Urſprünglich Ziegenhirt, hatte er in ſchneller Schulung die Meſſe ſingen gelernt und war in ſeinem Heimathdorfe Pfarrer geworden. Uebrigens trieb er, da ſeine Pfründe zu ſchlecht war, nach wie vor ſeine Ziegen in die Berge. Als die Franzoſen 1808 ins Land brachen, begehrten dieſelben aus dem Dorfe Mannſchaft für ihr Gepäck und luden dem Pfarrer die große Pauke auf. In Lerma riß ihm endlich die Geduld; wüthend warf er die Pauke an die Erde und ſchwur Rache. Er legte ſich mit ſeiner Büchſe in den Hinterhalt und wurde einer der gefürchtetſten Guerilleros. Ferdinand beſtimmte ſpäter dem ſtreitbaren Pfarrer zur Belohnung einen Stuhl an der Kathedrale zu Valencia. Als ihn dort die Domherren wegen ſeiner Unwiſſenheit hänſeln wollten, machte er kurzen Proceß, zog unter dem Chorrocke zwei Piſtolen hervor und fragte dann, wer noch etwas von ihm wünſche? Sofort riefen jetzt, als der Krieg losbrach, die früheren Kampfgenoſſen

den vierundſechzigjährigen Merino herbei, der mit altem Muthe und Eifer den Guerillakrieg zu leiten übernahm. — Der Kampf wurde mit ſcheußlicher Grauſamkeit geführt, und zwar gleichermaßen bei Carliſten und Chriſtinos. Das liegt eben im ſpaniſchen Naturell. Das Unmenſchlichſte wird allerdings von den Chriſtinos berichtet. So mordeten z. B. in Madrid die Soldaten ihren eigenen General Queſada und zeigten des Abends in den Kaffees triumphirend die Ohren desſelben herum. Eine andre Verruchtheit war folgende: Um den glücklichen Carliſtenchef Cabrera, bei dem auch unſer berühmter General v. Göben damals diente, von weiteren Unternehmungen abzuſchrecken, ergriff man 1836 die in Tortoſa lebende fromme und würdige Mutter desſelben, die die Roheiten ihres Sohnes aufrichtig beweinte, und erſchoß ſie im Feſtungsgraben. Ein ähnliches Schickſal ſollte dann ſeinen Schweſtern bereitet werden. Als die Kunde von dieſer Mordthat endlich Cabrera erreichte, fürchtete man für ſeinen Verſtand; er gebärdete ſich wie ein Karl Moor und gab ſchließlich die Parole: Vierzig Tage Mord, Todesſtrafe dem, der nicht gehorcht! Doch genug von dieſen Greueln.

Nachdem der Siegesherzog Espartero den erſten Carliſtenkrieg im Jahre 1840 zum glücklichen Abſchluß gebracht hatte, regierte Königin Iſabella die lange Zeit bis 1868. Der geduldigſte Geſchichtſchreiber muß aber ermüden, dieſes Gewebe von Palaſtintriguen und Corruption, den ewigen Wechſel der regierenden Behörden und die troſtloſe Ausbeutung des Volkes in ausführlicher Darſtellung zu begleiten. Daß allerdings das politiſche Leben in Spanien in dieſen Jahrzehnten ein ſo unerfreuliches Bild abgiebt, iſt vielleicht nicht allein die Schuld der Königin und ihrer Rathgeber, ſondern die leidenſchaftliche Gluth, mit der der moderne Spanier in der Betheiligung an der Politik den Erſatz für ſeine einſtigen glänzenden Aufgaben in

den Glaubenskämpfen und der Thätigkeit in den Colonien ſucht, hat auf die Feſtigkeit und Stetigkeit der Regierungsſyſteme unheilvoll eingewirkt. Trefflich charakteriſirt Baumgarten dieſe Erſcheinung des modernen Spaniens mit den Worten: „Weſentlich daraus iſt der troſtloſe Wirrwarr der ſpaniſchen Politik zu erklären, daß die ganze Fülle von Kräften, welche ſich in andern Ländern auf Landbau, Gewerbe, Handel, Wiſſenſchaft, Kunſt und Politik vertheilen, in Spanien faſt ausſchließlich ſich auf dem engen Raume der Politik zuſammendrängen und ſo eine erdrückende Concurrenz erzeugen, einen verzweifelten Kampf um die Exiſtenz. Keine Politik und keine Partei kann dieſen maſſenhaften Anſprüchen genügen. Wenn auch eine Partei ſich noch ſo ausſchließlich aller Aemter und lucrativen Geſchäfte bemächtigt hat, bleiben doch immer viele der Ihrigen mit leeren Händen, und wie unverantwortlich ausgedehnt die Zahl der hoch dotirten Poſten iſt, ſie reicht nie aus, um alle Parteiführer zu bedenken. Alle dieſe Unbefriedigten kehren den undankbaren Freunden den Rücken und wandern in das Lager derjenigen Partei oder desjenigen Generals, welcher die beſten Ausſichten hat, zunächſt zur Gewalt zu kommen. Die Spanier klagen ſelbſt, daß die Politik wie eine Entrepriſe betrieben wird, und die Zahl der Regierungsentrepreneurs wächſt mit jedem Tage.“

Iſabella wurde 1868 vertrieben, es folgten dann das Königthum Amadeos von Italien, die Republik und endlich wieder die Einſetzung der Bourbonen. Alfonſo XII. und der jetzige minderjährige König Alfonſo XIII. haben im Ganzen unangefochten gelebt, nur daß in den ſiebziger Jahren Karl VII., der Enkel des Prätendenten Karl V., von Neuem den unglückſeligen Carliſtenaufſtand begann und man auch gegenwärtig (1899) wieder von Erhebungen der Carliſtenpartei munkelt (Prinz Jaime, Sohn Karls VII.).

Während so im Inneren die Geschichte Spaniens einen einigermaßen ruhigen Verlauf genommen hat, ist in jüngster Zeit dadurch ein bedeutsamer Wandel eingetreten, daß Spanien in dem amerikanischen Kriege fast die letzten außereuropäischen Colonien verloren hat und so nach außen hin tief gedemüthigt und zu jammervollster Ohnmacht verurtheilt erscheint.

Das schöne Cuba mit seinem Bodenreichthum und klaren Meerwasser, wo selbst der Meerboden wie ein herrlicher Garten erscheint, die asiatischen Philippinen, deren Besitz einst Karl V. das stolze Wort eingab, daß in seinen Staaten die Sonne nicht untergehe, sie sind jetzt getrennt vom Mutterlande, und wehmüthig mußte es berühren, daß als einziges und letztes Gut aus ihren Colonialreichen die Spanier die Asche des Columbus nach Sevilla zurückbrachten. Vielleicht erfährt Spanien nunmehr dasselbe Schicksal wie einst England im Mittelalter, als es den festländischen Besitz in Frankreich verlor und in sich mächtig erstarkte und zur wahren Entfaltung des Volksthums gelangte. Vielleicht — aber man hat doch seine Bedenken. Der sprichwörtlich gewordene „Stolz" des Spaniers ist allmählich ausgeartet zu hoffärtigem Dünkel, und kein Volk kann Ruhm und Größe erwerben, das nicht in Selbstzucht und Selbsterkenntniß die schwersten Kämpfe in innerster Seele durchgemacht hat. —

Anhang.

Carl IV. und Marie Louise.

Ferdinand VII., † 1833, und Christine von Neapel. — Don Carlos (V.), † 1855.

Isabella II. und Franz. — Carlos (VI.), † 1861. — Johann dankt ab zu Gunsten seines Sohnes Alfons.

Isabella, Gräfin von Girgenti. — Alfons XII., † 1886. — Carlos (VII.), geb. 1848.

Alfons XIII., geb. 1886. — Jaime, geb. 1870.

Die Pflanzenwelt

im Glauben und Leben unserer Vorfahren.

Von

P. Spelter,
Oberlehrer in Solingen.

Hamburg.
Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vormals J. F. Richter),
Königliche Hofbuchhandlung.
1900.

Das Recht der Ueberſetzung in fremde Sprachen wird vorbehalten.

Druck der Verlagsanſtalt und Druckerei A.-G. (vorm. J. F. Richter) in Hamburg.
Königliche Hofbuchdruckerei.

Digitized by Google

Motto: Die Geſchichte muß dem Volke, wenn auch nur in der Geſtalt der Sage, gegenwärtig bleiben, wenn es nicht vor der Zeit altern ſoll.
Karl Simrock.

Es war in der Zeit der Erniedrigung Preußens nach der unglücklichen Doppelſchlacht bei Jena und Auerſtädt, als gelegentlich eines Feſtes, zu dem Napoleon mit ſeiner zahlreichen Begleitung ins altehrwürdige Berliner Schloß von König Friedrich Wilhelm III. eingeladen war, die Königin Luiſe, jeglichen Schmuckes bar, nur mit einem Kornblumenkranze auf dem Haupte, im Feſtſaale erſchien und aus nächſter Nähe ſpöttiſche Bemerkungen über ihren gar zu ſchlichten Haarſchmuck aus dem Munde der franzöſiſchen Gäſte vernehmen mußte. Schmerzlicher denn je das Weh, welches durch Napoleon über ihr Herz gekommen war, fühlend, wandte ſie ſich mit zorngerötheten Wangen zu dem kühnen Sprecher mit den Worten: „Bedenkt, Herr Marſchall, daß der Schmuck, den Ihr an mir vermißt, in Euren Händen iſt, oder wüßtet Ihr es wirklich nicht. Bis vor Kurzem durften wir uns reichen Ernteſegens erfreuen; jetzt aber haben Eure Roſſe die Saaten zertreten, und unangebaut liegen die Felder; dazu habt Ihr allüberall geplündert, und was wir an Schätzen beſeſſen, iſt nach Frankreich geführt worden. So iſt es gekommen, daß bei uns Feldblumen zu den Seltenheiten und Koſtbarkeiten gehören, und darum trage ich ſie.“ — Das Andenken der theuren Mutter ehrend, erkor ſich ſeitdem der große Sohn Kaiſer Wilhelm I. die blaue Kornblume zur

Lieblingsblume, und das deutsche Volk kennt noch heute kein lieblicheres Bild, als das der herrlichen Frau im Schmucke der blauen Blume, die sie um das goldene Haar gewunden hat.

Diese schlichte Erzählung zeigt uns ein Beispiel gemüthvollen, naturliebenden Charakters, wie er nicht nur auf dem preußischen Fürstenthrone gefunden wird, sondern dem gesammten deutschen Volke eigen ist. Gemüthvoll, naturliebend ist der Charakter des deutschen Volkes. Es darf uns daher nicht wundern, wenn unsere Vorfahren schon mit inniger Liebe an der Natur gehangen und andachtsvoll ihrem Leben und Weben gelauscht haben. Aber auch die Natur selbst, der Charakter der Landschaft, in welcher der Urgermane wohnte, bedingte einen solch innigen und herzlichen Verkehr.

Rauh und kalt war die Natur in der Urheimath, in jenen kühlen, waldesdunklen, wolken- und sturmumrauschten Hochländern Asiens, der geheimnißvollen Wiege des Menschengeschlechtes. Und die neue Heimath, die sie nach langen Wanderungen durch die Tiefebenen Sarmatiens, in den Küstenländern der Nord- und Ostsee fanden, gab ihrem offenen Sinne für die Natur weitere kräftige Nahrung. Unter düsterem Himmel, in nebel- und regenreicher Luft wochenlang die Tage im Dunkel des Waldes oder der Einförmigkeit der Ebene zu verleben, unter dem Frostpanzer des endlosen Winters auf das langsame Erwachen neuen Lebens zu warten: mußte das nicht Anlaß geben zu träumerischem Versenken, zu einem Hineinspinnen der Gedanken in das Innenleben? Wenn sich die Natur dann nach dem Alles ertödtenden Winter neu belebte, wenn ihnen so nach Herbstestrauer und Winterklage wieder Frühlingslust und Sommerfreude wurde, können wir uns dann wundern, daß ihr Sinn und ihre Liebe zur Natur immer mehr erstarkte, daß sie zuletzt ihre ganze Weltanschauung auf die Natur und ihren Wechsel bauten?

Auf weitblickenden Höhen, in schauerlichen Waldschluchten in rauschenden Flüssen, vor Allem im dunklen Schatten des Haines dachte sich der Germane seine Götter wohnend; im Rauschen der Baumkronen, im Wehen des Windes, im Geflüster der Blätter ahnte er die göttliche Nähe. Die Kräfte der Natur waren mithin seine Götter, in seiner Phantasie aber hatten sie persönliche Gestalt gewonnen. Diese Personificirung erstreckte sich aber nicht nur auf die leblose Natur, auf Himmel und Erde, Sonne, Mond und Sterne, Tag und Nacht, Wind und Wetter, sondern vor Allem auch auf die Thier- und Pflanzenwelt. Am frühesten fühlten sich unsere altgermanischen Vorfahren zur Pflanzenwelt hingezogen. Mit ihr standen sie nicht, wie mit der Thierwelt, bei ihrem Kampf ums Dasein dauernd auf dem Kriegsfuße, sie wurde ihnen nicht verderblich, unheilvoll, wie die Erscheinungen des Wetters. Die Pflanzenwelt war vielmehr des Deutschen nächster und bester Freund, der ihm allezeit reiche Dienste leistete. Verfolgen wir daher einmal die nicht unbedeutenden Spuren der Pflanzenwelt im religiösen Glauben und Leben unserer Vorfahren.

Schon in der ältesten Mythologie, in dem Glauben über Weltschöpfung und Weltvernichtung spielt die Pflanzenwelt eine hervorragende Rolle. Die Edda, jene Sammlung heidnisch-germanischer Götter- und Heldenlieder von der Insel Island, berichtet über die Entstehung der Pflanzenwelt Folgendes:

Im Anfange der Zeit war weder Himmel noch Erde, sondern nur ein öder, unerfüllter Raum, Ginnungagap (wörtlich Gaffen der Gähnungen) genannt, eine Art Chaos. Die Sonne, der Mond, die unzähligen Sterne, die Erde mit ihrem Wasser, die Luft, das Feuer und sogar das Licht und die Finsterniß lagen als verborgene Keime wüst und wild durcheinander in dem ungeheuren Abgrund. Da warf Allvater,

der höchſte aller Götter, einen Blick auf den Abgrund, und dieſer ſpaltete ſich mit entſetzlichem Krachen in zwei Theile, einen ſüdlichen und einen nördlichen. Der ſüdliche Theil war voller Licht und Glanz, er wurde deshalb Muspelheim, d. h. Reich des Lichtes, genannt. Der nördliche Theil aber war öde und finſter, und ein dichter, kalter Nebel lag darüber ausgebreitet; Niflheim, d. h. Reich des Nebels oder der Finſterniß, wurde ſein Name. Zwiſchen dieſen beiden Reichen blieb in der Mitte noch ein Raum, der mit einem Ende an Muspelheim ſtieß und von dort einiges Licht empfing, mit dem anderen Ende aber bis an Niflheim reichte und dort faſt ebenſo finſter und kalt wie dieſes war. Da ließ Allvater aus Muspelheim feurige Funken in dieſen mittleren Raum fallen, und dieſelben ſchmolzen den Schnee, das Eis und den Reif, womit der Raum zum großen Theile angefüllt war. Die geſchmolzenen Tropfen wurden lebendig, und aus ihnen entſtand ein großer Rieſe, Ymir genannt. Aus anderen Tropfen bildete ſich dann eine große Kuh, Audhumbla (die Schatzfeuchte, Saftreiche), von deren Milch der Rieſe ſich nährte. Andere Funken, die aus Muspelheim herüberflogen, ſetzten ſich zu großen und kleinen Lichtern zuſammen, die fortan Tag und Nacht regieren mußten. Das waren die Sonne, der Mond und die unzähligen Sterne. Die Kuh des Rieſen Ymir beleckte nun die Eisblöcke, die ſalzig waren, und aus denſelben kamen erſt einige Menſchenhaare, dann ein ganzes Haupt und endlich am dritten Abend eine ganze Menſchengeſtalt hervor, ſchön von Angeſicht, groß und ſtark: es war der mächtige Gott Buri. Seine Enkel Odin, Wili und We erſchlugen den Rieſen Ymir und bildeten aus ſeinem Körper die Welt: aus ſeinem Blute das Meer, aus dem lockeren Fleiſche die Erde, aus den Knochen die Berge, aus den Zähnen, Kinnbacken und zerbrochenen Gebeinen die Felſen und Klippen, und aus den Haaren die Bäume. Den

Schädel wölbten ſie zum Himmel, das Hirn warfen ſie in die Luft und es wurden Wolken daraus. Noch fehlte der Menſch. Da ging Odin mit ſeinen Brüdern zum Meeresſtrande. Dort fanden ſie zwei Bäume, Eſche und Erle, und ſie ſchufen Menſchen daraus, aus der Eſche den Mann (Ask) und aus der Erle das Weib (Embla). Odin gab ihnen die Seele, Wili Verſtand und Kraft zur Bewegung, der jüngſte Bruder endlich ein blühendes Antlitz, Sprache, Gehör und Geſicht.

Dem alten Germanen war alſo die Eſche der Originalſtammbaum des Menſchen. Ja, der Urgermane, der aus der Beobachtung des Wachsthums der Pflanzen auf Weſensgleichheit zwiſchen dieſer und ſich ſelbſt ſchloß, maß jener auch eine der ſeinen ähnliche Seele bei. So war ihm die Pflanze, vor Allem aber der hochſtrebende, langlebige Baum, der Hort des verkörperten Naturlebens, ja das Symbol der Unſterblichkeit. Er iſt das Sinnbild des Lebens und ſeiner Zeitabſchnitte. Im Frühling deutet er mit ſeinen Sproſſen und Blüthen auf die Jugend, im Sommer auf das Reifen der Früchte, im Herbſt mit dem Abfallen des Laubes auf das Welken des Lebens und im Winter auf den Tod, um dann im Frühling wieder zu neuem Leben zu erwachen.

Auf dieſer Vorſtellung beruht im Grunde die religiöſe Verehrung beſtimmter Baumarten und die Verehrung des Waldes im Allgemeinen, beruht jener weit verbreitete, bei unſeren heidniſchen Vorfahren herrſchende Baumkultus, der noch heute in zahlreichen Ueberlieferungen wiederklingt.

So werden in manchen Gegenden die kleinen Kinder aus hohlen Bäumen geholt; das bekannte Handwerksburſchenlied läßt in Sachſen die ſchönen Mädchen auf den Bäumen wachſen.

„Darauf, ſo bin ich gegangen nach Sachſen,
Wo die ſchönen Mägdlein auf den Bäumen wachſen!"

Daß die Häuſer aus Holz gebaut wurden, hat, wie Rocholz

glaubt, nicht nur seinen Grund in der technischen Erfahrungslosigkeit der früheren Zeiten, sondern mehr noch in dem Hainkultus und der Baumverehrung. Oder wie wäre es sonst zu verstehen, daß eine urkundliche Namenreihe schwäbischer alter Lehnshöfe zugleich die Namen sämmtlicher Wald- und Fruchtbäume enthält. Und gehört nicht Alles, was unsere Sprache auf Volk, Abkunft, Geschlecht und Zeugung besonders auszudrücken vermag, dem Baumleben an? Stammbaum, Abstammung, Volksstamm, Fortpflanzung, Zweig betrifft den Baum und das ganze Geschlecht zugleich. „Leute" heißen zu Deutsch die Gewachsenen, gleich dem aus der Erde entsprossenen Waldbaum. Die Namen unserer einheimischen Bäume sind weiblichen Geschlechtes: die Tanne und Fichte, die Eiche und Linde sind als fruchtbare Weiber und Mütter aufgefaßt. „Männer wie Bäume" gilt von einem kräftigen Volksschlage. Das Feigenblatt der Scham, welches dem Menschenpaare im Paradiese statt der Kleidung umgehängt wird, ist das letzte Stammblatt ihrer Abkunft aus dem Baume (Rocholz S. 85).

Im Baume wohnte ein geisterhaftes Wesen, dessen Leben an das Leben der Pflanzen gebunden war; mit ihr wurde es geboren, mit ihr starb es. In der Pflanze hatte jenes Wesen seinen gewöhnlichen Aufenthalt, sie war gleichsam sein Körper; oft erscheint es jedoch auch außerhalb der Pflanze in Thier- oder Menschengestalt. Diese Wesen sind Mitteldinge zwischen der Gottheit und den Menschen: es sind die sogenannten Dämonen, entweder Wald- oder Feldgeister. Unter den Dämonen, welche die Bäume des Waldes beleben und deren Stimme das ahnungsvolle Gemüth des Germanen im flüsternden Wiegen der Baumkronen zu vernehmen glaubte, sind die bekanntesten die wilden Männer und die Holzweibchen. — Die wilden Männer sind die Geister der wilden Natur des Waldes und des Gebirges, die der Kultur trotzt, dann aber

auch die Geiſter des grünenden Lebens, des Wachsthums. Die Erſteren werden als wilde Weſen gejagt und getödtet, die Letzteren werden beim Nahen des Frühlings im Walde geſucht, die Gefundenen werden freudig begrüßt, im Triumph in das Dorf eingeführt und auf dem Anger mit Waſſer begoſſen; denn das Pflanzenleben bedarf der befeuchtenden Kraft des Waſſers. Solch ein wilder Mann wird regelmäßig beſchrieben als von großer Körperſtärke, behaarten Leibes und nur mit einem Schurz von Fellen bekleidet. In der Hand führt er eine mit den Wurzeln ausgeriſſene Tanne. Ihre Frauen, die Waldfrauen oder wilden Weiber, ſteigen oft in Mondnächten in die Lüfte. Ihre Kleidung iſt grün und rauh, moosbewachſen, gleichſam zottig, ihr Haar lang und aufgelöſt, ihr Rücken hohl wie ein morſcher Baumſtamm oder ein Backtrog; die lang herabhängenden Brüſte — ein Symbol üppiger Vegetation — können ſie über die Schultern werfen. In manchen Gegenden verlieren die Waldfrauen das Rieſenhafte, als Mooſsweiblein oder Holzweibchen gleichen ſie dreijährigen Kindern mit ſchönen, langen, gelben, krauſen Haaren, die ſpinnend oder ſtrickend auf Kreuzwegen ſitzen, ſich auch mit den Menſchen zu Tiſche ſetzen, freundlich und harmlos mit ihnen verkehren oder ihnen helfend bei der Arbeit beiſpringen. So erzählen Lauſitzer Sagen von den Holzweiblein im Königshainer Heideberge; eine andere Sage aus der Gegend von Spitzkummersdorf berichtet, wie der Berggipfel dampft und eine Menge Holzweiblein Kuchen backen. Wenn daher in der Zittauer Gegend im Frühling und Herbſt zerriſſenes Nebelgewölk vom Gebirge aufſteigt, wenn „der Wald raucht", ſo pflegt man zu ſagen: „das Buſchweibchen kocht." Jene Nebelſtreifen werden als der Rauch von ſeinem Herde bezeichnet. Naht im April ein Hagelſchauer, ſo ruft man: „das Buſchweibchen ſteigt über das Gebirge." In Weſtfalen ſagt man beim Wirbelwinde: „da fliegen die Buſchjungfern." In

Dittersbach a. d. Elbe und in Großschönau wiederum, wo sich das Holzweiblein von einem armen Mädchen kämmen läßt, wird dieses dafür durch grüne Blätter belohnt, die sich in Gold verwandeln. — Manchem Brauche, den unsere Zeit noch hier und da findet, liegt der alte Volksglaube an diese kleinen, moosgrünen Waldgeister zu Grunde. So läßt man im Frankenwalde bei der Ernte drei Hände voll Flachs für die Holzweibel auf dem Felde liegen. Zu Neuenhammer in der Oberpfalz bindet man beim Ausraufen des Flachses vom Felde fünf bis sechs Halme, die man stehen läßt, oben in einen Knoten zusammen, damit das Hulzfral sich darunter setze und Schutz finde. Aber nicht allein bei der Flachsernte, auch bei der Heu- und Kornernte bedenkt fromme Einfalt die Holzweibchen. Im Meininger Oberland läßt man, wenn das Grummet eingefahren wird, ein kleines Häufchen Heu auf der Wiese liegen und sagt, das gehöre dem Holzfräulein oder dem Hulzfräle für den gebrachten Segen. Aus der Oberpfalz und Oberfranken wird die Sitte berichtet, auf dem Fruchtacker einige reife Aehren der Ernte, einen Büschel, als dem Holzfräulein zugehörig, stehen zu lassen, dann soll man im nächsten Jahre desto mehr Segen in die Kornscheuern einheimsen. Zu Guttenberg in Oberfranken läßt man auf jedem Obstbaum etwas von der Frucht für das Holzfräulein hangen. — In der Gegend von Saalfeld und im Harz bilden Drechsler noch heute die Holz- und Moosfräulein, sowie die wilden Männer als Püppchen und Tabakspfeifen; zu Weihnachten stellt man in Reichenbach noch kleine Moosmänner auf den Tisch.

Wie im Walde die Waldgeister, so treiben in Feld und Flur die sogenannten Feldgeister ihr Wesen. Der Wind ist der Beförderer oder Vermittler der Befruchtung, und so glaubte man, daß die in Wetter und Wolken waltenden Mächte auch in Feld und Acker hausten. Wallt der Wind im Korne, so sagt

man: „die Windkatzen laufen im Getreide, die Wetterkatzen ſind drin.“ Ebenſo redet man von Haſen, Bären, Wölfen, Hunden, Windſauen, Böcken, die im Getreide gehen, wenn es in Wellen wogt oder „wolkt.“

Neben den thiergeſtaltigen giebt's auch Feldgeiſter in Menſchengeſtalt. Wenn der Wind im Korne Wellen ſchlägt, ſagt man: „es zieht die Kornmutter über das Getreide,“ oder: „es laufen die Kornweiber durch das Getreide.“ Sie hat feurige Finger, theergefüllte oder mit glühenden Eiſenſpitzen verſehene lange Brüſte; mit ihren Doggen jagt ſie über den Acker hin oder ſitzt ſelbſt in Wolfsgeſtalt im Korne, von kleinen Hündchen begleitet, welche die verlaufenen Kinder in ihre eiſerne Umarmung führen. Deshalb warnt man die Kinder, Kornblumen zu ſuchen, damit die Roggenmuhme ſie nicht haſche.

„Laß ſtehen die Blumen, geh' nicht ins Korn,
Die Roggenmuhme zieht um da vorn.
Bald duckt ſie nieder,
Bald guckt ſie wieder:
Sie wird die Kinder fangen,
Die nach den Blumen langen.“ (Kopiſch.)

In Weſtfalen hauſt der Hafermann im Felde, mit großem, ſchwarzem Hute und einem gewaltigen Stocke; er führt die Begegnenden durch die Luft hinweg, umwandelt die Kornhaufen, verlockt und neckt den Wanderer. Hat der Wind das Getreide an einer Stelle nach allen vier Seiten gelagert, ſo hat der Alte dort geſeſſen. Ueber ganz Deutſchland verbreitet, aber erſt ſeit dem dreizehnten Jahrhundert bezeugt, iſt ein Brauch, der ſich an den Namen des Alten knüpft. Wer das letzte Korn ſchneidet oder bindet, dem ruft man zu: „Du haſt den Alten und mußt ihn behalten“ (d. h. den Winter über ernähren). Aus der letzten Garbe wird eine Puppe in Mannsgeſtalt gefertigt und bekleidet; die Schnitter und Binderinnen ſtrömen herbei, rufen jubelnd

ſeinen Namen und knien nieder, küſſen auch wohl die Kornfigur. Vom Felde wird dann der Alte feierlich heimgetragen oder hereingefahren. Zu Hauſe wälzen die Arbeiter die Puppe dreimal um die Scheune, ſetzen ſie auf dem Hofe nieder, bilden einen Ring um ſie, umtanzen ſie dreimal, nehmen ſie mit an das Erntemahl, ſetzen ihr Speiſe und Trank vor und laden ſie zum Eſſen ein. Die letzte Binderin eröffnet mit dem Strohmann den erſten Tanz auf der Dreſchdiele. Später wird er in der Scheune oder im Herrenhauſe aufgehängt. Der Hofherr ſoll ihn da wohl in Acht nehmen, damit er ihn behüte Tag und Nacht.

Wie die Dämonen, die Wald- und Feldgeiſter den Menſchen ſchaden, ihnen krankheitserzeugendes, geiſterhaftes Ungeziefer ſchicken, ſo können ſie dasſelbe auch wieder zurücknehmen. Deshalb umwandelt man z. B. bei Zahnſchmerzen einen Birnbaum rechts und umfaßt ihn mit den Worten:

Birnbaum, ich klage dir,
Drei Würmer, die ſtechen mir,
Der eine iſt grau,
Der andere iſt blau,
Der dritte iſt roth,
Ich wollte wünſchen, ſie wären alle drei todt.

Ruft der Baumgeiſt die Krankheit verurſachenden Weſen nicht freiwillig zurück, ſo bedient man ſich zauberiſcher Worte und ſymboliſcher Handlungen, der unter uns ſogenannten ſympathetiſchen Kuren, welche bezwecken ſollen, die ſchädlichen Geiſter unter einen Stein, in die Wüſtenei zu verweiſen, einem Vogel zum Mitnehmen zu empfehlen, oder ſonſt zu verbannen, vorzüglich aber ſie auf einen Baum oder ein Kraut, oder ſogar auf den Körper eines Dämonen zu übertragen. Wer z. B. an Schwindel leidet, läuft nach Sonnenuntergang dreimal nackt um ein Flachsfeld, dann bekommt der Flachs den Schwindel.

In der Altmark binden Kopfwehkranke einen Faden zuerſt dreimal um ihr Haupt und hängen ihn dann in Form einer Schlinge an einen Baum; fliegt ein Vogel hindurch, ſo nimmt er das Kopfweh mit. Ein Gichtkranker ſoll ſich vor Tagesanbruch im Walde einfinden, dort drei Tropfen ſeines (von den unſichtbaren Plagegeiſtern erfüllten) Blutes in den Spalt einer jungen Fichte verſenken und nachdem die Oeffnung mit Wachs von Jungfernhonig verſchloſſen iſt, laut rufen: „Gut Morgen, Frau Fichte, da bring i dir die Gichte! Was ich getragen hab' Jahr und Tag, das ſollſt du tragen dein Lebetag!“ — In Mittel- und Niederſchleſien wird behufs Uebertragung von Krankheiten vielfach das Verſpinden und Durchziehen angewandt. Man ritzt die Haut des Kranken, bringt einen Tropfen ſeines Blutes auf ein Läppchen und dieſes unter die Rinde eines Baumes oder in ein hineingebohrtes Loch, welches man dann „verſpindet“. Mit dem Verwachſen der Verletzung des Baumes ſchwindet die Krankheit. An manchen Orten pflegen die Mädchen ein Loch in eine Pappel zu bohren, einige ihrer Haare hinein zu ſtecken und dieſe dann mit einem Keil zu verſpinden, damit mit den ſchnell wachſenden Pappelknoſpen zugleich ihr Haar ſchneller wüchſe. Das Durchziehen wird bei Kindern angewendet, namentlich bei ſolchen, die mit einem Bruchleiden behaftet ſind. Eine junge Eiche, an manchen Orten auch ein Weidenſtämmchen, wird von oben an geſpalten, und während ſie oben zuſammengehalten wird, zieht man das Kind dreimal hindurch. Dann wird der Baum zuſammengebunden, und während er ſelbſt verwächſt, heilt die Krankheit. Panzer hörte einſt im bayeriſchen Wald das Geſchrei eines Kindes, und als er hinzu eilte, ſah er einen Bauern und ſein Weib, die ihr Kind, das an einem Bruche litt, durch eine geſpaltene Eiche zogen, und im Frickthal ſieht man in den Eichwaldungen eine große Zahl von vernarbten Stämmen, die zu ſolchem Heil-

verfahren benutzt wurden. — Der Menſch hat auf dieſe Weiſe ſein Schickſal, ſein Leben mit demjenigen der Pflanze gleichſam auf myſtiſche Weiſe verknüpft. Dies geht noch deutlicher aus dem Umſtande hervor, daß es fortan für den ſo Geheilten gefahrvoll ſein ſoll, wenn der mit ihm in Sympathie gebrachte Baum abgehauen wird, — ſein Leben geht mit dem des Baumes zu Grunde. Stirbt der Menſch zuerſt, ſo geht ſein Geiſt in jenen Baum über, und wird der letztere nach Jahren zum Schiffsbau benutzt, ſo entſteht aus dem im Holze weilenden Geiſte der Klabautermann, d. h. der Kobold oder Schutzgeiſt des Schiffes und der Mannſchaft.

Die Bäume als menſchliche Weſen gedacht, waren heilig und unverletzlich. Grauſame Strafen ſtanden nach den alten Rechtsgewohnheiten einzelner Orte auf der Schändung der Bäume. „Der en fruchtbaren Baum truttelde, ſoll mit ſeinen Dermen nach ufgeſchnittenem Bauche umb den Schaden gebunden und damit zugehelen werden. Wenn jemand einen fruchtbaren Baum abhauete und den Stamm verdeckte dieblicher Weiſe, dem ſoll ſeine rechte Hand uf den Rucken gebunden und ſein Gemechte uf den Stammen genegelt werden und in die linke Hand eine Axe geben ſich damit zu löſen.“ (Schaumburger altes Landrecht.) Noch am 13. November 1720 erklärten die Beiſitzer des Holzgerichts, welches von Herrn von Holle zu Harenberg bei Hannover abgehalten wurde, auf die Frage, wie Derjenige zu beſtrafen ſei, der einen Heiſter (junger Eich- oder Buchbaum) ſchäle: „man ſolle dem Täter das Eingeweide aus dem Leibe ſchneiden und daran knüpfen und ihn ſo lange umb den Heiſter herumjagen, bis er wieder bewunden wird. So einer befunden wird, der einem fruchtbaren Heiſter den Poll (Kopf) abhauete, ſolle dem Täter der Kopf wider abgehauen werden.“ Dieſe furchtbaren Strafandrohungen laſſen erkennen, daß der Wipfel den Kopf, die deckende Rinde die Haut, der umwickelnde Baſt

die Eingeweide des Baumes als eines beſeelten, menſchenartig empfindenden Weſens darſtellten. Wer die Krone haut, Borke und Baſt des lebenden Baumes reißt, beraubt den Baumgeiſt der zum Leben nothwendigſten Glieder. Der frevelnde Menſch muß mit dem entſprechenden Theile ſeines Körpers gut machen, was er an jenem geſündigt. Darum ſprechen heute noch die Holzarbeiter in der Oberpfalz von Waldbäumen wie von Menſchen und bitten den ſchönen, geſunden Baum um Verzeihung, ehe ſie ihm „das Leben abthun".

Die Verſchmelzung zwiſchen Menſch und Baum war zuletzt eine ſo innig gedachte, daß man die Bäume wie Menſchen betrachtete. In Weſtfalen kündigt man den Bäumen den Tod des Hausherrn an, indem man ſie ſchüttelt und ſpricht: „Der Wirth iſt todt." Der Baum „ſingt", ſagen die Holzarbeiter in der Oberpfalz, wenn der Wind durch die Blätter geht; er „ſeufzt" unter dem Axtſchlag und „ſtöhnt", wenn er zu Boden fällt. Heilige Bäume „bluten" beim Verletzen. Man vergleiche nur, was Schiller Walter Tell zu ſeinem Vater ſagen läßt (Act III, Sc. 3):

Vater, iſt's wahr, daß auf dem Berge dort
Die Bäume bluten, wenn man einen Streich
Drauf führe mit der Axt?
Tell: Wer ſagt das Knabe?
Walter: Der Meiſter Hirt erzählt's. Die Bäume ſeien
Gebannt, ſagt er, und wer ſie ſchädige,
Dem wachſe ſeine Hand heraus zum Grabe.

Bei Nauders in Tirol, ſo erzählt Zingerle, ſtand ein heiliger Lärchenbaum, der erſt 1855 niedergehauen wurde. Allgemein herrſchte der Glaube, der Baum blute, wenn man hineinhacke, und der Hieb gehe in den Baum und in den Leib des Frevlers zugleich, und die Wunde am Leibe heile nicht früher, als der Hieb am Baume vernarbe. Ein frecher Knecht nahm ſich vor, um den Volksglauben zu Schanden zu machen, den

Baum zu fällen. Schon ſchwang er die Axt zum zweiten Hiebe, als Blut aus dem Stamme quoll und Blutstropfen von den Aeſten niederträufelten. Der Holzknecht ließ die Axt vor Schrecken fallen und lief davon, fiel aber bald ohnmächtig zur Erde nieder und kam erſt Tags darauf zur Beſinnung. Blutſpuren und Narbe ſah man aber noch lange.

Aus dem Glauben, daß die Pflanze eine Seele habe, erwuchs die Anſicht, daß dieſelbe der zeitweilige Körper einer Menſchenſeele ſei. Die Seelen unglücklich Liebender oder unſchuldig Gemordeter wandeln ſich in weiße Lilien und andere Blumen, welche aus dem Grabe oder aus dem hinſtrömenden Blute hervorſprießen.

Blutbäume, welche aus dem Blute ſchuldlos Gerichteter entſtanden ſein ſollen, giebt's noch an manchen Orten, z. B. die Blutlinde zu Frauenſtein, einem beſcheidenen Dörfchen in der Nähe von Wiesbaden, welche der rheiniſche Dichter Ferdinand Heyl mit folgenden Worten feiert:

„Stolz reckt dort in der Lüfte Reich mit dichtem Laubgewinde
Fünf Arme, ſelber Stämmen gleich, des Dorfes alte Linde.
Die Sage hält in ihrer Hut den Baum ſchon graue Zeiten,
Denn ob der Furcht, es möchte Blut aus ſeinen Zweigen gleiten,
Wird, ſeit der Frühling ihn belaubt, kein Aeſtchen ihm, kein Blatt geraubt.
Und ſeit ſie grünt auf dieſem Raum, ſcheint ein geheimes Leben,
Das nicht erſterben kann, im Baum zu walten und zu weben:
Und noch ſteht in der Sage Hut er als entſproßt unſchuld'gem Blut!“

(Daheim 1883.)

Wie unſere Vorfahren Menſch und Pflanze faſt als weſensgleich betrachteten, deuten folgende Beiſpiele an: Die Rebe thränt oder blutet nach dem Beſchneiden; es giebt ein Reben- und Traubenblut, zugleich aber auch eine Liebfrauenmilch. „Während droben die hl. Maria ihr Kind zu ſtillen beſchäftigt iſt, fällt dann ein Tropfen aus ihren Brüſten auf die Erde herab; wo derſelbe hinfällt, erwächſt für den Winzer edelſter

Wein, die Liebfrauenmilch zu Worms.“ (Rocholz I, S. 16.) „Der Baum ſeines Lebens grünt oder welkt“ iſt eine geläufige Redensart. Im Saterland (in Oldenburg) ſtickt man in die eine Ecke der Bettlaken, welche ein Bräutigam mitbekommt, wenn er aus dem elterlichen Hauſe in einen fremden Hof hineinheirathet, mit bunten Fäden einige Blumen und einen Baum, auf deſſen Wipfel und reich belaubten Aeſten Hähne ſitzen. Zu beiden Seiten des Stammes ſtehen die Anfangsbuchſtaben ſeines Tauf- und Familiennamens. Ebenſo ſticken die Mädchen in ihre Ausſteuerhemden am Halſe auf jede Seite der Spange je einen Baum und die Buchſtaben ihres Namens. Es iſt der Schickſals- oder Lebensbaum der jungen Leute ſelber gemeint, der aus dem heimathlichen Boden verpflanzt künftig auch in dem neuen Wohnſitze grünen, wachſen und Früchte bringen ſoll. In anderen Gegenden werden dem Hochzeitspaare grüne Bäume vorangetragen, ein grüner Baum prangt auf dem Wagen, der die Ausſteuer der Braut in die neue Heimath führt, auf dem Dach oder vor der Thür des Hochzeitshauſes. In Hochheim und anderen Orten in der Nähe von Gotha beſteht der ſchöne Brauch, daß das Brautpaar zur Hochzeit zwei junge Bäumchen auf Gemeindeeigenthum pflanzen muß. An ſie knüpft ſich der Glaube, wenn das eine oder andere eingehe, müſſe auch der eine oder andere der Eheleute bald ſterben. Im Aargau herrſcht noch heute die Sitte, in der Geburtsſtunde eines Kindes ein Bäumchen zu ſetzen, in der Meinung, der Neugeborene gedeihe oder ſerbe (verkümmere) wie dieſes Bäumchen. Für Knaben ſetzt man Apfel-, für Mädchen Birnbäume. Die Vorſtellung vom Schickſals- oder Lebensbaum tritt deutlich hervor, wenn ein Fortreiſender ſein Leben ſympathetiſch mit einer daheimbleibenden Pflanze verknüpft. Im Märchen von den zwei Brüdern ſtößt der Fortziehende ſein Meſſer in den Baum vor der Thür des Vaterhauſes. So lange es nicht roſte, ſei das

ein Zeichen, daß er ſelbſt geſund ſei, wie der Baum. Im Märchen von den Goldkindern laſſen die fortziehenden Jünglinge dem Vater ihre beiden Goldlilien zurück: „An ihnen kannſt du ſehen, wie es uns ergeht. Wenn ſie friſch ſind, befinden wir uns wohl; wenn ſie welken, ſind wir krank; wenn ſie abfallen, ſind wir todt.“ — Der in Abſchiedsweh faſt vergehende Liebhaber erklärt in dem ſchönen Volksliede: „Morgen muß ich fort von hier“ ſein Leben mit der zurückbleibenden Geliebten, die wie ein Baum auf grüner Aue ſprießt, der Art eins und verwachſen, daß es (wenn er mit dem Körper davonziehe) gleichſam dableiben und ſein Wiederbild in der Ferne abſterben werde:

„Dort auf jener grünen Au'
Steht mein junges Leben.
Soll ich denn mein Lebelang
In der Fremde ſchweben?
Hab' ich dir was Leids gethan,
Halt' ich um Verzeihung an;
Denn es geht zu Ende.“

Wie der einzelne Baum, ſo iſt auch der Wald ein Gegenſtand der Mythe und Verehrung. Die heiligen Haine wurden eingefriedigt und galten als Tempel, in welchen die Götter ſelbſt wohnten. Den Semnonen war ein Wald ſo heilig, daß man ihn nur gefeſſelt betreten durfte, und der zufällig zur Erde Gefallene nicht wieder aufſtand, ſondern ſich hinauswälzen ließ. Es durfte kein Baum, ſelbſt kein Zweig oder Blatt verletzt werden. Sogar als ein lebendes und einheitliches Weſen wurde der Wald betrachtet. Wie von Gewäſſern, ſo ſagte man auch von Wäldern, daß ſie jährlich ein Menſchenopfer fordern, nämlich das eines rettungslos Verirrten. Noch im achtzehnten Jahrhundert entſtand die Sage, daß der als Hexenmeiſter geltende Zieten ſein Heer aus Liſt, um den Feind zu täuſchen, in einen Wald verwandelt habe. Es ging dem General Zieten einmal herzlich ſchlecht, denn die Oeſterreicher und Ruſſen hatten ihn

mit Uebermacht angefallen und er mußte wider Willen Abends zum Rückzug trommeln laſſen. So kam er in ein Thal, ſeine Soldaten waren ſehr ermüdet, und er wußte, daß ihm die Feinde lebhaft nachrückten. Da rief er auf einmal: „Halt! und Keiner rühre ein Glied!“ Die Soldaten ſtanden wie eine Mauer. Nun ſchlug der alte Zieten ein Kreuz, murmelte Etwas dazu und im Hui war die ganze Armee in einen großen Wald verwandelt. Er ſelbſt kletterte auf einen Eichbaum und lachte über das, was kommen werde. Es dauerte nicht lange, ſo lief der Feind von dem Berg herab, Panduren und Koſacken, Kroaten und Ungarn, Weißröcke und Grünröcke kamen und erſtaunten, als ſie anſtatt des Heeres einen Wald vor ſich ſahen, den ſie nun raſch durcheilten, indem ſie zornig hier und da einen Zweig abhieben. Als die Feinde weit genug fort waren, ſtieg der alte Zieten von ſeiner Höhe, murmelte einen anderen Spruch und ſeine Soldaten ſtanden wieder da mit Sack und Pack und wie eine Mauer. Mancher hatte zwar einen kleinen Hieb bekommen oder den Zopf verloren, das that aber nichts zur Sache und der Alte ſagte: „Vorwärts, nun faſſen wir den Feind im Rücken!“ Der Feind wurde wirklich geſchlagen und der alte Fritz wollte ſich dann halb todt lachen über den Witz, den Zieten gemacht hatte.

Echt deutſch iſt auch die Liebe zum Waldleben; in der Nähe des Waldheiligthums wurde die ſterbliche Hülle begraben, und wird der Tod ſelbſt „Freund Hain“ genannt (vergl. die Schlußſtrophe des Studentenliedes „Weg mit den Grillen und Sorgen“):

„Dräut euch ein Wölkchen von Sorgen,
Scheucht es durch Hoffnung bis morgen.
Hoffnung macht Alles uns leicht!
Hoffnung, du ſollſt uns im Leben
Lieblich und tröſtend umſchweben,
Und wenn Freund Hain uns beſchleicht,
Mache den Abſchied uns leicht!“

Gewiſſe Bäume des Waldes genoſſen bei unſeren Vorfahren noch eine beſondere Verehrung, weil man ſie als perſönliche Gaben und Geſchenke gewiſſer Gottheiten betrachtete. War ſchon bei den Alten die Fichte dem Gott des Meeres Poſeidon heilig, weil ſie Schiffsholz und Maſten hergab, der Hartriegel dem Kriegsgotte Mars geweiht, weil man von ihm Speerholz gewann, ſo waren bei den germaniſchen Stämmen insbeſondere Eiche, Eſche, Linde, Birke, Buche und Haſel heilige und geweihte Bäume ihrer Götter.

Die Eiche, in der Vollkraft ihres Wachsthums, in ihrer würdevollen Erſcheinung ſo recht das Bild markigen, deutſchen Weſens, war dem Gotte Donar geweiht, der ſich im rollenden Donner und im grellen Blitz offenbart. Niemand wagte es, ſie ihres Laubes oder ihrer Zweige zu berauben. Das Recht, ſie zu vernichten, hatte allein Donar, der mit ſeinem Wetterſtrahl die ſtolze Eiche trifft, daß ſie zerſchmettert zu Boden ſinkt. Der heilige Eichenhain konnte nur vom opfernden Prieſter betreten werden. In dem heiligen Dunkel ſaßen die Prieſterinnen und lauſchten dem Rauſchen des Laubes, um dem harrenden Volke den ſich darin offenbarenden Willen ihres Gottes zu verkünden. Unter den hohen Kronen der Eichbäume verſammelten ſich alljährlich — gegen den Frühling hin — unſere germaniſchen Voreltern, um den Donnerer zu bitten, Froſt und Kälte zu bannen und den lachenden Lenz ſenden zu wollen. Brachen einmal Peſt und bösartige Krankheiten verheerend aus, ſo eilten wiederum die heidniſchen Germanen in großer Angſt um ihr Leben nach dem heiligen Eichbaum und beteten. Desgleichen verſammelten ſie ſich daſelbſt, wenn endgültig beſchloſſen werden ſollte, ob der holde Frieden noch fernerhin in den Gauen weilen oder Krieg und Kriegsgetümmel die Fluren verwüſten ſollte. Die alten, ehrwürdigen Baumrieſen waren Zeugen, wie die ſtarken, unbändigen Söhne des Vater-

landes die Freiheit liebten und alles Gut und Blut daran zu ſetzen erklärten, wenn es galt, den vaterländiſchen Boden von der Fremdherrſchaft zu befreien. In dem Dunkel des Haines lagen auch die geweihten Fahnen, welche die tapferen Helden voll Ehrgefühl hervorholten, ſobald der Kriegsruf durch die Gauen hallte. Und kamen dann die Streiter für Freiheit und Vaterland ſiegreich zurück, ſo wurden ſie von den Daheimgebliebenen mit Kränzen aus Eichenlaub empfangen, die den Siegern aufs Haupt gedrückt wurden — eine Sitte, die ſich bis auf unſere Zeit erhalten hat. Stolz zogen dieſe zu den Ihrigen, denn ein Eichenkranz galt mehr, als eine goldene Fürſtenkrone. — Die geliebten Todten begrub man gern im Waldesdunkel unter hochragenden Eichen, und der Eichenkranz war als Gräberſchmuck beliebt. Deshalb ruft der Dichter aus:

„Doch ſtehſt du dann, mein Volk, bekränzt vom Glück
In deiner Vorzeit heil'gem Silberglanz,
Vergiß die theuren Todten nicht und ſchmücke
Auch unſ're Urne mit dem Eichenkranz." (Th. Körner.)

Der Glaube an die Heiligkeit des Eichbaumes wurzelte ſo tief in dem Gemüthe unſeres deutſchen Volkes, daß die erſten Sendboten, welche in das finſtere Heidenthum das helle Licht des Chriſtenthums bringen wollten, oft vergeblich dagegen ankämpften. Es iſt bekannt, wie Bonifacius, der große Apoſtel der Deutſchen, jene Donnereiche bei Geismar in Heſſen mit eigener Hand fällte, ohne daß ihn, den Frevler, wie man erwartet, ein Blitzſtrahl zerſchmetterte. In manchen Gegenden Niederſachſens und Weſtfalens erhielt ſich die Verehrung heiliger Eichen bis in die neueſte Zeit. Im Paderborniſchen befindet ſich eine ſolche, zu welcher die Bewohner von Kalenberg und Wormeln noch jetzt in feierlichem Zuge gehen.

Als Stammbaum des ganzen Menſchengeſchlechts galt den Germanen, wie ſchon erwähnt, die Eſche. Sie war ihnen

daher beſonders heilig. Eine Eſche, die ſogenannte Welteſche (Yggdraſil), ragt mit ihrem Wipfel über die Wohnungen der Götter empor; ihre Zweige breiten ſich über die ganze Welt aus und ſpenden überall kühlen Schatten. Drei Wurzeln halten ſie feſt und reichen bis in die Unendlichkeit. Die eine zieht ſich nach den Wohnungen der Menſchen. Am Fuße derſelben ſitzen drei weisſagende Frauen (Nornen), denen alle Zeiten offenbar ſind; ſie heißen Urd, Werdendi und Skuld, d. h. Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft. In ihrem Schooße liegen die heiteren und die ſchwarzen Looſe, welche den Menſchen das zugedachte Schickſal bereiten, indem ihnen bald Kummer und Leid, bald Freude und Glück auf den Lebensweg geſtreut wird. Damit die Eſche ewig grüne, ſtets Blätter und Knospen trage, nehmen die vielwiſſenden Frauen Waſſer aus dem Brunnen der Vergangenheit und benetzen ſie damit. Zwei majeſtätiſche Schwäne, weiß wie friſch gefallener Schnee, ziehen ſtumm ihre Kreiſe, die Menſchen mahnend, ſtill und ernſt ihre Lebensaufgabe zu erfüllen. — Die zweite Wurzel geht nach dem Lande der Rieſen, wo ein Wunderquell murmelt, der ſie begießt und befruchtet. Ein Wächter ſitzt an ſeinem Ufer und treibt Alle, die von dem Wunderwaſſer trinken wollen, unerbittlich fort. Ein Trunk aus der Quelle verleiht eine Fülle von Weisheit, daß ſelbſt die Zukunft gelichtet iſt. Aber keinem Sterblichen, ſelbſt keinem der unſterblichen Götter iſt das Glück beſchieden, davon zu trinken; nur der höchſte Gott, Allvater, neigte ſich einſt zum klaren Waſſerſpiegel und trank, weshalb ihm alle Weisheit innewohnt. — Die dritte Wurzel zieht ſich nach dem Reiche der blaſſen Todtengöttin, wo ein gewaltiger, rauſchender Keſſel ſteht, aus dem die urweltlichen Ströme entſpringen. Hier aber droht dem Baume Gefahr, denn an der Wurzel nagt ein ſchrecklicher Drache, welcher ihn umzuſtürzen droht. — Auf dem Wipfel des Baumes weidet eine Ziege, die aus ihrem Euter

den im Heldenkampfe Gefallenen täglich frische Milch spendet. Neben ihr zehrt ein riesiger Hirsch von dem Laube; dazu wandeln vier andere an den Aesten entlang, welche mit gekrümmtem Halse die Knospen und Blätter abrupfen. Ein starker Adler sitzt in dem Wipfel und ist himmlischer Weisheit voll. Endlich schwingt sich ein Eichhörnchen ohne Rast und Ruhe von Zweig zu Zweig und überbringt die Zankworte, welche der Drache gegen den Adler ausstößt. — Fragen wir nach der Deutung dieser wunderbaren Mythe, so erkennt man leicht, daß die Weltesche ein Sinnbild der Zeit und des Lebens ist. Wie auf sie feindliche Mächte zerstörend einwirken, so nagen am Lebensbaume der ganzen Menschheit Zerstörung und Verderben; doch wird derselbe, wenn auch Blätter und Knospen zur Erde fallen, ewig grünen und Geschlechter auf Geschlechter entstehen lassen. — Unter der Weltesche hielten einst die Götter Gericht, und noch im siebzehnten Jahrhundert wurde in der Schweiz unter der Esche Gericht gehalten. Die Esche schützt vor Blitzschlag, stillt Blutungen, und vor Allem vertreibt sie giftige Schlangen. Mit einem Eschenzweige kann man jede Schlange tödten oder doch unbeweglich machen. Ein Haus im Schatten einer Esche oder mit Eschenblättern umstreut ist vor Schlangen sicher. Ihrer Heiligkeit — besser wohl ihres zähen Holzes — wegen wurde die Esche zur Anfertigung vieler Geräthe verwendet; der Skandinavier schnitzte Lanzen und Wanderstäbe daraus, und heute noch verfertigt der Alpler seine Bergstöcke aus Eschenholz.

Eine nicht minder wichtige Rolle spielt die Ebereſche oder der Vogelbeerbaum. Sie ist der Hammer in der Hand Donars; dieser aber schützt gegen Zauberer und Riesen. In der ersten Maiennacht zeichnete man daher sein Bildniß dreimal an die Hausthüre, welches dann durch christlichen Einfluß später in drei Kreuze verwandelt wurde. Vom Holze der Ebereſche,

die ebenfalls nicht vom Blitze getroffen werden ſoll, müſſen die Stierjoche und die Kufen zum Bierbrauen gemacht werden, und mit ihren Blättern füttert man die kranke Ziege — ein Thier Donars —, um ſie zu heilen.

Wenn die Eiche als Sinnbild der Kraft, des Muthes und des Ruhmes gilt, ſo iſt die Linde ein Symbol der Sehnſucht und Zärtlichkeit, der Liebe und der Lieder. In zahlreichen Liedern und Geſängen wird ſie verherrlicht. Als Baum der Liebe fand die Linde einen würdigen Platz auf den Gräbern der Geliebten. Darum ſingt der Dichter:

„Drum wenn ich einſt geſtorben bin,
Pflanzt eine Linde mir aufs Grab;
Die Blüthe duftet, es duftet das Laub:
Das wehen die Winde nicht ab."

Sie war in uralter Zeit der Göttin der Liebe, Frigga oder Holda, geweiht. Unter den Zweigen des Lindenbaumes wurden Gerichte — ich erinnere nur an die Vehmgerichte — und Feſte abgehalten. Die Jugend verſammelte ſich dort zum Spiel, die Alten zu ernſten Reden und wichtigen Berathungen. Die ſtolzen Jünglinge kamen, mit Hellebarden und Spießen bewaffnet, und hielten den Tanz, dem Alt und Jung zuſchaute. War der Tanz zu Ende, dann trat die Geſellſchaft zum Ringelreihen an. Alle faßten einander bei den Händen, ſangen im Wechſel und geſellten die Paare, welche den Reigen ſprangen. Der Spielmann ſpielte dazu neue Lieder, die in den dichten Kronen lieblich wiederhallten. Unter der Linde fanden auch, namentlich im Mittelalter, die Trauungen ſtatt; und wenn der Eid der ehelichen Treue unter freiem Himmel abgelegt werden ſollte, ſo gab es ſicher keinen würdigeren Platz, als unter dem Baum der Liebe. — Da die Linde in ſehr nahe Beziehung zur Gottheit gebracht wurde, war es natürlich, daß ſie in mancher Hinſicht für wunderthätig galt. Man fabelte,

ſie ſei gegen den Blitzſtrahl gefeit und berge der Götter Segen. War nach einem heftigen Gewitter der Regen vom Himmel gefloſſen, ſo eilte Jung und Alt unter ihre Krone und ließ die Tropfen, welche an den Blättern hängen geblieben waren, auf ſich niederrieſeln, weil man glaubte, das Waſſer ſchütze gegen allerlei Krankheiten und Zufälle. Ihr Baſt diente als Schutzmittel gegen böſen Zauber, den Teufel und alle böſen Geiſter und wurde daher mit heiliger Scheu betrachtet und aufbewahrt. Im Gegenſatze dazu war in manchen Gegenden, beſonders im Norden und Nordoſten Deutſchlands, der Aberglaube im Schwange, ſie verleihe dem Zauberer Gewalt, Menſchen in Wölfe, ſogenannte Werwölfe, zu verwandeln. Die Verwandlung dauert gewöhnlich neun Tage; wirft man am zehnten Tage Eiſen oder Stahl über einen Werwolf, ſo wird er in ſeine nackte Menſchennatur zurückgewandelt, ebenſo wenn man ihn dreimal bei ſeinem Namen ruft. Man erkennt einen Menſchen, der ein Werwolf iſt, daran, daß er Faſern zwiſchen den Zähnen hat, welche von den zerriſſenen Kleidern herrühren, oder an den zuſammengewachſenen Augenbrauen, oder er hat am Kreuz ein Wolfsſchwänzchen oder auf dem Kopfe zwei Wirbel. Nicht immer iſt der Werwolf ein verwandelter lebender Menſch, ſondern ein dem Grabe in Wolfsgeſtalt entſtiegener Leichnam. Er hat im Grabe keine Ruhe und erwacht wenige Tage nach der Beſtattung. Dann wühlt er ſich, nachdem er das Fleiſch von den eigenen Händen und Füßen abgefreſſen hat, um Mitternacht aus dem Grabe hervor, fällt in die Heerden und raubt das Vieh, oder ſteigt in die Häuſer, legt ſich zu den Schlafenden und ſaugt ihnen das warme Herzblut aus; nur eine kleine Bißwunde auf der linken Seite der Bruſt zeigt die Urſache ihres Todes an. — Ein nicht unweſentlicher Antheil iſt der Linde in der herrlichen Siegfriedſage zugewieſen. Jung Siegfried ging von des Vaters Burg herab, um ſeine Heldenkraft zu erproben. In der

Hand trug er einen Stecken, in der Bruſt aber hohe Kühnheit. Nachdem er ſich ein gutes Schwert geſchmiedet hatte, erſchlug er einen grimmigen Drachen und badete ſich in deſſen Blute, das ſeine Haut ſo feſt wie Horn machte. Beim Baden aber fiel ihm ein Lindenblatt zwiſchen die Schultern, wodurch die berührte Stelle verwundbar blieb. Hier traf ihn des grimmen Hagens hinterliſtig geſchleuderter Speer, Siegfried ſank in die Blumen des Graſes und verſchied nach kurzem Todeskampfe.

Die Birke, jener liebevolle Wohlthäter der Nordländer, war bei unſeren Vorfahren ein echter Freudenbaum. Sobald die erſten Sonnenſtrahlen des Frühlings mild vom Himmel leuchten, ſchmückt ſie ſich mit friſchem Grün, Alt und Jung zieht hinaus zum lieblichen Birkenwalde, um das Frühlingsfeſt zu feiern. Hier wird nach den Klängen der Muſik getanzt, dort geſchaukelt, hier ſingt die fröhliche Menge luſtige Volkslieder, dort haben ſich Bekannte vereinigt und genießen unter Lachen und Scherzen, was die einfache Küche zu bieten vermag. Ueberall wogt es unter den biegſamen, ſchlanken Zweigen von fröhlichen Menſchen, die eine Zeit lang die Mühen und Sorgen des Lebens vergeſſen. Naht der Abend, ſo ſchmücken ſich die Feſtgenoſſen mit Birkenzweigen und ziehen in ihre Hütten, die ſtatt der Ziegel mit Birkenrinde gedeckt ſind. — In vielen Gegenden iſt es heute noch Sitte, daß am Pfingſttage, wenn der Frühling ſeinen Einzug hält, die Jungfrauen das trauliche Stübchen und die Eingangsthüre des Hauſes mit jungen Birkenzweigen, „Maien,“ ſchmücken. Die Pfingſtbirke oder der Pfingſtmai ſpielt nicht ſelten, namentlich in ländlichen Ortſchaften, beſonders in Rheinland und Weſtfalen, eine große Rolle. Am Abend vor dem Feſtmorgen ziehen die jungen Burſchen in den Wald und holen die ſchönſten Bäume des Birkenwaldes, um ſie während der Nacht vor dem Fenſter einer vielliebenden Jungfrau aufzupflanzen. Erwacht das Mädchen und ſieht den

ſtattlichen Baum, ſo fühlt es ſich hochgeehrt, da es weiß, daß es ſich Liebe erwarb. Hat aber irgend eine Jungfrau die Gunſt der Jünglinge verloren, ſei es, daß ſie hochmüthig oder zänkiſch und abſtoßend war, ſo erhält ſie entweder gar keinen oder einen trockenen Baum (an manchen Orten einen Strohwiſch). Ein ſolch gezüchtigtes Mädchen iſt lange Zeit hindurch Gegenſtand der boshafteſten Bemerkungen und des Spottes. Weiß daher ein Mädchen, daß es nicht beliebt iſt und ſich einer Züchtigung gewärtigen muß, ſo drückt es in der Pfingſtnacht vielleicht kein Auge zu, damit es vor Tagesanbruch, ehe die Bewohner erwachen, den Schandbaum hinter dem Fenſter fortſchaffe.

Bei der Erziehung der Kinder war in früheren Zeiten die Birkenruthe ein vortreffliches Heilmittel gegen Ungehorſam und Trotz. Dieſe Züchtigungsart hielt man für unerläßlich, und ein Dichter des ſechzehnten Jahrhunderts ſingt:

„Grüß dich, du edles Reiſe,
Deine Frucht iſt Goldes werth,
Der jungen Kinder Weiſe,
Du machſt ſie fromm und gelehrt.“

Die ſtattliche Buche hat zwar keinen Antheil an dem Siegesjubel und den Kriegsthaten unſerer Vorfahren; dafür aber hat ſie in ſtiller, ſegensreicher Weiſe beigetragen, gute Sitte und Bildung unter dem Menſchengeſchlecht zu verbreiten. In der Zeit der alten Germanen, wo noch kein Papier erfunden war, gab ſie die Stäbe her, in welche gewiſſe Zeichen für Laute und Wörter eingeſchnitten wurden, damit wichtige Ereigniſſe und Lehren auf die ſpäte Nachwelt ſich vererben konnten. Dieſe Schreibart hatte im Vergleich zu der anderer Völker des Alterthums, welche die Schriftzeichen in Blätter ritzten, den entſchiedenen Vorzug der Dauerhaftigkeit. Zum Danke dafür hat man den Schriftzeichen für die Laute nach ihr den Namen „Buchſtaben“ gegeben, welches bis auf den heutigen Tag geblieben iſt. Als

ſpäter die Kunſt der ſchriftlichen Darſtellung weiter ausgebildet wurde, war die Buche die treue, helfende Begleiterin des Fortſchrittes. Schon vor der Zeit Gutenberg's, des Erfinders der Buchdruckerkunſt, ſchnitt man in glatte Holztafeln, meiſt aus Buchenholz, erhabene Bilder, beſtrich ſie mit Farbe und druckte ſie alsdann auf Papier. Später fügte man den Bildern auch Reime und Sprüche bei und druckte zuletzt größere Bücher. Bei dieſem Verfahren aber mußte man ebenſo viele Holztafeln anfertigen, als das Buch Seiten hatte, und für jedes neue Buch waren neue Tafeln nothwendig. Da kam Gutenberg auf den Gedanken, die Buchſtaben einzeln aus Holz zu ſchneiden und ſie zu verſchiedenen Wörtern zuſammen zu ſetzen. Aber er fand bald, daß ſich die Holzbuchſtaben, ſelbſt die feſten aus Buchenholz, leicht abnutzten, und daß es viele Mühe machte, die ſo ſchnell verbrauchten durch neue erſetzen zu müſſen. Nun ſann er darauf, Buchſtaben aus Metall zu fertigen, und nach langen Mühen gelang es, damit die Bibel, dies viel begehrte Buch der Bücher, zu drucken. Die Buchenbuchſtaben wurden nunmehr bei Seite geſetzt, das Buchenholz aber mußte auch jetzt noch weſentliche Dienſte leiſten, denn die gedruckten Bücher wurden mit Einbanddeckeln aus Buchenholz verſehen. „So hat die Buche treu und ehrlich geholfen, die Menſchheit weiſer und frömmer zu machen," ſagt Warnke, „und darum verdient ſie es, gerade ſo gut beſungen zu werden, wie die kriegeriſche Eiche, aus deren Holz die Speere geſchnitten wurden." — Als Baum der „Wiſſenſchaft" ſoll ſie zuweilen auf ihren Blättern ein T bilden, wodurch ſie auf Gott Thor (Donar) hinweiſe, der ſich darin offenbare, denn T iſt das Runenzeichen für Thor. Wer ſo glücklich iſt, ein ſolch gekennzeichnetes Blatt zu finden, kann der Sage nach ſich, ſeine Thiere, ſowie ſein ganzes Haus vor

-ben und Verzauberungen ſchützen.

Der Haſelſtrauch, in der altdeutſchen Mythologie dem

Gotte Donar geweiht, hat vor Allem die Kraft, Verborgenes zu entdecken. Zu dem Ende ſchneidet man an einem dazu geeigneten Tage Morgens zwiſchen drei und vier Uhr einen jungen, einjährigen Zweig ab, der von den Einflüſſen der Witterung am wenigſten gelitten hat und daher am empfindlichſten iſt, und benutzt ihn als Wünſchelruthe. Damit dieſelbe aber recht brauchbar werde, ſoll man beim Abſchneiden ſprechen:

„Ich ſchneide dich, liebe Ruthe,
Daß du mir mußt ſagen,
Was ich dich will fragen,
Und dich ſo lang' nicht rühren,
Bis du die Wahrheit thuſt ſpüren."

Oder:

„Gott grüß' dich, du edles Reis.
Mit Gott dem Vater ſuch' ich dich,
Mit Gott dem Sohne find' ich dich,
Mit des heiligen Geiſtes Macht brech' ich dich."

Die Wünſchelruthe öffnet verſchloſſene Berghöhlen und Thüren, läßt Waſſerquellen finden, ſchützt gegen Zauberei, vertreibt Hexen und böſe Geiſter. Mit ihr kann man das Feuer beſchwören und ſich vor Schlangen und dem Blitze ſchützen, vermißtes Geld, verirrtes Vieh, einen heimlichen Feind, den verlorenen Weg, ja ſelbſt Räuber und Mörder finden; ſie giebt kund, ob Jemand in der Fremde geſund oder krank, todt oder lebend iſt, ob eine Frau einen Sohn oder eine Tochter gebären werde, ja man kann im Meere jene Stellen finden, an welchen Waaren untergeſunken. — Die Haſelnuß galt als das Sinnbild des Frühlings, des Lebens und der Unſterblichkeit und, weil ſich die Haſelnüſſe oft gepaart finden, auch als ein Zeichen des ehelichen Glücks. Mit Haſelſtäben wurden die Saatfelder, die Gerichtsplätze und die Wahlplätze für die Zweikämpfe umſteckt, und zwar zum Zeichen, daß dieſe Stellen von keinem Unberufenen betreten werden durften. Man dachte ſich den Strauch

von einem geiſtigen Weſen geſchützt, und unſere Volkslieder führen oft Geſpräche mit der „Frau Haſel“. Im Schwarzwald trugen die Hochzeiter eine Haſelruthe, und wenn in einem Jahre viele Haſelnüſſe wachſen, gilt es als ein Anzeichen, daß viele Kinder zur Welt kommen ſollen. Auch die Ruthen, welche Jakob in den Brunnen legte, um ſeine Schafe beſonders fruchtbar zu machen, ſollen Haſelſtäbe geweſen ſein. Die Haſelſtaude galt alſo mit ihren zahlreichen Früchten als ein Symbol der Vermehrung. — Zur Kindererziehung darf die Haſelruthe nicht verwandt werden, denn die Kinder verlieren dadurch ihren geraden Wuchs. Dafür kann man aber mit einem Haſelſtocke auch ſogar Abweſende recht nach Herzensluſt durchbläuen. Man geht zu dieſem Zwecke am Charfreitag vor Sonnenaufgang hinaus und ſchneidet, ohne zu reden und ohne angeredet zu werden, das Antlitz gegen Oſten gewendet, den Haſelſtock im Namen der heiligen Dreifaltigkeit mit drei Schnitten ab. Dann nimmt man ein altes Kleidungsſtück, ſpricht den Namen Desjenigen darüber aus, der die Beſcheerung empfangen ſoll, und ſchlägt darauf los, ſo lange man Kraft und Luſt hat. Der Genannte wird dann, und ſei er wo immer, die unſichtbaren Hiebe aufs Schmerzlichſte empfinden. Einſt ſtand ein Hirt ruhig auf einen Stock gelehnt, als mehrere Soldaten vorüber kamen. Einer von ihnen, ein guter Schütze, ſchoß den Stab weg, ſo daß der Hirte hinfiel. Dieſer jedoch ſagte nichts, ſondern zog, als die Soldaten vorüber waren, ſeinen Kittel aus und ſchlug mit ſeinem Haſelſtock ſo wacker darauf los, daß man den Soldaten, der überdies von ſeinen Kameraden verhöhnt wurde, eine Viertelſtunde weit ſchreien hörte. Wer ſeine Rache noch weiter treiben will, der ſchneidet Sonntags vor Sonnenaufgang einen jährigen Haſelzweig, beugt ſich nieder und ſpricht zu dieſem: „Ich ſchneide dich im Namen meines Feindes N. N., den ich zu verſtümmeln Willens bin.“ Dann geht er nach

Hauſe, legt den Zweig im Namen der heiligen Dreifaltigkeit auf einen Eichentiſch, holt ſich ein ſcharfes Meſſer und zerhackt den Zweig, indem er ſpricht:

„Bald — bleuein — droch — mirroch — betu — baroch — assa — maroth! Die hl. Dreifaltigkeit strafe den, der dies Uebel begangen und lasse es nicht zu, es zu wiederholen. Eson — elion — emasis — ales erge!“

So furchtbar dieſe Formel auch klingen mag, ſo wollen wir mit Perger, dem dieſe Schilderung entnommen, hoffen, daß Niemand darunter leidet, als der arme, einjährige Haſelzweig.

In den Kreis der heiligen Bäume, der ſich noch erweitern ließe, gehört auch der Hollunder oder Flieder. Mit heiliger Scheu betrachtete man die Menge ſchwarzer Beeren, die ſtark duftenden, ſchweißtreibenden Blüthen, das lockere Mark und den hohl werdenden Stamm. Bis auf unſere Tage vermuthete man in ſeinem dichten Laube ein geiſtiges Weſen, die Frau Holle oder Holder, welche ihn mit übernatürlichen Kräften ausrüſte und vor Verletzung ſchütze. Jetzt noch ziehen die Tiroler vor dem Hollunder den Hut, und die Schleswiger baten ihn ehedem kniefällig um Verzeihung, ehe ſie ſeine Aeſte ſtutzten, indem ſie mit Andacht ſprachen: „Frau Elhorn (Holder), gieb mir was von deinem Holz, dann will ich dir von meinem auch was geben, wenn es wächſt im Walde.“ Die alten Germanen benutzten ihn beim Beſtatten ihrer Leichen, damit er dem Verſtorbenen noch nach dem Tode Segen ſpende; der Schreiner ging ſchweigend zum Holderbuſch und ſchnitt eine Stange ab, um das Maaß einer Leiche zu nehmen, und der Fuhrmann, der die Leiche fuhr, trug ſtatt der Peitſche einen Hollunderſtock. Die trauernden Verwandten legten auf das Geſicht des Todten einen Fliederzweig und pflanzten einen Fliederbuſch auf das theure Grab. Der Hollunder beſchützt Haus, Hof und Vieh; in ſeinem Schatten ſchläft man ſicher gegen jeden Unfall; den Schläfer wecken ſüße

Träume, von luſtigen, lichthellen Elfen umgaukelt. — Der Holder gilt dem Landmann als eine vollſtändige Hausapotheke, denn er benutzt die Blüthe, die Frucht, das Mark, die Rinde, den Splint, das Holz und die Wurzel. Schält er den Splint nach aufwärts los, ſo dient ihm dieſer als Brechmittel, zieht er ihn nach abwärts vom Holz, ſo wirkt er abführend. Wer Jemand heilen will, der an Zahnweh leidet, geht mit einem Meſſer in der Hand rücklings zu einem ihm bekannten Holderbuſch und ſpricht, ohne aufzuſehen: „Liebe Frau Hölter, leiht mir ein Spälter, den bring' ich euch wieder.“ Darauf löſt er ein Stück Rinde los, ſchneidet einen Spahn aus dem Holz, den er, wieder rückwärts gehend, in die Stube trägt. Nun ritzt der Leidende ſein Zahnfleiſch mit dem Spahn, bis dieſer blutig wird, und dann trägt der Andere, abermals rücklings gehend, den Spahn zum Holder zurück, ſetzt ihn wieder ein und verbindet die Rinde, worauf ſich der Zahnſchmerz verliert. Andere Heilkünſtler meinen, man könne durch einen Hollunder das Fieber vertreiben, indem man die Krankheit auf den Buſch übertrage. Schweigend gehen ſie zu einem dazu auserſehenen Strauch, faſſen ein Zweiglein, um es zu brechen, und ſprechen die Zauberformel:

„Zweig, ich biege dich, Fieber nun laß mich;
Ich hab' dich einen Tag, hab' du's nun Jahr und Tag.“

Am anderen Morgen ſoll der Kranke geſund ſein. Steckt ein Fieberkranker, ohne zu ſprechen, einen Fliederzweig in die Erde, ſo bleibt das Fieber daran haften und hängt ſich an Denjenigen, welcher zufällig dahin kommt; daher ſoll man nie einen im Boden ſteckenden Holderzweig berühren, am allerwenigſten mitnehmen. Darum:

„Ragt aus der Erde ein Holderzweig, —
Drücke dich ſchleunigſt aus ſeinem Bereich!“

Nicht unerwähnt bleibe die Tanne. Dort, wo es keine Eichen gab, erklärte man die immergrünen Tannen für den

Wohnſitz der Götter. Die den Göttern geweihten Tannen galten für gefeit und gebannt, und als ſpäter die chriſtlichen Sendboten dieſelben umhauen wollten, widerſetzten ſich die Alten dem ebenſo, wie dem Fällen der ſogenannten Donnereichen. Die Tannen lieben die Geſellſchaft; ſie vereinigen ſich oft zu unabſehbaren Wäldern, wo Stamm an Stamm zum Himmel emporſtrebt. Unter ihren dichten Kronen herrſcht ein geheimnißvolles Dunkel, das abergläubiſchen und furchtſamen Menſchen Entſetzen bereitet. Die Thiere, welche in dieſem Dickicht wohnen, treten in ihren Umriſſen nicht klar hervor; ſie eilen durch das Halbdunkel wie Geiſter und Dämonen, ſchattenhaft und geſpenſtiſch. Aengſtliche Naturen glaubten daher in ihnen überirdiſche Weſen, Ungeheuer und Kobolde zu ſehen. So kam es, daß bei unſeren Vorfahren oftmals der finſtere Tannenwald für den Aufenthaltsort böſer Geiſter, frecher Rieſen und ſchrecklicher Unthiere galt. Wer erinnert ſich nicht der ſchönen Heldenſage von „Roland dem Schildträger“. Dieſer zieht mit ſeinem Vater Milon aus und erſchlägt Nachts den Rieſen im Ardenner Walde, deſſen Schild ein koſtbares Kleinod enthält, welches blitzt und leuchtet wie die Sonne. — Weil die Tanne zu allen Zeiten in friſchem, hoffnungsreichem Grün prangt, iſt ſie dem gläubigen Germanen ein Sinnbild der Hoffnung und Beſtändigkeit. Ihre immergrünen Nadeln erinnern an die immerwährende Liebe des himmliſchen Vaters, die ſich in der Geburt des Jeſuskindes offenbart, und an das ewige Licht, welches in die Finſterniß leuchtet. Kein Baum war ſomit würdiger, zum Weihnachtsbaum auserſehen zu werden. Tacitus erzählt in ſeinen „Annalen“ von dem Feſte der Tanfana, einer Göttin, welche beſonders von den Deutſchen am Niederrhein verehrt wurde, daß bei demſelben Tannenzweige in der Hand getragen wurden, und wird von dieſem Feſte unſer Weihnachtsbaum abgeleitet.

Dieſe, keineswegs hiſtoriſch nachweisbare Meinung findet ihre Erklärung in dem Wunſche, die Sitte des lichterſtrahlenden Chriſtbaumes in die uralte Zeit zurückzuverlegen, weil wir Deutſche uns ein Weihnachtsfeſt ohne dieſelbe gar nicht mehr vorſtellen können. Die erſte klare Erwähnung des Chriſtbaumes findet ſich in der „Katechismus-Milch“ des Straßburger Profeſſors Dannhauer aus dem ſiebzehnten Jahrhundert. Derſelbe eifert dagegen mit folgenden Worten: „Unter anderen Lappalien, damit man die frohe Weihnachtszeit oft mehr als mit Gottes Wort begehet, iſt auch der Weihnachtsbaum oder Tannenbaum, den man zu Hauſe aufrichtet, denſelben mit Puppen oder Zucker behängt und ihn hernach ſchütteln und abblumen läßt. Wo die Gewohnheit herkommen, weiß ich nicht, iſt ein Kinderſpiel, doch beſſer als andere Phantaſie und Abgötterei, ſo man mit dem Chriſtkind pfleget zu treiben und alſo des Satans Kapelle neben die Kirche bauet und den Kindern eine ſolche Opinion beibringt, daß ſie ihre inniglichen Kindergebetlein vor dem vermummten oder vermeinten Chriſtkind faſt abgöttiſcher Weis ablegen.“ Im vorigen Jahrhundert geſchieht nur ausnahmsweiſe Erwähnung des Chriſtbaumes. Goethe fand ihn in Leipzig im Hauſe von Theodor Körner's Großmutter, Minna Stock, im Jahre 1765. Schleiermacher in ſeiner 1805 zuerſt erſchienenen „Weihnachtsfeier“ und Tieck in der Novelle „Weihnachtsabend“ erwähnen ihn noch nicht als Beſtandtheil der Feſtfeier in Berlin. 1815 brachten ihn preußiſche Officiere nach Danzig. Die Vertiefung des religiöſen Lebens nach den Freiheitskriegen beförderte vor Allem ſeine Ausbreitung, ſo daß er bald in dem proteſtantiſchen Norddeutſchland als der ſchönſte Schmuck zu der Weihnachtszeit gehörte. Immer mehr breitet ſich die Sitte aus und findet auch in katholiſchen Kreiſen, namentlich der Rheinlande, Eingang. Der Weihnachtsbaum iſt das echte Symbol deutſchen Gemüthes und deutſcher Geiſtestiefe,

ein Gegenſtand heißer Sehnſucht von Millionen Kinderherzen; durch ihn iſt unſer Weihnachtsfeſt zum ſchönſten auf dem weiten Erdenrund geworden.

Auch an manche andere, noch jetzt in unſerem Volksleben lebendige Sitte erinnert die Tanne. Es iſt eine allgemein verbreitete Sitte, beim Richten eines Hauſes einen Mai- oder Tannenbaum auf den Giebel desſelben zu nageln. Die geſchmückte Tanne oder, wie in vielen Gegenden, nur ein geſchmückter Kranz, ſollen von dem neuerbauten Hauſe Blitz und Sturm fernhalten und das Haus bis auf Kindeskind grünend und blühend erhalten. Die Richttanne ſtellt den Genius des Wachsthums dar, der als guter Hausgeiſt alle Zeit über der neuen Wohnſtätte walten möge.

„Die Heiligkeit der Pflanzen hört bei keiner Klaſſe derſelben auf, wie ſie bei keiner anfängt," ſagt Henne am Rhyn; „es werden unter dem zahlloſen Heere ihrer Arten ſchwerlich viele zu finden ſein, welche nicht in der Mythe oder wenigſtens in deren entſtelltem Ueberreſte, dem Aberglauben, eine Rolle ſpielen." Für das nähere Studium ſei auf die am Schluſſe erwähnte Literatur hingewieſen, vor Allem auf die Werke von Perger, Reling und Bohnhorſt, Roſenkranz und Warnke. Nur die Lieblingsblumen des deutſchen Volkes, die Roſe und die Lilie, mögen noch Erwähnung finden.

Wie die Eiche die Königin des Waldes, ſo iſt die Roſe ihrer Schönheit und ihres bezaubernden Duftes willen die Königin des Gartens und der Blumen. Keine Blume iſt von Alters her ſo geehrt, keine ſo geliebt, keine ſo oft beſungen worden, wie ſie. Schon im hohen Alterthum galt ſie als ein Sinnbild der Liebe, der Freude und Luſt, der Anmuth und Zärtlichkeit. Auch bei unſeren Vorfahren nahm die Roſe eine hervorragende Stelle ein, und mehrfach begegnen wir derſelben in der deutſchen Mythologie und dem Volksglauben. So führt

Loki den Frühling dadurch herbei, daß er die winterliche Erde zum Roſenlachen zwingt; denn ſobald die Wintergöttin lacht, ſchmilzt Schnee und Eis, der Frühling hält ſeinen Einzug und ſchmückt die Flur mit Roſen. Der Dornbuſch der wilden Roſe war den germaniſchen Völkern ein Bild des Feuers, und da die dereinſtige Vollendung der Welt durch Feuer geſchehen ſollte, ſo war ihnen der Dornbuſch ein Bild des Weltunterganges. Deshalb heißt's im Rheinlande, in welchem ſich noch die ſchöne Sitte erhalten hat, Jungfrauenleichen mit Kränzen von wilden Roſen zu ſchmücken, der Weltuntergang und das jüngſte Gericht ſeien nahe, ſobald der Roſenſtrauch zweimal in einem Jahre geblüht habe. Die Heckenroſe oder wilde Roſe, welche mit ihren dornigen Zweigen ein für Menſchen und Thiere undurchdringliches Dickicht bildet, ſoll mit Vorliebe an ſolchen Orten wachſen, an denen einſt heilige Haine geſtanden oder die zu Opfer- und Begräbnißſtätten gedient haben. Sie verdankt ihr Entſtehen dem Umſtande, daß einſt Maria die Kleider des Jeſuskindleins zum Trocknen über dieſen Strauch breitete. Dieſe Sage erinnert an das germaniſche Heidenthum. Noch heute erwartet man im Volke, beſonders in Norddeutſchland, wenn es die Woche hindurch geregnet hat, am Ende derſelben ſchönes Wetter, denn „Frau Holle muß zum Sonntag ihren Schleier trocknen"; ſie hängt ihn auf Roſenbüſche, und darum erblühen die Roſen ſo ſchön. Hexen und Werwölfen war die wilde Roſe gefährlich; brach eine Hexe einen Zweig von ihr, ſo war ſie entlarvt, und der Werwolf ward durch die Berührung dieſes Strauches wieder zum Menſchen. Sie galt auch als Vorzeichen des Todes. Als letzten Reſt dieſer Anſchauung kann man den noch heute anzutreffenden Aberglauben anſehen, daß eine einzelne im Herbſte aufblühende Roſe den Tod eines Familiengliedes ankündet. — Die Monatsroſe iſt nach der Sage aus einem in das Meer gefallenen Tropfen von

Chriſti Blut entſtanden. Auch die nach unten gebogenen Stacheln weiß die Sage zu erklären. Der vom Himmel geſtürzte Luzifer hatte ſich einen Strauch mit langen Ruthen und voller Dornen geſchaffen, um an dieſen Gerten wie an einer Leiter wieder in den Himmel zu ſteigen. Als aber der Herr ſeine Abſicht merkte, bog er die Zweige nieder. Der hierüber erzürnte Teufel krümmte auch die Dornen (Stacheln), ſo daß ſie fortan Alles, was ſie berühren, feſthalten.

Nach der Meinung des Volkes wachſen Roſen nicht gern da, wo ein Todter liegt, und wenn man einem Todten Roſen mit ins Grab giebt, ſo welkt der Strauch, der ſie getragen hat. Werfen Liebende Roſenblätter in einen Bach und ſchwimmen zwei dieſer Blätter, ohne ſich zu trennen, mit einander, ſo kommt das Paar dereinſt zuſammen.

Unter den ſich an die Roſe anknüpfenden Sitten ſind beſonders die Roſenfeſte zu erwähnen, die in Frankreich, Deutſchland und anderen Gegenden gefeiert wurden. Am Roſenfeſte wurde über die Sitte und das Betragen der jungen Mädchen eines Ortes Gericht gehalten, und dasjenige, welches den Eltern am gehorſamſten und außerdem in ihrem Wandel am tugendhafteſten geweſen war, wurde mit einem Roſenkranze geſchmückt und als „Roſenkönigin“ allgemein geachtet. — Gleich den Römern hingen auch die Deutſchen bei ihren Gelagen eine Roſe als Sinnbild der Verſchwiegenheit an die Decke des Zimmers, weil ſie ihr Inneres durch eine Menge Blätter verbarg; man vertraute ſich Geheimniſſe sub rosa (d. i. unter den Roſen) an und ein deutſcher Reimſpruch heißt:

„Was wir koſen,
Bleib' unter den Roſen.“

Neben der Roſe, der unbeſtrittenen Königin der Blumen, iſt die Lilie eine Lieblingsblume des deutſchen Volkes. Schon bei den alten Kulturvölkern war ſie beliebt und verehrt; bei den

Römern galt ſie als Zeichen der Hoffnung, bei den Morgenländern war ſie das Sinnbild der Reinheit und Unſchuld, andererſeits aber auch ein Symbol des blaſſen Todes. Nicht nur erhielt die holde, lebensfrohe Jungfrau bei feierlichen Anläſſen Lilien geſchenkt, ſondern Lilien wurden auch zum Zeichen der Trauer und Treue als letzte Liebesgabe der Dahingeſchiedenen auf den Sarg gelegt. Bei den feierlichen Proceſſionen der Katholiken am Frohnleichnamsfeſte tragen heute noch weißgekleidete Mädchen außer ſonſtigen auf das Feſt hindeutenden Inſignien vor Allem weiße Lilien in der Hand. — In der deutſchen Mythologie trägt der Gott Thor in der rechten Hand den Blitz und in der linken das Scepter, welches mit einer Lilie gekrönt war. Daß die Lilie aus den Gräbern von Liebenden und unſchuldig Hingerichteten hervorſproß, wurde erwähnt. Wenn ſie auf der Friedſtätte unſchuldig Ermordeter erſcheint, ſo iſt ſie ein Zeichen der kommenden Rache; entſprießt ſie auf dem Grabhügel eines armen Sünders, ſo kündet ſie Vergebung, die Sühne der Todesgottheiten an. Endlich gilt die Lilie auch als ein Gruß des Todten an den zurückbleibenden Lebenden; daher die Sage, daß der Geiſt des Verſtorbenen ſelbſt die Blume auf ſein Grab gepflanzt habe:

„Drei Lilien, drei Lilien,
Die pflanzt' ich auf mein Grab — —
Die ſoll ja mein Feinsliebſter
Noch einmal ſeh'n."

Während des Mittelalters wurden beſonders in den Kloſtergärten die Lilien von den Mönchen gehegt und gepflegt. Das unwiſſende Volk, welches wohl ab und zu einen Blick in dieſe Pracht warf und die herrlichen Blumen ſah, legte ihnen für das Leben der Mönche eine beſondere Bedeutung bei, und bald gingen im Volke die wunderlichſten Sagen über die Lilien um. Grimm führt folgende Sage an: Wenn einer der Mönche im

Kloſter Korvey an der Weſer ſterben ſollte, fand er drei Tage vor ſeinem Tode eine weiße Lilie in ſeinem Chorſtuhl, und wie dieſe Lilie welkte, ſo welkte auch er. Einſt war einer dieſer Mönche ſehr ehrgeizig und wünſchte ſelbſt Prior zu werden; deshalb verſchaffte er ſich heimlich einen Lilienzweig und legte denſelben in den Chorſtuhl des ſiebzigjährigen Priors, der über dieſe Blume ſo ſehr erſchrak, daß er wirklich nach drei Tagen verſchied. Der Mönch wurde nun ſelbſt Prior, aber er hatte im Leben keine fröhliche Stunde mehr, ſein Gewiſſen beunruhigte ihn, und ernſt und verſchloſſen verbrachte er ſeine Tage. Auf dem Todtenbette bekannte er ſpäter ſeine That.

Gar lieblich iſt die Sage, wie die Lilienglocken beſonders den Elfen dienen, um die andächtigen, frommen Brüderchen zum Gebet zu rufen. Eine jede Blume hat ihren Elf, der mit ihr geboren und mit ihr wieder vergeht. Bricht der Abend herein und wird es im Garten ſtiller und ſtiller, ſo eilt ein Elf an den zarten Lilienſtengel und rüttelt daran, bis die Glöckchen läuten. Bei dieſen Blumentönen erwachen die Schläfer rings umher, ſchlüpfen aus ihren Verſtecken und pilgern ſchweigend und ernſt der Lilie zu, um in ihr als ihrem Dome zu beten. Andächtig knien ſie nieder, falten ihre Händchen und danken dem gütigen Schöpfer für alles Gute, das er ihnen ſchenkte. Haben ſie ihr Gebet beendet, ſo eilen ſie zurück zu ihren zarten Blumenbettchen und ſchlummern ohne Sorge und Kummer im Vertrauen auf den gütigen Vater ein, deſſen Auge über ihnen wacht.

„Kind, mein Kind, hörſt du die Abendglocken,
Komm und falte betend deine Hände;
Und dann wirſt du auch ſo ſelig ſchlummern,
Wie der Elfe dort im Lilienkelche!“

So verehrten unſere Vorfahren die Pflanzenwelt, ſie als Wohnſtätte der Götter oder götterhafter Weſen betrachtend, in inniger Liebe und Zuneigung. Jener religiöſe Kultus, jener

Glaube an die Gleichartigkeit des Menſchen und des Baumes, an die wunderbare Zauberkraft der Pflanzen iſt mehr oder weniger geſchwunden, — die altgewohnte Liebe und Zuneigung jedoch hat ſich bis heute erhalten und zeigt ſich in der ſorgſamſten Pflege dieſer lieblichen Kinder der Natur bei Hoch und Niedrig, bei Alt und Jung, in der Hütte des armen Arbeiters wie im Palaſt der Fürſten und Könige.

Literatur.

Außer eigenen Aufzeichnungen und einem kleineren Aufſatze von Rich. Krämer in der Zeitſchrift „Bildungsverein“ (1898) wurden benutzt:

1. Albers, Lebensbilder aus der deutſchen Götter- und Heldenſage. 2. Aufl. Leipzig 1887.
2. Edda, Die, deutſch von Jordan. Frankfurt 1889.
3. Grimm, Deutſche Mythologie. 4. Aufl. Berlin 1878.
4. „ Deutſche Sagen. 3. Aufl. Berlin 1891.
5. Henne am Rhyn, Die deutſche Volksſage. 2. Aufl. Leipzig 1879.
6. Hermann, Paul, Deutſche Mythologie. Leipzig 1898.
7. Mannhardt, Wald- und Feldkulte. Berlin 1875.
8. Perger, Ritter von, Deutſche Pflanzenſagen. Stuttgart 1864.
9. Reling und Bohnhorſt, Unſere Pflanzen u. ſ. w. 3. Aufl. Gotha 1898.
10. Rochholz, Deutſcher Glaube und Brauch im Spiegel der heidniſchen Vergangenheit. Berlin 1867.
11. Roſenkranz, Die Pflanzen im Volksaberglauben. Kaſſel 1893.
12. Simrock, Deutſche Mythologie. 3. Aufl. Bonn 1869.
13. Söhns, Unſere Pflanzen u. ſ. w. Leipzig 1897.
14. Zingerle, Sitten, Bräuche und Meinungen des Tiroler Volkes. 2. Aufl. Innsbruck 1871.
15. Warnke, Pflanzen in Sitte, Sage und Geſchichte. Leipzig 1878.

UNIVERSITY OF CALIFORNIA

UNIVERSITY OF CALIFORNIA LIBRARY
BERKELEY

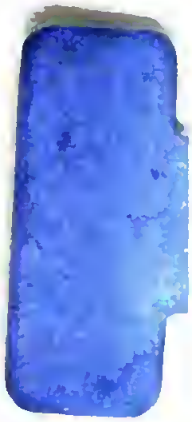
Return to desk from which borrowed.
This book is DUE on the last date stamped below.

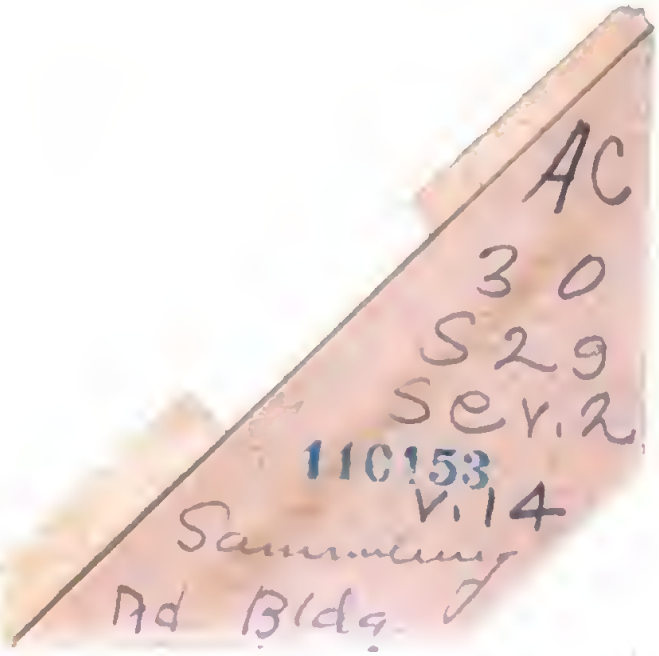
JAN 29 1948

STORAGE
ANNEX

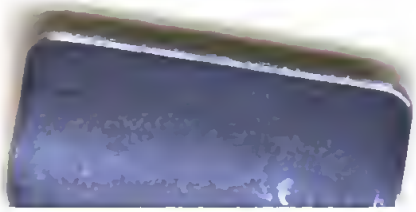
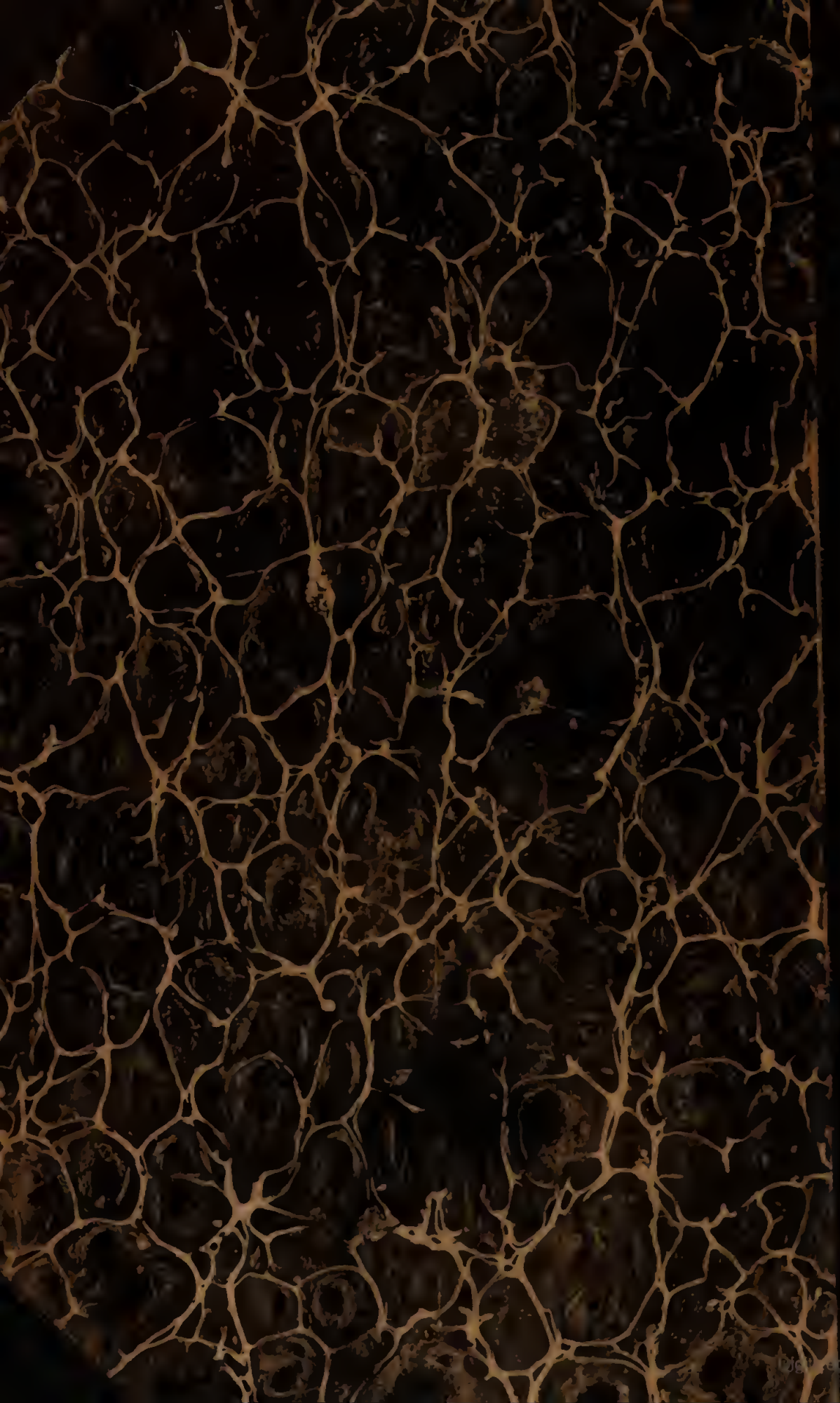
LD 21-100m-9,'47(A5702s16)476

YC 04971





Rd
3



Digitized by Google